Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXIX.

(Oktober — November — Dezember 1906.)

86606
29/4/07

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg**, (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.129

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertneunundzwanzigsten Bande (Oktober — Dezember 1906).

		Seite
I.	Keine Brücke. Eine Erzählung von **Ernst Zahn.** I. . .	1
II.	Königin Luise im Kriege von 1806. Von **P. Bailleu**	32
III.	Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Gefallen im Gefecht von Saalfeld am 10. Oktober 1806	56
IV.	Ein Brief aus den Oktobertagen des Jahres 1806. Von Professor Dr. **Bernhard Schmidt** in Freiburg i. Br. . .	63
V.	Carl August auf dem Fürstentage in Dresden 1812. Von **Hermann Freiherrn von Egloffstein**	69
VI.	Drei Frühlingsfahrten in den Orient. Stimmungsbilder von Generalleutnant z. D. **von Hoffmeister.** I. . . .	91
VII.	Maria Stuart. Die Katastrophe und die Kassettenbriefe. 1566—1568. Von **Lady Blennerhassett**	114
VIII.	Die Heimkehr. Aus dem Englischen des Joseph Conrad von **Rudolph Lindau.** I.	131
IX.	Eine Reaktion in der Frauenfrage	143
X.	Politische Rundschau	148
XI.	Theodor Fontane als Erzähler. Von **Karl Frenzel** .	153
XII.	Mazedonien. Von **A. Thumb**	157
XIII.	Literarische Notizen	159
XIV.	Literarische Neuigkeiten	160
XV.	Keine Brücke. Eine Erzählung von **Ernst Zahn.** II. (Schluß)	161
XVI.	Das neunzehnte Jahrhundert im Spiegel der klassischen Dichtung des achtzehnten. Von **Bernhard Suphan**	184
XVII.	König Wilhelm und Bismarck in Gastein 1863. Ein neuer Beitrag zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen". Von **Max Lenz.** I.	197
XVIII.	Drei Frühlingsfahrten in den Orient. Stimmungsbilder von Generalleutnant z. D. **von Hoffmeister.** II. (Schluß)	219

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Brahms und das Volkslied. Von Dr. **von Graevenitz** 229
XX. Maria Stuart. Die Katastrophe und die Kassettenbriefe. 1566—1568. Von **Lady Blennerhassett.** II. (Schluß) . . 246
XXI. Holland als Kolonialmacht. Von **Adolf Mayer** . . . 260
XXII. Die blaue Glasvase von Pompeji. Von **Friedrich Adler** 279
XXIII. Die Heimkehr. Aus dem Englischen des Joseph Conrad von **Rudolph Lindau.** II. (Schluß) 286
XXIV. Der Pommersche Kunstschrank. Von **Julius Lessing** . 308
XXV. Politische Rundschau 312
XXVI. Literarische Notizen 318
XXVII. Literarische Neuigkeiten 319
XXVIII. Der Führer. Eine Erzählung von **Margarete Siebert.** I. 321
XXIX. König Wilhelm und Bismarck in Gastein 1863. Ein neuer Beitrag zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen". Von **Max Lenz.** II. (Schluß) 354
XXX. Moderne Tendenzen der Armenpflege. Von **E. Muensterberg** 363
XXXI. England und Europa vor hundert Jahren. Von **G. Egelhaaf** 389
XXXII. Zu Wasser. Von **Marie von Bunsen.** I. 404
XXXIII. Italien und Frankreich in Nordafrika (Tunesien). Von **Theobald Fischer** 429
XXXIV. Naturerkennen. Von **J. Reinke** 452
XXXV. Marie von Olfers. Von **Marie Kirschner** 459
XXXVI. Politische Rundschau 463
XXXVII. Schiller und Frankreich. Von **Lady Blennerhassett** . . 469
XXXVIII. Schiller und Berlin. Von **Reinhold Steig** 472
XXXIX. Literarische Notizen 474
XL. Literarische Neuigkeiten 477

Keine Brücke.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

Erstes Kapitel.

Die Sonne fiel in die Fenster. Jedes aus der langen Reihe bekam seinen Teil, nahm ihn durstig auf — denn auf der Johannes-Hofstatt waren die Häuser nicht durch ein Übermaß von Sonne verwöhnt — und warf ihn treulich in die große, niedere Pfarrhausstube. Ein Strahl traf den weißgescheuerten Boden, ein andrer die bauchige Kommode mit dem schweren Messingbeschlag, einer den ovalen, großen Tisch mit der gehäkelten Decke, und in einer Ecke setzte sich ein Lichtschimmer dem Gipsenglein an der schönen Stukkaturdecke auf die Stumpfnase. Der junge Pfarrer Ludwig Heß und seine Mutter saßen in einem Schattenwinkel. Aber das Licht einer nach der engen Seitengasse hinausgehenden Scheibe fiel auf beide und auf das alte, große, mit Leder bezogene Sofa, auf dem sie sich niedergelassen hatten, in der einen Ecke der Sohn, in der andern, ein ganzes Stück von ihm ab, die Frau Säckelmeisterin, seine Mutter. Beide führten ein stilles, ernsthaftes Gespräch; der Pfarrer fragte, und die alte Frau gab Antwort. Sie war zu Besuch gekommen, und der Sohn wollte vieles aus dem einsamen Hause am See wissen, in dem er das einzige Kind gewesen und die Mutter eine Witwe war. Alle Kleinigkeiten wollte er wissen.

„Und die Grite, die Magd? — Und haben die Lärchen schon Nadeln? — Und was macht Tiger, der Kater?"

Während er fragte, glitt ein behagliches Lächeln durch sein Gesicht, die verträumt blickenden, merkwürdig hellen, blauen Augen leuchteten von einer innerlichen Freude, und manchmal warf er mit einer raschen Bewegung des Kopfes die weiche, blonde Haarsträhne zurück, die sich immer in seine hohe, freie Stirn drängte. Die Frau Säckelmeisterin gab ihren Bescheid, wie er fragte, langsam und lächelnd, saß aufrecht, aber den Rücken an das Sofa-

polster gelehnt, die schlanken Hände im Schoß. Diese, die weiß, gepflegt und vornehm waren, hoben sich wie aus Marmor geschlagen von dem schwarzen Seidenkleide ab, das sie trug. Während ihres Gespräches sahen sie einander nicht an, sagten vielmehr ihre Worte in einer versonnenen Weise vor sich hin, die genugsam die Freude bekundete, mit der sie von Dingen sprachen, die ihnen lieb waren, und die Zufriedenheit, in die der stille Gedankenaustausch sie versetzte. Beide waren jeder Neugier oder Vorlautheit bar und zeigten eine feine Zurückhaltung, so daß diese Menschen zu der sonnigen, einfachen und doch Wohlhabenheit verratenden Stube in schönem Verhältnis standen. Daß sie Mutter und Sohn waren, vermochten sie nicht zu leugnen; denn ihre Gesichter hatten denselben Schnitt, und wenn auch bei dem jungen Pfarrer Mund und Kinn, die bei der Mutter von edler und scharfer Zeichnung waren, durch den blonden Christusbart verdeckt waren, so ließen sich doch die Linien erraten, und beide hatten die starke, gerade Nase gemeinsam, die ein Merkmal des alten Geschlechts der See-Heß war.

Von dem Hause am See kamen Mutter und Sohn auf die Gesundheit der Frau Säckelmeisterin und auf die Amtstätigkeit des Pfarrers an der Johanneskirche zu St. Felix. Lange aber sprachen sie nicht von dem, was sie am meisten bewegte, kamen dazu erst, als ein Dienstmädchen in sauberer, weißer Schürze den Tisch zum Kaffee gedeckt und diesen für den geistlichen Herrn und seinen Gast aufgetragen hatte. Da erhob sich die Frau Säckelmeisterin, strich das graublonde Haar an ihren Schläfen mit den Fingern zierlich glatt und bewegte sich in einer altväterischen Anmut zum Tisch, an dem sich der Sohn ihr gegenüber niederließ. Der Augenblick, während dessen sie aufrecht nebeneinander gestanden, hatte gezeigt, daß der Sohn die zierlich und schlank gewachsene Mutter körperlich um einen Kopf überholt hatte, in seinem Benehmen gegen sie aber lag noch immer eine schöne, wohl kaum in Wirklichkeit bestehende, sondern von ihm frei, für gut und dem Alter schuldig befundene Abhängigkeit.

„So kommt sie erst nach Abgang meines Schiffes mit den Kindern zurück, deine Frau?“ begann die Frau Säckelmeisterin und schnitt auf ihrem Teller mit den feinen und starken Fingern geräuschlos ein Stück des gelben Langbrotes ab. Damit hatte sie das Gespräch auf dasjenige gebracht, was die Mutter am meisten beschäftigte. Der Wunsch, einen Blick in das Familienleben des Sohnes zu tun, war immer der Beweggrund für die nicht häufigen Besuche, die die einsam lebende Frau in St. Felix, der Stadt, machte.

Pfarrer Heß hob den Blick und, ihn auf sein Gegenüber richtend, gab er, wie er ihr schon bei ihrem Kommen bedauernd auseinandergesetzt, Bescheid, daß seine Frau mit den zwei Kindern den Tag bei ihrer Mutter verbringe und von solchen Besuchen erst nach Eindunkeln heimzukommen pflege. „Aber,“ fügte er, rasch aufstehend, hinzu, „da fällt mir eben ein, ich könnte Hedwig Nachricht schicken, daß du hier bist, Mutter.“

„Nein, nein, laß,“ wehrte sie in ihrer bestimmten Art ab. Und er war so an ein kurzes, unverschnörkeltes „Ja“ und „Nein“ der Mutter gewöhnt, daß er von der Tür zurücktrat, der er sich genähert hatte.

„Wir waren auf die liebe Überraschung nicht gefaßt," sagte er, während er sich an seinen Platz begab.

„Ich hätte die Kinder wohl gern gesehen," meinte die Frau Säckelmeisterin.

„Wir schicken sie dir wieder einmal über den Sonntag," entgegnete Heß.

„Ja — sieh einmal — nun sind sie während der Woche schon beide nicht mehr zu haben," sagte gedankenvoll die Mutter.

„Freilich, die Zeit geht!" stimmte der Pfarrer bei. „Nun ist Else schon sieben, Johann Jakob schon sechs."

Mit dem kleinen Hin und Her solcher Bemerkungen kamen sie, während sie über ihren Tassen saßen, auf die Vergangenheit zu sprechen und gingen dabei beide vielleicht unbewußt und unter innerlichem Zwang an der Gegenwart vorbei, von der es sich weniger leicht sprach.

„Vorgestern haben sich die ersten acht Ehejahre erfüllt," sagte Pfarrer Heß.

Die Frau Säckelmeisterin nickte nur. Sie bestrich ihre dünne Brotscheibe mit Butter und schien ganz in die sorgfältige Beschäftigung, die ihre Hände taten, vertieft.

Ihr Sohn lehnte sich in seinen Stuhl zurück, er hatte seine Mahlzeit beendet. „Wir haben gestern noch darüber gesprochen, wie das sich alles so gemacht hat, Hedwig und ich," fuhr er in einem ernsthaften Ton fort, der leiser wurde, je mehr er, in seine eigenen Gedanken sich einspinnend, halb zu sich selber zu sprechen begann. „Ich sehe sie noch heute, wie ich sie zuerst im Hause ihres Vaters gesehen habe, die Hedwig. Es war, wie ihr Vater den Schlaganfall hatte, an dem er starb. Sie hatten mich geholt. Ich war noch Helfer derzeit. Sie, Hedwig, hatte allein den Kopf noch klar. Ihre Mutter war wie von Sinnen; der Bruder, Karl, wußte sich nicht umzutun, lief in dumpfer Verwirrtheit planlos herum. Die zwei Mägde standen und rangen die Hände über das Unglück. Da schien die Tochter, die die jüngste im Hause war, gleichsam zu erwachen. So zart sie damals war, sie war auf einmal die Starke und Entschlossene, ordnete das und jenes, gab dem Bruder die Fassung zurück und wußte die verzweifelnde Mutter zu beruhigen."

Pfarrer Heß wendete sich seitwärts. Sein Blick ging ins Leere, als sehe er die vor sich, von der er sprach. Immer noch fuhr er weiter, als malte er für sich selber ein Bild, immer deutlicher, immer noch da ein Licht und dort eines setzend. Es war, wie wenn ihn ein plötzliches und heftiges Bedürfnis triebe, gerade in diesem Augenblick sich neu und deutlich zu erklären, wie es gekommen sei, daß er Hedwig Reimann kennen gelernt und zu seiner Frau gemacht hatte.

Die Frau Säckelmeisterin legte geräuschlos ihr Messer auf den Tisch, wischte die Fingerspitzen an der Serviette rein und ließ den Rücken an der Stuhllehne ruhen. Indessen hafteten ihre klugen Augen auf des Sohnes Gesicht. Sie unterbrach ihn nicht, und ihre Züge blieben so still wie immer, aber sie hörte aus seinen Worten dennoch den seltsamen Fleiß heraus, mit der er sich die Vergangenheit deutlich machte, als wäre heute nicht mehr alles so natürlich an dieser Vergangenheit, wie es damals gewesen war. Und der

Blick der Frau Säckelmeisterin wurde schärfer. Eine fast strenge Klarheit kam hinein. Es war nun schon lange Zeit, daß sie mit solchem Blick in das Leben des Sohnes schaute, ohne einer leisen Sorge, die in ihr war, Ausdruck zu geben, ohne bei dem Sohne eine offene Bestätigung für die Begründetheit dieser Sorge zu finden, und doch von einer innerlichen Unruhe erfaßt, die sie diesmal früher als sonst zu einer Wiederholung ihres Besuches im Pfarrhause gedrängt hatte.

So plötzlich, wie er in seine Worte und Gedanken sich eingesponnen, erwachte der junge Pfarrer daraus, als er bemerkte, daß die Mutter vielleicht geraume Zeit schon schweigend und untätig dasaß. Es war, als käme flüchtig ein leises Rot in seine Wangen. Er wechselte das Gespräch, hob mit Lebhaftigkeit von den Kindern zu sprechen an und redete sich bald in Eifer über dem Erzählen kleiner Klugheitsbeweise seines Knaben und in der Schilderung der Anstelligkeit, mit der sein Töchterchen seit wenigen Tagen ihr erstes Strickzeug handhabe.

Zweimal ging dann die schrille Klingel, die Besucher ankündigte. Pfarrer Heß empfing sie in seinem neben der Wohnstube liegenden Arbeitszimmer. Als er dort wieder allein war, rief er, am Schreibtische sitzend, die Mutter zu sich. „Du hast es immer gemütlich gefunden hier," sagte er und hieß sie sich zu ihm setzen. Sie sah nach der Uhr, sprach vom Abgang ihres Schiffes, aber er lachte sie aus. Noch eine ganze Stunde bliebe ihr Zeit, und er machte ihr selbst das Kissen im Lutherstuhl zurecht, setzte sie hinein und trat dann zu einem an der jenseitigen Wand stehenden Klavier, dessen Deckel er aufschlug. Ohne ein Wort ließ er sich daran nieder und hob zu spielen an — Chopin, ein Notturno. Er hatte starke, weiße Hände, die das Instrument mit einer unaufdringlichen, schlichten und um so innerlicheren Kunst meisterten. Über das schöne, dunkle Zimmer lagerte sich eine eigentümliche Stimmung. Es hatte nur ein Fenster nach der engen Gasse hinaus; so lag seine eine Hälfte, in der an der einen Wand der Schreibtisch, an der andern das schwarze Klavier standen, in tiefer Dämmerung. Die Frau Säckelmeisterin saß in der Nähe des Fensters, und ihre schlanke und zierliche Gestalt war voll beleuchtet. Sie saß vornüber gebückt, den einen Arm leicht auf die Stuhllehne gestützt und den Kopf in die Hand gelegt. Das Licht erhöhte den grauen Schimmer ihres hellen Haares und ließ die feine Linie ihres Profils deutlicher erkennen. In ihrem seidenen Kleide und während sie fast regungslos lauschend dasaß, war sie wie das dritte zu den zwei alten Bildern, die an der Wand hingen und die Großeltern des Pfarrers in ihrer altbürgerlichen Vornehmheit zeigten.

Pfarrer Heß spielte. Er saß aufrecht und schlank in schwarzem Gehrock am Klavier. Über seinem blonden Kopf auf an der Wand befestigten Konsolen standen zwei weiße Marmorbüsten: Beethoven und Chopin. Etwas von der Melancholie der wundervollen Musik lag über der dämmerigen Stube und ihren zwei Gestalten, aber auch eine große Ruhe und eine vornehme, unwillkürliche Würde, die von den beiden Menschen ausging. Und es war, als würde jetzt das laut zwischen ihnen, was sie in Worten vorhin nicht sagen konnten, weil es nicht ihre Art war, über dritte zu reden: das, weshalb die alte

Frau gekommen war, und das, um dessentwillen der Sohn so eifrig die Vergangenheit hervorgeholt hatte.

Als Heß endete, blieb er einen Augenblick über das Klavier geneigt sitzen. Dann drehte er sich langsam nach der Mutter um und zeigte ihr ein heiteres Gesicht.

„Das ist das Herkommen wert gewesen," sagte sie. „Ich höre dich jetzt so selten spielen."

Damit erhob sie sich und trat in die Wohnstube zurück, nahm den haubenartigen Hut und setzte ihn auf. Der Sohn legte ihr die Mantille um und nahm selbst seinen Hut.

„Du willst mich begleiten?" fragte sie, und er bejahte.

Seite an Seite verließen sie das Haus. In der Gasse reichte er der Mutter den Arm. Dann schritten die zwei schlanken Menschen langsam durch dunkle, steile Gassen abwärts helleren Straßen und der Dampfbootlände zu. Sie sprachen nicht viel und alltägliche Dinge, kamen manchmal auf die Kinder zurück, und solange sie von ihnen redeten, leuchteten ihre Gesichter auf. Erst als sie schon den See, graublau, unter helleren, sonnenbeglänzten Wolken liegen sahen, kam Pfarrer Heß wieder auf Amt und Arbeit zu sprechen und vergaß sich im Erzählen. „Ich weiß nicht, warum ich es ihnen so recht mache. Unsre Kirche ist bald zu klein am Sonntag, Mutter." Er sagte das in einer schlichten Vertraulichkeit und sah glücklich aus. Die behandschuhte Hand der Frau Säckelmeisterin rutschte ein klein wenig auf seinem Arm und legte sich mit den Fingerspitzen auf die seine; sie sah dabei nicht auf, und doch lag in ihrer Gebärde ein stiller Beifall. Er führte sie über den Schiffsdamm und das Einsteigebrett zu ihrem Platze in der Kajüte. Als er sich verabschiedete, stand er vor ihr wie vor einer ganz großen Dame mit entblößtem Kopf. „Ich danke dir für den Besuch, Mutter."

„Schicke mir die Kinder bald," sagte sie. „Und komme selbst bald wieder. Und grüße die Kinder von mir."

„Gewiß, gewiß," gab er zurück.

Als er sich schon der Tür näherte, sagte die Frau Säckelmeisterin: „Grüße auch deine Frau."

Er dankte, nickte ihr zu und ging. Ihre letzten Worte klangen in ihm nach, während er auf Deck und an Land stieg. Sie hatte diese Worte gesagt, weil sie nie die kleinste Höflichkeit versäumte und in ihrem ganzen Leben die Gerechtigkeit selber war; aber er wußte doch, daß nur die Höflichkeit sie gesprochen hatte. Und während er heimwärts schritt mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen und langsam, sann er darüber nach, wie es sei, daß die zwei Frauen, die ihm im Leben am nächsten standen, einander so fremd waren. Seine Gedanken waren so geschäftig, daß er niemanden erkannte, der ihm begegnete, und drei-, viermal, spät und zerstreut an den Hut griff, wenn ein Vorübergehender ihn begrüßt hatte. Die Gedanken erzählten ihm eine ganze Geschichte. Die seine! Er kam nicht zu Ende damit, solange er in der Straße ging. Zu Hause fand er jedoch Frau und Kinder noch immer nicht zurückgekehrt. Da setzte er sich in seiner Studierstube in den Sessel, in dem

die Mutter gesessen hatte, und spann weiter an dem, was er von der Straße hereingetragen.

Die Sorge hatte die Mutter hergetrieben! Viele Jahre hatte sie diese Sorge schon in sich, aber es war, als wüchse sie mit den Jahren. Wuchs sie noch? Wurden die Zweifel immer größer? Zweifel? Nun war es schon eine Gewißheit: er, der Pfarrer Ludwig Heß, der die Menschen lehren wollte, wie sie glücklich würden, wußte es nicht zu sein! Und weshalb nicht? Er hatte eine völlig sorgenfreie Existenz, zwei Kinder — zwei liebe Kinder — und eine reiche, hübsche, tüchtige Frau. — Wie sie damals bei des Vaters Tod wacker aufrecht gestanden war mitten im Jammer und Wirrwarr der andern! Das hatte ihn mächtig gepackt! Er sah sie oft nachher, immer war sie der gute Geist in ihrem Hause. Dann erkannte er, daß er ihr not tat, daß sie mit einer Art Angst dem Tag entgegensah, da er seine Trostbesuche einstellen würde. Er empfand Mitleid. Dann — dann liebte er sie, jung wie er war. Er ließ seinen Eltern, dem strengen und aufrechten Vater, der stillen Mutter gegenüber, ein Wort fallen: er gedenke Hedwig Reimann ihnen als Tochter zuzuführen. Die beiden Alten saßen vornehm und gelassen auf ihren Stühlen und lächelten ungläubig.

„Die Tochter des reich gewordenen Weinhändlers — es ist nicht dein Ernst, Ludwig," sagte die Mutter.

„Während du nur auszulesen brauchst unter den alten Familien unsrer Stadt," fügte der steifere Vater hinzu.

Da quoll in ihm etwas heiß auf wie Begeisterung und Entschluß. Die gegenseitige Absonderung der Stände, war das nicht eine Klage in der Stadt, in seiner Zeit! Und er war Prediger, ein Prediger nicht nur des Wortes, sondern des Beispiels! Und er sollte nicht eine Brücke zu schlagen vermögen über die Kluft, die seit zu langer Zeit bestanden, sollte zurückschrecken davor, zu zeigen, daß Menschen Menschen seien, und den Mut nicht haben, das Außergewöhnliche zu tun, nur weil es außergewöhnlich war! Bald sah er Hedwig mit ganz andern Augen an. Er begann, sie zu lieben wie seinen Beruf. Etwas Hohes schien ihm an ihr, während sie ihm zugleich wieder wie das Opfer eines ungerechten Vorurteils erschien, dem er, der Pfarrer und Menschenlehrer, Beistand schulde. Seine Liebe zu dem Mädchen wuchs mit dem Mitleid für dasselbe und der Begeisterung für seine berufliche Lebensaufgabe. So hielt er dem Mädchen, das ihn wieder liebte, Treue, machte sie zu seiner Braut und Frau.

Der Vater erlebte seine Hochzeit nicht. Ein plötzlich auftretendes Leiden, das ihn seiner geistigen Fähigkeiten beraubte, hatte ihn schon vor der Verlobung des Sohnes zu keinem Einspruch mehr kommen lassen. Die Mutter aber war eine innerlich zu vornehme Frau, als daß sie nicht das eigene Widerstreben überwunden und versucht hätte, des Sohnes sieghaften Glauben, daß diese Ehe das Rechte sei, zu teilen. Sie mahnte, solange jener unentschlossen war; als sie seinen festen Willen erkannte, sah sie ihn ruhig an und sagte: „Du sollst nicht empfinden, als ob deine Mutter einen Schatten in dein Glück geworfen hätte." Und mit einer klugen Hand suchte sie von da

an, zu diesem Glücke beizutragen, was in ihrer Macht lag. Als die Verlobung stattgefunden, lud sie die zukünftige Schwiegertochter zu langem Besuch nach ihrem stillen Seegute ein und suchte sie in der Umgebung heimisch zu machen, für die sie den Sohn erzogen hatte. Ihre Bedenken schwanden nicht, aber auch ihre Hoffnung hielt noch stand. Die Hochzeit wurde gefeiert. Der Reiz des Neuen: die Sonne, die in die ersten Wochen eines jungen Hausstandes hineinleuchtet, ließ auch Ludwig Heß keine Schatten sehen. Und als später kleine Bedrängnisse und Zweifel kommen wollten, kamen die Kinder und brachten ein neues Licht mit sich ins Haus, dessen Helle alles andre verdrängte. Nur die Frau Säckelmeisterin stand längst schon mit sehenden Augen beiseite und wußte, daß die Tage der Enttäuschung für den Sohn langsam, aber stetig näher kamen. Und nun? — Pfarrer Heß lebte die Tage der Enttäuschung. Langsam lebte er sich hinein, wie er in die des Glückes sich hineingelebt hatte. Daß er das tat, dafür war ihm der Besuch der Mutter Beweis, die die Sorge hertrieb, die wachsende Sorge.

Heß legte den Kopf in die Hand und sah vor sich nieder. Aber er war kein Schwächling. Die Brücke, die er hatte bauen wollen, war noch nicht vollendet, die Kluft noch da. Aber konnte nicht immer noch werden, was noch nicht war? Es galt, nur den Mut nicht zu verlieren! Und den Mut besaß er noch. Er erhob sich mit einer raschen Bewegung. Mit dem Gefühl der Hoffnung, das in ihm aufsprang, kam ihm die Fröhlichkeit zurück. Seine Wangen röteten sich: so frei und gut war ihm zumute.

Da scholl die Klingel. Kinderstimmen klangen unten im Flur. Seine Familie kam zurück.

Zweites Kapitel.

„Du hast zwei Teller zuviel aufgelegt, Hedwig," sagte Pfarrer Heß zu seiner Frau, als er am Sonntagmorgen zufällig aus seiner Studierstube trat und sie dabei fand, den Tisch in der Wohnstube zu decken.

Sie errötete jäh bis unter das schöne, blonde Haar. „Ich vergaß ganz, dir zu sagen — Pfarrer Schwarzmann kommt doch auch mit seiner Frau," sagte sie, sah nicht auf und deckte eifrig weiter.

„Schwarzmann?" fragte Heß.

Eine Silbergabel klirrte auf den Tisch. „Ich habe heute früh hinübergeschickt und sie bitten lassen," sagte Frau Hedwig. Nun sah sie den Gatten an. Das Rot in ihrem ebenmäßigen, starken Gesicht vertiefte sich noch. „Ist es dir nicht recht?" fügte sie hinzu. In ihrem Ton war eine leise Ungeduld.

„Gewiß," antwortete er ruhig und ging in seine Stube zurück.

Die Frau Pfarrer setzte ihre Arbeit fort, ging von Tisch zu Schrank, von Stube zu Küche. In ihrer Stirn war eine Falte und die Anmut ihrer Züge durch ein zorniges Spiel der Augen und des Mundes gestört. Wenn sie die Tür schloß, krachte sie, und als sie die Gläser aufnahm, faßten ihre festen, aber wohlgepflegten Hände so hart zu, daß eines davon in Scherben

zerfuhr. Ihr Fuß stampfte den Boden. Die Haltung ihrer kräftigen, geraden Gestalt ließ erkennen, wie der Zorn sie immer mehr übermannte.

Das Scherbenklirren rief Pfarrer Heß aufs neue herbei, und durch die andre Tür steckten die zwei Kinder die Köpfe. Else, das siebenjährige Mädchen, kam herein und las die Scherben zusammen.

„Ist es dir ausgeglitten, das Glas, Mutter?“ fragte das Kind.

„Ich habe mich nur geärgert,“ sagte Frau Hedwig und sah ihren Mann mit den scharfen, blauen Augen an, so daß leicht zu erraten war, über wen sie sich geärgert hatte.

Pfarrer Heß legte die Hände auf die Schulter seines Knaben und führte ihn ins Nebenzimmer.

„Du magst auch kommen, nachher, Else,“ sagte er zu dem Mädchen. „Es ist ein neues Buch da, das euch gefallen wird.“ Er lächelte dazu. Das ärgerliche Wort Frau Hedwigs war wie störender Staub mit geschickter Hand hinweggewischt.

Als die Kinder über dem Buche saßen, kam er zurück. Die Tür der Studierstube zog er hinter sich ins Schloß. „Du hast dich geärgert?“ fragte er gelassen seine Frau, die noch am Silberwandschrank hantierte.

„Soll ich mich etwa nicht?“ fuhr sie laut und heftig auf.

„Die Kinder sind in der Nähe,“ mahnte Heß leise, aber bestimmt.

Da dämpfte sie die Stimme, aber jedes Wort klang heftig, als sie fortfuhr: „Meinst du, ich habe nicht verstanden, was dir vorhin nicht recht war?“

Heß setzte sich an den Tisch und sah sie an. „Mußte ich nicht überrascht sein, daß du Gäste gebeten hast, ohne daß ich davon wußte?“ fragte er.

Frau Hedwig vermied noch immer seinen Blick. Mit starken Schritten ging sie hin und her. „Natürlich, natürlich,“ sprach sie mit verhaltenem Spott und Zorn vor sich hin. „Ich weiß ja, daß du niemanden am Tisch haben willst, wenn meine Leute kommen.“

„Hedwig!“ mahnte Heß.

„Sie sind dir nicht gut genug. Ja, laß mich es nur sagen, und glaube nicht, daß ich es nicht weiß, wie sie dir nicht gut genug sind.“

Nun war ihr Ton wieder laut. Sie kümmerte sich nicht, wer ihr Schmälen hörte. Die herabhängenden Hände geballt, stand sie da, mit glühendem Gesicht. Ihre Augen schimmerten von Tränen. Sie sah schön aus, wie sie so zürnend, stark und aufrecht in ihrem dunkeln Hauskleide und die weiße Schürze vorgebunden, dastand.

„Ich habe dir nie Anlaß gegeben, das zu denken, was du eben sagtest,“ sprach Heß.

Sie wollte antworten, aber er erhob sich. „In einer halben Stunde kommen die Gäste,“ sagte er. „Ich denke, wir zeigen ihnen nicht, daß wir den Sonntag mit Zanken angefangen haben!“ Er trat an sie heran, nahm ihre Hand und hielt sie wider ihren Willen fest. „Sei vernünftig,“ sagte er mit einer tiefen Stimme, „es ist uns doch beiden nicht wohl, wenn Unfriede ist.“

Sie sah zu Boden, schmollte noch; aber seine Ruhe überwand doch ihren Groll. Da ließ er sie und ging zu den Kindern hinüber. Er setzte sich

zwischen diese, die über einem Buche saßen, und legte einen Arm um sein blondes Töchterchen und den andern um den Knaben. „Gefällt es euch?“ sagte er.

Sie blickten ihn mit einer leisen Scheu an, hatten die heftigen Worte der Mutter gehört, und eine Gedrücktheit war in ihrem Wesen; aber als sie sein Gesicht hell sahen, als ob nichts geschehen wäre, fanden sie rasch ihre Munterkeit, rühmten mit erregter Freude das Buch, eine Bilderbibel, und wollten vieles wissen, was sie nicht verstanden. Pfarrer Heß erklärte ihnen Bild um Bild. Zuweilen streifte seine Wange die weiche, weiße des kleinen Mädchens. Dann wieder begegnete sein Blick den braunen, aufmerksamen Augen seines Knaben, der des Großvaters Namen Johann Jakob trug. Aber während er der Kinder Nähe fühlte und zu ihnen sprach, waren seine Gedanken noch bei dem Vorfall von vorhin. „Euer Glück ist bald sprichwörtlich,“ hatte jüngst ein Freund ihm versichert und davon gesprochen, wie von des Pfarrers schöner Häuslichkeit in weiten Kreisen der Stadt die Rede gehe. Wenn der heute, vorhin, in die Stube gesehen hätte! Solche Zwistigkeiten ereigneten sich nicht oft, aber sie zeigten die Kluft, die er hatte überbrücken wollen: offen, immer offen!

Nach einer Weile trat Frau Hedwig ins Zimmer. Ihr Gesicht trug noch immer einen Ausdruck der Verstimmtheit; aber sie gab sich Mühe, sich zu überwinden.

Heß erhob sich und schob den kleinen Johann Jakob auf die Eingetretene zu: „Gib ihr einen Kuß, deiner Mutter.“ So erleichterte er ihr das Einlenken. Er entfernte sich darauf, um den Wein für seine Gäste zu besorgen. Als er nach einer Weile mit einigen staubigen Flaschen ins Wohnzimmer trat, fand er Hedwig beschäftigt, der blonden Else die blaue Schleife neu in das offen über den Rücken fallende Haar zu binden. Er warf ein paar Worte hin: „Recht so, schön machen sollten sie sich noch!“ Da nahm auch Frau Hedwig den leichten Ton wieder auf, zupfte an Elses weißem Kleid und dann an des kleinen Johann Jakobs braunem Samtanzug und meinte, ob sie nicht hübsch aussähen, die Kinder? Sie erhob sich dann selbst und trat vor den an der einen Wand in altem Goldrahmen hängenden Spiegel. Dort steckte sie eine Nadel in ihrem eigenen reichen Haar fester und hatte ihre gute Laune wieder. Als sie sich umwendete, stand sie einen Augenblick zwischen den beiden Kindern, auf eines jeden Schulter eine Hand gelegt. Sie waren eine liebliche Gruppe. Frau Hedwigs Gesicht war wie von Milch und Blut, und ihr Töchterchen schien die schönen Farben von ihr geerbt zu haben, während der Knabe mehr das schmale und blassere Antlitz des Vaters hatte, in dem die ernsthaften braunen Augen doppelt groß erschienen.

Jetzt tönte die Klingel an der Haustür, und Stimmen wurden auf der Treppe laut. Die Kinder sprangen den Ankommenden entgegen, und Heß trat mit seiner Frau unter die Tür, sie zu erwarten. Über die breite, dunkel gebohnte Treppe mit der schönen gedrechselten Lehne stieg eine kleine, dicke Frau herauf, die einen für ihr Alter zu bunt aufgeputzten Hut und eine spitzenbesetzte Mantille trug. Ein Mann, Ende der Zwanziger, folgte

ihr, hatte graues Sommergewand an und einen weißen Strohhut auf dem derben Kopf.

„Guten Tag, Kinder," keuchte Frau Reimann. „Eine Meinung ist es, den Weg da herauf zu euch zu machen, wenn man keinen Atem hat." Und sie landete pustend und erschöpft auf der Höhe der Wohnstube.

Pfarrer Heß und seine Frau begrüßten Mutter und Bruder. Frau Hedwig half jener aus Hut und Hülle und schälte damit ein rundes, rotbackiges Menschenwesen heraus mit niederer Stirn und spärlichem, nach dem Hinterkopf zu einer winzigen Zopfschnecke gespanntem Haar. Inzwischen traten die Männer in die Stube. Die Kinder aber eilten nochmals treppab; die Klingel hatte eben zum zweiten Male durch das Haus heraufgerufen. Heß und sein Schwager schritten durchs Zimmer bis an die Fensterwand, wo sie, angelehnt und im Gespräch begriffen, stehen blieben. Schon in den wenigen Schritten aber, die sie über den Boden getan, lag der Unterschied im Wesen der beiden Männer. Heß hatte einen ruhigen, elastisch geräuschlosen Schritt, Karl Reimann trat hart und mit schweren Schuhen auf und hieb den Fuß an einen der Stühle, an denen er vorüberging. Er hatte ein bartloses, rotes Gesicht mit derben Zügen und kleinen Augen. Er trug feines Gewand mit guter Art, nur seine Stimme war rauh, und er gebrauchte im Gespräch mit Vorliebe kräftige Ausdrücke, darob der Wohllaut seiner Rede einigen Schaden litt. So war es gewiß, daß der schöne Sonntag nicht an Schönheit gewann, wenn er erklärte, es sei schweinsmäßig schön im Freien.

Frau Reimann trat jetzt mit Hedwig ins Zimmer und setzte sich in den Stuhl, den Pfarrer Heß ihr hinstellte. Sie errötete dabei, empfand immer ein Unbehagen in des Schwiegersohnes Nähe, so aufmerksam derselbe gegen sie sich zeigte, oder vielleicht weil er es war. Die beiden noch fehlenden Gäste waren inzwischen über die Treppe heraufgestiegen, wurden von Heß und Frau Hedwig bewillkommt und in die Stube geleitet. Eine allgemeine Begrüßung fand statt. Dann setzte man sich zu Tische. Die Magd trug die Suppe auf, und als Frau Hedwig sie geschöpft hatte, sprach der kleine Johann Jakob das Tischgebet. Mit geneigten Köpfen saßen alle da. Der kleinen Else fielen die goldenen Locken über die Schultern vor, so war ihr demütig geneigtes Gesichtlein doppelt lieblich zu sehen. Karl Reimanns Augen gingen während des Gebetes spazieren, so daß er wohl nicht manches Wort von denen, die das Kind sprach, hörte. Um so tiefer gebückt saß Pfarrer Schwarzmann, der von großer und starker Gestalt und ein schöner Mann mit einem vollen, grauschwarzen Bart war. Als der Knabe das Amen sprach, hob Schwarzmann den Blick zur Decke wie das Huhn, das getrunken hat. In diesem Blick aber war etwas, was die Ehrwürdigkeit und Schönheit seines Gesichtes störte. Er kam aus kleinen, sonderbar hell, fast gelblich schimmernden Augen und war wie ein Messerlein scharf.

Nun hob die Mahlzeit an. Frau Hedwig ging zwischen Küche und Stube hin und her. Sie hatte an der Zubereitung der Speisen großen Anteil und wußte sie zierlich gelegt auf den Tisch zu bringen, nahm auch schon nach den ersten paar Bissen ein: „Gut ißt man wieder einmal bei euch!" ihres Bruders

ein, dem ein nachdrückliches Zustimmen seitens des geladenen Pfarrerehepaares folgte. Eine eifrige Unterhaltung gedieh darauf, und während die beiden Kinder still und gesittet auf ihren Stühlen saßen, war es vergnüglich zu sehen, wie die Erwachsenen, jedes nach seiner Eigenart, am Gespräche Anteil nahmen. Da war zuerst der Unterschied der Stimmen. Diejenige Reimanns übertönte alle andern und schien mehr auf ein rauchiges, menschenvolles Bierlokal berechnet als auf die niedere Stube. Aber auch Frau Hedwig sprach laut und hatte eine der des Bruders verwandte Art zu lachen und, unbekümmert um das Reden der andern, mit den eigenen Worten dazwischen zu fahren, obwohl sie sonst in Gebärde und Haltung die Dame zu wahren verstand. Pfarrer Schwarzmanns Stimme klang voll und tief. Er hatte eine schleppend salbungsvolle Art zu sprechen, so daß sein Wort wie eine Glocke tönte, bei der der Schwengel Zeit braucht, von der einen Erzwand zur andern zu kommen. Um so knapper, klarer und kürzer sprach seine Frau, die lang, hager und steif auf ihrem Stuhl saß, die scharfe, bleiche Nase ein wenig hoch hob, als ob es eine Herablassung bedeute, daß sie an diesem Tische sich niedergelassen und zu Pfarrer Heß eine wärmere Art hatte als zu den Reimanns. Sie war eine Deutsche und hatte eine adelige Mutter, deren Blut sie spürte. Sie liebte es auch, andre empfinden zu lassen, daß dieses Blut in ihr war, und die kleine Frau Reimann, die neben ihr saß, rückte unbehaglich auf ihrem Sitz, wenn jene von ihrer steifen Höhe herab das Wort an sie richtete. Die letztere war eine harmlose Frau, die den lauten Sohn ebenso bewunderte wie die schöne Tochter, auch heimlich auf den Schwiegersohn stolz war. Sie redete nicht viel, und wie sie saß auch Pfarrer Heß eine Weile schweigsam auf seinem Platz. Nur zuweilen klang seine klare Stimme zwischen die der andern hinein und hatte einen Tonfall, der durch seine Ruhe und schöne Gedämpftheit sich von jenen unterschied, so daß sie in ihrem Eifer etwas Klapperndes, seine Stimme aber einen seltsamen Wohllaut hatte. Allmählich brachte er dann die Unterhaltung an sich und wußte sie von den Stadtneuigkeiten, von denen seine Frau und ihr Bruder berichteten, und von dem Lieblingsthema Pfarrer Schwarzmanns, der wachsenden Glaubenslauheit, abzubringen und auf kluge und schöne Dinge, die Vorträge eines bekannten Gelehrten, auf Musik, auf die in Sommerfülle prangende Natur zu leiten. Die Frau des Kollegen folgte ihm dabei am willigsten und zeigte sich in manchen Dingen wohl unterrichtet, so daß geraume Zeit, während zwischen ihr und ihm Rede und Widerrede ging und die andern verstummten, urplötzlich ein andrer Ton am Tische herrschte und feine und wohlgesetzte Worte hohe und scharfsinnige Gedanken zum Ausdruck brachten.

Da wollte Frau Hedwig das Gespräch langweilig werden und sie schob in einer Pause, die entstand, die laute, an Pfarrer Schwarzmann gerichtete Frage zwischen die Worte der andern: „Hatten Sie viele Leute in der Kirche heute, Herr Pfarrer?“

Nun war es eine allgemein und auch ihr bekannte, von dem Schwarzmannschen Ehepaar bitter empfundene Tatsache, daß der Pfarrer seit geraumer Zeit vor leeren Bänken predigte, während wenn Heß sprach, die Kirche selten

groß genug war. Frau Hedwigs Bemerkung war daher unbesonnen und wenig rücksichtsvoll, und eine Stille folgte ihr, die lästig hätte werden müssen, wenn nicht Pfarrer Heß rasch ablenkend aufgestanden wäre, und eine beiseite stehende Weinflasche ergreifend, ihren Inhalt als etwas Besonderes gerühmt und den Gästen kredenzt hätte. Schwarzmann setzte das Glas zum Munde und versuchte mit Kennermiene, überwand damit den Zorn, der einen Augenblick in ihm lebendig gewesen, obgleich sein feierliches Gesicht nichts davon verraten hatte, und sagte dann gelassen und mit Salbung: „Die Kirche war leer, meine liebe Frau Pfarrer, sehr leer."

„Es hat jeder seine Zeit, in der er in Mode ist," fügte seine Frau spitz hinzu.

„Meine Frau hat nicht unrecht," ließ Schwarzmann sich wieder vernehmen. „Es hat eine Zeit gegeben, zu der ich eine zehnfach größere Gemeinde hatte."

Heß nahm Gelegenheit, das gute Wort beizufügen: „Die Gemeinde der Kirchgänger macht es nicht aus. Hinter ihnen stehen die, die wir zu Hause finden müssen, und da, Kollege, ist Ihr Gebiet wohl größer als das meine."

Er sprach das, ganz zu Schwarzmann gewendet, in einer natürlichen und fast geschäftlichen Weise, so den Worten für die übrigen die Bedeutung einer Rechtfertigung des andern nehmend, vor diesem aber gleichsam das Haupt zu einem achtungsvollen Gruß entblößend, der dem Ältern von seiten des Jüngern wohltun mußte.

Frau Hedwig war inne geworden, daß sie sich eine Blöße gegeben hatte, und saß mit halb verlegenem, halb zornigem Gesichte da. Ihr Bruder aber hob an, einen derben Spaß zu erzählen, wie er am Wirtstisch über Bier und Karten wohl hingenommen werden konnte. Da begannen Pfarrer Heß' Nasenflügel leise zu zittern. Der Atem wurde ihm eng, und er fühlte, wie das Blut einer heimlichen Scham ihm langsam zu Kopf drängte. Während er dann auch den übeln Eindruck der Erzählung seines Schwagers durch eine Zwischenbemerkung zu verscheuchen bestrebt war, empfand er eine heftige Unruhe und qualvolle Verlegenheit, wie sie den Weltgewohnten sonst nicht ankam. Mußte er nicht fortwährend gleichsam im Schilderhaus stehen, um törichte oder unpassende Worte seiner Verwandten abzufangen und zu vertuschen?

„Wollen Sie uns nicht etwas spielen, Herr Pfarrer?" fragte in diesem Augenblick Frau Schwarzmann. Sie mochte erkennen, daß die Unterhaltung schleppte und Ablenkung not tat.

„Gewiß," antwortete Hedwig rasch und laut an Stelle ihres Mannes. „Wir nehmen den Kaffee in deinem Zimmer, Ludwig," wandte sie sich an diesen, und als auch Schwarzmann ihn in höflicher Weise bat, konnte Heß nicht anders, lächelte und meinte: es sei freilich nicht die Stunde für Musik, die in den hellen Morgen oder den dämmernden Abend gehöre, aber wenn sie es wünschten . . . Und er erhob sich.

Alle verfügten sich darauf in die Nebenstube. Frau Hedwig bereitete auf kupferner Maschine sorgfältig den Kaffee und trug ihn hinein, wo die andern noch plaudernd beisammensaßen. Heß trat in das Wohnzimmer zurück, um

aus einem Schrank Zigarren für die Herren zu holen. Seine beiden Kinder standen an einem der Fenster und sahen auf die Straße nieder, kicherten und tippten mit ihren kleinen Fingern an die Scheiben. Das Tageslicht quoll schön und reich über ihre beiden Köpfe, und klar zeichnete sich das liebliche Oval ihrer weißen Gesichtlein wider die Helligkeit. Da zwang es Heß, daß er zu ihnen trat. Er legte die Hände auf ihre Schultern, und sie blickten halb belustigt, halb verwundert an ihm hinauf. „Was seht ihr da draußen?“ fragte er leise, und sie lachten nach Kinderart und wußten keine Antwort. Als aber ein sinnender Ausdruck in des Vaters Augen sprang, verging auch ihnen das Reden und staunten sie gleich ihm eine kleine Weile still hinaus. Heß aber war es, als ob er nicht mehr über die Schwelle der Nebenstube zurück könnte. Man hörte die Stimmen der andern durch die nur angelehnte Tür. Sie mochten sich wundern, wo er bliebe. So mußte er wohl hinüber! Aber es kam ihm wie eine Entwürdigung vor, daß er ihnen spielen sollte. Er sah sie alle schon sitzen: die Schwiegermutter mit gelangweiltem Gesicht, mühsam den Schlaf verbeißend, dem sie nach Tisch sich hinzugeben pflegte. Manchmal vergaß sie sich und gähnte offen. Er kannte das. Karl, sein Schwager, saß dampfend in seinem Stuhl. Jetzt blickte er aus dem Fenster, und jetzt summte er ein paar Töne nach, die er, Heß, spielte, und dann sog er wieder an seiner Zigarre, daß ein Qualm zur Decke fuhr. Und — seine Frau — sie auch, er wußte es — sie bat die Gäste zu seiner Musik, weil es zur Unterhaltung gehörte, ihr selber aber war es eine Qual, zu sitzen und zuzuhören, und mitten unter seinem Spiel würde sie versuchen, mit Frau Schwarzmann eine Unterhaltung zu beginnen. Er hörte das alles vorher. Und — plötzlich, wie Wellen einer Wildflut, kam ihm die Erkenntnis wieder, daß ein Unglück in seinem Leben war, lange schon dräuend, immer mächtiger anwachsend. Es wurde ihm zumute wie einem in einem Sumpfe langsam Versinkenden. Jetzt fühlte er den Schlamm an der Brust! Eng wurde ihm, ersticken wollte es ihn. Da nahm er sich gewaltsam zusammen. Was kam ihn an? Was wuchs da herauf? Hatte er nicht die Pflicht, Herr zu werden über Bedenken und Ärgernis wie diese, die sich erst regten, nachdem es zu spät war, viel zu spät! Er faßte seinen Knaben an und hob ihn auf, hoch, bis das runde, schöne Gesichtlein dem seinen nahe war und die braunen Augen den seinen begegneten. Mit der Anstrengung, die mit dieser Bewegung verbunden war, überwand er auch den Streit in seinem Innern.

Drüben stand Frau Hedwig in der Tür, ungewiß, ob sie lachen oder zürnen sollte: „Wo bleibst du denn?“ fragte sie.

Da setzte er den Knaben zu Boden und wendete sein ruhiges Gesicht ihr zu. „Ich komme eben,“ antwortete er, nahm die Zigarren und ging hinüber, vor ihnen zu spielen, vor — vor den Leuten in seinem Zimmer.

Drittes Kapitel.

Pfarrer Ludwig Heß war bei allen, die ihn kannten, beliebt. Zu seinen Predigten liefen die Leute aus andern Gemeinden zahlreich herbei, und wenn sie aus der Kirche kamen, so mischten die Heimkehrenden in das Gespräch über das, was er gesagt hatte, die Meinungsäußerungen über sein Aussehen und seine überlegene Persönlichkeit. Sie nannten ihn über seine Jahre ernst und hohen Vertrauens würdig, lobten seine klare, weithin tragende Stimme, seinen gütigen und doch scharfen Blick, machten ein Wesens davon, wie wohl ihm der schwarze Talar stände, der seine allzu schlanke Gestalt breiter erscheinen lasse, rühmten seine schöne Stirn, den hellen Bart und die weiße, feine Hand, mit der er oft in ruhiger Bewegung seinen Worten Nachdruck gebe. Aber nicht nur die Kirchgänger sprachen von ihm; die Kinder auf der Straße kannten ihn und liefen, ihn zu grüßen, waren scheu, von einer Art Ehrfurcht, die er ihnen einflößte, und doch kaum, daß sie ihn verließen, glücklich, ihm begegnet zu sein. Er wußte mit einem Wort, mit einem Lachen ihnen wohlzutun. In den Häusern, die er in seiner Amtseigenschaft besuchte, sah ihn jeder gerne kommen. Die Vertreter der alten Geschlechter der Stadt, die für sich eine Art Adelskaste bildeten, grüßten ihn als ihresgleichen und gaben ihm einen Vorrang vor den meisten seiner Kollegen, sahen ihn an ihren Gesellschaftsabenden und bei Tische und leisteten ihm eine Gefolgschaft, die einen ältern Mann hätte eitel machen können. Aber auch die Bürger des Mittelstandes freuten sich seiner Besuche, stellten ihm mit linkisch verlegener Höflichkeit den besten Sitz hin, den ihre Stube hatte, und fanden, daß dieser Stube durch den Gast eine Ehre geworden, die lange nachhielt, sprachen tagelang davon: „Da hat er gesessen, der Herr Pfarrer! Das und das hat er gesprochen!“ Und dann fügten sie mit der Verlegenheit, die sie ihm gegenüber gehabt hatten, hinzu: „Ein vornehmer Mann ist er, dieser Pfarrer Heß.“ —

Im Quartier der Johannes-Hofstatt gab es verhältnismäßig wenig Arme. Dennoch hatte Heß in manchen dürftigen Haushalt zu sehen, und er verstand es auch hier, wo der Standesabstand ein so großer war, den Ton zu finden, der den sonst leicht unzufriedenen Arbeiter nicht verschlossen und mürrisch, sein Weib nicht scheu und wortkarg machte. Mancher Werkler, der einen verbissenen Groll im Gesicht oder höhnisch lächelnd an den Reichen der Stadt grußlos vorüberschritt, zog den Hut freudig und tief vor dem jungen Pfarrer von St. Johannes, und die harten Frauen dieser Männer, die das Darben und widrige Lebensumstände bitter oder mißtrauisch oder störrisch gegen andre gemacht hatten, wurden ihm gegenüber mitteilsam und hatten Vertrauen zu ihm, ließen ihn tief in ihre schlichten, selten schwer zu entwirrenden Schicksale sehen, und wenn ihr einfacher Sinn den Weg aus einer Wirrnis nicht fand und sie gleichsam dumpf und vor die Stirn geschlagen standen, faßten sie mit ihren rauhen, zerarbeiteten nach seiner schlanken Hand behutsam und bescheiden und ließen sich einen Weg von ihm weisen, so daß er, dessen Straße hoch

über der ihren ging, oft zum Lehrer und Führer für sie geworden war. Diese Frauen waren es auch, die sich wunderten, daß seine Gattin sich ihnen nicht zeigte. Andre Pfarrersfrauen gingen auf dem Gebiet der Wohltätigkeit ihren Männern zu seiten, hier aber war nur er der Vermittler der Hilfe, die er seinen Armen zuleitete. Sie sei eine peinlich genaue und tüchtige Hausfrau, sprachen die armen Frauen von Frau Hedwig, und ihr Haushalt nehme sie so ganz in Anspruch, daß sie für andres nicht Zeit finde. —

Von einem Besuche in drei Häusern heimkehrend, stieg Pfarrer Heß die enge und dunkle Spiegelgasse gegen die Johannes-Hofstatt hinauf. Der Zufall hatte gewollt, daß das erste ein Patrizierhaus, das zweite das eines Bürgers, das dritte eines Taglöhners Hütte gewesen war, und er trug das Gefühl mit heim, in allen dreien ein gern gesehener Gast gewesen zu sein. So erfüllte ihn die Befriedigung wohlgetaner Pflicht. Sein Schritt war leicht. Ein Ausdruck von Freude stand in seinem ernsten Gesicht.

Es wölbte sich noch immer und wie seit Wochen ein blauer Himmel über der Stadt, und ein klares Licht lag über dem gepflasterten Freiplatze, der Hofstatt. Die hohen alten Häuser hatten ein freundliches Ansehen. Zur Linken ragte die Johanneskirche mit ihren schönen, breiten Vortreppen hoch auf ins Licht. Ihr Turmkreuz glänzte, und an dem uralten Gemäuer floß es nieder wie Gold. Ludwig Heß trug die Klarheit des schönen Tages und die andre, die in seinem Innern war, hinein in sein Pfarrhaus. Mit raschem und frohem Griff öffnete er die schwere Tür. Die Sonne kam ihm nach und floß über die roten, viereckigen Steinplättchen des Flurs, diesen wärmend und verschönend. Aber als die Tür ins Schloß fiel, war die Sonne fort, und der Flur und hinten die dunkle Treppe mit dem schweren Holzgeländer wurden düster wie immer. Dann klang eine Stimme, laut und scharf. Frau Hedwig erteilte oben der Magd einen Verweis. Da hielt Heß unwillkürlich im Hinaufsteigen inne. Sein Herz klopfte, als ob ihm die lang gewohnte Treppe Mühe mache. Und der feierliche Friede, den er mit in sein Haus hineingenommen, war nicht mehr da. So sehr bedrängte ihn die laute Art seiner Frau. Er erschrak selbst über das Gefühl, das ihn beim Ton der Stimme durchzuckte. Er hatte nicht gewußt, daß sie schon störend in das hineinklang, was sein Leben friedlich und ausgeglichen machte.

Mit dem Empfinden, daß er ihr etwas abzubitten habe, begrüßte er nachher Frau Hedwig oben an der Treppe. Sie sah gut aus, stattlich und frisch. Ihre blauen Augen blitzten noch von dem Ärger, den sie eben über ihre Magd hatte kommen lassen. Heß gab ihr die Hand, und als sie ihm den Hut abnahm, legte er den Arm um ihre Hüfte. „Bin ich lange fort gewesen?“ fragte er.

„Es ist Besuch da,“ erwiderte sie statt der Antwort, und als sie darauf nebeneinander in die Wohnstube traten, erhoben sich vom Ruhebett zwei schwarzgekleidete Frauen, bei denen der kleine Johann Jakob und sein Schwesterchen gestanden und wohl mit ihnen sich unterhalten hatten. Heß erkannte in der ältern der beiden Gäste die Witwe eines vor einem halben Jahre verstorbenen Landarztes, der einem alten, aber armen Patrizierhause

der Stadt entstammt, sich jedoch in einer ausgedehnten Praxis zu seinem alten Namen reichlich auch die Mittel erworben, diesen in Ehren zu tragen. Dr. Ziegler hatte einen großen Ruf besessen, so daß das Seltsame sich ereignet, daß seinethalben die Stadt zuweilen das Land gesucht hatte. Ludwig Heß' Vater hatte große Stücke auf den ihm befreundeten Arzt gehalten, und der Zufall wollte es, daß in einer Kuranstalt, die dieser errichtet hatte, auch der Vater Frau Hedwigs einmal einige Wochen Aufnahme gefunden. So war Frau Ziegler weder dieser noch ihrem Mann eine Fremde. Die hohe, früh weiß gewordene Frau, die in ihrer äußern Erscheinung eine schlichte Vornehmheit, in ihrem bleichen Gesicht einen Zug herber, aber unaufdringlicher Trauer hatte, stellte Heß ihre Begleiterin als ihre Tochter Angelika vor und wollte, nachdem man sich gesetzt hatte, zu erzählen anheben, was sie herbringe, als Frau Hedwig sie unterbrach und zu erklären begann, das junge Mädchen wolle sich an der städtischen Musikschule im Gesang ausbilden, gedenke auch andern Studien obzuliegen, und Frau Ziegler sei gekommen, sich zu erkundigen, ob ihm, Heß, eine Familie bekannt sei, in der Angelika für die Dauer ihres Aufenthaltes in der Stadt Aufnahme finden könnte. Hedwig ließ dann weder ihren Mann noch Frau Ziegler zu Worte kommen, sondern fuhr mit lauter Lebhaftigkeit fort, sie habe dem Besuch bereits mitgeteilt, daß es eines langen Besinnens nicht bedürfe; sie hätten die ganze Reihe Stuben im obern Stock freistehen und eine derselben gäbe eine vortreffliche Heimat für das Fräulein Angelika ab. „Ich," schloß sie, „kann eine Gesellschaft im Hause wohl brauchen. Wer, wie ich, einen Mann hat, der seine Nase immer so tief in die Bücher steckt, ist froh, wenn außer ihm noch Menschen im Hause sind. Zudem — ich bin keine Musikenthusiastin —, aber wenn musiziert werden soll, dann höre ich doch am liebsten Gesang, und ich werde es nicht beklagen, wenn in das Geklimper meines Mannes etwas Abwechslung kommt und man im Hause zukünftig nicht nur seinen Seufzerkasten, sondern eine liebe Menschenstimme hört." Sie sprach das in scherzhaftem Ton. Jede Absicht, ihren Mann zu verletzen, lag ihr fern; ihn aber berührte es doch schmerzlich, in nackten Worten das ausgesprochen zu hören, was er längst wußte: daß seine Frau keinerlei Verständnis für seine Musik besaß. Er legte dann seine Hand mit ruhiger Bestimmtheit auf die ihre, sie bewegend, ihm das Wort zu überlassen. In wenigen Worten legte er dar, daß es nicht schwer halten dürfte, für das junge Fräulein passenden Aufenthalt zu finden, daß er auch gerne Umschau halten werde, falls dies der Wille des Gastes sei, daß aber kein Mensch so wohl für andre einstehen könne wie für sich selbst, und daß er daher das Angebot seiner Frau unterstützen und dem Fräulein Aufnahme in seinem Hause anbieten möchte. Unwillkürlich empfand er dabei, daß Frau Hedwigs laute und ihn klein machende Art bei Frau Ziegler Befremden geweckt haben mußte und es trieb ihn, auch da wieder das ausgleichende Wort zu sagen: „Daß Fräulein Angelika in der Obhut dieser" — lächelnd und mit ungesuchter Zärtlichkeit legte er wieder seine Hand auf die seiner Frau — „gut aufgehoben ist, darf ich wohl bezeugen. Über diese Haushalts- und Kochkünstlerin wird sie sich wie andre wundern." Aber als er es sagte,

wußte er, daß er nach diesem Lobe für seine Frau hatte suchen müssen, und es schmerzte ihn unwillkürlich, daß ihm kein besseres und wärmeres zu Gebote stand.

Frau Ziegler richtete einen freundlichen Blick auf Frau Hedwig und meinte, sie habe freilich öfter von der letztern Tüchtigkeit gehört. Darauf wendete sie sich mit einer kurzen Frage an ihre Tochter, die bisher mit den Kindern sich beschäftigt und nur zuweilen ihr schmales Gesicht zu den Redenden erhoben hatte. Diese antwortete in einer stillen und zurückhaltenden Weise, sie würde wohl dankbar sein, wenn sie in diesem Hause Aufnahme fände. Mit einem Anflug mädchenhafter Lustigkeit, die nur in ihren dunkel überwimperten, graubraunen Augen leuchtete, fügte sie dann hinzu, es werde ihr auch bitter nottun, an Frau Hedwigs Vorbild sich selbst zu bilden, da sie zu einer guten Hausfrau noch wenig Fähigkeit und Wissen in sich spüre.

Das Gespräch wurde darauf allgemeiner und drehte sich um allerlei, was auf den Eintritt Angelikas in das Hessische Haus Bezug hatte. Als die Damen sich nach geraumer Zeit erhoben, war es entschieden, daß das junge Mädchen schon die folgende Woche in die Stadt und ins Pfarrhaus übersiedeln sollte. Die schöne Eckstube über der Wohnstube, die Frau Hedwig den Gästen zeigte, sollte für sie bereitgestellt werden. Die Zieglerischen Damen rüsteten sich bald zum Weggang. Die beiden Kinder drängten sich aber im Flur in einer scheuen Zutraulichkeit an Angelika und ließen nicht von ihr, bis sie auf der Treppe stand und ihre Hände aus den ihren löste. Da beugte sich die blonde Else von oben über das Treppengeländer, war rot wie ein Puter und brachte das heraus, was beiden auf dem Herzen lag. „Gelt, du kommst wieder?" Als sie es gesagt hatte und die Großen lachten, tat sie scheu und hatte feuchte Augen, aber Angelika hob sich auf die Zehenspitzen, so daß ihre schmiegsame junge Gestalt sich in einer anmutigen Bewegung streckte, faßte des kleinen Mädchens über das Geländer herabhängendes Händchen und drückte einen Kuß darauf. Ihre Augen begegneten dann zum ersten Male den hellen, sinnenden des Pfarrers, und es war diesem nachher, als hätte sein Kind von ihnen allen das Beste getan, um das junge Mädchen im Hause heimisch zu machen, in dem es fortan wohnen sollte.

Der Besuch verließ das Pfarrhaus. Frau Hedwig aber hob an, in der Stube Angelikas zu rumoren und ordnete und putzte vier geschlagene Stunden, als ob der neue Gast morgen schon einzöge. Pfarrer Heß stieg einmal hinauf zu ihr. Da stand sie, ein weißes Tuch zum Schutz gegen den Staub ums Haar geschlungen, die Ärmel ihres Hauskleides weit zurückgekrempelt, so daß ihre starken und weißen Arme sichtbar waren, und rieb an der braunen Kommode, deren Deckel ihr nicht genug glänzen wollte.

„So schneit es einem über Nacht Leute unters Dach," sagte sie zu ihrem Mann, rieb und rieb und warf ein paar andre Bemerkungen hin derweilen.

„Du, ich freue mich. — Sie gefällt mir, das Mädchen. — Die Kinder sind ihr gleich anhänglich gewesen."

Plötzlich richtete sie sich auf, den Lappen in der Hand, das Gesicht leicht erhitzt.

„Eigentlich — sie sind auch zöpfisch wie du und deine Mutter," sagte sie. Es schien ihr auf einmal durch den Sinn zu fahren. Einen Augenblick beschäftigte sie das jähe Bedenken. Sie stand sinnend da.

„Es sind nette Leute," sagte Heß.

Da war es, als schüttelte sie etwas ab. Sie trat an ihn heran, lehnte sich in ungewohnter Zärtlichkeit an ihn und sah ihn aus blinkenden Augen an: „Du wirst mich nicht zurücksetzen?" fragte sie.

Er streichelte ihre Hand. „Habe ich das je getan?" gab er ernsthaft zurück.

Sie aber wendete sich zu ihrer Arbeit, antwortete auf seine Frage nicht, sondern hatte ihre gute Laune zurückgewonnen und wurde gesprächig: „Siehst du, da stelle ich ihr den Tisch hin, wo sie viel Licht hat. Und wenn sie kommt, soll sie Blumen haben. Und ein paar Bilder hänge ich ihr dort noch an die Wand."

Mit diesen eifrigen Erklärungen umging sie die Antwort auf das, was er gefragt hatte.

Er ging auf ihre Worte ein, stimmte ihr in allem bei und lobte ihre Fürsorge und ihre Aufmerksamkeit. Aber als er sie nach einer Weile verließ, war der Druck, den er seit langem fühlte, nicht leichter geworden. Hatten sie da nicht eben beide Komödie gespielt, Hedwig wie er?

Der Rest des Tages verging Ludwig Heß in Arbeit vor seinem Schreibtische. Als die Kinder längst ruhten, trat er in die Wohnstube, um auch Frau Hedwig, die noch saß und die Nadeln ihres Strickzeugs klappern ließ, zum Schlafengehen zu mahnen. Da wurde die Klingel gezogen, und als er hinunterstieg, um zu sehen, wer so spät noch läute, stand eine Bürgersfrau vor dem Hause und bat ihn unter Tränen, zu kommen, ihr Mann liege im Sterben und begehre seinen Trost. Er verständigte Frau Hedwig und ging, saß bis nach Mitternacht bei dem Sterbenden, den er als häufigen Besucher seiner Kirche kannte, und an dessen ruhevoller und doch verlangender Frömmigkeit er sich selbst nun erbaute. Er verließ den schlichten und auf sein Ende gefaßten Mann, als ein Schlaf, der vielleicht der letzte war, sich auf ihn gelegt hatte. Es war ihm feierlich und still zumute, jede Unruhe und Zerfahrenheit war von ihm gewichen. Er gedachte der Seinen und fühlte sich wachsen vor Verlangen, ihr Leben reich zu machen und einen großen Frieden in sein Haus hineinzubauen. Mit gedämpften Schritten trat er in die Gasse und ging durch die schlafende Stadt. Nur wenige Häuser waren noch erleuchtet, aber der Mond stand in einem stählernen Himmel und warf sein Licht über das steinerne Schweigen der Häuser. Die hohen Gebäude standen in Reihen und zeigten die vielfenstrigen Fronten, die einen schlicht, die andern prunkend, und reckten die dunkeln Giebel. Die Kirchen überragten alles. Auf den Turmdächern der letztern lag der Mondschein und leuchtete, als schmücke neue Zier die uralten Spitzdächer. Selten begegneten dem Pfarrer Menschen. Erst als er durch eine Hauptstraße schritt, an der sich eine Anzahl großer Kaffeehäuser befinden, wurde die Nacht lauter. Die Lichter brannten hinter den verhangenen Spiegelscheiben, und ein gedämpfter roter Schein lag da und dort in der Straße. Hinter den Fenstern klang Gespräch und Lachen und

das Schlagen der Billardkugeln. Schon näherte er sich dem letztern großen Lokale, hinter dem er in sein enges und dunkleres Häuserquartier hinaufzubiegen dachte, da ging die Tür der Wirtsstube, und eine Anzahl jüngerer, dem bessern Bürgerstande angehörender Leute trat heraus. Heß fand unwillkürlich einen Augenblick seinen Weg versperrt und wollte ausbiegen, aber einer der Herren, der ihn in dem durch die offene Tür quellenden Lichtschein erkannt hatte, rief ihn beim Namen, so daß er sich nach ihm umwenden mußte. Gleich darauf fand er sich zwischen vier, fünf Menschen stehen, die mit mehr oder weniger seltsamen Gesichtern und Augen auf ihn schauten. Ihm am nächsten stand Karl Reimann, sein Schwager, den runden, steifen Filz etwas nach hinten geschoben. Die kleinen Augen schimmerten wässerig aus dem roten, glatten Gesicht.

„Bist du auch noch unterwegs?" fragte Karl und reichte ihm die Hand hin. Als er widerwillig die seine hineinlegte, schlossen sich die Finger des andern feucht und klebrig darum und ließen nicht mehr los.

„Bist — bist du auch noch im Wirtshaus gewesen?" fuhr Reimann fort zu fragen. Die Zunge war ihm im Wege, wenn er redete, und einmal tat er einen Schritt rückwärts, als ob er nicht ganz sicher stehe. Über den Witz, den seine Frage vorstellen sollte, platzte er mit einem Lachen heraus, in das zwei der Gefährten einstimmten, während die andern, die im Kopf klarer sein mochten, sich ihres Weges fort begaben.

„Ich hatte noch einen Amtsgang zu tun," sagte Heß. Eine fürchterliche Verlegenheit und Scham stieg in ihm auf. Er fühlte, wie sein Gesicht heiß wurde, aber es färbte sich nicht. Bleich, hoch und aufrecht stand er in seinem schwarzen Gewand zwischen den sommerlich gekleideten dreien.

„Das ist Pfarrer Heß," sagte Reimann zu den Genossen. Sie griffen an die Hüte, rissen die Augen gerade so mühsam auf wie Karl und lachten dumm.

Heß ekelte. Fast mit Gewalt machte er seine Hand von den Fingern Reimanns frei, warf ein Wort hin, daß er gehen müsse und wollte sich mit flüchtigem Gruß entfernen. Aber der Schwager, der große Stücke auf ihn hielt und immer sich nach seiner Art bemühte, ihm seine Anhänglichkeit zu zeigen, war mit ein paar eiligen und merkwürdig sichern Schritten an seiner Seite. Die Kameraden hatte er mit einem hastigen „Gute Nacht" verabschiedet. Und nun hielt sich der Nachtschwärmer neben Heß, der mochte wollen oder nicht.

„Ich begleite dich," sagte er zur Einführung, und als der andre wortlos weiterschritt, wurde er zutraulich, legte den Arm in den seinen und hob gutmütig an, sich selber zu verspotten. „Du kannst das nicht begreifen, gelt, daß einer so — so ein bißchen auf dem Dach hat wie — wie ich! — Aber das — ist auch etwas andres, ein Herr Pfarrer von St. Johannes und — und ein Junggeselle wie — wie ich!"

Heß meinte seinen Arm abschütteln zu müssen. Ein unsäglicher Widerwille packte ihn. Aber im gleichen Augenblick fiel ihm seine Frau ein und ihre Klage, daß ihre Sippe ihm nicht gut genug sei. War es nicht seine Pflicht, sie zu ertragen, mit denen er nun einmal verbunden war? So wagte er nicht, sich seines Begleiters zu entledigen, der immer fester sich auf seinen

Arm stützte. Er blickte geradeaus, um des andern Gesicht nicht zu sehen, sprach auch zu ihm: „Du solltest dich zusammennehmen, Karl! Es gehört sich nicht, daß einer sich so weit vergißt!“ Aber die Worte waren gar nicht wie seine eignen, kamen scheinbar von weither, und er wunderte sich darüber, da er sie hörte. In seiner Kehle war immer das würgende Gefühl des Ekels. Der Schlemmer neben ihm war in einen Zustand leiser Weinerlichkeit geraten, in dem er vollends der Manieren vergaß. „Gewiß hast du recht, Schwager,“ sagte er demütig. „Verdammt will ich sein: eine Schande ist es, wenn einer nicht weiß, wenn er genug —“

Sie waren inzwischen auf der Johannes-Hofstatt angekommen. Heß hielt plötzlich an: „Du mußt abbiegen jetzt,“ sagte er, wie auf einmal erwachend, noch ehe der andre seine Rede zu Ende brachte. Er löste seinen Arm und tat einen Schritt rückwärts. Dann kam ihm ein neuer Gedanke: „Oder — kannst du nicht allein gehen?“ fragte er stockend.

Reimann lachte. Seine Stimme schlug jäh wieder um: „Hahaha, — das wäre noch — meinst du denn, das — das wäre das erste Mal —“

Plötzlich merkte er, daß er sich verplappert hatte, nahm sich mächtig zusammen und bekam etwas Haltung. „Gute Nacht,“ sagte er, lüftete den Hut und wendete sich um. Mit steifen Schritten ging er derjenigen von den vielen auf den Platz mündenden Gassen zu, die ihn auf den Heimweg führte.

Heß sah ihm nach und streifte dann mit einem scheuen, schnellen Blick die hohen, alten Häuser der Hofstatt. Hatte da nicht einer herabgesehen, hinter den grünen Laden hervor, aus irgendeinem Fenster? Seine Stirn war feucht vor Schweiß, und doch schüttelte ihn etwas, als ob er friere. Er ging auf die Pfarrhaustüre zu, schloß auf und trat in den Flur. Ein Lämpchen brannte, das sie ihm immer bereit stellten, wenn er nachts ausblieb. Er schloß die Tür und besann sich, stand da, als ob er etwas vergessen hätte. Er war gegangen, der andre! Gegangen war er! Sein Arm war frei! War das ein Weg gewesen da herauf, die steile Gasse heran, als schleppe er ein Elend, sein Elend am Arme mit, höher, immer höher! Es wurde immer schwerer, so daß ihm, Ludwig Heß, der Atem nur noch keuchend kam! Pfui! — Er schüttelte sich. Dann ging er leise in die Tiefe des Flurs, wo ein kleiner Brunnen in die Wand gelassen war. Er zog den Rock aus und mochte ihn nur mit den Fingerspitzen anfassen. Er — er war wie schmutzig, der Rock! Dann wusch er sich die Hände, eifrig, hastig, als könnten sie nicht rein genug werden. Dann erst stieg er mit der Lampe die Treppe hinauf, den Rock über den Arm gelegt. Aber vor der Tür seines Schlafzimmers zögerte er wieder. Es war, als stieße ihn etwas zurück, fest, mit zwei Fäusten, mitten vor die Brust. Da drinnen — die Frau — das war seine — jenem seine Schwester! Das Blut schoß ihm siedend zu Kopf bei dem Gedanken. Dann kam die Gegenwirkung. Was war er, Ludwig Heß, ein niederträchtiger Mensch! Sie hatte nicht teil, die Frau, an des Bruders Art! — Sie ist vom selben Geschlecht, schrie es darauf wieder in ihm, in allem ihm verwandt, dem — von heute nacht! Plötzlich packte ihn ein Grausen vor seinen Gedanken. Mit Gewalt zwang er sie nieder und trat in das Zimmer. Frau Hedwig schlief

und wachte nicht auf. Sie hatte stets diesen gesunden, festen Schlaf. Er ging noch hinüber in die Nebenstube, deren Tür nur angelehnt war und wo die Kinder schliefen. Leise trat er an jedes Bett und sah jedem der zwei Kinder in das stille Gesicht. Und als ihm der Gedanke kommen wollte, daß auch sie werden könnten wie — wie — die andern waren —, erwürgte er ihn, zitterte fast, wie er so zwischen den Betten stand, und bat den Kleinen innerlich ab, daß er sie schmähte.

Auch vor dem Bett seiner Frau stand er dann lange. Allmählich kam eine größere Ruhe über ihn, und es war ihm, als müßte er die feste Hand nehmen, die auf der Decke lag, und der erwachenden Frau sagen: „Ich habe dir unrecht getan, sehe nur deine kleinen Schwächen und nicht deine Tugenden, und die Schwächen wollen vor meinen Augen wuchern und mich nichts, keine Tugend mehr sehen lassen.“ Er erinnerte sich an vieles, was an Frau Hedwig gut und stark und schön war, und ein Gefühl der Demütigung und Reue, eine stille Hochachtung vor der Schlafenden faßte ihn wieder. Leise trat er hinweg und begann sich zu entkleiden.

Viertes Kapitel.

Die Tage gingen gleichförmig weiter. Das Erlebnis jener Nacht verlor seine tiefe Wirkung. Pfarrer Heß tat sein Redliches, sie ihm zu nehmen. Ein Mensch, der in angeheiterter Stimmung nach Hause geht! Als ob das nicht täglich sich ereignete, Leuten begegnete, die in hohem Ansehen standen; als ob er es nicht, wenngleich er selbst nie über sich vermocht hatte, im Übermaß zu trinken, an den Genossen während seiner Studienzeit hundertmal erlebt und lächelnd hingenommen hätte! Was also kam ihn auf einmal dieser Ekel an! Der Pfarrer regte sich in ihm und stellte sich auf die Kanzel der Entrüstung und tadelte den Patrizier ob seiner Empfindsamkeit. Wieder begann er sich einzureden, daß er die Hoffnung nicht aufgeben dürfe, daß er suchen müsse, sich in seine Frau und die zu ihr gehörten, zu finden. Sein Wesen gegen Frau Hedwig war in diesen Tagen voll einer hohen und schweigenden Geduld. Wenn ihre Veranlagung sie zu Taktlosigkeiten und Ungehörigkeiten führte, suchte er sie mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit und Schonung eines bessern zu belehren. Sie sah ihn das eine Mal erstaunt an wie schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten und versprach widerwillig, im Sinne zu behalten, was er sagte; das andre Mal, und wiederum wie früher färbte sich ihr Gesicht dunkel und brach sie los: „Ich bin alt genug, zu wissen, was ich tue. Wenn ich dir so gar nicht recht bin, hättest du mich nicht nehmen sollen.“

Dann hatte er Mühe, sie zu versöhnen und um der Kinder und der Leute willen zu verhüten, daß sie den Unfrieden laut ausschrie, der zwischen ihnen war.

Indessen war die Zeit da, daß Angelika Ziegler ins Haus kommen mußte. Sie traf eines Abends ein, da Heß einer Sitzung der Kirchenpflege

beiwohnte, und er sah sie an diesem Tage nicht mehr. Aber am folgenden Morgen, als er zum Frühstückstisch kam, traf er beide Frauen, Angelika und Hedwig, gleicherweise geschäftig, den Kindern ihr Morgenbrot zu schneiden. Er begrüßte die erstere mit ein paar ruhigen und herzlichen Worten und setzte sich. Aber bald wendete sich sein Blick wieder den beiden zu, und der seltsame Gegensatz, der zwischen ihnen war, nahm ihn so gefangen, daß er fast wortkarg am Tische saß. Angelika hatte über ihr feines, schwarzes Kleid eine zierliche, weiße Schürze gebunden; weil jedoch ihr schmales Gesicht ebenfalls sonderbar weiß, ihr krauses Haar aber fast schwarz war, lag über ihrer ganzen Erscheinung eine wohltuende Ruhe und Einheitlichkeit des Äußern, deren Eindrucksmacht erhöht wurde durch die Geräuschlosigkeit und Anmut ihrer Bewegungen. Auch Frau Hedwig hatte sich für den Morgen geschmückt. Sie trug ein grellblaues Kleid, das nicht ganz zu ihrer dunklern Hautfarbe paßte, und hatte wie ihr Gast eine Schürze angetan. Sie war vergnügt und begann das Hausen mit dem jungen Mädchen mit einer lebhaften und frischen Freude. Sie lachte viel und laut, verschüttete die Zuckerbüchse und lachte lauter, griff mit der vollen Hand die verstreuten Stücke zusammen und stopfte sie in die Büchse zurück. Um die kleine Else, die sie besorgte, machte sie viel Wesens mit Aufstehen und Niedersitzen und munterte Heß und Angelika alle Augenblicke auf, von den eingekochten Früchten noch zu essen und noch eine Tasse sich einschenken zu lassen, eine noch, eine letzte noch. Von Angelika wollte der kleine Johann Jakob Brotschnitte um Brotschnitte haben, behauptete, sie seien so gut noch nie gewesen und zeigte sie allen, wie zierlich sie geschnitten seien. Angelika sprach wenig. Mit feinen Fingern hielt sie das Brot und schnitt es und bewegte sich nicht von ihrem Platze. Als sie sich ein Stück Zucker in die Tasse legte, tat sie wie Heß selbst, hob es mit zierlicher Bewegung auf ihrem Löffel ab und zu sich herüber.

Ludwig Heß sah das alles, verglich und hatte ein schmerzliches und ein wohltuendes Gefühl, jenes, weil er an zwanzig Kleinigkeiten erkannte, wie Frau Hedwig hinter dem jüngern Mädchen zurückstehen mußte, dieses, weil ihm einfiel, daß nur Gutes für sie aus der Gegenwart Angelikas kommen könne. Das Wohlempfinden verdrängte das andre, eine Hoffnung begann in ihm zu wachsen, daß mit dem Eintritt des jungen Mädchens ein Segen ins Haus gekommen sei. Am Ende wurde auch er gesprächiger, und die Mahlzeit ging für alle fröhlich vorüber. Sie war gleichsam das Tor zu einer Anzahl schöner und ruhiger Tage, die nun folgten. Angelika verstand es, sich im Hause beliebt zu machen. Eine hohe Bescheidenheit trieb sie, nirgends sich zu zeigen, wo sie im Wege sein konnte. Wo aber sie sich nützlich zu machen vermochte, war sie zur Stelle. Ihre Zurückhaltung und Ruhe befremdeten anfänglich Frau Hedwig, bald aber schwanden ihre Bedenken vor der Dienstfertigkeit der neuen Hausgenossin und, ohne daß sie es fühlte, gewann Angelika die leidenschaftliche Frau. Mit frühem Scharfblick erkannte das junge Mädchen nach wenigen Tagen schon, daß im Hause des Pfarrers Heß das Glück nicht so groß war, wie auch sie es hatte rühmen hören. Sie sah, daß hier zwei im Grunde tüchtige Menschen nebeneinander hin lebten,

die sich nicht ineinander zu finden vermochten, und mit einer klugen Hand suchte sie unbewußt die Härten zu mildern, die jene gegenseitig abstießen und die zumeist Frau Hedwig eigen waren. Pfarrer Heß ging mit freieren Schritten durch sein Haus. Es war ihm etwas wie Sonne darin, in den niedren Stuben und den dunkeln alten Fluren, eine Sonne, die mit mildem Schein auf Dielen und an Wänden lag, und die einem mit sachtem Wohltun über Haupt und Schultern glitt. Frau Hedwig war heiter und jung und zeigte sich im besten Lichte. Wenn sie, einen neckischen Schein in den schönen Augen, mit ihrem Manne tändelte, empfand dieser etwas von der ruhigen Freude, mit der er einst den Entschluß gefaßt, das starke Mädchen zu seiner Frau zu machen.

„Die haben wir brauchen können," sagte Hedwig von Angelika.

„Ich mag das Mädchen immer lieber," fügte sie nach ein paar Tagen hinzu. Sie saß oft oben in Angelikas Zimmer oder ließ sie zu sich herab rufen, wenn sie, Hedwig, mit einer Handarbeit an ihrem Fenster saß.

Es war eigentümlich, daß es Tage dauerte, ehe Heß und Angelika, die beide in der Kunst ihre höchste Erquickung fanden, dazu gelangten, miteinander zu musizieren. Es fiel wohl dann und wann ein Wort über Angelikas bereits begonnene Studien, allein am Abend war Heß durch allerlei Arbeit in Anspruch genommen, und die Frauen verbrachten, nachdem die Kinder zu Bett gegangen, die Stunden allein in der Wohnstube. Am ersten Sonntag jedoch, nachdem Angelika schon bei Eindämmern ihn von ihrem Zimmer aus hatte spielen hören, bat Heß beide Frauen nach dem Nachtessen zu sich. „Es ist hohe Zeit, daß wir zwei Musikanten einander kennen lernen," sagte er lächelnd zu Angelika, und zu Hedwig sich wendend, meinte er mit demselben leisen Lächeln: „Du hast ja lange Ruhe gehabt, Kind."

Sie erklärte wohlgelaunt, ihnen zuhören zu wollen. Und um ein weniges später saßen alle drei in der dunkeln Stube des Pfarrers, in der nur die mit grünem Schirm versehene Klavierlampe eine begrenzte Helle über das Notenblatt und Heß selbst warf, der am Instrument Platz genommen hatte.

Die Nacht war voll Unruhe. Regen rauschte in die Gasse und klatschte auf den Pflastersteinen, und der Wind fuhr stoßweise zwischen die Häuser herein und rüttelte am Fenster der Studierstube. Frau Hedwig hatte sich ihren Stuhl in die Nähe dieses Fensters gerückt und strickte. Das Klappern ihrer langen, hölzernen Nadeln klang manchmal störend in das Spiel ihres Mannes, so daß Angelika unwillkürlich den Kopf nach ihr wendete, aber sie war so in ihre Arbeit vertieft, daß sie nicht darauf achtete. Heß spielte und vergaß sich; sein Kopf mit dem langen, nach hinten gestrichenen blonden Haar war in den Nacken gebogen, in seinen hellen, versonnenen Augen war ein Ausdruck völliger Entrücktheit. Angelika war jung und nicht weltklug; aber der große Gegensatz zwischen der starken, in ihre Arbeit ganz versponnenen Frau und dem hohen und klugen Menschen am Klavier drängte sich ihr auf.

Nach einer Weile endete Heß, sagte kein Wort, sah sich auch nicht nach seiner Frau um, sondern nahm still und noch im Bann seiner eigenen Musik

die Noten auf, die Angelika hereingebracht hatte, legte sie aufs Klavier und blätterte darin. Dann warf er einen Blick auf das junge Mädchen, und dieses erhob sich und trat neben ihn. Er hatte ein Lied aufgeschlagen. Sie begann es zu singen. Ihre Stimme klang tief und voll wie eine schöne Glocke. Selbst Frau Hedwig wurde aufmerksam und ließ einen Augenblick das Strickzeug sinken. Als das Lied endete, klatschte sie laut in die Hände. Es klang so plötzlich in die Stille der Stube, daß Angelika beinahe erschrak, und sie sah deutlich, daß Heß wie unter einem Peitschenschlag zusammengezuckt war.

„Bravo, bravo," sagte Frau Hedwig. „Die kann es aber," wendete sie sich an ihren Mann.

Er lächelte mit Mühe. Dann öffnete er ein andres Heft. „Nun das, Fräulein Angelika," lud er ein.

So sangen und spielten sie weiter und vergaßen eine Weile der Dritten. Als sie in einer Pause sich zufällig beide nach ihr umwandten, gähnte Frau Hedwig mit groß offenem Munde. Dann lachte sie. „Sehen Sie," sagte sie zu Angelika, „das ist das Langweilige an meinem Mann. Wenn er musiziert, kann er nicht mehr aufhören."

Sie war ein Kind in ihrer Freimütigkeit.

Heß schloß schweigend den Deckel des Klaviers. Aber Angelika setzte sich zu Hedwig und lobte ihre Strickarbeit. Indessen gewann Ludwig Heß Zeit, über den Unwillen hinwegzukommen, der ihn hatte befallen wollen.

An diesem Abend spielten sie nicht weiter. Sie unterhielten sich noch eine Weile; dann gingen sie schlafen. Aber von da an musizierten sie oft zusammen, wenn Besuch da war oder noch lieber allein, insbesondere wenn Frau Hedwig zu ihrer eigenen Freude durch irgend eine Arbeit ferngehalten wurde.

Und die Musik half weiter, den Frieden des Hauses zu erhöhen.

Aber die Zeit hatte noch andre Freude. Es war zu Anfang ihrer Ehe Sitte für Heß und seine Frau gewesen, sich an schönen Tagen oder Nachmittagen in der Umgegend der Stadt zu ergehen, die zwischen zwei langgestreckten, waldigen Hügelketten lag. Da Frau Hedwig aber keinen Gefallen an der Natur und den einsameren Wegen außerhalb der Stadt gefunden, sondern für ihre Spaziergänge die Promenaden innerhalb derselben vorzog, wo man Leute sah und von ihnen gesehen wurde, so waren diese Ausflüge bald unterblieben. Heß schlug nun eines Sonntags nachmittags, an dem sein Amt ihn nicht beanspruchte, einen Gang auf eine der Waldhöhen vor, und sie hatten so hohen Genuß von dieser Wanderung durch die im letzten Sommerschmucke stehende Landschaft, daß sie beschlossen, die gute alte Sitte solchen Wanderns wieder mehr zu pflegen. Frau Hedwig freilich schützte schon beim zweiten Male einen dringenden Besuch bei einer Freundin vor, bat aber die andern, den Gang ohne sie zu tun, und Heß wanderte mit Angelika und den beiden Kindern allein hügelan. Die kleinen Ausflüge wiederholten sich nun. Heß genoß sie mit einer tiefaufatmenden, fast gedankenlosen Freude, weil an ihnen nichts war, was die Zweifel seines Innern stachelte. Frau

Hedwig, die angefangen hatte, allerlei Freundschaften aus ihren Mädchenjahren neu zu pflegen und gerne zu den Zusammenkünften mit den einstigen Schulgenossinnen sich Freiheit nahm, munterte die vier, deren leidenschaftliches Gefallen an der Natur sie erkannte, immer aufs neue auf, sich durch ihre Abwesenheit ihre Freude nicht stören zu lassen. So waren es im Grunde vier Kinder, die an solchen Tagen über Berg zogen; denn die Sorglosigkeit, mit der Heß sich dem Genuß dieses Wanderns hingab, hatte etwas Kindliches an sich, und Angelikas stille, kluge Seele machte sie an Arglosigkeit ebenso noch dem Knaben und dem Mädchen gleich, die vor ihnen, Blumen pflückend oder im Scherz sich jagend, einhersprangen. Es waren wundersame Wege, die sie gingen. In der Tiefe hinter ihnen blieb die Stadt, die Straße führte über den noch häuserarmen Hügelrücken. Die Luft war in diesen Spätsommertagen unendlich klar. Weich, wölbig und in glänzendem Grün lagen die Wiesen ihnen zu Seiten, da und dort ein dunklerer, vom Pfluge durchfurchter Acker, ein gelbes Feld zwischen ihnen. Dann stand ein Haus freundlich und frei auf irgend einer Höhe. Sein Rauch stieg weiß und schlank in die blaue, vom sanften Schein des Abends vergoldete Luft, und diese schlürfte ihn ein in ruhigem Spiel. Heß und seine Begleiterin verlangsamten ihre Schritte. Sie sprachen wenig, standen nur zuweilen still, nach einem dunkeln, dichten Walde zu blicken, der ernst aus dem Felde stieg, oder nach einem Bestand einzelner hoher Tannen bloß, die weit hinauf entästet mit schwarzen Kronen reglos standen, und zwischen deren roten Stämmen jenseits das Licht des Abends glänzte. Dann wies eines dem andern das schöne Bild: „Sehen Sie dort," und dann gingen sie weiter. Sie kamen allmählich auf den Abstieg. Heß rief die Kinder heran, daß sie langsamer gingen, und hieß sie singen. Der kleine Johann Jakob, der ein stilles Kind war, errötete und war scheu, aber Else begann mit einem hellen Stimmchen. Dann fiel Angelika mit ein, und der Knabe bekam Mut, und laut und tief ließ Heß seine Stimme mit den ihrigen zusammengehen. Ihre Schritte wurden rascher. Es ging sich wunderbar leicht, so mit Gesang in den Abend hinein. Manchmal hörten sie ferne Glocken da und dort. Es war, als stimmten sie ein in ihre Lieder.

Mit hellen Augen, die Wangen frisch und eitel Freude in sich kamen sie heim, und da gewöhnlich auch Frau Hedwig mit ihrem Tage zufrieden war, schloß dieser für alle ohne Mißklang und mit dem schönen Ergebnis, daß sie schon auf den Morgen sich wieder freuten.

Der Friede dieser Zeit war zu groß, als daß nicht, wie sein Leben, so auch die Predigten des Pfarrers von ihm erfüllt gewesen wären. Seine Kirche war nie voller gewesen als jetzt. Frauen gingen weinend aus seinem Gottesdienste, und selbst wenig nach Frömmigkeit verlangende ernste Männer schritten aus der Kirche, eine tiefe Erbauung im Gesichte. „Das nenne ich einen Prediger," sagte der eine und andre. „Der weiß aus sich selbst seiner Gemeinde etwas zu geben, hat selber die Gottesruhe in sich, von der er spricht." Die Frauen drängten sich zu ihm und blickten, wenn er von der Kanzel sprach, mit großen, bewundernden Augen atemlos zu ihm auf,

und es waren wenige Menschen, die in so jungen Jahren eine Verehrung erfuhren wie Pfarrer Ludwig Heß um diese Zeit. Unter seinen Hörern war neben seiner Frau auch Angelika, und jene liebte ihn leidenschaftlicher, weil sie empfand, wie viel er in den Augen der andern galt. Angelika aber schrieb ihrer Mutter nach Hause: „Pfarrer Heß ist ein innerlich so edler und vornehmer Mensch, daß ich mich glücklich schätze, in sein Haus gekommen zu sein und von ihm lernen zu können.“ Von Frau Hedwig sprach sie in diesem Briefe nicht.

Während die Begeisterung für Pfarrer Heß unter einem Teil der Bevölkerung von St. Felix stieg und bei manchem beinahe zum Kultus wurde, blieb nicht aus, daß er Neider fand. Sein um seinetwillen sich zurückgesetzt fühlender Kollege Schwarzmann und seine Frau hatten ihre Anhänger und Freunde, die ihm gram waren und im stillen manchmal gegen ihn aufzustehen begannen. Dann aber war auch Frau Hedwig selbst, so wenig sie es wollte und wußte, eine der ersten, die half, ihm Gegner zu schaffen. Das bloße Bewußtsein seines Ansehens genügte ihr nicht. Ihre angeborne Redseligkeit ließ sie überall Gelegenheit suchen, ihres Mannes Stellung und Erfolge zu rühmen. Ein wenig Großmannssucht und ein wenig Mangel an Herzensfeinheit ließen sie öffentlich prahlende Dinge sagen, die ihr übel verdacht wurden und die auch Heß selbst in ein schiefes Licht bei manchen Redlichdenkenden brachten. Da begann in den jungen Frieden seiner Tage eine störende Unruhe zu klingen. Aber noch ehe sie laut genug wurde, ihn aus jenem zu wecken, stand ein Tag gleichsam am Ende dieser schönen Zeit, der nachher lange als einer der schönsten, die er gelebt, in seiner Erinnerung blieb.

Es herbstete leise.

„Wir müssen doch sehen, wie der Großmutter Trauben stehen,“ sagte Heß eines Morgens zu seinen Kindern. Diese jubelten. Dann sahen sie aus halb verlangenden, halb erschreckten Augen. Die Besuche am See bei der Großmutter waren nicht häufig, und so jung sie waren, so ahnten sie doch, daß das geschah, weil ihre Mutter diese kleine Reise nicht liebte.

„Sie kennen ja meine Mutter noch gar nicht, Fräulein Angelika,“ wendete sich Heß zu dieser, die mit Frau Hedwig arbeitend am Fenster saß.

„Die Kinder können nicht satt werden, von ihrer Großmutter zu erzählen,“ sagte Angelika.

Heß' Augen leuchteten. „Gehst du mit? — Morgen?“ fragte er seine Frau. In seinem Gesicht war Aufmunterung und Bitte deutlich zu lesen. Aber Hedwigs Züge waren scharf geworden. Sie faltete die Stirn. „Was denkst du?“ sagte sie rasch, fast heftig. Sie errötete jäh dabei. Dann schien sie sich zu erinnern, daß ihr Benehmen Angelika befremden mußte. „Ich habe Wäsche morgen,“ fügte sie wie entschuldigend hinzu.

Heß preßte unmerklich die Lippen zusammen. Dann bezwang er sich und scherzte. „Wäsche! Immer Wäsche! Der große Stein im Weg! . . . Kennen Sie den bei Ihnen daheim auch?“ fragte er Angelika.

Sie stimmte wichtig Frau Hedwig bei: „Gewiß. Und mein Vater war wie Sie, er wollte die Notwendigkeit des großen Ereignisses nicht begreifen.“

So gelangten sie glücklich über den kleinen Zwiespalt hinweg. Heß drängte seine Frau nicht mehr, mitzukommen. Am Abend erfuhr aber Angelika, daß es entschieden war, sie würden morgen die Frau Säckelmeisterin auf ihrem Seegut besuchen, sie selbst, Pfarrer Heß und die Kinder.

„Wir fahren mit der Bahn hin, gleich am Morgen," sagte Heß.

Frau Hedwig, die einen Blick in die Zeitung warf, hob den Kopf nicht, als er sprach. Wieder war der scharfe Zug um ihren Mund.

Am Morgen fuhren sie. Nebel lag über der Stadt, als sie in den Zug stiegen; aber je weiter dieser sie trug, desto lichter und blauer wurde der Tag. Das leise Herbsten war auch jetzt erkennbar. Der See lag kühl unter ihnen. Manchmal aus Wäldern, unter denen sie vorüberfuhren, flammte ein frühroter Busch.

Nach einer kleinen Stunde schon waren sie am Ziel. Sie stiegen aus und hatten von dem hochgelegenen Bahnhof eine kleine Strecke abwärts zu gehen durch das Dorf, zu dem das Seegut gehörte. Als sie auf die schöne Landstraße traten, die weit, weit dem See entlang sich hinzieht, sahen sie vor sich das Gut. Uralte Pappeln und Platanen, dazwischen das Herrschaftshaus, breit, grau, mit dunkelgrünen Läden. Die Kinder rannten voraus, in einem weißen, gefälteten Kleidchen das Mädchen, in dunkelbraunem Samtgewand der Knabe.

„Die Großmutter!" tönten ihre hellen Stimmen.

Die Holzpforte an der unscheinbaren Umfriedung des Gutes ging auf. Mit einem Fuß trat die kleine Frau Säckelmeisterin in die Straße. Sie trug eine schwarzseidene Haube zierlich auf dem grauen Haar, zwei Locken fielen darunter hervor auf ihre Schultern. Einmal hob sie die Hand und winkte. Da erreichten sie die Kinder in stürmischem Anprall, und sie hatte einen Augenblick Mühe, sich zu wehren. Aber bald hatte sie sie mit ein paar stillen Worten gebändigt und trat auf Heß zu, der mit Angelika sie eben erreichte.

„Hast du meinen Brief bekommen, Mutter?" fragte er. Dann küßte er ihre von leichten Runzeln durchzogene weiße Hand.

Eine Vorstellung abschneidend, wendete sie sich zu Angelika, nahm ihre Hand und sagte, mit einem Lächeln auf den Sohn blickend: „Ich bin seine Mutter."

Im Gespräche schritten sie durch einen von hohen Büschen umstandenen Weg dem Hause zu. Die Frau Säckelmeisterin hielt Angelikas Hand in der ihren, sie tätschelnd wie alte Leute, die ihre Freude zeigen wollen, manchmal tun. Auf ihrer andern Seite ging ihr Sohn. Die Kinder waren schon im Hause verschwunden und kamen mit Grite, der Magd, wieder, die eine weiße Haube und eine gleichfarbige Schürze über dunklem Kleid trug, alt, aber noch stark war und etwas männlich Festes im Gesicht hatte. Sie stieg über die seitlich aus dem Hause führende graugrüne Sandsteintreppe nieder und nahm Angelika ein Täschchen ab, das sie bei sich trug. Mit einer wohltuenden Vertraulichkeit, die doch still und unaufdringlich war, wechselte sie ein paar Worte mit Heß und grüßte die Fremde.

„Das wichtigste Inventarstück des Hauses," sagte Heß mit einer Handbewegung auf sie zu Angelika. Und in das starke Gesicht der Magd trat ein breites Lachen, an dem doch wieder eine zufriedene und aufrechte Selbstwertung war.

Angelika sah mit ruhigem Blick all das Neue. Ruhe und schlichte Vornehmheit lag über dem Hause und seinen Bewohnern. Sie traten dann durch einen hallenden, mit alten Kupferstichen und Ölgemälden behangenen Flur in eine große Stube, in der nur eine gedämpfte Helle war. Da atmete Heß tief auf und streckte sich wie einer, der von einer köstlichen Luft die Brust nicht voll genug saugen kann. „Es ist immer noch schön zu Hause," sagte er. Und da fiel es Angelika wie Schuppen von den Augen: In dieses Haus mit seiner schlichten und feinen Ruhe paßte Frau Hedwig nicht, in seine Heimat nicht und darum — auch nicht zu ihm. Sie gewahrte das Gefühl der Befreiung, das in diesem seinem Aufatmen lag und erkannte zum ersten Male mit Staunen und Mitleid ganz, wie sein eigenes Haus in der Stadt, vielleicht ihm noch unbewußt, etwas Kerkerhaftes für ihn hatte.

Nun setzten sie sich in die hochlehnigen, schwarzen Stühle mit den grünen Samtsitzen und plauderten. Dann führte die Frau Säckelmeisterin das junge Mädchen zu einem der mit dunkelgrünen, langen Vorhängen geschmückten Fenster und zeigte nach dem Garten, in dem wenig Blumen waren, nur hohe alte Bäume, dunkles Gras und graue Kieswege und manchmal zwischen Buschwerk oder unter Bäumen eine Sandsteinbank. „Wir werden ihn und die Reben uns noch ansehen vor Tisch," sagte die alte Frau. „Doch zuerst will ich im Hause Sie heimisch machen." Den Arm in den Angelikas geschoben, ging sie mit ihr durch viele große, hohe Stuben, in denen kein Prunk war, vielmehr eine bürgerliche, strenge Einfachheit. Die einen hatten dunkle, alte Parkettböden, die andren nur weißgescheuerte tannene, aber in allen war dieselbe peinliche Sauberkeit und Schmuckheit, die an der kleinen, an Angelikas Seite gehenden alten Frau selber war. Im Schlafzimmer der letztern hing neben dem ihren das Ölgemälde ihres verstorbenen Mannes. Es zeigte einen großen, schlanken alten Menschen mit einem weißen, scharf und strenge geschnittenen Gesicht. In der Gestalt mehr als in diesem glich er seinem Sohne. Und sein Haar war so weiß und glänzend wie die seidene Binde, die mehrmals um den hohen, weichen Hemdkragen gewunden war.

Heß war nicht mit den beiden Frauen gegangen. Er hatte die Kinder ins Freie gehen heißen und war in der Wohnstube geblieben. Die Tür zu dieser stand offen, als seine Mutter und Angelika, aus dem obern Stockwerk herabsteigend, wieder in den Flur traten. Sie hatten beide den gleichen schwebenden, geräuschlosen Schritt, und so hörte Heß sie nicht kommen. Angelika aber sah ihn plötzlich schlank und aufrecht drüben an einem der Stühle stehen. Sein Blick ging irgendwohin, vielleicht zu einem der Bilder, die an der Wand hingen, vielleicht nur nach der alten grünen wohlbekannten Tapete. Der kurze, helle Bart stach seltsam gegen sein schwarzes Gewand ab. Sein Haar leuchtete in einer Helle, die durch eines der Fenster es traf. Aber in seinem Gesicht wie in seinem Blick war ein unbeschreiblicher Aus-

druck. Vielleicht durchzuckte er beide nur eben in diesem Augenblick, da die zwei Frauen ihn gewahrten, vielleicht haftete er schon geraumere Zeit darin.

Mit ruhiger Bewegung preßte die Frau Säckelmeisterin Angelikas Arm und wendete sich mit ihr der Haustüre zu: „Nun wollen wir in den Garten gehen, Kind."

Aber Angelika hatte eine Weile Mühe, dem Aufmerksamkeit zu schenken, was ihre Begleiterin ihr zeigte. Sie sah immer Ludwig Heß vor sich und sah den Ausdruck in seinem Gesicht, der eine ganze Geschichte erzählte, den er noch nie jemandem gezeigt hatte und wohl niemandem zeigen würde: Daß ich in diesem stillen Hause noch einmal jung sein könnte! Das plötzlich hervorbrechende Verlangen, etwas Geschehenes ungeschehen zu machen, hatte in diesem Ausdruck gelegen, deutlich, erschütternd!

„Da kommt der alte Friedrich, unser Gärtner," sagte die Frau Säckelmeisterin neben Angelika.

Diese riß sich gewaltsam von dem Bilde los, das sie gefangen hielt, und sah einen Mann mit weißem Haar und weißen, buschigen Brauen im braunen Gesicht. Er nahm die Kappe ab und blickte aus gütigen und fröhlichen Augen auf Angelika. „Er hat schon bei Ludwigs Großvater gedient," sagte die Frau Säckelmeisterin.

In des Gärtners Begleitung besahen sie den schönen Rebberg, der neben dem Garten lag, und durchschritten dann diesen, der fast düster war. Einmal wehte schon ein welkes Blatt zu ihren Füßen nieder.

Dann trafen sie auf die Kinder, die sich jagten und erhitzt waren, und nachher gingen alle zu Tische.

Pfarrer Heß kam ihnen entgegen, als sie aufs Haus zubogen. Er war wieder völlig er selbst. Sein Blick war fröhlich. „Die Suppe wartet schon," mahnte er und nahm die Hände der Kinder, zwischen denen er hinter den Frauen einherschritt.

Darauf saßen sie in der großen Stube, die sie zuerst betreten hatten, an dem weiß gedeckten Tisch, der sich wie eine helle Insel aus dem dunkeln Raume hob. Heß teilte die Speisen aus und bediente die Mutter zuerst, die leicht in ihren hochlehnigen Stuhl zurückgelehnt saß.

Mit Grite, der Magd, kam eine mächtige, rotgetigerte Katze herein.

„Tiger," schrien die Kinder. „Wo warst du, Tiger?" Und sie wie Heß machten viel Wesens aus dem Tier.

Grite erzählte, daß der Kater im Keller eingesperrt gewesen. Der aber sprang auf die hohe, schwarze Lehne am Stuhl der Frau Säckelmeisterin und saß da und schnurrte und war nicht aufdringlich wie sonst verwöhnte Katzen. Manchmal nahm die schlanke Frau mit zwei Fingern zierlich ein Stücklein Fleisch von ihrem Teller, reichte es der Katze hinauf und sagte ein: „Da, da, meiner" oder „da, gutes Tier". Und in den paar Worten lag die Geschichte: Ein ganz behagliches Leben haben wir zwei miteinander, gelt, alter Tiger? Diese Behaglichkeit lag über der ganzen Mahlzeit, über diesem seltenen Tage überhaupt. Die Stunden gingen ihnen allen wie vom Wind unmerklich verblasen. Immer wieder war eine vorüber.

Gegen Abend saßen Angelika und Heß allein auf der alten, breiten Mauer, die den Garten gegen den See schützte. Sie hatten sich spät an diese Stelle gefunden, die vielleicht die schönste des Gartens war, saßen nun und mochten sich nicht los machen. Der See war reglos still. Sie konnten durch sein glashelles Wasser den moosigen Grund sehen und die Fische, die sich um die Mauer trieben. Weit hinaus war auf dem schwarzgrünen Wasser dieselbe Stille. Um das jenseitige Ufer begann sich der leise Dunst wieder zu spinnen, der am Morgen darüber gelegen hatte, aber auf seinen Höhen lag noch die Sonne, und in weichen Linien zeichneten sich die grünen Hügel vom Himmel ab. Zuweilen ging ein Schnalzen im Wasser, wenn ein Fischlein sprang, zuweilen scholl näher oder ferner der Schlag eines Ruders; sonst war eine atemlose Ruhe über Wasser und Garten. Angelika und Heß vergaßen das Reden in diesem Schweigen. Sie hielten beide eine Hand auf die Mauer gestützt und blickten mit geneigten Köpfen auf das Wasser.

Da ging ein fernes, dumpfes Läuten. Es kam wie durch das Innere des Sees heraufgetragen als ein schönes, geheimnisvoll hallendes Echo an die beiden heran und war der Klang der Glocken von St. Felix, die um diese Stunde geläutet wurden. Heß brannte sekundenlang ein kleines Flecklein Rot im Gesicht; eine Erinnerung durchzuckte ihn, daß er in wenigen Stunden wieder dort sein mußte, wo die Glocken gingen. Es war wie ein Auffahren aus einem Traum. Aber er erwachte nicht völlig. Nur ein Gedanke kam ihm, der ihm bisher nicht gekommen: Angelika, die Fremde, — wie wohl sie in den Rahmen des Bildes sich fügte, das ihm stets das liebste gewesen — in diese — Heimat! Er hob den Blick unwillkürlich und sah sie forschend an. Ihr feines Gesicht war wie immer bleich, und in schönem Gegensatz dazu stand das krause, schwarzbraune Haar. Um ihren Mund, der nicht klein war, lag ein früh-ernster Zug. Da begann er zu ihr zu sprechen von dem, was ihn beschäftigte, von der Schönheit und Stille des Gutes, von seiner Mutter, von dem und jenem, was dem Hause seinen Charakter gab, selbst von Grite, der Magd, und dem Tier, dem Tiger. Jedes Wort zeigte, wie das, was er ihr da sagte, sein ganzes Herz erfüllte. Und sie ging mit feinem Verständnis auf alles ein, was er sprach. Dann hob auch sie zu erzählen an, von Vater und Mutter, von ihrer eignen Heimat. So jung sie war, so offenbarte alles, was sie sagte, eine ernste Reife und eine Klarheit und Klugheit, die ihn ihre Gesellschaft als die eines ebenbürtigen Menschen empfinden ließ. Sie vergaßen sich in diesem Gespräche, und die Frau Säckelmeisterin kam mit den Kindern, sie suchen. Der Rest des Abends verging so schnell, daß ihnen der Zug zu früh ging, den sie anfänglich hatten nehmen wollen, und Heß plötzlich und in aufflackernder Sorglosigkeit erklärte, sie würden erst mit einem spätern fahren. Die Kinder jubelten, daß sie einmal erst zur Nachtzeit einen Heimweg antreten sollten. Die beiden Frauen aber wunderten sich über den Mann, der die Gewissenhaftigkeit selber war, und nun seine sonstige Pünktlichkeit völlig vergaß. Aber beide wußten und fühlten, daß er von diesem Tage sich mit schwerer Mühe trennte.

Als es schon dunkel war, und die Kinder von der alten Grite sich gruselige Geschichten erzählen ließen, trat Heß an den Flügel, der in einem an das Wohnzimmer stoßenden saalartigen Raume stand. Er spielte leise erst; dann riß ihn die Musik fort, und er gab sein Bestes, während die Frauen in der dunkel gebliebenen Wohnstube saßen und lauschten. Seine Mutter trat leise an eines der Fenster und öffnete weit beide Flügel. Es war schon Nacht. Die hohen, schlanken Bäume standen schwarz und reglos vor dem Hause. Über ihnen glänzten Sterne. Die Töne des Klaviers klangen in die Stube der zwei Frauen, und es war, als fasse die Nacht mit unsichtbaren Händen nach ihnen und hole sie hinaus, daß sie entwanderten wie irregehende, suchende und weinende Menschen, zwischen den schwarzen Bäumen, im Dunkel. Und die ruhigen Sterne sahen sie verschwinden.

Der Tag endete für die alte Frau und ihre beiden Gäste seltsam, in einer fast wehmütigen Melodie. Sie fanden keines den leichten Ton, mit dem sie sich gern aufgemuntert hätten, als sie später auseinander gingen. Auch auf der Heimfahrt waren nur die Kinder die Wortführer. Heß und Angelika saßen in Gedanken auf ihren Plätzen.

(Schluß folgt.)

Königin Luise im Kriege von 1806[1].

Von

P. Bailleu.

(Während sich die preußischen und sächsischen Truppen in Thüringen zusammenzogen, hatten König Friedrich Wilhelm und Königin Luise am 21. September 1806 Potsdam verlassen und am 23. Naumburg erreicht.)

I. Von Naumburg bis Stettin.

Im preußischen Hauptquartier zu Naumburg sammelten sich um den König und den Herzog von Braunschweig, dem der Oberbefehl des Heeres übertragen war, die Generale und die Leiter der preußischen Politik, der Minister Graf Haugwitz mit dem bisherigen Gesandten in Paris, Lucchesini, und dem Geh. Kabinettsrat Lombard. Von den deutschen Fürsten, die zu Preußen hielten, erschienen der immer treue und entschlossene Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und der Prinz von Oranien-Fulda; nach manchen Schwankungen und Zweideutigkeiten fand sich auch der Kurfürst von Hessen ein, doch ohne sich politisch binden zu wollen. Außer der Königin mit ihrem Gefolge kamen noch andre Fürstinnen, die Schwester des Königs, Kurprinzessin Auguste von Hessen, und die Freundin der Königin, Kurprinzessin Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar, die jedoch noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten nach Berlin reisten.

Die Königin litt bei der Ankunft in Naumburg an schmerzhaftem Kopfreißen; erst nach einigen Tagen, als die Sonne prächtiges Herbstwetter brachte, wagte sie auszufahren, wie gewöhnlich weiß gekleidet, auf dem meist umhüllten Kopfe ein Hut mit Kornblumen und Cyanen. Zu dem Volke, das auch hier in Kursachsen, wie überall, neugierig und teilnehmend ihr folgte, sagte sie wohl, wie man in Naumburg erzählt: „Ei, ihr Leutchen, was lauft

[1] Aus einer demnächst erscheinenden Biographie der Königin Luise. Neben bekannten und gedruckten Quellen konnten zum ersten Male benutzt werden: Aufzeichnungen und Briefwechsel der Königin Luise, insbesondere mit König Friedrich Wilhelm III. im Oktober 1806; Berichte der russischen und schwedischen Gesandtschaft am preußischen Hofe; Tagebücher u. a. m.

ihr mir denn so nach, ich bin ja auch weiter nichts als eine Soldatenfrau." Sie liebte es, die durchziehenden Truppen zu besichtigen, und an schönen Nachmittagen unternahm sie Ausflüge in die Umgegend, in die Naumburger Weinberge und zu einer Anhöhe jenseit der Saale, wo sie schon bei ihrer Brautreise und im Jahre 1799 gerastet hatte, und wo jetzt ein Gedenkstein an Königin Luise erinnert. Der König hat einmal von Naumburg aus das nahe Schlachtfeld von Roßbach besucht. Abends vereinigte die Königin um ihren Teetisch Generale und Diplomaten, unter denen namentlich Lucchesini die Gesellschaft zu unterhalten wußte.

Die Stimmung in Naumburg schwankte zwischen Siegeshoffnungen und Niedergeschlagenheit. Gegen die preußische Politik und ihren obersten Vertreter, Graf Haugwitz, war auch jetzt noch keineswegs alles Mißtrauen geschwunden, und in der Heeresleitung vermißte man den fortreißenden Schwung der Offensive. Der kriegerische Geist aber und die Kampfesfreude in Offizieren und Soldaten weckten die frohesten Hoffnungen; wenigstens die ersten Zusammenstöße mit Napoleon glaubte man siegreich bestehen und jedenfalls so lange standhalten zu können, bis die Russen und vielleicht auch die Österreicher zu Hilfe kämen.

Ähnliche Stimmungen lebten in Königin Luise. Sie wußte, daß es nun kein Zurück mehr gab; hinter ihr, wie sie schrieb, lagen „Feigheiten und Erniedrigungen", vorwärts winkte der Weg der Ehre. Sie ahnte wohl, daß dieser Weg auch zum Untergang führen könne, und sie war weit entfernt von jedem törichten Siegesdünkel. Aber sie fand den Geist der Truppen und ihre Kampfeslust so herrlich, die Erbitterung der ganzen Nation so kraftvoll, und von allen Seiten brachte man ihr so viel Hingebung und Vaterlandsliebe entgegen, daß sie daraus „Mut für die Zukunft" schöpfte. Wurde doch selbst der König, dem sonst jede Annäherung seiner Untertanen eher lästig war, davon gerührt, wie man seinen Wagen umdrängte und ihn und die gute Sache segnete. Mit voller Zuversicht rechnete die Königin auf Rußlands Hilfe. Noch von Berlin aus, wenige Tage vor der Abreise, hatte sie dem Kaiser Alexander geschrieben, daß nächst dem preußischen Heere seine Freundschaft ihr Zuversicht gebe. Mit der ganzen gefühlsseligen Überschwenglichkeit des 18. Jahrhunderts beteuerte sie ihm dabei: „Ich glaube an Sie, wie ich an Gott glaube, und meine Freundschaft für Sie wird nur zugleich mit meinem Glücke enden." Und von Naumburg aus wiederholte sie: „Die Zukunft hängt wesentlich von Ihnen ab, und ich bin ganz ruhig, da ich Sie kenne."

In politischer Hinsicht war nur wenige Tage nach der Ankunft des Königs in Naumburg bereits das entscheidende Wort gefallen, ganz im Sinne der von Graf Haugwitz ergriffenen und festgehaltenen Politik. Am 26. September wurde ein Kurier mit einem Schreiben des Königs an Napoleon und mit einer Note abgesandt, worin in aller Form der Rückzug der französischen Truppen aus Deutschland und die freie und ungestörte Zulassung des norddeutschen Bundes verlangt wurde. Würde eine befriedigende Antwort bis zum 8. Oktober nicht eintreffen, so sollte zum Angriff geschritten werden. Nicht um noch eine Tür für den Frieden offen zu halten, an den man nicht mehr

glaubte, gewährte man diese letzte Frist, sondern allein um noch einige Tage für die militärischen Vorbereitungen zu gewinnen, mit denen es nur recht langsam vorwärts ging.

Nach längeren Beratungen hatte man sich zu dem Plane geeinigt, über den Thüringer Wald hinweg die französischen Truppen in Süddeutschland anzugreifen, die man noch vor ihrer Vereinigung überraschen zu können meinte. Der Gedanke kam nicht zur Ausführung. Wollte man eine so entschiedene Angriffsbewegung vor Ablauf der im Ultimatum gestellten Frist vermeiden? Oder, was wahrscheinlicher ist, waren es militärische Bedenken, wie die Rücksichtnahme auf die eigenen noch unvollendeten Rüstungen und die verspätete Mobilisierung der sächsischen Truppen? Oder lag die Ursache zugleich auch in dem Grundübel, an dem die preußische Heeresleitung ebenso krankte wie vorher die preußische Politik: an der lähmenden Unentschlossenheit?

Genug, die Tage verstrichen; erst Anfang Oktober wurde die Hauptarmee allmählich näher an den Thüringer Wald heran nach Südwesten geschoben, und erst am 4. Oktober, als sich die Nachricht von der Ankunft Napoleons in Würzburg verbreitete, wurde auch das Hauptquartier nach Erfurt verlegt. Als der Zug der Wagen und Geschütze mit den Truppenmassen lang und langsam sich über die Brücke von Kösen bewegte, beobachtete ihn der glänzendste literarische Gegner Napoleons, Friedrich Gentz, den Graf Haugwitz zur Mitarbeit an dem preußischen Kriegsmanifest zu sich berufen hatte; er empfand, und vielleicht nicht er allein, daß sich in diesem Augenblicke die Entscheidung vorbereitete über die Freiheit oder die Knechtschaft Mitteleuropas.

Erfurt bot dasselbe Schauspiel wie Naumburg: militärische Beratungen, fürstliche Besuche, unaufhörliche Truppendurchzüge, ein unentwirrbares Gewühl und Durcheinander von Menschen, Pferden, Kanonen. Der König studierte dort den Plan der Schlacht von Austerlitz. Die Königin hatte die Freude, ihre Schwester, Herzogin Charlotte von Hildburghausen, bei sich zu sehen. Sie besuchte den Petersberg und ließ sich mit ihren Damen abends von Lucchesini Gespenstergeschichten erzählen. Ihre fortdauernde Anwesenheit im Hauptquartier — seit dem Großen Kurfürsten hatte sich kein preußischer Herrscher von seiner Gemahlin ins Feld begleiten lassen — fand sehr verschiedene Beurteilung. Während viele, vielleicht die meisten, die Entfernung der Königin auch um ihrer eigenen Sicherheit willen wünschten, hielten andre, die sich ihres Einflusses auf den König zu bedienen gedachten, ihre fernere Gegenwart für notwendig. Sie selbst, hierin wie sonst, fügte sich lediglich dem Willen des Königs, der sie so lange als irgend möglich bei sich zu haben verlangte.

In Erfurt, am 9. Oktober, empfing Königin Luise auch Friedrich Gentz, der eine ausführliche Aufzeichnung über den Verlauf seiner Audienz und die dabei gewonnenen Eindrücke hinterlassen hat. Die Königin äußerte sich über den Krieg in dem Sinne, den wir schon kennen: Die politischen Motive ließ sie beiseite, obgleich ihre Worte sonst auch hierin scharfes Verständnis bewiesen. Für sie war der Krieg nicht das Ergebnis politischer Berechnungen, sondern „ein Gebot der Ehre und der Pflicht“. Übrigens sei sie nicht befragt worden, wie

sie überhaupt bei öffentlichen Angelegenheiten nie zu Rate gezogen sei. Ganz nach dem Herzen von Gentz waren dann ihre Äußerungen über Österreich und Rußland. Es mag nicht völlig ohne politische Absicht gewesen sein — Gentz war ja vor einigen Jahren aus preußischen in österreichische Dienste übergetreten —, aber es entsprach doch auch, wie wir wissen, ihrem innersten Empfinden, wenn sie sich dabei über Österreich mit besonderer Wärme äußerte und Österreichs Unglück mit Tränen in den Augen beklagte. Aus „dem Reiche" stammend, hatte sie eine angeborene Sympathie für Österreich, womit ihre politische Überzeugung im Einklang war. Sie rühmte Kaiser Alexanders Eifer, seine Hingebung und seine persönlichen Tugenden; allein für die Freiheit Europas wünschte sie doch die Einigung der Deutschen, die Einigung vor allem Preußens und Österreichs. Es waren die Gedanken, die Gentz seit Jahren vertrat, die Prinz Louis Ferdinand mit ihm teilte, und die auch bei der Königin Eingang gefunden hatten.

Überhaupt hat Gentz von Königin Luise die allerbesten Eindrücke gewonnen; er wußte nicht, was er mehr bewundern sollte: die männliche Energie und Reife ihres Urteils oder das echt weibliche Gemüt und Gefühl, das alles durchdrang und erfüllte. Die Königin erschien ihm als eine unvergleichliche Vereinigung von Würde und Anmut, von Vornehmheit und Zurückhaltung. Aus dem düsteren Gemälde, das Gentz in seinen Aufzeichnungen von den Zuständen und Persönlichkeiten jener Tage entworfen hat, strahlt allein die Gestalt der Königin Luise als eine helle und reine Lichterscheinung hervor.

Inzwischen wurde in Erfurt, wie vorher in Naumburg, Tag für Tag Kriegsrat gehalten. Der Plan des Überganges über den Thüringer Wald war leicht aufgegeben; schwieriger wurde es, einen neuen Entschluß zu fassen. Bald sollte sich die ganze Armee westwärts zwischen Gotha und Erfurt konzentrieren, bald, da die Meldungen über einen nach Osten weit ausholenden Umgehungsmarsch der Franzosen in der Richtung auf das Kurfürstentum Sachsen sich bedrohlich häuften, sollte ostwärts auf das rechte Saaleufer zurückgegangen werden, um den Franzosen den Weg zu verlegen. Schließlich wurde die Hauptarmee teils zurück nach Weimar, das man erst am 4. Oktober passiert hatte, teils südlich davon nach Blankenhain dirigiert, während ein andres Korps unter dem Befehl des Fürsten Hohenlohe, dessen Avantgarde Prinz Louis Ferdinand befehligte, mehr südlich, zum Übergang auf das rechte Saaleufer bereit, zwischen Kahla und Rudolstadt sich aufstellte. Was weiter geschehen sollte, dafür erwartete man wieder erst Nachrichten vom Feinde.

Am 10. Oktober erreichten der König und die Königin mit einem Teile der Hauptarmee auf schlechtesten Wegen Blankenhain. Es war ein schrecklicher Abend, dem eine schrecklichere Nacht folgte. Plötzlich fand man sich mitten im Kriege. Von allen Seiten hörte man den Donner der Geschütze; ringsum, überall, schienen bereits Franzosen. Da kam gegen 9 Uhr abends die Nachricht, daß die Avantgarde bei Saalfeld geschlagen und Prinz Louis Ferdinand nach heldenmütigem Kampfe gefallen sei. Der König brachte selbst der tieferschütterten Königin die Trauerkunde, die sich rasch verbreitete und Bestürzung und Schmerz erregte. Überall erhob sich Wehklagen und Weinen um den

Prinzen, mit dem so viele und so schöne Hoffnungen untergegangen waren. Bald folgten weitere Nachrichten von gefahrdrohendster Bedeutung. Die Übergänge über die obere Saale waren in den Händen der Feinde, Rudolstadt, unfern Blankenhain, von ihnen besetzt; Hohenlohe hatte sich etwas ostwärts wenden müssen, um geschlagene Truppen eines preußischen Korps unter Tauentzien aufzunehmen. Blankenhain, dadurch nach Süden völlig ungedeckt, stand einem feindlichen Vormarsch offen, das Hauptquartier glich einer Vorpostenstellung. Furcht und Schrecken brach über alle herein. In den Straßen in und um Blankenhain erdröhnte ununterbrochen der Generalmarsch, um von allen Seiten Truppen zum Schutz des Hauptquartiers herbeizurufen. Die Feldequipagen des Königs wurden schon weggeschickt. Niemand hätte gewagt, sich zur Ruhe zu legen. Immer zu eiligster Flucht bereit, von jedem Alarm aufgeschreckt, so verbrachte Königin Luise mit ihren Damen die Nacht.

König und Königin haben diese Schreckensstunden nie vergessen. Der König konnte später den Namen Blankenhain nicht nennen hören, ohne daß ihm gleich all sein Unglück sichtbar vor Augen trat. Der Königin, deren Aufzeichnungen obige Schilderung entnommen ist, mag man es glauben, daß sie von jenem Augenblick an das nahende Unheil ahnte[1]).

Am frühen Morgen des 11. Oktober, erregt durch den Gedanken an den Entscheidungskampf, der unmittelbar bevorzustehen schien, verließ Königin Luise Blankenhain und erreichte bald Weimar, wo auch der König mit dem Herzog von Braunschweig und dem ganzen Gefolge noch am Nachmittag eintraf. Die Hauptarmee zog sich um Weimar herum zusammen, während Fürst Hohenlohe sein Korps bei Jena sammelte. Der Rest des Tages, ebenso wie der ganze nächste Tag, vergingen abermals in fruchtlosen Beratungen. Man hörte von weiterem Vordringen der Franzosen, und die Besorgnis wurde immer stärker, daß man im Osten, in der linken Flanke, umgangen werde. Der Herzog von Braunschweig, so versichert wenigstens die Königin, konnte und wollte das nicht glauben. So blieb alles untätig stehen, bis wieder erst Nachrichten vom Feinde eine Entschließung aufzwangen und die schwerfällige Masse in Bewegung brachten. Noch am 12. Oktober spät abends kam die bestimmte Meldung, daß die Armee in ihrer linken Flanke tatsächlich umgangen und Naumburg bereits von feindlichen Truppen besetzt sei. Sogleich wurde nun beschlossen, kehrt zu machen, um über die Unstrut und Saale hinweg zwischen Saale und Elbe dem Vormarsch des Feindes entgegenzutreten. Während das Korps unter Hohenlohe zur Deckung der rechten Flanke etwas zurückblieb,

[1]) Die Darstellung dieser Vorgänge ist bisher meist dadurch verwirrt worden, daß in dem Buche „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe" (S. 250) die Nachricht von der Niederlage bei Saalfeld und dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand erst am 11. Oktober in Weimar eintrifft, wodurch jedes Motiv für den Abmarsch aus Blankenhain wegfällt. Das Tagebuch der Gräfin Voß läßt die Nachricht ganz richtig schon am 10. Oktober in Blankenhain eintreffen; die Herausgeber von „Neunundsechzig Jahre" haben sich, wie so oft, eine willkürliche Änderung erlaubt, indem sie den Aufzeichnungen der Gräfin Voß die falschen Angaben in Berg-Adami, „Königin Luise" (zweite Auflage, S. 230) unterschoben, und die neueren Biographen der Königin Luise sind ihnen unbedenklich gefolgt. Es kann hier nicht nachdrücklich genug davor gewarnt werden, das Buch „Neunundsechzig Jahre" als Quellenwerk zu benutzen.

setzte sich am 13. Oktober vormittags spät, wahrscheinlich zu spät, die Hauptarmee in Bewegung und zog mit schleppendem Troß langsam auf der großen Frankfurt-Leipziger Handelsstraße in nordöstlicher Richtung nach Auerstedt zu.

Königin Luise folgte am Nachmittag des 13. Oktober von Weimar aus dem Vormarsch der Armee; so hatte es der König selbst gewünscht, der sich auch jetzt noch nicht von ihr trennen mochte. Mit dem Kürassier-Regiment Reizenstein erreichte sie die Straße vor Auerstedt, wo ihr der Herzog von Braunschweig entgegentrat.

„Es war das erstemal," so erzählt die Königin selbst, „daß ich ihn seine Meinung positiv und energisch aussprechen hörte." Mit ernster Miene trat er an ihren Wagen heran und fragte: „Um Gotteswillen, was tun Sie hier?" Königin Luise erwiderte: „Der König glaubt, daß ich nirgends sicherer bin als hier im Rücken der Armee, da der Weg, den ich nach Berlin einschlagen sollte, nicht mehr sicher ist." „Aber mein Gott, sehen Majestät nicht das Schloß von Eckartsberga vor sich? Dort sind die Franzosen, sie sind hier gegenüber und in Naumburg, und morgen werden wir einen blutigen und entscheidenden Tag haben. Sie können hier nicht bleiben, es ist ganz unmöglich." Er riet ihr, nach Weimar zurückzukehren und sich dort von General Rüchel den Weg nach Berlin angeben zu lassen. Die Königin ließ den König rufen, der kurz vorher mit düsterer und sorgenvoller Miene an ihrem Wagen vorbeigekommen war, teilte ihm die Befürchtungen des Herzogs mit, und der König entschied: „Wenn es so ist, so reise ab." Wortlos drückte er ihr zum Abschied die Hand. Die Königin, in tiefster Bewegung, verließ ihren Wagen, einen Kampagnewagen des Königs, und in ihrem Reisewagen, von einem Offizier mit acht Kürassieren geleitet, kehrte sie nach Weimar zurück, das sie erst wenige Stunden vorher verlassen hatte. Unterwegs begegnete sie dem Prinzen von Oranien, der die 1. Division der Hauptarmee befehligte, und dem Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, der in dieser Division die zweite Brigade kommandierte, sowie ihrem eigenen Bruder Prinz Karl, der dem Reservekorps unter Kalckreuth angehörte. Von ihnen allen nahm sie Abschied, immer bemüht, dabei ihre Tränen zurückzuhalten, um nicht die dem Kampfe entgegengehenden Männer weich zu stimmen. In Weimar angekommen, ließ sie General Rüchel rufen, der, zu erregt, um selbst schreiben zu können, durch seinen Adjutanten v. Kleist, der vorher bei Prinz Louis Ferdinand Adjutant gewesen war, der Königin die Reiseroute aufzeichnen ließ. Sie sollte den Harz im Westen umgehen und über Braunschweig nach Berlin zurückkehren. Wie erzählt wird, hat sich die Königin noch in den Straßen Weimars zu Fuß den durchmarschierenden Truppen gezeigt und durch ihre Gegenwart deren Mut angefeuert.

Die Stimmung der Königin am Abend vor dem Tage, der über Preußens und ihr eigenes Schicksal entscheiden sollte, zeigt der Brief, den sie damals an den König richtete. In seinem Durcheinander von richtigen und irrigen Angaben spiegelt er den Wirrwarr des Augenblicks wider, zugleich aber die Innigkeit ihrer Liebe zu dem Gemahl und König, dem sie auch in diesem Augenblicke das ihm so fehlende Selbstvertrauen einzuflößen suchte. Sie schrieb ihm aus Weimar am 13. Oktober, 8 Uhr abends:

„Gott segne Dich auf allen Deinen Wegen, theurer, lieber Freund. Es muß Dir gut gehen, denn Du bist der bravste Mann Deiner Zeit. Ich hoffe bald was gutes von Deiner Armee zu hören. Alle, denen ich begegnete, waren ganz toll vor Freude, als sie hörten (die Truppen nämlich), daß die Franzosen nahe, und gewiß morgen eine starke Affaire sein würde. Gott stärke Dich! und gebe Dir eine tüchtig gewonnene Schlacht. Morgen früh um 5 Uhr, den 14., geh' ich von hier weg über Erfurt, Langensalza, Mühlhausen, Dingelstadt, Heiligenstadt, wo ich zu Nacht bleiben will. Dann übermorgen, den 15. will ich bis Braunschweig, wenn es möglich ist (es ist Fritzens Geburtstag) und den 16. nach Berlin. Ich bitte Dich knieend, schicke mir doch Nachricht von Dir, du weißt nun, wie ich gehe, und kannst berechnen, auf welchem Weg Du am geschwindesten mich etwas von Dir kannst hören lassen. Du begreifst, wie mir daran liegt in diesem Moment! Ich spreche von nichts, was uns sonst betrifft, es ist nicht der Augenblick, sich auf irgend eine Art weich zu machen. Ich liebe Dich wahr und innig und bete für Dich! Adieu. Soeben kömmt die Nachricht an General Rüchel, der meine Marschroute neben mir im Zimmer der Herzogin macht, daß die Franzosen bei Jena geschlagen sind und daß der Fürst Hohenlohe sie verfolgt. Der Offizier, der dieses dem General Rüchel meldet, hat es selbst gesehen, daß der Fürst sie verfolgt hat. Das ist Gott Lob einmal was Gutes, und morgen giebt es gewiß noch mehr sich zu freuen. Ich bin hier nach 6 Uhr angekommen, alle Regimenter schrieen: Vivat, es lebe der König und die Königin. Den acht Leuten von Quitzow hab' ich jedem einen Friedrichsd'or gegeben und sie noch extra tractieren lassen. Ich bin auf dem Schloß abgestiegen, weil ich keine Küche habe, und daß ich mich hier ohne Dich nirgends sicher glaubte. Adieu. Gottes bester Segen mit Dir. Laß mich nur nicht ohne Nachricht. Auf ewig

Deine treue Luise.

„Graf Moltke wird Dir dieses übergeben und um 9 ohngefähr wieder zu Dir abgehen. Ich hoffe, die Umstände bringen uns bald wieder zusammen.

„Ich darf Dich noch einmal bitten, nehme mehr Zutrauen zu Dir selber und führe das Ganze, es geht gewiß besser."

Nach einer schlaflosen Nacht voll Sorgen und Ängsten verließ Königin Luise am Morgen des verhängnisvollen 14. Oktober Weimar und eilte über Erfurt, Mühlhausen, Göttingen, wo Achim v. Arnim sie sah und ihr verstörtes Angesicht kaum erkannte, über Braunschweig und Tangermünde nach Berlin, das sie am 17. Oktober gegen Abend erreichte.

Die Reise war schon wie die Flucht nach einer Niederlage.

Täuschende Gerüchte über preußische Siege wurden ihr unterwegs zugetragen, Gerüchte, die auch nach Berlin drangen und dort am 15. Oktober, gerade zur Geburtstagsfeier des Kronprinzen, einen Taumel der Freude und des Jubels entfesselten. Erst am 17. Oktober, wenige Stunden vor Berlin, erfuhr Luise durch ein Schreiben des Generaladjutanten Obersten v. Kleist aus Buttelstedt, 14. Oktober, die schreckliche Wahrheit: die völlige Niederlage der preußischen Truppen, sowohl der vom Herzog von Braunschweig befehligten Hauptarmee als der Korps von Hohenlohe und Rüchel. „Wir wollen uns nur

recht zusammennehmen," sagte sie zu ihrer Hofdame, der Gräfin Tauentzien, „um nicht diesen Schrecken in Berlin zu verbreiten."

Später erhielt sie auch ein Schreiben des Königs selbst, auf der Flucht in Sömmerda am 15. Oktober geschrieben, das ihr den ganzen Umfang des Unglücks enthüllte: Wie aus dem unerwarteten Zusammenstoß mit einem Feinde von unbekannter Stärke bei Auerstedt sich eine Schlacht entwickelt hatte, in der die drei Divisionen der Hauptarmee, ohne rechte Ordnung, ohne rechten Plan, ohne Zusammenwirken in den Kampf geführt, eine nach der andern in hoffnungslosem Ringen sich verblutet hatten. „Ich weiß nicht," schrieb der König, „was aus ihnen geworden ist. Alles, was noch lebt, läuft einzeln herum." Die Reserve unter Kalckreuth, die zu spät herangekommen war, hatte nur noch den Rückzug decken können. Bei einbrechender Nacht war der König mit dem Rest der Truppen auf der Weimarer Chaussee am rechten Ilmufer bis an die Stelle gekommen, wo die Königin von ihm Abschied genommen hatte, als er bei Apolda französische Truppen bemerkte, so daß er schleunigst umkehren und im Angesicht französischer Wachtfeuer den Rückzug auf dem linken (nördlichen) Ilmufer fortsetzen mußte. Unweit Weimar aber, in Wielands früherem Wohnort Osmannstedt, erfuhr man von einigen französischen Gefangenen, daß auch Hohenlohe und Rüchel geschlagen und Weimar selbst bereits von den Franzosen besetzt sei. Abermals mußte umgebogen werden, und nach manchem unsicheren Umhertasten, wobei die Kolonnen sich schließlich auflösten und zerstreuten, war der König über Buttelstedt, wo er durch Flüchtlinge ausführlichere Nachrichten über die Niederlage von Jena erhielt, am 15. Oktober in aller Frühe, von Blücher, Kalckreuth, dem Erbprinzen von Sachsen-Coburg und einigen Offizieren begleitet, nach Sömmerda gelangt. Er war 26 Stunden lang ununterbrochen und ohne Nahrung im Sattel gewesen[1]). Auf Andringen seiner Umgebung fuhr er am nächsten Tage nach Nordhausen und Sondershausen weiter, von wo er quer durch den Harz über Halberstadt nach Magdeburg eilte.

In Berlin, wo die Nachricht von den Niederlagen sich schon am Morgen des 17. Oktober verbreitet hatte, fand die Königin alles in größter Erregung. Ihre Kinder waren bereits nach Stettin geflüchtet, wohin auch der Königin geraten wurde sich zu retten. Die allgemeine Stimmung war in diesem Augenblick noch keineswegs mutlos oder verzweifelt, die Erbitterung gegen den verhaßten Sieger vielmehr noch im Steigen. Erst der völlige Zusammenbruch der obersten Leitung des Staates und des Heeres, wie er in den Kapitulationen der Feldtruppen und der Festungen, in der schwächlichen Unfähigkeit des Gouvernements von Berlin und in andern schmachvollen Vorgängen jener Tage sich offenbarte, hat lähmenden Schrecken und hoffnungslose Niedergeschlagenheit auch in die breiten Massen des Volkes getragen. Königin Luise selbst hatte ihren Mut keineswegs verloren; ihre Hoffnungen belebten

[1]) Vgl. das Schreiben des Königs an die Königin vom 15. Oktober („Deutsche Rundschau", 1899, Bd. LI, S. 386 ff.), einen Bericht des Erbprinzen von Coburg in „Heimatblätter" („Aus coburg-gothaischen Landen", November 1903), und den Bericht Blüchers in dem eben erschienenen Werke des Großen Generalstabes über 1806, S. 127 ff.

sich an der stürmischen und begeisterten Teilnahme, die ihr Berlins Einwohner an diesem unglücklichen Tage bezeigten. Sie drängten sich in großen Massen an ihren Wagen, sie umlagerten das Palais, nach Prinzeß Luise Radziwills Ansicht freilich mehr neugierig als teilnehmend. Die Königin selbst aber empfand, was der große Historiker Roms, Niebuhr, damals aussprach: welche starken Kräfte in diesem Volke ungenutzt schlummerten, und wie es nur „großsinniger Leitung" bedürfe, um es „unbezwingbar" zu machen. Die Schuld des Unglücks wollte sie, mit der Volksstimme im Einklang, lediglich dem Herzog von Braunschweig und seiner Unwissenheit zuschreiben; nur eine andre Führung für diese „göttliche" Armee, und alles konnte noch gut werden. Sie empfahl ihrem Gemahle als den besten von allen den Fürsten Hohenlohe, dem auch der König inzwischen bereits den Oberbefehl übertragen hatte.

In dieser Stimmung schrieb Königin Luise dem König aus Berlin am 17. Oktober um 9 Uhr abends durch Major Dorville, der die Nachricht von der Niederlage nach der Hauptstadt gebracht hatte:

„Seit zwei Stunden, mein liebster Freund, bin ich hier. Graf Schulenburg wünscht, daß ich zur größeren Sicherheit morgen nach Schwedt und übermorgen nach Stettin abreise. Meine Kinder sind alle heute morgen vor meiner Ankunft abgereist, und ich habe sie nicht mehr gefunden. Da das Treffen von Auerstedt so geendet hat, wie es geendet hat, so glaubt man, läßt sich nichts besseres tun, als Berlin verlassen. Du bist mein einziger Gedanke gewesen während meiner ganzen grausamen, schrecklichen Reise. Dich allein ohne mich zu wissen, ist schrecklich. Übrigens hoffe ich, daß noch nicht alles verloren ist, und daß Gott uns noch helfen wird. Du hast noch Truppen, und das Volk betet Dich an und ist bereit, alles zu tun. Gott segne Dich und stärke Dich in dem grausamsten Augenblick Deines Lebens. Er gebe Dir allen nötigen Mut und verlasse Dich nicht. Ein Wort von Deiner Hand würde mich sehr beruhigen. Der Herzog allein ist schuld an unserem Unglück; er verstand die Armee nicht zu führen, wie es allgemein heißt. Gott erleuchte Dich und lasse Dich einen würdigen General wählen zur Führung dieser göttlichen Armee. — Mimi, die Prinzeß Wilhelm, meine Schwester, Prinzeß Luise[1]), alle reisen morgen nach den vorhin genannten Städten ab, die einen zeitig, die anderen spät, ich um 6 Uhr und dann die übrigen. Leb wohl, lieber Engel, warum kann ich nicht bei Dir sein und wann werden wir uns wiedersehen? Ganz die Deine fürs Leben, Deine treue Freundin Luise."

Nach einer ruhelosen Nacht, in der zusammengepackt wurde, was man in der Eile fassen konnte, verließ die Königin Berlin; beim Heraustreten aus dem Palais, der Stätte ihres langjährigen Glückes, meinte sie, wie erzählt wurde: „Ich werde diese Schwelle wohl nicht wieder betreten." In Schwedt, wo sie mit Schwester Friederike einst fröhliche Stunden verlebt hatte, traf sie mit ihren Kindern wieder zusammen. Der zweite ihrer Söhne, Prinz

[1]) „Mimi": Prinzeß Wilhelmine von Oranien; „Prinzeß Wilhelm": die Schwägerin des Königs, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg: „meine Schwester": Prinzessin Friederike Solms; „Prinzeß Luise": Prinzessin Luise Radzwill.

Wilhelm, hat als deutscher Kaiser die Worte aufgezeichnet, mit denen die Mutter ihn und die Geschwister begrüßte: „Ich beweine das schwere Geschick, das uns getroffen hat. Der König hat sich in der Tüchtigkeit der Armee und ihrer Führer geirrt, und so haben wir unterliegen müssen."

Am nächsten Tage, 19. Oktober, traf die Königin in Stettin ein. Wenn bei dem Abschied von Berlin vielleicht ein Augenblick verzeihlicher Schwäche sie befallen hatte, so war jetzt all ihr Mut zurückgekehrt. Sie hörte wohl von Friedensgerüchten. Aber die Eindrücke von der Volksstimmung in Berlin und von der Begeisterung, die sich ihr allenthalben ungerufen entgegendrängte, verdichteten sich in ihr zu dem Rufe: „Nur um Gotteswillen keinen schändlichen Frieden." So schrieb sie am 20. Oktober von Stettin aus dem Könige: „Bester Freund, Es wäre vergeblich Dir die Empfindungen schildern zu wollen, die ich empfand, als ich Potsdam und Berlin wiedersah. Das Volk in Berlin, welches glaubte, ich sei gefangen, begleitete meinen Wagen und sammelte sich zu Tausenden am Palais unter meine Fenster und schrieen immer nach mir. Nein, solch ein Volk giebt es nicht mehr. Zwölftausend Bürger wollen sich bewaffnen und 15 hundert von den vornehmsten außer den 12 tausend, [sind] ebenfalls bereit, Dir zu folgen und für Dich zu fechten, wo Du willst. Die Nachricht der unglückseligen Bataille, statt sie niederzuschlagen, hat sie nur noch mehr erbittert gegen den Feind, und ihre Anhänglichkeit, Ergebenheit für Dich, für ihren König und Vaterland noch vermehrt. Es ist unbeschreiblich, was sie Dich lieben, alle Aufopferung bereit zu bringen, ihr Blut und Gut; Kinder und Väter, alles steht auf Dich zu schützen! Benutze die Gelegenheit ja, es kann was Großes herauskommen. Nur um Gotteswillen keinen schändlichen Frieden[1]). Auch die Legion der Polen laß nicht außer Acht. Der Augenblick ist kostbar, handle, wirke, schaffe, überall wirst Du im Lande guten Willen und Unterstützung finden. Ebenso ist die Stimmung hier in Stettin. Willst Du mich haben, spreche, ich fliege zu Dir! Gott, Du allein, das ist ein schrecklicher Gedanke. Ich wohne wieder hier, wo ich vor 6 Monaten in Saus und Braus lebte, wo wir die wegschickten, die unsere Hülfe jetzt sind[2]). Die Kinder sind alle wohl, sie fragen alle nach Dir. Ich küsse Dich tausendmal in Gedanken und bin ewig Deine treue Luise."

Indem Königin Luise diesen Brief beendete, erhielt sie aus Wriezen vom 19. Oktober ein Schreiben, worin der König ihr mitteilte, daß er Magdeburg am 18. Oktober schleunigst habe verlassen müssen, da die Franzosen, die ein preußisches Reservekorps bei Halle geschlagen hatten, bereits gegen Magdeburg und Berlin heranrückten. Der König war, ohne Berlin zu berühren, über Tangermünde und Bernau, wo er von dem russischen Gesandten Alopeus die Flucht der Königin nach Stettin erfuhr, nach Wriezen geeilt und forderte nun seine Gemahlin auf, mit ihm in Küstrin zusammenzutreffen.

---

[1]) An demselben Tage schreibt auch Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, der bei Auerstedt verwundet war, seiner Gemahlin aus Küstrin: „Nur kein elender Friede, keine Erbettlung oder Knechtschaft. Eher den letzten Blutstropfen verspritzt."

[2]) Die Königin war im März 1806 zur Besichtigung russischer Truppen in Stettin gewesen und hatte dort auch ihren Geburtstag gefeiert.

Während die Königin, erschüttert durch die neuen Unglücksbotschaften, sich rüstete, diesem Rufe zu folgen, trat noch ein Zwischenfall ein, der damals das größte Aufsehen erregte: die Festnahme eines der vertrautesten Ratgeber des Königs.

Der Geh. Kabinettsrat Lombard, der zu Beginn der Feindseligkeiten am 11. Oktober das Hauptquartier verlassen hatte, war bei seiner Rückkehr nach Berlin von den erregten Massen bedroht und zur Flucht nach Stettin genötigt worden. Seine unzweifelhafte Hinneigung zu Frankreich wurde als erkaufte Verräterei gedeutet; man beschuldigte ihn laut eines geheimen Einverständnisses mit Frankreich, sicher mit Unrecht. In Stettin meldete er sich am 20. Oktober bei der Königin. Während sie miteinander sprachen, erschienen die Prinzessin von Oranien, Schwester des Königs, und die Erbprinzessin von Weimar. Sie veranlaßten erst Lombard hinauszugehen und bestürmten dann die Königin, ihn festnehmen zu lassen: er sei ein Verräter, den man nicht bei dem Kronprinzen und den andern königlichen Kindern lassen dürfe. Die Königin weigerte sich anfangs, kannte sie doch am besten das unbedingte Vertrauen des Königs zu seinem Kabinettsrate; erst als die Prinzessinnen ihr vorstellten, daß nach ihrer Abreise Lombard der Volkswut schutzlos preisgegeben sein werde, ließ sie sich überreden und gab ihm eine Wache bei, anscheinend mehr zu seinem Schutze als zu seiner Verhaftung. Aber man durchsuchte ihn, man nahm ihm seine Papiere weg, die seitdem leider verschollen sind, und behandelte ihn überhaupt mit der Härte, wie sie für einen erwiesenen Verräter angebracht schien. Erst nach einigen Tagen gab ihm ein Befehl des Königs aus Küstrin seine Freiheit wieder.

Unmittelbar nach Lombards Festnahme verließ Königin Luise Stettin, mit ihr die Gräfin Truchseß und der Kammerherr von Buch, während ihre Kinder nach Danzig in Sicherheit gebracht wurden. Unterwegs, zwischen Bahn und Schönfließ, begegnete sie dem Minister Hardenberg, der auf dem Wege von Küstrin nach Stargard war, und bestimmte ihn, zu ihr in den Wagen zu steigen und nach Küstrin zurückzukehren; sie sprach die Hoffnung aus, der König werde jetzt seinen Rat wieder hören wollen. Im Wagen erzählte sie ihm Lombards Verhaftung. Noch spät am Abende desselben Tages erreichte sie Küstrin, wo der König schon am Vormittage eingetroffen war.

II. Küstrin, Graudenz, Osterode.

In Küstrin, hinter den schützenden Mauern der starken Oderfestung, fanden König und Königin nach den angstvollen Tagen furchtgepeitschter Flucht die ersten ruhigen Stunden und das trostvolle Glück ihrer Wiedervereinigung. „Wenn Gott uns nur beisammen läßt, dann wollen wir schon das übrige aushalten!“ Eine Woche nur war verflossen, seit sie vor Auerstedt voneinander Abschied genommen, eine Woche voll furchtbarster Ereignisse, die mit der Freiheit Norddeutschlands auch das Glück ihres eigenen Lebens zertrümmert hatten. Das preußische Heer war zusammengebrochen, der stolze Staatsbau, den es getragen, wankte und krachte in allen Fugen; was ihn hätte

stützen und halten sollen, zeigte Schwäche, Feigheit, Unfähigkeit. Militärisch wie politisch schien alles verloren. Eine Unglücksbotschaft jagte die andre; schneller als sie flogen wilde Gerüchte. Erfurt hatte kapituliert, mit der Besatzung viele von den Schlachtfeldern geflüchtete höhere Offiziere. Kursachsen, von Napoleon umworben, drohte abzufallen. Die Franzosen in ihrem unwiderstehlichen Siegeslaufe hatten die Elbe schon erreicht, überschritten, näherten schon sich der Oder und sollten, wie selbst der König glaubte, bereits am 21. Oktober Berlin besetzt haben. Ein Mittel allein schien übrig, um den drohenden allgemeinen Zusammenbruch noch abzuwenden: schleunigster Friedensschluß.

Gleich am Tage nach der unglücklichen Schlacht, am 15. Oktober, von Sömmerda aus, hatte König Friedrich Wilhelm in Erwiderung auf ein mitten im Schlachtgetümmel erhaltenes Schreiben Napoleons seinen Adjutanten Graf Dönhoff zu dem Sieger gesandt und um Einstellung der Feindseligkeiten gebeten. Napoleon, der den Grafen in Weimar empfing, lehnte das ab: er wolle, sagte er, seine Vorteile bis Berlin verfolgen, wo der Friede sich leichter werde schließen lassen als in Weimar. Alles komme dabei auf die Opfer an, zu denen Preußen sich verstehen werde. Erschreckt durch diese Äußerungen, bevollmächtigte der König in Magdeburg am 18. Oktober den Marquis Lucchesini, mit Napoleon nicht bloß einen Waffenstillstand, sondern selbst Friedenspräliminarien zu unterzeichnen auf Grundlage der Abtretung von Hannover, Bayreuth und alles preußischen Landes links der Weser. Diese Opfer, die dem Könige schwere Überwindung kosteten, befriedigten Napoleon noch keineswegs; von einem Waffenstillstand wollte er überhaupt nichts wissen; als Friedensbedingungen bezeichnete er: die Abtretung des preußischen Gebietes links der Elbe (mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark), den Verzicht Preußens auf alle Verbindung mit andern deutschen Staaten, und eine Kriegskostenentschädigung von 100 Millionen Francs.

Über diese Nachrichten, die Lucchesini am 25. Oktober aus Potsdam absandte, mußte in Küstrin, wo sie in der nächsten Nacht eintrafen, Beschluß gefaßt werden. Die Umgebung des Königs, die Adjutanten Köckritz und Zastrow, Kleist und Jagow, der Minister Graf Haugwitz (Hardenberg, vom König kühl empfangen, hatte Küstrin gleich wieder verlassen), war einig in dem lauten Rufe nach Frieden.

Der König selbst, ohnehin nicht allzu tief erschüttert, hatte in Küstrin leicht und rasch seinen Gleichmut wieder gefunden. Er war immer gegen den Krieg und für Erhaltung des Friedens gewesen und fand nun eine bittere Genugtuung darin, daß ihm die Ereignisse recht zu geben schienen. Er sammelte seine Erinnerungen an den Unglückstag von Auerstedt und schrieb einen Bericht darüber für sich nieder[1]), so kühl, so objektiv, wie wohl nie ein Fürst über eine Schlacht geschrieben hat, die gleich fast die Hälfte seines Reiches dem Feinde überlieferte. Den Kaiser Alexander benachrichtigte er von seiner Niederlage und von der Einleitung der Friedensverhandlungen, sprach ihm aber zugleich für den Fall des Mißerfolgs sein festes Vertrauen auf

[1]) Veröffentlicht in der „Deutschen Rundschau", 1899, Bd. CI, S. 388 ff.

russische Hilfe aus. Die Hoffnungen der Königin teilte er nicht; von seinem Volke erwartete er nichts mehr. Baldigen Friedensschluß hielt er für ebenso notwendig wie seine kriegsscheue Umgebung.

Wir wissen nicht, inwieweit Königin Luise jetzt mit der Friedensverhandlung einverstanden war oder etwa widersprochen hat; wahrscheinlich hatte sie bei der Kürze der Zeit gar keine Gelegenheit, sich zu äußern. Ihre innerste Gesinnung war zweifellos unverändert. Begreiflich aber, wenn sie nach dem hereingebrochenen Unglücke, so wenig sie für den Krieg verantwortlich war, sich Vorsicht und Zurückhaltung auferlegte. „Sie wagt es nicht mehr, mit dem Könige von Geschäften zu reden," berichtet damals ein russischer Diplomat; „sie kann nur den Einfluß beklagen, den infolge der Ereignisse diejenige Partei wieder auf den Geist ihres Gemahls gewonnen hat, deren Treulosigkeit seit langem all dies Unglück herbeigeführt hat." Denen, die die Königin in Küstrin sahen, erschien sie gebeugt, wie sie auf den Wällen der Festung, die auch bald auf so schimpfliche Weise den Franzosen übergeben werden sollte, neben dem Könige einherschritt, gesenkten Hauptes, ohne Blick für ihre Umgebung.

So wurde in Küstrin in der Frühe des 26. Oktober „nach kurzer Beratung" beschlossen, auf der von Napoleon geforderten Friedensgrundlage weiterzuverhandeln, noch einige Milderungen zu beantragen, insbesondere möglichst einiges Land links der Elbe zu retten, nötigenfalls aber die napoleonischen Bedingungen anzunehmen.

Noch ehe General Zastrow, der dem Marquis Lucchesini als zweiter Bevollmächtigter beigegeben wurde, mit diesen Entschließungen von Küstrin abgereist war, am Morgen des 26. Oktober, hatte auch das Königspaar die Festung bereits verlassen müssen. Unaufhaltsam fluteten die Franzosen in ihrem Siegeszuge gegen die Oder heran; schon wollte man sie in Frankfurt gesehen haben. Nur die Weichsel schien noch Schutz zu versprechen, nach Graudenz also sollte die Flucht gehen. Während Napoleon am 27. Oktober seinen prunkvollen Einzug in Berlin hielt, eilte das preußische Königspaar weiter nach dem Osten der Monarchie. Unterwegs, in Driesen, leuchtete den Unglücklichen ein Augenblick der Hoffnung auf. Dem Fürsten Hohenlohe sollte es gelungen sein, sich mit den Trümmern des preußischen Heeres an die untere Oder zu retten und in der Nähe von Stettin ein ansehnliches Truppenkorps zu sammeln. Sogleich wurde in nordwestlicher Richtung umgebogen; nur wenige Meilen aber vor Stettin, in Stargard, erfuhr man, daß Hohenlohe mit seinem Korps im Begriffe sei zu kapitulieren, wie es auch am 28. Oktober geschah. Nun mußte man wieder umkehren und fliehen, nach Osten, immer weiter nach Osten zu. Ohne Aufenthalt ging es über Schneidemühl nach Bromberg, bis man am 3. November die Festung Graudenz erreichte und damit wieder für einige Tage Sicherheit fand.

Sicherheit, aber nicht Rast noch Ruhe. Die Unglücksbotschaften drängten sich. Stettin, Küstrin, Spandau fielen widerstandslos in die Hände des Feindes. Die Friedensstimmung fraß wie schleichendes Gift um sich. Ein erfolgreicher Kampf war auf die Dauer ja doch unmöglich, Friede, schleunigster Friede unerläßlich. Wozu noch Widerstand leisten, Opfer bringen, Blut ver-

gießen? Das hinderte nur eine rasche Verständigung mit Napoleon. Von Charlottenburg kam der Major von Rauch, der den General Zastrow begleitet hatte, und brachte nach Graudenz die Nachricht, daß die preußischen Bevollmächtigten die Friedenspräliminarien Napoleons am 30. Oktober hatten unterzeichnen müssen. Milderungen waren nicht zu erlangen gewesen. Vielmehr ließen drohende Äußerungen Napoleons für den endgültigen Abschluß noch härtere Bedingungen erwarten. Napoleon lebte in dem Gedanken seines universalen Kampfes mit England. Der Krieg mit Preußen wurde in seinen Augen nur ein Teil eines neuen Kontinentalkrieges, bei dem er jetzt hauptsächlich die Überwältigung Rußlands zu erreichen hoffte: Preußen sollte ihm gegen Rußland, Rußland dann gegen England dienen. Er ließ den preußischen Bevollmächtigten sagen, daß in dem endgültigen Friedensvertrag der Durchzug fremder Truppen durch Preußen verboten und für gewisse Fälle die Unterstützung Preußens zugunsten Frankreichs gegen Rußland festgesetzt werden müsse.

In Graudenz fand über diese Nachrichten am 6. November eine Beratung statt, an der auf Befehl des Königs außer seinen Brüdern Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm einige höhere Generale und die Minister Haugwitz, Stein und andre teilnahmen. Nach dem Vorschlage von Haugwitz erklärte die Konferenz einmütig, daß man den Krieg nicht fortsetzen könne und auf Grundlage der Charlottenburger Bedingungen Frieden schließen müsse. Selbst der Beitritt zum Rheinbunde, falls der Friede davon abhänge, sollte unter gewissen Voraussetzungen angeboten werden; nur die Übernahme irgendeiner Verpflichtung zu Feindseligkeiten gegen Rußland wurde entschieden abgelehnt.

Dem König wurde die Entscheidung nicht leicht. Er fand die Bedingungen Napoleons so grausam hart, daß er sich ihnen nicht unterwerfen zu können meinte. Andrerseits: Wo zeigte sich ihm auch nur der ferne Hoffnungsschimmer einer glücklichen Wendung, einer Erhebung von dem tiefen Falle? Noch fehlte jede Nachricht über den Eindruck der preußischen Niederlagen in Petersburg. Ein russischer Diplomat, der gerade jetzt in Graudenz erschien, der Freiherr von Benckendorff, ein Bruder der Fürstin Lieven, äußerte sich höchst bedenklich über die Gefährdung der russischen Truppen bei ihrem weiteren Vorrücken, und auch für die preußischen Truppenreste wußte er nichts Besseres als Fortsetzung des Rückzugs zu empfehlen. „Ich habe keine Armee mehr," gestand ihm der König, der überdies schon einen Aufstand der Polen fürchtete.

In dieser Bedrängnis genehmigte König Friedrich Wilhelm die Friedenspräliminarien. Immerhin glaubte er doch auch für andre Möglichkeiten Vorkehrungen treffen zu sollen. Er sandte General Phull nach Petersburg, um dem Kaiser Alexander seine Zwangslage vorzustellen, die ihn zu einem Friedensschluß selbst unter drückenden Bedingungen nötige. Sollte aber Napoleon es zum Äußersten treiben wollen, so setze er volles Vertrauen in die Freundschaft des Kaisers, der alle Mittel zu seiner Hilfe und zur Verteidigung Rußlands aufbieten und auch Österreich zur Mitwirkung bestimmen werde.

Zugleich machte der König noch einen persönlichen Versuch zur Herabsetzung der französischen Forderungen. Er schrieb am 7. November seinem Großonkel, dem damals siebenundsiebzigjährigen Prinzen Ferdinand, dem letzten

noch lebenden Bruder des großen Königs, der in Berlin zurückgeblieben war, und bat ihn, sich an Napoleon zu wenden und dessen Verzicht auf Halberstadt, Hohenstein, den Saalekreis und Mansfeld als eine persönliche Gnade zu erbitten. Prinz Ferdinand entsprach dem Wunsche seines Neffen. „Als Bruder Friedrichs II., als Ältester der Familie und einer der ältesten Soldaten Preußens" rief er den französischen Kaiser um Milde an für das Land, das seine Waffen besiegt hätten, und seine Großmut zum zweiten Male besiegen würde. Er bat den Kaiser „um einen Augenblick Gehör". Napoleon ließ die Bitte des greisen Prinzen ohne Antwort; auch ein Schreiben an Murat hatte keinen besseren Erfolg. Weder dieser, so versicherte Prinz Ferdinand dem König, noch Berthier noch Duroc würden je unaufgefordert mit dem Kaiser über irgend etwas zu sprechen wagen. So blieb ihm nichts übrig, als dem König die gänzliche Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen zu melden; er fügte den Rat hinzu, den auch Lucchesini und Zastrow gaben: der König möge Napoleon schleunigst um eine Zusammenkunft bitten, das schmeichle der Eigenliebe des Kaisers und sei das einzige Mittel, etwas zu erreichen. Allein, wie vieler Schicksalsschläge bedurfte es noch, ehe sich König Friedrich Wilhelm zu einem solchen Schritte verstand.

Königin Luisens Haltung in diesen Tagen zeigt eine gewisse Unsicherheit; wie so oft, schwankte sie zwischen der Rücksicht auf die Ansichten und Neigungen ihres Gemahls und ihrer eigenen innersten Überzeugung. Während die Konferenz tagte, entwarf sie ein Schreiben an Kaiser Alexander, das erste seit den Unglückstagen von Jena und Auerstedt. Sie schilderte ihm das Unglück, das über Preußen hereingebrochen, den Fall der Festungen, die Kapitulation Hohenlohes und die angeblichen Greueltaten der Franzosen und namentlich der Bayern; sie sprach von den Friedensverhandlungen und den schweren Opfern, die Napoleon fordere. „Wir sind in der entsetzlichsten Verzweiflung, rings Unglück und Verluste, und man lebt noch und stirbt nicht vor Kummer." „Alles hat das Unglück zerstört, nur nicht meine Freundschaft für Sie, lieber Vetter und Freund." . . . „Was soll aus uns werden? Wären Sie hier, wüßten wir sicher, welche Folgen diese Nachrichten bei Ihnen haben werden, dann würden wir uns erleichtert fühlen. Allein alles aufs Spiel zu setzen, kann ein König ein solches Wagnis vor Gott verantworten?"[1])

Es ist ohne Zweifel die Stimme des Königs, ihres Gemahls, die aus diesen und ähnlichen zaghaften Worten der Königin spricht; ihr eigenstes Empfinden, wie uns zuverlässige Zeugen berichten, war doch ein andres: sie war und blieb innerlich durchdrungen von der Notwendigkeit ausdauernden Widerstandes.

Der Freiherr von Beneckendorff, der jenes Schreiben der Königin an Kaiser Alexander überbringen sollte, und der die Haltung des Königs und seiner ganzen Umgebung in den schärfsten Ausdrücken verurteilt, schreibt in einem Privatbrief aus Graudenz vom 6. November: „Die Königin allein empfindet

[1]) Das Schreiben, das mir erst kürzlich bekannt geworden ist, fehlt in der Publikation „Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander".

die Schmach und das Unheil, das ihr Heer und ihr Land betroffen hat." Und der Freiherr von Schladen, früher preußischer Gesandter in München, damals Diplomat im Gefolge von Haugwitz, verzeichnet am 7. November in seinem Tagebuche, der besten und reichhaltigsten Quelle gerade für diese Tage, die Königin habe sich mit der liebenswürdigsten Freimütigkeit und mit einer über jedes Ereignis erhabenen Seelengröße gegen ihn ausgesprochen und dabei gesagt: „Nur feste Ausdauer im Widerstande kann uns retten" [1]).

Es kam hinzu, daß eben in Graudenz Königin Luise von den niedrigen Schmähungen und schmutzigen Verleumdungen erfuhr, die Napoleon in seinen Bulletins und in seinen Zeitungen gegen sie verbreitete. Er spöttelte über ihre Schönheit, die ihrem Lande ebenso Verderben gebracht habe wie Helenas Schönheit den Trojanern; er verglich sie mit Tassos Armida, die in ihrem Wahnsinn den eigenen Palast anzündete. „Sie wollte Blut." Vor allem aber berührte er immer wieder in anzüglichster Weise die freundschaftlichen Beziehungen der Königin zu dem russischen Kaiser und verhöhnte, unter zweideutigen Anspielungen auf die berüchtigte Lady Emma Hamilton, ihre Anwesenheit bei dem Besuche der Gruft Friedrichs des Großen. Es ist erklärlich, daß Königin Luisens weibliches Empfinden gerade durch die Hindeutungen auf ihre Freundschaft mit Kaiser Alexander auf das tiefste und schmerzlichste verletzt wurde. „Mit strömenden Augen" hat sie in Graudenz davon gesprochen und ausgerufen: „Ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geraubt werden?" Und in einem Briefe an die Gräfin Voß, in dem sie von den Schmähungen und dem Hohne Napoleons und dem rohen Übermut des Siegers in französischer Sprache berichtet, bricht sie in die deutschen Worte aus: „Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen [2])."

Es heißt, daß in der Umgebung des Königs selbst sich Elende fanden, die Napoleons Anschuldigungen ihrem Herrn hinterbrachten, um den Einfluß der Königin ein für allemal zu beseitigen. Falls das wahr ist, wie wenig hätten sie den König gekannt! Es ist kein Anzeichen vorhanden, daß das innige Verhältnis des Königspaares zu einander damals auch nur die leiseste Trübung erfahren hätte. Wenn aber Napoleon selbst mit seinen unwürdigen und unerhörten Angriffen die Absicht verband, Königin Luise in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen und ihrem Ansehen zu schaden, so hat er, wie bei seinem Vorgehen gegen Hardenberg und Stein, das volle Gegenteil erreicht. Nicht einmal bei den Franzosen, von denen so mancher, besonders aus Emigrantenkreisen, die Gastfreundschaft des preußischen Hofes genossen und die Persönlichkeit der Königin bewundern gelernt hatte, fanden Napoleons niedrige Anklagen Eingang. In Preußen vollends, wie man im Gefolge Napoleons selbst beobachtete, erregten diese Verleumdungen nur Entrüstung und Verachtung, und die Begeisterung für Königin Luise wuchs gerade jetzt erst himmelan. Gern verzieh man ihre angebliche Einmischung in die Politik,

[1]) v. Schladen, Preußen in den Jahren 1806 und 1807.
[2]) Veröffentlicht in der „Deutschen Rundschau", 1896, Bd. LXXXVI, S. 342.

deren Wirkungen und Bedeutung man oft überschätzte: die öffentliche Meinung besaß ein richtiges Gefühl dafür, daß bei Friedrich Wilhelm durch sie und durch sie allein die gesunden Empfindungen der Nation zu Worte kamen.

Eben in diesen Tagen sollte sich wieder zeigen, was inmitten der hin und her schwankenden Entschließungen am preußischen Hofe Königin Luisens hoher Sinn und fester Mut bedeuteten.

Die Marken, Pommern, Posen, fast das ganze Land zwischen Oder und Weichsel waren inzwischen von den Franzosen überflutet worden, deren streifende Scharen schon am 15. November gegenüber Graudenz am linken Weichselufer erschienen. Noch am Abend dieses Tages mußte die Königin Graudenz verlassen; der König folgte ihr am nächsten Tage morgens und traf abends mit ihr in Osterode (Ostpreußen) wieder zusammen.

In Osterode, wie vorher in Küstrin und Graudenz, stand man vor einer ernsten Entscheidung; die nächste Zukunft des preußischen Staates hing davon ab.

Bereits in Graudenz hatte man erfahren, daß Napoleon die von ihm selbst aufgestellten und von dem König angenommenen Bedingungen eines Präliminarfriedens nicht mehr festhalte, daß er in Rücksicht auf die Beziehungen zu Rußland überhaupt noch keinen bestimmten Entschluß über den endgültigen Frieden gefaßt habe. Um so mehr drängten die preußischen Bevollmächtigten wenigstens auf den Abschluß eines Waffenstillstandes, der den unsäglichen Leiden des preußischen Landes ein Ziel setzen sollte. Napoleons Stimmung kam ihnen jetzt hierin entgegen; er bedurfte für seinen Krieg mit Rußland einer Operationsbasis, die er in Preußen zu finden hoffte. Gegen Übergabe einiger noch unbezwungenen preußischen Festungen und gegen vorläufige Einräumung der Weichselgrenze bewilligte er einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen Lucchesini und Zastrow am 16. November in Charlottenburg annahmen. Etwaige schon auf preußisches Gebiet vorgerückte russische Truppen sollten über die Grenze zurückgehen, neue nicht zugelassen werden.

Gleich bei den ersten Nachrichten über diese Forderungen Napoleons, die die Entwaffnung Preußens und zugleich den Bruch mit Rußland bedeuteten, schieden sich die Geister im Gefolge König Friedrich Wilhelms. Während einige wenige, wie Schladen, den Waffenstillstand unter solchen Bedingungen für unwürdig und verderblich erklärten, war Graf Haugwitz mit den meisten Generalen zu den weitestgehenden Zugeständnissen an Frankreich durchaus bereit.

Der König selbst war unschlüssig und schwankend. Es war eine jener Krisen, in denen, wie er selbst später einmal bekannt hat[1]), unter dem Drucke seines Verantwortlichkeitsgefühls und der Notwendigkeit, zwischen Krieg und Frieden wählen zu müssen, der Gedanke der Thronentsagung ihm nahegetreten sein mag. Die Katastrophe, die über sein Land hereingebrochen, hatte den Soldaten in ihm getroffen und aufgerüttelt, sein Wesen sonst unberührt gelassen. „Er ist unverändert geblieben," klagten alle, die ihn nach

[1]) In einer eigenhändigen Aufzeichnung vom 12. April 1809.

dem ungeheuren Wandel der Dinge in diesen Tagen zum ersten Male wiedersahen. Besonderen Anstoß erregte es damals, daß der König, der sonst bekanntlich dem edlen Weidwerk keineswegs hold war, in Osterode eine Jagd auf Elentiere veranstalten ließ, obwohl die Königin, die durch eine flüchtige Äußerung den Anlaß dazu gegeben, alles tat, um ihn davon abzubringen. Die Berichte der russischen und englischen Diplomaten, die in diesen Tagen von Graudenz und Osterode um den König waren, sind voll von immer neuen Klagen über seine Gleichgültigkeit, seine Apathie, seine Neigung für die Beschäftigung mit „Futilitäten", seine Scheu vor großen und raschen Entschließungen. „Die Königin klagt," berichtet Krüdener, „daß ihr Gemahl da nachgibt, wo er nicht sollte, und oft den Ratschlägen Wohlgesinnter eine unangebrachte und unerschütterliche Festigkeit entgegensetzt." „Er hat, scheint es, noch zehn Königreiche zu verlieren," schreibt Benckendorff; „er verdient kein besseres Los." Und nicht minder scharf als die Fremden haben sein Hof, seine Offiziere, seine nächsten Verwandten damals über ihn geurteilt. In Osterode trafen Offiziere der Garde du Corps, die der Gefangenschaft entgangen waren, mit dem König wieder zusammen: sie erschraken über seinen Ton, über seine Äußerungen. „Er sprach von den unglücklichen Ereignissen wie von einer fremden Geschichte, nicht wie von der seinigen; tadelte, als wenn er nicht der Richter der einzelnen und der Lenker des Ganzen wäre, ein Ton, den er seit dem Unglück des Vaterlandes fast immer annahm."

Anderseits machten sich jetzt doch auch Einwirkungen auf den König geltend, die eine Neigung zum Widerstande gegen Napoleons maßlose Forderungen in ihm weckten: sie gingen aus von dem Verhältnis zu Rußland, dem stärksten politischen Moment im Leben König Friedrich Wilhelms III. Am 14. November, noch in Graudenz, waren, lang erwartet und ersehnt, endlich Nachrichten aus Petersburg eingetroffen, die jeden Zweifel an der Bundestreue und der Hilfsbereitschaft Rußlands beseitigten. Kaiser Alexander selbst schrieb auf die ersten Nachrichten von den preußischen Niederlagen dem König am 3. November: es gäbe keine Anstrengung, kein Opfer, zu dem er als Freund und Verbündeter nicht bereit sei. Er kündigte den Anmarsch zweier russischer Armeen unter Bennigsen und Buxhöwden an und schloß mit der Mahnung: „Vereinigen wir uns inniger als je und bleiben wir treu den Grundsätzen der Ehre und des Ruhmes." Napoleon hatte die Vereinbarungen mit Preußen abhängig gemacht von seinen Beziehungen zu Rußland: die natürliche Rückwirkung war, daß auch Friedrich Wilhelm das Abkommen mit Frankreich seinen Beziehungen zu Rußland unterordnete. Wenn er nur zwischen Napoleon und Alexander zu wählen hatte, konnte ihm die Entscheidung nicht schwer fallen. Schon die Richtung seiner Rückzugslinie bewies, wohin er neigte. Haugwitz und Köckritz hätten die Flucht nach Elbing oder Königsberg vorgezogen; der König, nach kurzem Schwanken, hatte Osterode gewählt, hauptsächlich, weil er sich auf diesem Wege den anrückenden russischen Truppen näherte. Dieser Stimmungswechsel in König Friedrich Wilhelm wirkte bereits auch auf seine Umgebung; man bemerkte, daß einige Friedensfreunde wieder Anzeichen von Mut blicken ließen.

Bei alledem, wie König Friedrich Wilhelm einmal war: die Entscheidung für den Krieg aus sich heraus ganz selbständig zu fassen, wäre er kaum imstande gewesen; mindestens sollte die Verantwortlichkeit, die ihm allein zu schwer war, geteilt werden. Er berief Generale und Minister, von Königsberg her auch Stein, nicht aber Hardenberg, zu einer Konferenz nach Osterode — eine bedenkliche Maßregel, denn die Mehrzahl der Generale und einige Minister waren für die Unterwerfung unter Napoleons Willen.

Um so bedeutungsvoller wird in dieser Krisis die Haltung der Königin Luise gewesen sein, wenn uns auch bestimmte Angaben über ihre Einwirkung auf den König fehlen[1]). Wir wissen aber zuverlässig, daß sie sich schon in Graudenz für die Verwerfung des Waffenstillstandes ausgesprochen hat, so daß Graf Haugwitz und General Köckritz den Versuch machten, sie vom König zu trennen. Vergeblich, Friedrich Wilhelm blieb dabei, daß sie ihn nach Osterode begleiten solle. Die Gegner Frankreichs anderseits rechneten ebenso sehr auf ihre Gegenwart in Osterode, wie die Friedensfreunde sie fürchteten. Stein[2]) bat Hardenberg, an die Königin zu schreiben, damit sie auf den Minister Schrötter und den General Kalckreuth einwirke; Hardenberg lehnte das ab, aber er schrieb an Schrötter unter scharfer Parteinahme gegen den Waffenstillstand, und bat ihn, sein Schreiben der Königin mitzuteilen.

Die Beratungen, die nun am 20. und 21. November in Osterode stattfanden, hatten ein überraschendes Ergebnis. Die Mehrheit zwar der Anwesenden stimmte für Annahme der französischen Bedingungen; mit den Ministern Voß und Stein aber verwarfen jetzt gerade die nächsten Vertrauten des Königs, Köckritz und Beyme, den Waffenstillstand. Im Sinne dieser Minderheit entschied der König. Wie es damals hieß, war es auch die Proklamation Napoleons über die Absetzung des Kurfürsten von Hessen, die den König in seinem Entschluß bestärkte. Am 22. November eröffnete er selbst dem Abgesandten Napoleons, Duroc, den er anfangs nicht einmal hatte empfangen wollen, daß er den Waffenstillstand ablehne. Es ist einer der folgenschwersten Entschlüsse im Leben Friedrich Wilhelms. Der Gedanke einer neutralen Stellung Preußens zwischen den streitenden Weltmächten wurde eigentlich jetzt erst endgültig überwunden, die Verbindung Preußens mit Rußland, die Napoleon hatte zerstören wollen, fester geschlossen als je: sie war und blieb für alle Zeit der leitende Gedanke in der Politik des Königs. „Ich werde die Waffen gegen den erklärten Feind der Unabhängigkeit Europas nicht niederlegen," schrieb er noch von Osterode aus dem russischen Kaiser, „als wenn Ihre Interessen, die von nun an unauflöslicher als je mit den meinigen verknüpft sind, es Ihnen selbst wünschenswert machen," und einige Tage später: „Ich bin unerschütterlich entschlossen, nur eine und dieselbe Politik mit Ihnen zu haben." Dem Abgesandten Alexanders, Graf Michael Woronzow, der ihm den Brief des Kaisers überbracht hatte, versicherte er, er sei ent-

[1]) Von der Korrespondenz der Königin aus dieser Zeit hat sich nur ein Briefchen an ihre Tochter Charlotte erhalten (Petersburg, im Winterpalast).

[2]) In der neuesten Darstellung der Vorgänge in Osterode (M. Lehmann, Stein, Bd. I) ist dies übersehen und die damalige Einwirkung von Stein augenscheinlich überschätzt.

schlossen, sich ganz in die Arme Rußlands zu werfen; die Maßlosigkeit der französischen Vorschläge verbiete, an irgendein Abkommen zu denken, auch wenn nicht das Beispiel des Kurfürsten von Hessen von neuem bewiese, was man von Bonaparte zu erwarten habe. Diesen Entschlüssen entsprach alles, was in den entscheidenden Tagen von Osterode noch geschah: die Anknüpfung besserer Beziehungen zu England, Österreich, Schweden und Dänemark, die Unterstellung der preußischen Truppenreste unter russischen Oberbefehl, die ersten Anfänge der Reorganisation der Armee. Die Lähmung nach dem betäubenden Donnerschlag von Jena und Auerstedt schien zu weichen: ein neuer Geist, vielmehr der altpreußische Geist begann sich zu regen. Aus Schlesien, das man schon aufgegeben hatte, kamen Abgesandte, zwei Herren von Lüttwitz, die um Unterstützung für die zu zähem Widerstande entschlossene und zu allen Opfern bereitwillige Provinz baten: sie haben den Augenblick nie vergessen, wo Königin Luise sie empfing und durch ihre huldvollen Worte „ihre für Vaterland und König entflammten Seelen noch mehr anfeuerte". Nach Schlesien wurden mit außerordentlichen Vollmachten der Fürst von Anhalt-Pleß und der tapfere Graf Götzen gesandt, die den ruhmvollen Widerstand der Provinz gegen den feindlichen Einfall organisierten. Dem Grafen Götzen erklärte der König beim Abschied, daß er unwiderruflich entschlossen sei, eher auf seine Krone zu verzichten als schimpflichen Bedingungen Gehör zu geben. Er gewann es selbst über sich, sich bald darauf von dem bisherigen Leiter seiner Politik, dem Grafen Haugwitz, zu trennen und das Ministerium des Auswärtigen dem Freiherrn vom Stein anzubieten, der es freilich ablehnte.

Der Anteil, den Königin Luise an diesem großen Umschwung gehabt hat, ist doch schon damals sehr hoch angeschlagen worden. Die Offiziere, die von Osterode nach Königsberg kamen und dort die ungünstigen Nachrichten über das Verhalten des Königs verbreiteten, mögen auch das Lob der Königin verkündet haben. Ein Zeugnis dafür bietet wohl der Brief, den Heinrich v. Kleist aus Königsberg am 6. Dezember an seine Schwester schrieb, und in dem er von der Königin urteilt: „In diesem Kriege macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzer Zeit mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengefügt ist, hält" [1]).

[1]) Ebenso lautet am Ende des Krieges das Urteil des schwedischen Gesandten Brinckmann: „Depuis le commencement de la guerre, la Reine n'a jamais démenti un seul instant ces sentiments d'héroisme et de persévérance, et son exemple a entraîné tout ce qui par intérêt ou par attachement tient à la cour" (25. Juni 1807).

III. Ortelsburg, Königsberg, Memel.

Der Waffenstillstand war verworfen; von neuem begann die Flucht, nach dem Willen des Königs den russischen Freunden entgegen. Noch am 23. November erreichte das Königspaar Ortelsburg, von wo aus der König die russischen Truppen in Pultusk besuchte, während die Königin auf einem Landgute in der Nähe Wohnung nahm. Sie war auch jetzt weder mutlos noch verzweifelt, aber über alle Maßen traurig, trauriger, scheint es, als auf irgendeiner der Stationen dieses Leidensweges. Zu dem Unglück des Vaterlandes gesellten sich beängstigende Nachrichten über das Befinden ihrer Kinder in Königsberg; zuerst war Alexandrine leicht erkrankt, dann sehr ernstlich an einem Nervenfieber Prinz Karl. Ihr bangendes Mutterherz verlangte nach Königsberg zu den Kindern; aber sie mußte aus Rücksicht auf den König in Ortelsburg ausharren, wo epidemische Krankheiten den Aufenthalt immer unerträglicher machten. Damals, am 29. November, schrieb sie dem Vater nach Neustrelitz: „Es ist eine Prüfungszeit, aber der gerechte Gott wird bessere Tage schaffen .... Was uns angeht, kann ich nichts sagen, als daß die Menschen, die die Liebe, Achtung, Anhänglichkeit der Edeln für sich haben, nie ganz ohne Hilfe, nie ganz unglücklich sein können. So geht's auch mir, ich sehe mit Ruhe auf alles, was mich umgibt. Denn in mir ist Frieden, das sei Ihnen Bürge, bester Vater, daß das Äußere nicht viel auf mich vermag, besonders Dinge, die mehr die Urheber grell zeichnen als den Gegenstand, den es berühren soll." Die Seelengröße der unglücklichen Königin, wie sie aus diesen Worten spricht, wurde auch von den Fremden wohl bemerkt. „Die arme Königin," berichtet der Engländer Jackson aus Ortelsburg, „erweckt durch ihre würdevolle Resignation und ihren Charakteradel in allen Prüfungen und in allem Unglück noch mehr Teilnahme als selbst durch ihre Schönheit."

In Ortelsburg war es auch, wo Luise in eines ihrer Taschenbücher — Frau von Berg berichtet es, das Buch selbst ist nicht mehr vorhanden — das Lied des Harfners aus Goethes Wilhelm Meister eintrug:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Im Munde der Königin sind die Worte Ausdruck tiefsten Seelenschmerzes, der Aufschrei einer Unglücklichen, die von der Höhe irdischen Glücks in den Abgrund des Elends gestürzt ist. Auch ein Schuldbekenntnis? Vielleicht in dem Sinne, daß sie an dem selbstzufriedenen Genußleben des Berliner Hofes ihren Anteil gehabt hatte wie an der Abneigung ihres Gemahls gegen jede politische Betätigung. Keineswegs aber, als hätte sie ihr Eingreifen in die

Politik bereut. Auch jetzt ließ sie sich vielmehr wieder in die Erörterung einer der schwebenden Fragen hineinziehen.

Graf Haugwitz war gegangen, aber der sein Nachfolger werden sollte, der Freiherr vom Stein, weigerte sich zu kommen. Von Ortelsburg aus wurde er abermals aufgefordert und inzwischen der Geh. Kabinettsrat Beyme mit der Führung der Geschäfte beauftragt. Diese Wahl erregte vielfache Unzufriedenheit, besonders bei dem russischen Geschäftsträger Freiherrn v. Krüdener, dessen Hof den Kabinettsrat für einen Franzosenfreund ansah. Wie es mehr und mehr üblich wurde, wandte Krüdener sich nun an Königin Luise, um den König zu bestimmen, daß Beyme entfernt werde und Stein das Ministerium übernehme. Die Königin verteidigte Beyme; aber sie erklärte Krüdener, daß Stein von neuem aufgefordert werden solle, nach Wehlau zu kommen, wohin der König sich begeben wolle, und daß sie nicht zweifle, er werde dem Befehle folgen. Die Königin, deren Mut und Standhaftigkeit in allem Unglück auch Krüdener bewundernd rühmt, sprach dann noch mit tränenerstickter Stimme von der Freundschaft Kaiser Alexanders, die jetzt ihr und ihres Gemahls einziger Trost sei.

Bald darauf, am 5. Dezember, verließ Luise Ortelsburg; nach kurzem Aufenthalt in Wehlau kam sie am 9. Dezember in Königsberg an. Empfangen von einer zahlreichen Menge, in der viele Tränen für sie flossen, geführt vom Kronprinzen und Prinzeß Charlotte, stieg sie die Stufen zu dem alten Königsschloß empor, wo die nach dem Schloßhof gelegenen Zimmer für sie eingerichtet waren. Ihr erster Gang war an das Krankenbett des kleinen Karl, dessen Befinden sie besser fand, dann zu ihrer Schwägerin, Prinzessin Wilhelm, die inzwischen in den Schrecken der Flucht Unsägliches erduldet, ihre beiden Kinder durch den Tod verloren hatte.

Am 10. Dezember traf auch König Friedrich Wilhelm in Königsberg ein. Um ihn sammelten sich noch einmal die Männer des alten Preußens, die Schulenburg, Voß, Schrötter, Beyme, Knobelsdorff, Köckritz und Kalckreuth, auch Zastrow und Lucchesini, die von ihrer Sendung an Napoleon erst jetzt zurückkamen; es fehlte eigentlich nur Haugwitz, denn selbst Lombard hatte sich eingefunden und fühlte sich bald ganz „im alten Kreise", als wäre er mit dem König „auf einer Revuereise". Ihnen gegenüber standen die beiden Männer, die auch aus dem alten Preußen hervorgegangen waren, jetzt aber die Wege zu einem neuen Preußen suchten: Hardenberg und Stein. Zwischen den Parteien bewegte sich der König, mit den einen wie mit den andern verhandelnd, vom Zwange der Ereignisse vorwärts gedrängt, aber doch bestrebt, von seiner alten Umgebung möglichst viel in die neue Zeit hinüberzuretten. Darüber kam es jetzt zum Streit. Der Ausgang war der Bruch des Königs mit den Männern seiner eigenen Zukunft. Hardenberg reiste am 20. Dezember nach Memel, von wo er um seine Entlassung bat; Stein, nach heftigen Auseinandersetzungen mit dem König, verließ Königsberg im Februar 1807, um sich auf sein Gut in Nassau zurückzuziehen. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wurde dem General Zastrow übertragen, auf dem die Erinnerung an die Unterzeichnung des Charlottenburger Waffenstillstandes lastete.

Königin Luise hat, wie es scheint, anfangs die Absicht gehabt, in diese Streitigkeiten vermittelnd einzugreifen. Gleich am Tage nach ihrer Ankunft in Königsberg ließ sie Hardenberg zu sich rufen, mit dem sie die Lage eingehend besprach, wobei sie für Beyme eintrat, dessen Entfernung vom König Stein und Hardenberg hauptsächlich forderten. An den weiteren Verhandlungen konnte sie keinen Anteil mehr nehmen; während der kleine Karl genas, erkrankte sie selbst an einem heftigen Nervenfieber, das ihr Leben zeitweise ernstlich gefährdete. Weihnachten war sie wenigstens so weit hergestellt, daß sie am Heiligen Abend die Kinder um ihr Bett vereinigen und zu ihnen sprechen konnte. An ihr Bett wurde auch am Neujahrstage 1807 in seiner neuen Uniform der kleine Prinz Wilhelm geführt, den der König damals durch Ernennung zum Fähnrich in die preußische Armee aufnahm, — die Armee, der er in ihrer tiefsten Erniedrigung eingereiht wurde, und die er zu ihrem höchsten Glanze erheben sollte. Kaum hatte sich dann die Königin von ihrer Krankheit etwas erholt, als schlimme Nachrichten vom Kriegsschauplatz sie auch aus Königsberg vertrieben und zur Flucht nach Memel nötigten, in den letzten Zipfel des preußischen Landes.

Das weitere Vordringen der Franzosen über die Weichsel hatte am 26. Dezember nördlich von Warschau, bei Pultusk, zu dem ersten ernsteren Treffen mit den Russen geführt, wobei Bennigsen zwar den französischen Angriff siegreich abwies, schließlich aber doch zum Rückzug in nordöstlicher Richtung in das ostpreußische Seengebiet sich veranlaßt sah. Gleichzeitig waren auch die preußischen Truppen unter L'Estocq bei Soldau angegriffen und nach tapferem Widerstande zum Rückzug bis Angerburg gezwungen worden. In Königsberg ging es, wie noch so manchmal bei den wechselnden Kriegsnachrichten: am 30. Dezember brachte Major von Wrangel mit blasenden Postillonen russische Siegesnachrichten, jubelnd begrüßt von den Volksmassen, die sich bald zu Tausenden um das Schloß drängten; nach zwei Tagen erfuhr man den Rückzug der Russen, den Rückzug L'Estocqs. Kein preußischer oder russischer Soldat stand mehr zwischen Königsberg und dem Feinde. Nun hieß es wiederum flüchten. Die Königin, obwohl noch keineswegs genesen, schwankte nicht: „Ich will lieber in die Hände Gottes fallen als dieser Menschen", sagte sie ihrem Arzte. Schon am 3. Januar 1807 fuhren ihre Kinder ab, zwei Tage später die Königin selbst. Sie war noch so schwach, daß sie in ihren Wagen getragen werden mußte. „Matt und entkräftet", so erzählt ihre Hofdame Bertha v. Truchseß als Augenzeugin, „lag die schöne Gestalt in dem Sessel; das himmlisch blasse Gesicht sah man nur wenig durch den übergeworfenen Schleier; langsam wurde sie die breiten Schloßtreppen hinuntergetragen." Und nun begann an einem schneidend kalten Wintertage die Fahrt über die Kurische Nehrung, jenen stellenweise kaum 2 km breiten Streifen öden Landes, der sich zwischen dem Kurischen Haff und der Ostsee nordwärts bis Memel hinzieht. Häufige Regengüsse hatten den Boden aufgeweicht; das Meer, von Januarstürmen gepeitscht, drohte das Land zu überfluten, das Land sich im Meer zu verlieren. Im Heulen des Sturmes, im Brausen des Meeres dachte einer der Flüchtlinge an die Nacht, in der König Lear seinen Töchtern fluchte,

und fand sie ruhiger als diese Nächte der Kurischen Nehrung. „Die Tage", erzählt ein andrer, „brachten wir teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Quartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geworfen wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden." „Ihr Mut und ihr himmlisches Gottvertrauen hielt sie aufrecht und es belebte uns alle" [1]). Drei Tage und drei Nächte ging so die Fahrt; endlich, am 8. Januar, erreichte man Memel. Auf den Armen eines Dieners wurde die Königin in ihr Haus getragen, dasselbe Haus, in dem sie während der Zusammenkunft mit Kaiser Alexander 1802 gewohnt hatte. „Wie schmerzlich mögen ihre Gedanken gewesen sein," schreibt Robert Wilson an ebendiesem Tage, „als sie heute morgen in die Räume gebracht wurde, wo sie noch jüngst gewaltet hatte, so hold, so mächtig, so glücklich!" . . .

[1]) Tagebuch Delbrücks. Chr. W. Hufeland, Eine Selbstbiographie (1863 veröffentlicht). Vgl. auch die Schilderung in „Life of General Sir Rob. Wilson" (Bd. II, S. 46 ff.).

Prinz Louis Ferdinand von Preußen.

Gefallen im Gefecht von Saalfeld am 10. Oktober 1806.

In diesen Tagen, in denen wir der hundertsten Wiederkehr des für Preußens und Deutschlands Geschicke so verhängnisvollen und folgenschweren Schlachtentages von Jena und Auerstedt gedenken, mag auch dem Gedächtnis des jungen, hoffnungsvollen Hohenzollern-Prinzen ein Erinnerungsblatt gewidmet sein, dessen Niederlage und Heldentod im Gefechte von Saalfeld am 10. Oktober 1806 das düstere Vorahnungen erweckende Vorspiel der mit der Doppelschlacht vom 14. über Preußen hereingebrochenen Katastrophe bildet.

Nicht von hervorragender Bedeutung, sofern lediglich die Stärke der beteiligten Streitkräfte ins Auge gefaßt wird, übte das Gefecht von Saalfeld gleichwohl durch seinen Ausgang tiefgehenden Eindruck auf Führer wie Truppen des verbündeten preußisch-sächsischen Heeres und verdüsterte die in den vorausgegangenen Tagen an sich schon bedenklich herabgedrückte Stimmung vielfach zu pessimistischer Auffassung der Lage und schlimmsten Besorgnissen für die bevorstehende Entscheidung.

„Diable, voilà qui est bon; cela fera une sensation à l'armée!“ rief des Prinzen Gegner, Marschall Lannes, aus, als ihm dessen Tod gemeldet wurde. In der Tat! Die Hiobspost von Saalfeld war von niederschmetternder Wirkung im Lager der Verbündeten.

Nicht nur, daß das Ergebnis des Gefechts — die nahezu vollständige Zersprengung des vom Prinzen Louis Ferdinand von Preußen geführten Korps unter empfindlichen Verlusten und unter Einbuße fast aller Geschütze — düstere Schatten voraus auf die kommenden Tage warf; die Nachricht vom Tode des Prinzen, der auf der Walstatt blieb, weil er — wie Clausewitz sagt — „gleich Talbot von der Erde, die zum Schlachtfelde diente, wie von seinem Schilde nicht lassen wollte“, erfüllte auch weite Kreise des Heeres mit aufrichtiger und tiefer Trauer.

Fühlte auch König Friedrich Wilhelm III. bei seiner sittlich strengen, schlichten und nüchternen Art eine entschiedene Abneigung gegen seinen sturm- und drangvollen Vetter, dessen Einmischung in die politischen Angelegenheiten ihm außerdem vielfach unbequem geworden war, sahen auch die alten, vorsichtigen und pedantischen Generale mit scheelen Augen und bedenklichen Mienen auf das im Vollgefühle üppiger Kraft überschäumende Wesen des Prinzen, dem die einförmige und zopfische Art des Dienstbetriebes gar nicht nach dem Sinne stand, so fand Louis Ferdinand hingegen bei den Soldaten

und bei der jüngeren Generation der Offiziere abgöttische Verehrung und begeisterten Anhang.

Clausewitz hat uns in seinen nachgelassenen „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe“ eine mit meisterhaften Strichen gezeichnete, bei aller Liebe sich von jeder Schmeichelei fernhaltende Charakteristik des Prinzen gegeben. Ein Dreißiger, schön gebaut, groß und schlank, vornehm in der Haltung und in der Art, sich zu tragen, edel von Gesichtsschnitt und Ausdruck, von dreistem Blick und lebhaften Farben, beredt und witzig, literarisch und musikalisch hochgebildet, in allen Leibesübungen Meister, ein verwegener Reiter, von kühner Entschlossenheit und einem überquellenden Mut, dem die Gefahr Lebensbedürfnis ist: so treten die Vorzüge seines Äußeren und seines Wesens uns aus dem von Clausewitz geschaffenen Bilde entgegen. Wohl hatte ungezügelter Lebensgenuß in seinen Zügen Spuren frühzeitiger Zerstörung hinterlassen, doch schützten ihn Vornehmheit der Gesinnung und des Geschmackes, die in ihm sich regenden großen und edlen Ideen, sein inneres Bedürfnis nach Ruhm und Größe vor dem Behagen an gemeiner Sinnlichkeit und vor dem Untergange in niedrigen Leidenschaften. Er beschäftigte sich lebhaft mit den großen Ereignissen, Ideen und Erscheinungen der Zeit und erkannte die Preußen aus Frankreichs fortdauernd wachsendem Übergewicht drohende Gefahr. Durchdrungen von dem Bewußtsein, daß die Politik Preußens seit dem Baseler Frieden weder sehr ehrenvoll noch sehr klug gewesen sei, gehörte Prinz Louis zur Partei derjenigen, die den Widerstand gegen Napoleon für patriotische Pflicht und Notwendigkeit und einen baldigen Kampf für weiser hielten als einen späteren. So war er auch unter den Unterzeichnern der dem Könige am 2. September 1806 unterbreiteten Denkschrift, welche die Entlassung des Grafen v. Haugwitz sowie der Kabinettsräte Beyme und Lombard und entschiedene Stellungnahme gegen Frankreich forderte und unter anderm die Stelle enthielt: „Die ganze Armee, das ganze Publikum und auch die bestgesinntesten Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Kabinett Eurer Majestät.“

„Geboren mit so herrlichen Eigenschaften und in großen Verhältnissen, hätte er notwendig ein großer Feldherr werden müssen, wenn ein langer Krieg ihn dazu erzogen hätte oder wenn mehr Ernst des Charakters, weniger unbekümmerte Sorglosigkeit ihm im Frieden ein nachhaltiges Betrachten und Prüfen der großen Lebensverhältnisse gestattet hätte“, sagt Clausewitz und berührt damit die im Wesen des Prinzen selbst gelegenen Momente, die ihn hinderten, zu einer abgeschlossenen, selbständigen Überzeugung, zu ernstem, konsequentem, zielbewußtem Streben und Handeln zu gelangen. „Es lag Außerordentliches in ihm und es wäre Außerordentliches aus ihm geworden,“ urteilt des Fürsten v. Hohenlohe Adjutant, v. d. Marwitz, über den Prinzen. Voraussetzung für das Heranreifen solch außergewöhnlicher Eigenschaften zu außergewöhnlicher Größe und außerordentlichen Leistungen war allerdings, daß dem Prinzen eine längere ernste Schulung durch das Leben beschieden gewesen wäre, und auch, daß man es verstanden hätte, seine bedeutenden Anlagen und Kräfte in entsprechender Stellung und Tätigkeit zum Nutzen des Vaterlandes zu gebrauchen.

Ludwig Friedrich Christian, gewöhnlich Louis Ferdinand oder Prinz Louis genannt, war am 18. November 1772 als Sohn des Prinzen Ferdinand, des Bruders Friedrichs des Großen, geboren worden, war 1792 dem Heere an den Rhein gefolgt und hatte, kaum zwanzigjährig, als General an der Spitze einer Brigade mit Auszeichnung gefochten. Nach dem Kriege stand er als Generalleutnant mit seinem Regimente in Magdeburg. Hatte man ihm im Kriege zwar eine Brigade anvertraut, so scheute man sich im Frieden doch, dem etwas wild und leichtsinnig dahin lebenden jungen Prinzen die ihm von Rechts wegen zustehende Infanterie-Inspektion oder eine Kavallerie-Inspektion zu übergeben, für welch letztere er wohl zweifellos trefflich geeignet gewesen wäre. So lebte er denn, verstimmt und innerlich unbefriedigt und ohne seine überschäumende Kraft in die Bahnen ernster, ihr angemessener Tätigkeit ableiten zu können, sein bisheriges, vorzugsweise kraftgenialem Genusse und schöngeistigem Umgange gewidmetes Dasein fort, bis ihn des Königs Unwille über die erwähnte Denkschrift nebst den übrigen mitunterfertigten Prinzen im September 1806 zu der bereits im Felde stehenden Armee schickte. Dort übernahm er am 8. Oktober das Kommando über die Vorhut des unter dem Fürsten v. Hohenlohe stehenden Heeresteiles. Am gleichen Tage lief die Frist des vom Könige von Preußen am 26. September an Napoleon gesandten Ultimatums ab; man stand also unmittelbar vor dem Beginn der Feindseligkeiten. Rühle v. Lilienstern schreibt in seinem „Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge 1806", der bereits längere Zeit im Hohenloheschen Hauptquartiere befindliche Prinz habe wiederholt angehalten, daß man ihn zu seiner Bestimmung abgehen lassen möchte; man habe ihn aber im Hauptquartiere zurückzuhalten gesucht unter dem Vorwande, die Brigaden und Divisionen der Armee seien noch nicht wirklich formiert. Der Fürst v. Hohenlohe habe nämlich ganz gut gewußt, daß man dem Prinzen wohl das Kommando einer Reserve, aber keineswegs eine Avantgarde anvertrauen könne, ohne größte Gefahr zu laufen, durch die Übereilungen und öfters unbesonnene Hitze desselben in die verdrießlichsten Lagen verwickelt zu werden. So habe er beschlossen, den Prinzen in wichtigen Momenten nie sich selbst zu überlassen, sondern bis zum Ausbruch der Tätlichkeiten bei sich zurückzuhalten und nach dem Anfange derselben sich in eigener Person zur Avantgarde zu begeben. Glaubte der Fürst solche Vorsicht wirklich geboten, so ward sie verhängnisvollerweise gerade am 10. Oktober durch besondere Umstände vereitelt!

Wie schon angedeutet, waren Zuversicht und Stimmung im Heere bereits in den ersten Oktobertagen durch die in der Führung zutage getretene Unsicherheit, Unschlüssigkeit und Zerfahrenheit sowie die hierdurch hervorgerufenen vielfach unnötigen Anstrengungen und Verpflegsschwierigkeiten in bedenklichem Maße erschüttert.

Die unglückselige Zusammensetzung des vielköpfigen und fast ebenso vielsinnigen Hauptquartiers, in dem die Anwesenheit des Königs nur unheilvoll wirkte, hatte von vornherein jede Stetigkeit und Entschiedenheit in der Oberführung in Frage gestellt. Vom ursprünglich gefaßten Plan, den noch in der Versammlung begriffenen Gegner in der Mitte zu durchbrechen, war man

zunächst zur Wahl einer allen Eventualitäten genügenden Bereithaltung der Armee in einer Zentralstellung bei Erfurt gelangt. Dann hatte man sich für eine Vereinigung des Heeres bei Weimar entschieden, ohne jedoch zu einem festen Entschlusse gelangen zu können, ob man dem Gegner offensiv oder in der Verteidigung entgegentreten wolle. Inzwischen war der nach Hof vorgeschobene General v. Tauentzien am 9. Oktober bei Schleiz geworfen worden, und Napoleon hatte Vorkehrung getroffen, dem bei Saalfeld vermuteten Widerstande der Armee mit überlegenen Kräften zu begegnen.

So war die Lage, einen Tag, nachdem Prinz Louis Ferdinand das Kommando der Hohenloheschen Vorhut übernommen hatte. Angesichts der bisherigen zaghaften und schwankenden Haltung der Oberführung hatte er sich am 8. Oktober in einem Schreiben an den Fürsten v. Hohenlohe geäußert: „Möchten wir doch bald, dem alten preußischen, von Ew. Durchlaucht stets mit so großem Glücke befolgten Systeme getreu, zu einer kraftvollen Offensive übergehen, die dem Geiste der Zeit, der Armee, der Anführer und dem Drange der Umstände um so angemessener ist, als sich die Streitkräfte unsres Feindes stets vermehren werden und jedes Zaudern unsrerseits nur unsre Mittel paralysieren, uns die öffentliche Meinung und bereitwillige Alliierte entziehen wird." Der ihm am 9. Oktober zugehende Befehl, die ihm unterstellten Truppen so schnell als möglich bei Rudolstadt zu versammeln, damit die für den 10. Oktober geplanten Bewegungen — Übergehen der Hohenloheschen Armee auf das rechte Saaleufer — ausgeführt werden könnten, erfüllte den Prinzen, der nun die gewünschte und erhoffte Offensive eingeleitet glaubte, mit lebhafter Freude und Begeisterung. Ungesäumt traf er die Anordnungen zur Vereinigung seiner Truppen und ritt zu eigener Orientierung selbst nach Rudolstadt. Unterwegs traf ihn die Nachricht vom Zurückgehen der nach Gräfenthal und Hoheneiche vorgeschoben gewesenen Posten, die Meldung, daß die Franzosen am 8. Oktober mit 16000—20000 Mann bei Coburg in der Richtung auf Neustadt-Saalfeld passiert hätten, daß General v. Tauentzien auf Schleiz habe zurückweichen müssen, und daß die Franzosen vor seiner eigenen Front überall im Vorrücken seien. Wenn der Prinz auch aus diesen Nachrichten die Anschauung gewann, daß die Bewegungen des Gegners gegen Saalfeld nur Nebenoperationen der gegen Schleiz gerichteten Hauptaktion seien, so schien ihm doch erwünscht, daß ein Teil der am folgenden Tage nach Blankenhain vorgehenden Hauptarmee ihn bei Rudolstadt ersetze, damit der Marsch der Hohenloheschen Armee nicht durch das Vorgehen der Franzosen auf Saalfeld gestört werde. In diesem Sinne schrieb er an den König und an den Fürsten und bemerkte letzterem gegenüber, daß er in Rudolstadt dessen weitere Befehle abwarten werde. Die Absicht, nach Saalfeld selbst zu rücken, entstand in ihm offenbar erst, als die Erkundungen über die Beschaffenheit des von Rudolstadt nach Pößneck führenden Weges dessen Unbrauchbarkeit für Fahrzeuge ergab, und sich somit die Notwendigkeit aufdrängte, den Übergang bei Saalfeld durch eigene Besetzung offen zu halten. Mitbestimmend mag für den Entschluß hierzu die Rücksicht auf Sicherung der in Saalfeld und Rudolstadt lagernden Vorräte gewesen sein. Demgemäß befahl der

Prinz noch am 10. Oktober um 1 Uhr nachts die Versammlung seiner Truppen für 7 Uhr morgens zwischen Rudolstadt und Schwarza unter dem Schutze der bei Blankenburg bezw. Pößneck belassenen Abteilungen der Generale Pelet bezw. Schimmelpfennig.

Um 8½ morgens trat das Detachement des Prinzen den Vormarsch auf Saalfeld an, von wo bereits Meldung eingegangen war, daß die Vorposten sich nicht länger behaupten könnten. Nördlich von Saalfeld eingetroffen, ließ der Prinz zwischen Graba und Crösten aufmarschieren und berichtete an den Herzog von Braunschweig wie an den Fürsten v. Hohenlohe, daß das südlich der Stadt bereits im Gange befindliche Gefecht der dort stehenden Vortruppen auf die Absicht einer starken Erkundung schließen lasse. Die stetig zunehmende Ausdehnung der feindlichen Truppen nach links mußte den Prinzen jedoch bald belehren, daß es sich nicht nur um eine Rekognoszierung handle, und er entschloß sich zum Abzug auf Schwarza, nachdem er Entsendungen zur Aufnahme dort sowie zur Deckung seiner rechten Flanke angeordnet hatte. Mit dem durch diese Entsendungen bis auf 3¼ Bataillon geschwächten Reste seiner Infanterie aber unternahm er nun einen Offensivstoß, um die seine rechte Flanke bedrohende Linksbewegung des Gegners zum Stehen zu bringen. Ob dieser Angriff geboten gewesen, um den südlich der Stadt fechtenden, stark bedrängten Teilen Zeit zum Abzug zu verschaffen, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls war er mit unzureichenden Kräften unternommen, wurde von zwei französischen Bataillonen selbst in der rechten Flanke gefaßt und endete — nachdem das verloren gegangene Dorf Crösten dem Gegner wieder entrissen war — mit dem Ergebnisse, daß empfindliche Verluste erlitten waren und der Prinz nun den Abzug der zwischen Crösten und der Stadt befindlichen Truppen anordnete. Die gesamte Kavallerie, zehn Schwadronen, sollte den Abzug decken. Während der Prinz sich nun selbst auf den augenblicklich am meisten gefährdeten linken Flügel jenseits der Stadt begab, in dieser aber schon auf die überall zurückweichenden Truppen stieß, war die inzwischen noch weiter nach links verlängerte Linie des Gegners vorgegangen, hatte Crösten neuerdings genommen und einen Teil der sächsischen Bataillone zersprengt. Die abziehende Artillerie aber hatte sich am Hohlwege bei Wölsdorf festgefahren. Gegen diese entwickelten sich in zwei Treffen zwei französische Husarenregimenter; das vorderste, durch Feuer abgewiesen, machte Kehrt. Den günstigen Augenblick wahrnehmend, warfen sich die bis dahin vereinigten fünf Schwadronen sächsischer Husaren auf den Gegner, der Prinz selbst an ihrer Spitze. Allein das gegnerische zweite Treffen fiel in die Flanke der sächsischen Reiterei; die Reserve — drei Schwadronen Schimmelpfennig-Husaren — kam zu spät, um eine günstige Wendung herbeizuführen, und wurde mit fortgerissen. Beim vergeblichen Bemühen des Prinzen, die Zurückjagenden aufzuhalten und zum Sammeln zu bringen, blieb dessen Pferd beim Übersetzen über einen Zaun mit einem Fuße hängen. Der Prinz wurde von den Verfolgern eingeholt, empfing einen tiefen Hieb in den Hinterkopf, und als er die Aufforderung, sich zu ergeben, mit dem Degen beantwortete, einen tödlichen Stich in die Brust. Hauptmann v. Valentini vom Generalstab, der

nur vorübergehend vom Prinzen abgedrängt worden war, fand ihn bereits entseelt in den Armen seines Adjutanten, des Leutnants v. Nostiz. Der Leichnam konnte nicht geborgen werden. Ein Haufe Husaren stürzte über ihn her und zerfetzte ihn mit den Säbeln, so daß er dreizehn Wunden zeigte. An der Stelle, an welcher der Prinz gefallen war, errichtete ihm schwesterliche Liebe 1823 ein Denkmal mit der Inschrift: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen am 10. Oktober 1806. Das war das Ende eines der liebenswürdigsten Menschen und tapfersten Soldaten seiner Zeit, des Preußischen Alcibiades."

In der rechten Flanke umgangen und von dem Detachement des Generals Pelet bei Blankenburg abgeschnitten, sah sich des Prinzen Korps gezwungen, sich in mehr oder minder großer Auflösung teils durch die Saale, teils durch die Schwarza zu retten.

Das Verhalten des Prinzen bei Saalfeld und die Annahme eines Gefechts daselbst ist meist als ein eigenmächtiger, den Absichten des Fürsten v. Hohenlohe völlig zuwiderlaufender Schritt hingestellt und hervorgehoben worden, dem Prinzen sei die bestimmte Weisung zugegangen, die Posten von Rudolstadt und Blankenburg bis zur Ankunft der Avantgarde der Hauptarmee zu verteidigen, sich sodann aber über die Saale in die Gegend von Rahnis und Pößneck zurückzuziehen, wo er im Vereine mit General v. Tauentzien die Avantgarde der sich bei Mittel-Pöllnitz sammelnden linken Flügelarmee bilden sollte. Die Prüfung und Gegenüberstellung alles verfügbaren Materials und aller in Würdigung zu ziehenden Momente läßt es immerhin fraglich erscheinen, ob der Prinz eine in solch bestimmter Fassung gehaltene Weisung wirklich erhalten hat. Die am Tage vor dem Gefecht von Saalfeld an den König und den Fürsten v. Hohenlohe abgesandten schon erwähnten Schreiben stehen hiermit jedenfalls nicht in Einklang. Auch wurde bereits angedeutet, daß die Absicht, Saalfeld festzuhalten, beim Prinzen nicht von vornherein bestand; der später gefaßte Entschluß aber erscheint unter den an früherer Stelle erwähnten Umständen durchaus gerechtfertigt. Hätte der Prinz bestimmte Kenntnis erhalten, daß die Überschreitung der Saale durch die Hohenlohesche Armee vorerst wieder aufgegeben worden sei, so wäre für ihn der Gedanke der Notwendigkeit der Festhaltung von Saalfeld wohl ohne weiteres von selbst entfallen. Als am 10. Oktober morgens weder die erwarteten Befehle vom Fürsten v. Hohenlohe eintrafen, noch ein Bescheid auf den an den König gerichteten Antrag einging, mußte sich dem Prinzen die Besorgnis aufdrängen, durch Zuwarten bei Rudolstadt den Übergang bei Saalfeld zu verlieren.

Hinsichtlich des unternommenen Offensivstoßes mit dem durch Entsendungen bedeutend geschwächten Gros wurde schon hervorgehoben, daß sich heute nicht mehr beurteilen läßt, ob er geboten war. Rühle schreibt hierüber: „Konnte man sich auch wegen der steilen Höhe keinen entscheidenden Erfolg von diesem Angriffe versprechen, so diente er doch dazu, den Feind zu versuchen. Ließ er seine Kolonne auf der Höhe halten, um gegen das Tal Front zu bieten, so war die Absicht, Zeit zu gewinnen, erreicht. Ließ er sich aber in seinem Marsche gegen unsre Flanke nicht stören, so war es Zeit, auf den Rückzug zu

denken. Dies war das Raisonnement des Prinzen." Wohl zutreffender erscheint, was v. Lettow-Vorbeck hierüber urteilt, indem er sich äußert: „Der Gedanke, dem Gegner vor dem Abzuge noch eine Lektion zu erteilen, entspricht so sehr der Persönlichkeit des Prinzen, daß es wohl wahrscheinlich ist, der Offensivstoß sei weniger aus einer militärischen Notwendigkeit als aus persönlicher Eingebung erfolgt." Vielleicht wollte der Prinz auch um jeden Preis dem Feinde einen ersten Schlag versetzen in dem Glauben, Österreich könne durch irgendeinen erheblichen ersten Erfolg der preußischen Waffen zum Losschlagen gegen Napoleon vermocht werden. Möglich auch, daß er durch das, was er in den Hauptquartieren zu Erfurt, Weimar und Jena gesehen und gehört, zu der verzweiflungsvollen Überzeugung gelangt war, es sei Zeit, den Fall des Vaterlandes nicht zu überleben.

Wie dem auch sei! Jedenfalls trug sein persönliches Verhalten im Gefechte von Saalfeld und ganz besonders im Zeitpunkte der Krisis den Stempel wahrer Größe. Rühle schreibt hierüber: „Sein ruhiges, würdevolles Benehmen wirkte augenblicklich auf die Truppen. Obgleich die dringende Gefahr der nun eingetretenen Lage seiner Seele vollkommen gegenwärtig war . . ., nahm man auf seinem Gesichte und in seinen Äußerungen und Bewegungen dennoch nicht das mindeste wahr, was die auf ihn blickenden Gemüter hätte beunruhigen können. Es schien Absicht, daß er gerade jetzt nur langsamen Schritts durch die Vorstadt ritt, an deren Ausgang er mit bewunderungswürdiger Gelassenheit den Knäuel auseinanderwirrte, den ein hier sehr am unrechten Ort haltender Kavallerietrupp erzeugt hatte."

Am 11. September hatte der Prinz nach einer Zusammenkunft mit Blücher und General v. Rüchel an die nachmals zu europäischer Berühmtheit gelangte Rahel Levin geschrieben: „Ein Wort gaben wir uns alle, ein feierliches, männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daranzusetzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet oder politische Freiheit und liberale Ideen auf lange erstickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben. Es soll so sein! Was ist dieses erbärmliche Leben? Nichts, auch gar nichts. Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schönen Hoffnungen von unserm Herzen. So muß es in diesem Zeitalter sein, denn es erstarben auch alle menschenbeglückenden Ideen. Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt, warum also sich beklagen, wenn im kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!" Der Prinz hat sein Wort eingelöst. „Dies ist der unumstößliche Beweis seiner gerechten Ansprüche auf Ruhm und Größe," sagt Clausewitz. Das schönste Denkmal hat ihm sein Adjutant v. Nostitz gesetzt, indem er über ihn schrieb: „Eine große Seele ist reich an innerem Trost und setzt in gleichem Maße an innerer Kraft zu, als äußere Schwäche nachgibt; sie kennt keine Verzweiflung und scherzt mit dem Leben, wenn in Zeiten der Erbärmlichkeit der Preis desselben sinkt. Er hatte, festen Sinnes, den Würfel über sich geworfen."

Ein Brief aus den Oktobertagen des Jahres 1806.

Von

Professor Dr. **Bernhard Schmidt** in Freiburg i. Br.

Der hundertjährige Gedenktag der für Preußen und ganz Deutschland verhängnisvollen Schlacht bei Jena steht nahe bevor, und ich möchte diesen Anlaß benutzen, um ein Schriftstück zu veröffentlichen, das ich im Nachlasse meines Vaters vorgefunden habe. Es ist der Brief eines nach höchster Wahrscheinlichkeit in jener Schlacht gefallenen jungen preußischen Offiziers an seine Braut, kurz vor der Katastrophe vom Marsche aus nicht in einem Zuge, sondern in mehreren Absätzen, je nachdem der Verfasser einige Augenblicke zu diesem Zweck erübrigen konnte, geschrieben, aber infolge der sich drängenden Ereignisse nicht zur Adressierung und Absendung gelangt. Seine Echtheit unterliegt keinem Zweifel. Wie und wann mein Vater in den Besitz dieses Briefes gekommen ist, erinnere ich mich nicht, von ihm gehört zu haben: ich verlor ihn schon als vierzehnjähriger Knabe. Aber ich weiß, daß er allem, was in irgendwelcher Beziehung zur Schlacht bei Jena stand, Zeit seines Lebens das regste Interesse entgegenbrachte. War er doch selbst Augenzeuge der damals in der Stadt sich abspielenden Vorgänge gewesen. Er hatte als ganz junger Beamter den von Jena abziehenden preußischen Truppen, insbesondere bei den Anstalten zur Fortschaffung der Kriegskasse, gute Dienste erwiesen, die denn auch später, unter der Regierung König Friedrich Wilhelms IV., durch Verleihung des Roten Adlerordens an ihn Anerkennung gefunden haben. Er war auch Bedrohungen durch die in die Stadt eingerückten Franzosen ausgesetzt gewesen. So versenkte er sich gern in die Erinnerung an jene bewegte Zeit, und es hatte einen eigenen Reiz für ihn, zu sammeln, was er von Andenken an sie erlangen konnte, wie er denn z. B. auch ein Paar Epauletten von einer preußischen Uniform aufbewahrte. Das Interesse, das ihn selbst für das miterlebte geschichtliche Ereignis beseelte, suchte er auch seinen Kindern einzupflanzen. Wie oft bin ich in seiner Gesellschaft nach dem Schlachtfeld gewandert, wo er mir den steilen, felsigen Hohlweg zeigte, durch den Kaiser Napoleon seine Geschütze auf die Hochfläche hinaufgebracht, sowie die Stelle, wo sein Zelt gestanden hatte, und manche Einzel-

heiten des Kampfes erläuterte. Ich danke es ihm, wenn damals zuerst der Sinn für historische Topographie in mir geweckt worden ist, den ich als Erwachsener auf griechischem Boden glaube betätigt zu haben. Zu den Erinnerungen des Vaters gesellte sich auch eine meiner Mutter, die, obwohl zu der Zeit, da die Schlacht von Jena geschlagen ward, ein Kind von nur wenig mehr als drei Jahren, doch eine Begebenheit, die sich im Hause ihrer Eltern in der Johannisstraße zugetragen hatte, unauslöschlich im Gedächtnis bewahrte. Sie erzählte uns zu wiederholten Malen, wie sie eines Tages auf dem Schoße ihres Vaters, der niedergedrückt in seiner fast völlig ausgeplünderten Wohnung saß, plötzlich einen französischen Soldaten hatte eintreten sehen, der jenem ohne weiteres die Stiefel von den Füßen zog und forttrug[1]).

Um nach diesen Vorbemerkungen auf den eingangs bezeichneten Brief zurückzukommen, so füllt er einen Quartbogen und zeigt zu Anfang ziemlich kleine, zierliche Schriftzüge, die aber schon auf der zweiten Seite, von dem Abschnitt an, der von Ossmaritz bei Jena datiert ist, größer und flüchtiger werden, die hastige Eile verratend, mit welcher der Verfasser seine letzten Worte an die Braut auf das Papier geworfen hat. Der Sitte der Zeit entsprechend ist in allen als solche empfundenen Fremdwörtern, sowie in den Ortsbezeichnungen an Stelle der deutschen Schrift die lateinische getreten. Auf der Rückseite des Briefbogens sind mehrere Blutflecke sichtbar.

Ich lasse nunmehr das Schreiben selbst genau im Wortlaut und in der Orthographie des Originals[2]) folgen.

Rittersdorff in der Grafschaft Blankenhayn
am 5ten Octobr. 1806.

Meine theure, gute Jenny!

Als wir durch das Städtchen Mitweyde[3]) marschierten, gab ich meinen lezten Brief an Dich auf dem dasigen Postamte ab. Das tägliche Marschieren hielt mich seit der Zeit ab, Dir wieder zu schreiben.

---

[1]) O. v. Lettow-Vorbeck in seinem gediegenen Werke „Der Krieg von 1806 und 1807", auf das ich in diesem Aufsatz mehrfach werde zu verweisen haben, hat Bd. I, S. 78 der zweiten Auflage (Berlin 1899) das französische Heer gegen den Vorwurf einer besonders unbotmäßigen Aufführung in Deutschland in Schutz genommen, gewiß mit Recht, soweit es sich um Zurückweisung von Übertreibungen handelt. Aber daß in Jena vor und nach der Schlacht von den Franzosen arg geplündert worden, ist eine nicht zu bestreitende Tatsache. Die Verschonung von Häusern, in denen Offiziere lagen, ist kein Gegenbeweis. Allerdings hatte der Platzkommandant, Eskadronchef Bouchard, im Namen des Kaisers Plünderungen bei Todesstrafe verboten. Allein dieser Befehl, der im Wortlaut mehrfach abgedruckt ist, z. B. bei Schreiber und Färber, „Jena von seinem Ursprunge bis zur neuesten Zeit", S. 429 der zweiten Auflage (Jena 1858), und bei Ed. Leidolph, „Die Schlacht bei Jena" (Jena 1896), S. 97, wurde erst am 16. Oktober, also zwei Tage nach der Schlacht, erlassen und durch Maueranschlag bekannt gegeben (ein Exemplar des den Befehl enthaltenden Zettels entdeckte man noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an einem alten Hause, wenn ich mich recht entsinne, in der Unter-Lauengasse).

[2]) Nur der zum Zeichen der Verdoppelung des Buchstabens m in der Regel übergesetzte Strich ist durch den Buchstaben selbst wiedergegeben.

[3]) Gemeint ist offenbar Mittweida (früher auch Mittweyda geschrieben) an der Zschopau in Sachsen.

Pechstädt an der Warg,
2 Stunden hinter Erfurth, am 8ten d.
Abends um 8 Uhr.

Die wenigen vorstehenden Zeilen mögen Dir meine innige Jenny ein Beweis seyn, wie sehr ich gehindert werde, einen Brief an Dich niederzusezen. An jenem Tage glaubte ich endlich Muße dazu zu haben, mit Liebe griff ich zur Feder, und noch waren die 3 Zeilen nicht ausgeschrieben, als ich zum General gerufen wurde, und den Auftrag erhielt, Gelder im Hauptquartier zu Jena zu erheben. Ohnerachtet es schon spät Nachmittag war, mußte ich doch 8 Stunden weit in der Nacht noch fahren. Als ich den andern Tag zurück nach Rittersdorff kam, war das Regiment schon weiter, und so mußte ich wieder mit einem Commando das mir der General zurückgelassen hatte in der Nacht nachreiten. Gestern früh holte ich das Regiment ein, indeß statt nach meiner Hoffnung nun ruhig mit marschieren zu können, hieß es: Sie müssen man schon in das Magazin nach Arnstadt. Dem Himmel sey Dank, nun bin ich doch endlich diese Nacht gegen 1 Uhr hier in mein Quartier gekommen. Dergleichen Ermüdungen sind mir ganz gleichgültig und ärgern mich nur in so fern, als ich den Stunden entzogen werde, in den[1]) ich Dir schreiben könnte.

Dein lezter Brief ist vom 20ten Septbr: Freilich tritt die Sehnsucht mit all ihrer Bangigkeit wieder ein, da ich schon so lange nichts mehr von Dir gelesen, aber wenn die Schläge des Herzens zu heiß werden, dann nehme ich jenen herzlichen Brief zur Hand. Kann ich mehr wünschen, als Deine himmlischen Worte: nur durch Dein Herz, durch Deine Hand kann ich glücklich seyn!? Mein höchster Wunsch ist erreicht, Jenny, das vollkomne Mädchen fühlt sich glücklich durch mich! Ach, Engel, warum hindert mich die schreckliche Ferne, Dich dafür an mein Herz zu schließen, daß Dich diese innere Stimme überzeuge: ich will Dich glücklich machen, so viel es Menschen nur können.

Osmariz[2]) bey Jena
Nachts um 12 Uhr am 10ten Octobr.

Auf ruhige Stunden darf ich nun nicht mehr rechnen. Mir ist keine mehr vergönnt, in der ich Dir meine Jenny, meine Seeligkeit schreiben könnte. Wir standen schon bey Gotha, als wir schleunigst heute hieher unter dem schrecklichsten Kanonen Donner[3]) zurück marschieren mußten. Ein Regiment jagte vor, das andre retour. Unser tapferer Prinz Louis hat mit der Avantgarde unsers Corps das Blutbad eröfnet. Heute Nacht um 3 Uhr ging er über die Saale bey Saalfeld, und griff die Franzosen unter dem General Trias und Le Fevre an[4]). Seit 5 Uhr früh bis jezt gegen Abend war nur ein Donnern zu hören. Ach wie schlug mir das Herz, mich mitten in das Feuer zu stürzen. Sieg! Sieg! wir haben gesiegt! Aber unsere wackern braunen Husaren haben viel gelitten. Eben so ist ein Sächsisches Infanterie Regiment fast ganz vernichtet.

Nun schwingt der Sieg oder Tod die Fahne auch über unsre Häupter. Heute Nachmittag 4 Uhr rückten wir hier ein, und gegen 5 Uhr brachte ein Courier uns die Ordre, augenblicklich aufzubrechen, und ins erste Treffen zu rücken. Lange schon ist nun das Regiment fort, um 11 Uhr ist es schon im Dorfe Spale[5]), 3 Meilen

[1]) So.

[2]) Das ist Ossmaritz, hochgelegenes Dorf südwestlich von Jena, auf dem linken Saaleufer.

[3]) So.

[4]) Ist Lefebvre gemeint, der, vorher Führer des V. französischen Korps, Anfang Oktober das Kommando der Garde-Infanterie erhielt (vgl. v. Lettow-Vorbeck a. a. O., S. 181)? Von einem General Trias ist mir nichts bekannt.

[5]) Zu verstehen ist ohne Zweifel das sachsen-weimarische Dorf Spahl, südsüdöstlich von Blankenhayn, zwischen Saale und Ilm gelegen, auf das ich unten zurückkommen werde.

von hier gewesen, und der neue Angriff wird nun gewärtigt. Es ist eine recht grausenvolle Finsterniß, und aus meinem Fensterchen kann ich das Feuer des französischen Lagers erblicken. Ich mußte hier zurückbleiben mit einem Commando von 50 Mann zur Bedeckung des Trains. Jezt um 1 Uhr rücke ich aus; aber wohin? Das weiß Gott. Ich soll wieder bis zum Regimente marschieren, um den Feind nicht in die Hände fallen[1]). Nun werde ich wohl wieder Tag und Nacht auf allen Bergen herumklettern müssen, denn das Regiment möchte wohl nicht leicht zu finden seyn. Seit 3 Tagen und Nächten bin ich noch nicht aus den Kleidern, noch in kein Bett gekommen. Indeß das kümmert mich wenig; ich bin stark und gesund. Der freie Himmel ist von nun an mein Obdach bey Tag und Nacht, so wie der Train der Avantgarde schon 2 Nächte im Walde campirt hat.

Nur die Nacht ist der Ueberfälle wegen, die der Feind so sehr liebt, peinigend. Zage nicht, meine treue Jenny, zittre nicht, Dein Engel umgiebt mich, und Deine Liebe giebt mir unendlichen Muth. Lebe wohl! — O Gott wie schwer, wie schrecklich schwer fält mir dis[2]) Lebewohl! Nein! Mädchen, zage nicht! Ich bin Dein für die Ewigkeit. Nichts trennt mich von Dir, auch der Feind nicht. Gefangen wegführen läßt sich Dein Fritz nicht, lieber sterb' ich. Du hast mein Wort, muthwillig werde ich nie in Gefahren gehen, Gott und Du sind meine Beschüzer. Bleibe mein, auch wenn Dir meine Stimme auf immer verhalt. Mein lezter Laut ist: Jenny! und ich fodre Dich ab, es sey hier oder dort. Nichts weiter begleitet mich, als Dein Tuch, Deine Locke, das Band, und 2 Deiner Briefe. Alles ruht auf meiner Brust. Durch sie muß erst der Tod eh er an mein Herz dringt. Muth! meine Jenny, habe Muth wie Dein treuer Fritz! Die Nacht ist rabenschwarz, fern flimmert am Himmel das feindliche Feuer, ich muß fort, aber mir bangt nicht. Gott und Jenny sind meine Begleiter. Umarme meinen Fritz[3]), meine Mama, Nanny, drücke sie alle für mich an das Herz, ach mir ist dieser Himmelstrost geraubt.

Mit Gewalt muß ich mich von diesem Blatt trennen. Ich muß fort. Vergiß keinen Augenblick

Deinen
ewig treuen Fritz.

Aus mehreren Stellen des vorstehenden Briefes ergibt sich mit Sicherheit, daß sein Verfasser der Armee des Fürsten Hohenlohe angehörte, der in Ausführung des Operationsplanes vom 25. September 1806 mit den bei Chemnitz eingetroffenen preußischen Truppen den Marsch an die Saale unverweilt fortgesezt hatte[4]). Und zwar befand er sich auf dem rechten Flügel dieser Armee, der am 7. Oktober gegen Erfurt gerichtet war[5]). Wenn er am Abend des 8. in einem zwei Stunden hinter Erfurt gelegenen Orte und, nach einer späteren Stelle des Briefes, schon bei Gotha stand, so ist diese weite Vorschiebung seines Regiments jedenfalls daraus zu erklären, daß das Oberkommando, dem Willen des Königs von Preußen entsprechend, sich bemüht hatte, die Hauptarmee und die Hohenlohesche in eine Stellung zu bringen, die es ermöglichte, beide in einem Tage um Bienstedt (zwischen Erfurt und Gotha) zu versammeln[6]). Der schleunige Rückmarsch von da nach Ossmaritz

[1]) So. [2]) So.

[3]) Vielleicht der Bruder der Braut?

[4]) Vgl. v. Lettow-Vorbeck a. a. O., S. 150 und 163. Daher die Erwähnung von Mittweida.

[5]) Vgl. Skizze 5 bei Lettow-Vorbeck.

[6]) v. Lettow-Vorbeck, S. 169 f.

bei Jena ist durch das Gefecht von Saalfeld am 10. Oktober veranlaßt. Da am späten Abend dieses Tages das Regiment des Briefstellers in dem drei Meilen von Ossmaritz entfernten Dorfe Spahl[1]) angelangt war, so gehörte es ohne Zweifel zur Division des Generals v. Grawert, der im Verlaufe des 10. Oktober bei dem letztgenannten Dorfe eine neue Aufstellung genommen hatte[2]).

Die klägliche Ratlosigkeit und Unfähigkeit der obersten Heeresleitung, die mit Naturnotwendigkeit zu dem bald nachher erfolgenden Zusammenbruch führen mußte, spiegelt sich auch in diesem, von den planlosen Hin- und Hermärschen zeugenden Schriftstücke wider.

Von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand und der Niederlage der preußisch-sächsischen Avantgarde bei Saalfeld weiß der Verfasser in dem in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober geschriebenen Abschnitte seines Briefes noch nichts, was sehr begreiflich ist. Auffälliger könnte auf den ersten Blick erscheinen, daß er sogar von einem Siege dieser Truppen spricht. Allein, um mit Oberst v. Lettow-Vorbeck zu reden, „die Zahl der falschen Nachrichten ist im Kriege Legion“[3]), und in diesem besonderen Falle mag die mit großer Tapferkeit ausgeführte Wiedereinnahme des von den Franzosen besetzten Dorfes Cröstau durch das Regiment Kurfürst, nach welcher der Kampf vorübergehend beinahe aufhörte[4]), die erste Veranlassung zur Verbreitung des unbegründeten Gerüchts gewesen sein. Die Bemerkung, daß Prinz Louis das Blutbad eröffnet habe, scheint zu zeigen, daß dem Briefsteller auch das Gefecht von Schleiz am vorhergehenden Tage, d. h. das erste Zusammentreffen mit dem Feinde, unbekannt geblieben war. Der weiteren Angabe, daß der genannte Feldherr nachts um 3 Uhr über die Saale gegangen sei und die Franzosen angegriffen habe, während er in Wahrheit erst nach Tagesanbruch seinen Offensivstoß unternahm[5]), liegt vielleicht eine Verwechslung mit der Tatsache zugrunde, daß das Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe, um am 10. von Jena nach Kahla verlegt zu werden, sich bereits morgens 3 Uhr zu diesem Zweck versammelte[6]).

Über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers läßt sich aus dem Briefe leider so gut wie nichts ermitteln. Die Bezeichnung des sächsischen Mittweida als „Städtchen“ dürfte darauf hinweisen, daß er in einer großen Stadt in Garnison gestanden hatte. Das dialektische „man“, das er einmal gebraucht, wo er freilich die Rede eines andern wiedergibt, das aber auch ihm selber geläufig gewesen sein wird, könnte Berlin oder Umgegend als seine Geburtsstätte vermuten lassen. Allein bei der weiten Verbreitung dieses Idiotismus innerhalb des niederdeutschen Sprachgebietes wäre das doch ein höchst unsicherer Schluß. Die Division des Generals v. Grawert, der, wie wir gesehen haben,

[1]) S. oben S. 65, Anm. 5.
[2]) S. v. Lettow-Vorbeck, S. 267 f., nebst Skizze 13.
[3]) a. a. O., S. 313.
[4]) v. Lettow-Vorbeck, S. 242 f.
[5]) Derselbe, S. 239.
[6]) Derselbe, S. 263.

das Regiment des Briefschreibers angehörte, scheint aus schlesisch-südpreußischen Truppen bestanden zu haben[1]). Aber auch daraus ist natürlich nichts für unsre Frage zu gewinnen. Ein Militär, besonders ein mit dem Organismus des damaligen preußischen Heeres genau bekannter, würde wohl aus der Beauftragung dieses Offiziers mit der Erhebung von Geldern im Hauptquartier zu Jena, aus seiner Sendung nach dem Magazin in Arnstadt, sowie aus der Betrauung mit einem Kommando zur Bedeckung des Trains etwas Wahrscheinliches über seine Waffe und Charge aufzustellen imstande sein. Darüber traue ich mir als Laie kein Urteil zu.

Sämtliche äußeren und inneren Anzeichen sprechen dafür, daß der Briefsteller in der Schlacht bei Jena seinen Tod gefunden hat, und wie gewagt auch jegliche Hypothese bei dem obwaltenden Dunkel sein mag, am nächsten liegt es doch, anzunehmen, daß dies in dem heißen Kampfe um das Dorf Vierzehnheiligen geschehen ist, in dem die Grawertsche Division besonders schwere Verluste erlitt[2]).

Niemand wird diesen Brief, der uns Einblick in einen vom Schlachtengott jählings zerschlagenen Herzensbund gewährt, ohne innere Bewegung lesen können. Sein Verfasser ist ein junger Mann von weichem Gemüt, aber edler und tapferer Sinnesart, zwar selber von Todesahnungen beschlichen, aber sie zurückdrängend in dem Bestreben, den Mut seiner Verlobten aufzurichten. Ein besonders tragisches Geschick hat der verwaisten Braut auch den Abschiedsgruß des Gefallenen vorenthalten.

Wir betrachten heute, da wir auf ein geeinigtes Vaterland blicken, die Niederlage von Jena mit andern Augen als die Zeitgenossen. Die Schmach von damals ist gerächt, und der Schmerz über Deutschlands tiefen Fall hat der Freude an seiner Erhebung zu Größe und Ansehen Platz gemacht. Und wir erkennen zugleich, daß das Unglück des Jahres 1806, gerade weil es den stolzen, aber morsch gewordenen Bau der altpreußischen Monarchie zertrümmerte, zuerst die Bahn zu der deutsch-nationalen Entwicklung gebrochen hat. Kein Geringerer als Fürst Bismarck selber hat das ausgesprochen in der bedeutsamen Rede, die er am 31. Juli 1892 auf dem Marktplatz zu Jena gehalten hat[3]). Dieser Gedanke aber hat versöhnende Kraft, und so können wir von jenem Unbekannten, dessen rührendes Vermächtnis wir kennen gelernt haben, in der tröstlichen Überzeugung scheiden, daß auch er im Verein mit den vielen Tapferen, die sein Los geteilt, nicht umsonst für das Gesamtvaterland gestorben ist.

[1]) Vgl. v. Lettow-Vorbeck, S. 92.

[2]) Derselbe, S. 367 f.

[3]) „Die politischen Reden des Fürsten Bismarck". Historisch-kritische Gesamtausgabe besorgt von Horst Kohl. Band XIII. Stuttgart und Berlin 1905. S. 138. Vgl. auch ebenda S. 129 f.

Carl August

auf dem Fürstentage in Dresden 1812.

Von

Hermann Freiherrn von Egloffstein[1]).

Als Napoleon 1812 auf dem Wege nach Rußland im Glanze seiner gewaltigen Macht das unterjochte Deutschland durchzog, nahm er vorübergehend Aufenthalt in Dresden, um dort mit seinem Schwiegervater, dem Kaiser von Österreich, zusammenzutreffen. Unter den deutschen Fürsten, die in der sächsischen Hauptstadt erschienen waren und dem Korsen ihre Huldigung darbrachten, war auch Carl August von Weimar.

Der Entschluß zu dieser Reise mochte dem Herzoge nicht leicht gefallen sein, doch mußte sie ihm unter den obwaltenden Verhältnissen sehr wünschenswert erscheinen, denn er hatte allen Grund zu glauben, daß er das Wohlwollen des Kaisers nicht in dem Maße besitze, wie er dessen für sein Haus und sein Land bedurfte.

Wohl war er der Strafe, die ihm der Eroberer für den Anschluß an Preußen im Kriege 1806 zugedacht hatte, entgangen: auf seine Entthronung hatte Napoleon teils mit Rücksicht auf seine edle Gemahlin, die Beschirmerin Weimars in den grauenvollen Oktobertagen jenes Jahres, teils wegen der nahen Verwandtschaft des herzoglichen Hauses mit dem russischen Kaiserhofe verzichtet; den ersehnten Frieden mit dem Sieger aber erlangte der Herzog im Posener Vertrage vom 15. Dezember 1806 nur unter sehr harten Bedingungen und hatte auch später das vae victus bei jeder Gelegenheit zu empfinden.

Wenn der Korse sich darin gefiel, Carl August gegenüber den Gekränkten zu spielen, so wurde ihm dies durch eine Verkettung ungünstiger Umstände nicht wenig erleichtert. Nach der Schlacht bei Jena hatte Napoleon den Herzog aufgefordert, das preußische Heer zu verlassen, seine eigenen damit verbundenen Truppen abzuberufen und nach Weimar zurückzukehren. Carl August ver-

[1]) Bei meinen archivalischen Forschungen über den Anteil Carl Augusts am Befreiungskriege und am Wiener Kongreß fand ich die im Folgenden mitgeteilten eigenhändigen Briefe und Aufzeichnungen des Herzogs (Hausarchiv Weimar A. XIX. Carl August 75), die im Hinblick auf seine Persönlichkeit ebenso wie auf die Zeit, der sie angehören, wohl wert erscheinen, weiteren Kreisen bekannt zu werden. Da sie in den Rahmen der von mir geplanten Arbeit nicht hineinpassen, mögen sie dieser Vorstudie derselben zur Grundlage dienen. Der Herausgeber.

mochte jedoch diesem Verlangen so schnell, wie der Kaiser erwartete, nicht zu entsprechen. Als Befehlshaber der preußischen Avantgarde war er, nach der Niederlage vom 14. Oktober täglich seinen Standort wechselnd, nach Norddeutschland abgezogen und infolgedessen erst am 25. Oktober von dem einen der an ihn gesandten Boten erreicht worden. Bald danach erhielt er auch den von Friedrich Wilhelm III. erbetenen Abschied und legte alsbald sein Kommando nieder. Um aber jetzt heimkehren oder nach Berlin zu Napoleon reisen zu können, bedurfte er bei dem herrschenden Kriegszustande notwendig eines französischen Passes, dessen Ausfertigung und Übersendung an ihn gleichfalls einige Zeit erforderte. Nachdem er ihn erhalten, begab sich Carl August von Schleswig aus, wohin er sich nach dem Ausscheiden aus dem Heere gewandt hatte, ohne Zögern über Hamburg nach Berlin. Spät am Abend des 23. November langte er, von seinem Sohne, dem Erbprinzen Carl Friedrich erwartet, dort an und säumte nicht, Napoleon von seinem Eintreffen in Kenntnis zu setzen. Inzwischen hatte der weimarische Vertreter im kaiserlichen Hauptquartier, der Regierungsrat, spätere Kanzler v. Müller, bereits alles aufgeboten, um das Verhalten des Herzogs beim Kaiser zu rechtfertigen. Wie überzeugend aber seine Beweisführung auch sein mochte: das, was er zunächst dabei erstrebte, eine Unterredung Napoleons mit Carl August herbeizuführen, konnte er doch nicht erlangen. Der Kaiser würdigte die Meldung des letzteren gar keiner Antwort, sondern setzte, ohne sich im geringsten um ihn zu kümmern, in der Nacht vom 24. auf den 25. November seine Reise nach Posen fort.

Im Laufe der nächsten Wochen nahm allerdings der Krieg eine Wendung, die, wie Carl August von zuverlässiger Seite erfuhr, dem Korsen die eben noch verschmähte Zusammenkunft mit ihm sehr wünschenswert erscheinen ließ. Gegen Ende des Jahres 1806 trat Kaiser Alexander I. von Rußland als Verbündeter Preußens auf den Kampfplatz. Seine Parteinahme brachte Napoleon in ernste Gefahr; er mußte alles daran setzen, um sich dieses mächtigen Feindes möglichst bald zu entledigen, und konnte sich nicht verhehlen, daß der Herzog von Weimar als Schwiegervater einer russischen Großfürstin sehr wohl geeignet sein würde, für ihn die Friedensvermittlung bei deren kaiserlichem Bruder zu übernehmen. Gewiß hätte sich der Kaiser auch bereitfinden lassen, Carl August zum Lohn für seine Dienste einen Nachlaß der ihm auferlegten hohen Kriegssteuern zu gewähren. Er vermied jedoch, den Herzog förmlich zu sich einzuladen, teils um nicht vorzeitig seine auf die Annäherung an Rußland gerichtete Absicht zu verraten, teils auch, weil er annahm, daß dieser schon aus freien Stücken und im eigenen Interesse die Reise nach Polen, wo er zunächst sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, unternehmen würde. Carl August tat dies indessen nicht: wie lebhaft er auch selbst Napoleon zu sprechen wünschte und wie dringend auch mehrere mit dessen Plänen und Stimmungen wohlvertraute, zugleich aber ihm ergebene Personen ihn ermahnten, den günstigen Augenblick zum Besuche beim Kaiser wahrzunehmen, so konnte er es dennoch nicht über sich gewinnen, ihm wieder unaufgefordert zu nahen. Daß ihn Napoleon in Warschau erwartete, beweist sein Befehl an den dortigen Stadtkommandanten General Dentzel, eine standesgemäße Wohnung für den

Herzog bereitzuhalten. Über dessen Ausbleiben war der Kaiser daher, zumal nach den Huldigungen, in denen andre deutsche Fürsten ihm gegenüber sich überboten, sehr enttäuscht und befremdet.

Er mochte Carl Augusts zurückhaltendes Benehmen als ein Zeichen von Widerwillen gegen seine Person empfinden, und in der Tat war dies das Gefühl, das den Herzog gegen seinen Zwingherrn beseelte. Allerdings suchte er es, so gut er konnte, zu verbergen und war durchaus nicht gesonnen, die schuldige Ehrerbietung gegen den Mächtigen außer acht zu setzen. Schon zu Anfang des Jahres 1807 schickte er den Erbprinzen nach Mainz, um der Kaiserin Josephine, die dort Hof hielt, seinen Besuch zu machen, er selbst aber benutzte die erste Gelegenheit, die sich ihm nach dem Kriege darbot, um sich Napoleon vorzustellen. Auf die Nachricht, daß dieser von Tilsit nach Paris über Dresden reisen würde, begab er sich unverzüglich von Karlsbad, wo er damals zur Kur weilte, dorthin und erlangte auch am 18. Juli 1807 bei dem am Abend zuvor eingetroffenen Kaiser die erbetene Audienz. Sie trug jedoch nicht dazu bei, denselben milder gegen Carl August zu stimmen, vielmehr sah sich der Herzog entschieden kühl empfangen, denn wenn er schon bisher Napoleon Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte, so beging er jetzt einen neuen Verstoß, für den der Emporkömmling ganz besonders empfindlich war: er kam infolge eines unglücklichen Zufalles zur Audienz zu spät!

Um sein Versehen wieder gutzumachen, ließ er den Kaiser bitten, auf dem Wege nach Frankreich bei ihm in Weimar zu rasten und ein Frühstück einzunehmen, was ihm auch zugesagt wurde. Aber das Mißgeschick, das von Anfang an über seinen persönlichen Begegnungen mit dem gefürchteten Manne gewaltet hatte, verfolgte ihn auch hier, denn der Kaiser kam am 23. Juli eher an, als man erwarten konnte, und infolgedessen war Carl August zu seiner Begrüßung nicht an der Landesgrenze erschienen, sondern hatte kaum Zeit gefunden, ihm mit seinem zweiten Sohne Bernhard einige hundert Schritte auf der von Weimar ostwärts führenden Heerstraße entgegenzureiten. Über diese neue Verspätung war Napoleon so ungehalten, daß er dem herzoglichen Hofe den angekündigten Besuch nicht abstattete, sondern nur auf der Post umspannen ließ und dann ohne Aufenthalt in der Richtung nach Erfurt weiterfuhr.

Übrigens versäumte er auch jetzt nicht, der Herzogin Luise seine Verehrung zu bezeugen, indem er den Großmarschall Duroc aufs Schloß entsandte, um sie in seinem Namen zu begrüßen. Um so mehr mußte deshalb Carl August danach trachten, die gegen ihn bestehende Mißstimmung des Kaisers wenn irgend möglich zu beseitigen. Nach den bisherigen Erfahrungen erschien es zu diesem Zwecke am natürlichsten, Napoleon recht bald nach Paris zu folgen und dort seine Aufwartung zu machen. Der Herzog entschied sich indessen nicht dafür, sondern zog es vor, an seiner Statt den bisherigen bewährten Unterhändler Müller mit dem Auftrage dahin abzusenden, dem Kaiser ein Beglückwünschungsschreiben zur Rückkehr aus dem Feldzuge zu überreichen, zugleich aber auch auf eine Erleichterung der dem kleinen Lande auferlegten schweren Abgaben hinzuwirken und ebenso im übrigen die Interessen Weimars nach Kräften wahrzunehmen.

Am 5. August 1807 langte Müller in der französischen Hauptstadt an und verweilte dort bis in den Dezember; trotz aller Anstrengungen wurde er aber weder bei Napoleon vorgelassen noch konnte er sonst das Geringste erlangen. Über die Schwierigkeiten, denen er begegnete, säumte er nicht, nach Hause zu berichten, und machte zur Erklärung von Napoleons Unmut gegen Carl August vor allem geltend, „der Kaiser habe sich sehr verwundert, daß der Herzog ihn nie persönlich über seine Kontributionsangelegenheit angegangen". Als ein wirksames Mittel, ihn zu besänftigen, bezeichnete Müller die baldige Rückkehr der Großfürstin Maria Paulowna, die seit dem Ausbruche des letzten Krieges von Weimar abwesend war und an deren dauerndem Fernbleiben Napoleon ebenfalls Anstoß nahm; nach ihrem Eintreffen aber empfahl er, den Erbprinzen Karl Friedrich an den kaiserlichen Hof zu entsenden. Auf das eine wie auf das andre, bemerkte er, lege der Kaiser großes Gewicht, „um alle Welt zu überzeugen, daß er mit Rußland in dem allerinnigsten Verhältnisse stehe". Seinem Ratschlage in betreff des Erbprinzen suchte Müller Nachdruck zu geben, indem er sich auf den ihm sehr wohlgesinnten Fürsten Talleyrand berief, der ihm gesagt hatte: „Le prince héréditaire ferait très-bien de venir à Paris."

Der Sorge wegen der Großfürstin wurde Müller durch die Nachricht, daß sie am 12. September wieder in Weimar angelangt sei, enthoben, die Abreise des Erbprinzen hingegen verzögerte sich, während eine Menge andre deutsche Fürsten sich nach und nach in Paris einfanden, von Woche zu Woche, und als er endlich auf Müllers Mahnung hin am 14. November Weimar verließ, war es zu spät, denn kaum hatte dieser die Kunde von seiner bevorstehenden Ankunft empfangen, so erfuhr er auch, daß Napoleon im Begriffe stehe, eine längere Reise nach Italien anzutreten; es blieb daher ihm und dem Geheimrat von Wolzogen, Schillers Schwager, den Carl August ihm zur Unterstützung nachgeschickt hatte, nichts Andres übrig, als den Erbprinzen durch einen ihm entgegengesandten Kurier zur Rückkehr zu veranlassen.

So hatte der weimarische Hof von neuem eine Gelegenheit versäumt, sein Verhältnis zu Napoleon besser zu gestalten. Sie bot sich ihm erst wieder im Herbste des folgenden Jahres, als der Kaiser in der seinem Reiche einverleibten Nachbarstadt Erfurt mit seinem neuen Verbündeten, dem Zaren, zusammentraf und sich von dort aus nach Weimar zu Gaste lud.

Es ist bekannt, wie sehr man sich hier bemühte, den Korsen, soweit es die damals so kärglichen Mittel gestatteten, glänzend und würdig zu empfangen. Man täuschte sich aber, wenn man hoffte, daß die Erinnerung an die Oktobertage von 1808 bei ihm die ungünstigen früheren Eindrücke wieder verwischen würde. So wenig wie die Huldigungen, die Weimars Fürstenhaus ihm darbrachte, die Vaterlandsfreunde an dessen deutschen Gesinnungen verzweifeln ließen, konnten sie auch Napoleon von der Aufrichtigkeit der Gefühle, die dasselbe für ihn an den Tag legte, überzeugen. Wie es sich in Wahrheit damit verhielt, war ihm schon lange vorher aus gewissen ihm hinterbrachten freimütigen Äußerungen, die Carl August während eines Badeaufenthaltes in Teplitz über ihn getan hatte, bekannt geworden.

Das tiefe Mißtrauen, das sie dem Kaiser einflößten, gibt sich in dem Befehle zu erkennen, den er bald nach dem Besuche in Weimar dem Gouverneur von Erfurt, Marschall Davoust, erteilte, die an Carl August und seine Gemahlin gehenden und die von ihnen kommenden Briefe sämtlich zu öffnen. Über die Härte und Rücksichtslosigkeit der genannten Maßregel beklagt sich die Herzogin bitter in einem vertraulichen Schreiben an ihren Bruder, den Landgrafen Christian von Hessen-Darmstadt. Sie bezeichnet darin die Nähe Davousts als „une chose bien fâchante et un espionnage continuel qui fait qu'on se méfie même de ses propres gens".

Dem Argwohne, der sich in diesem zu den widerwärtigsten Auseinandersetzungen führenden Polizeisystem kundgab, entsprach es auch, wenn Napoleon den weimarischen Hof der Mitschuld an dem 1809 in Schönbrunn von Friedrich Staps gegen ihn verübten Mordanschlage verdächtigte.

Je schwerer das herzogliche Paar mit dem ganzen Vaterlande unter dem Drucke der Knechtschaft litt und je hilfloser es sich dem übermütigen Tyrannen gegenüber fühlte, desto mehr mußte es ein unabweisbares Gebot der Klugheit darin erblicken, bis zum Anbruche besserer Tage alles, was ihn irgend unangenehm berühren konnte, zu vermeiden. Von einem Nichterscheinen auf dem Fürstentage in Dresden hatte Carl August dies wohl zu befürchten, dahingegen durfte er hoffen — soweit er die politische Lage zu überblicken vermochte —, aus der Aufwartung bei Napoleon unter Umständen für sich Vorteil zu ziehen. Kaiser Alexander hatte seine Schwester Maria Paulowna ersucht, jenem, falls er auf der Reise durch Deutschland Weimar berühren sollte, in seinem Namen mitzuteilen, er wolle keinen Krieg, habe keine Bundesgenossen, und werde sich mit England nicht verbünden[1]). Da Napoleon seinen Weg nicht über Weimar nahm, bot sich der Großfürstin keine Gelegenheit, dem Wunsche ihres Bruders zu entsprechen. Dem Korsen aber war es, wie Carl August glauben mußte, vielleicht sehr erwünscht, von Alexanders Auftrage zu erfahren; wenn ihn daher der Herzog an Stelle seiner Schwiegertochter übernahm, so konnte er dem Mächtigen, ohne sich vor ihm zu erniedrigen, möglicherweise einen Dienst erweisen und ihn sich dadurch zu Danke verpflichten[2]).

„Um ... den Kaiser Napoleon zu sprechen", wie im Fourierbuche des weimarischen Hofes bemerkt ist, reiste der Herzog am 13. Mai 1812 in Begleitung des Oberstallmeisters Obersten von Seebach von Weimar ab und traf am 14. in Dresden ein. Bei dem schlechten Zustande der durch anhaltende Regen-

[1]) Das Nähere hierüber weiter unten.

[2]) Der Darstellung der Beziehungen des weimarischen Hofes zu Napoleon von 1806—1812 liegen im wesentlichen folgende Werke zugrunde: Friedrich v. Müller, Großherzogl. sächsischer Geh. Rat und Kanzler, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813. Braunschweig 1851. — Ludwig Geiger, Aus Alt-Weimar. Berlin 1897. — Eleonore v. Bojanowski, Großherzogin Louise. Stuttgart 1903. — Außerdem boten mir auch die Angaben der auf dem Großherzogl. Hofmarschallamte in Weimar befindlichen Fourierbücher einzelne wertvolle Aufschlüsse.

güsse aufgeweichten Landstraßen konnte Napoleon nicht vor dem 16. dort ankommen [1]); Carl August war daher zunächst vollkommen Herr seiner Zeit. An Beschäftigung und Anregung fehlte es seinem lebhaften Geiste nicht inmitten des buntbewegten Treibens, das die sächsische Residenz in jenem Augenblicke erfüllte [2]). Wie zu den früheren Hoftagen Napoleons auf deutschem Boden, strömten auch jetzt von allen Seiten vornehme und hochgestellte Persönlichkeiten zusammen, unter ihnen manche, die der großen Politik mehr oder weniger nahe standen und dem Herzoge, der den Gang der Weltereignisse von Jugend an mit ernster Aufmerksamkeit verfolgt hatte, Wissenswertes und Wichtiges erzählen konnten.

Carl August nennt zunächst den österreichischen General Grafen Neipperg, der soeben von einer diplomatischen Sendung nach Schweden zurückgekehrt war und den Auftrag erhalten hatte, Napoleon auf seinem geplanten Kriegszuge zu begleiten. Was er dem Herzoge mitteilte, erregte dessen Interesse in hohem Maße; allerdings hielt es Carl August, nachdem in den letzten Jahren die französischen Behörden das Briefgeheimnis ihm und seiner Gattin gegenüber so rücksichtslos verletzt hatten, für bedenklich, das, was er von dem Österreicher erfuhr, in seinen Berichten an die Herzogin genauer wiederzugeben. Er bemerkte darüber nur kurz: „Les projets de N(apoléon) sont très-vastes, et il paraît, qu'il désirerait faire entrer la Russie dans ses vues et qu'il aimera mieux que celle-ci s'entende avec lui que de faire la guerre“ [3]).

Wie seine Gespräche mit Neipperg, scheute er sich auch, die mit dem Fürsten Hatzfeld, dem Abgesandten des Königs von Preußen, der Herzogin brieflich mitzuteilen. Bekanntlich hatte Friedrich Wilhelm III. im Drange der Not kurz vorher, am 24. Februar 1812, mit Napoleon ein Bündnis abgeschlossen, worin er sich zur Teilnahme an dem russischen Feldzuge verpflichtete. Nach diesem Vertrage legte er Wert darauf, den französischen Kaiser auf deutschem Boden zu begrüßen, und Hatzfeld war beauftragt, bei ihm anzufragen, wo er seinen Herrn zu empfangen wünsche. Mit Carl August hatte der Fürst [4]) am 16. Mai zwei längere Unterredungen und machte ihn, wie der Herzog seiner Gemahlin am folgenden Tage schreibt, die merkwürdigsten Eröffnungen. Zum schriftlichen Berichte erschienen diese jedoch, wie gesagt, ebenfalls durchaus ungeeignet, und so blieb ihm denn freilich nicht viel Anderes als recht gleichgültige Hofnachrichten zu erzählen übrig. „Mon bulletin“, bemerkt Carl August selbst scherzend in seinem Briefe vom 16. Mai, „paraît sortir de petites maisons, mais je crois que Mr. de Senft“ — der damalige leitende Staatsminister des Königs von Sachsen — „ne pourrait point en

[1]) Carl August an Herzogin Luise. Dresden, 15. und 16. Mai 1812.

[2]) Ein sehr lebendiges, fesselndes und anschauliches Bild desselben entwirft Albert Vandal in seinem Aufsatze: „Napoléon à Dresde 1812“. Revue de Paris 1896, Bd. I., S. 281 ff.

[3]) Carl August an Herzogin Luise, 16. Mai.

[4]) Franz Ludwig Graf, später Fürst zu Hatzfeld, geb. in Wien 1756, 1802 preußischer Generalleutnant, 1803 in den Fürstenstand erhoben, am 28. Oktober 1806 wegen eines Briefes an Friedrich Wilhelm III. über das französische Heer, der Napoleon in die Hände gefallen war, verhaftet und mit Erschießung bedroht, auf Fürbitte seiner Gattin aber begnadigt: 1818 preußischer Gesandter in den Niederlanden, 1822 in Wien, wo er 1827 starb.

ecrire de meilleures. Mad. la Grande Duchesse (Maria Paulowna) voudra donc l'accepter tel quel."

Nach seiner Heimkehr wollte er dann mündlich nachholen, was er der Feder anzuvertrauen für gefährlich hielt. „Gardez mes lettres," ermahnt er, recht bezeichnend für die damaligen Zustände, am 18. Mai die Herzogin, „parcequ'à mon retour Vous puissiez me questionner sur l'explication de chaque phrase et sur les omissions que je suis obligé de faire en quantité." Wenn es gleichwohl späterhin seinen Berichten nicht mehr, wie zu Anfang, an Inhalte fehlte, so sorgte dafür eben das inzwischen begonnene weltgeschichtliche Schauspiel und vor allem die Persönlichkeit dessen, der die Hauptrolle darin übernommen hatte. „C'est aujourd'hui, que la toile se lèvera," schreibt er am 17. Mai, dem ersten Pfingstfeiertage, an seine Gemahlin. In der vorhergehenden Nacht war, vom Könige und der Königin von Sachsen in Freiberg feierlich eingeholt, Napoleon mit der Kaiserin Marie Louise unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken angekommen [1]).

Ihn zu erwarten, hatte Carl August seinen Begleiter Seebach trotz der späten Stunde „en sentinelle" ins königliche Schloß entsandt, und es gelang diesem auch, zwei der einflußreichsten Männer aus dem kaiserlichen Gefolge, Caulaincourt und Duroc, von der Anwesenheit seines Herrn in Kenntnis zu setzen. Der Herzog selbst versäumte nicht, am nächsten Morgen sich zum Lever bei Napoleon einzufinden. „J'ai été hier a 7 heures au lever de l'Empereur," berichtet er am 18. Mai an seine Gemahlin. „Sa première question était comment Vous Vous portiez et ma famille, où mon fils était, où mon contingent se trouvait." Dann richtete er noch eine kurze Frage an den ebenfalls erschienenen Herzog von Coburg. „Et voilà tout."

Nach dem Lever beim Kaiser begab sich Carl August auf Anraten Caulaincourts und Durocs auch zu dem der Kaiserin. „Elle n'est ni belle ni aimable," bemerkt er, sehr unvorsichtig, über sie. . . . „Ses dames", schreibt er weiter über ihre Umgebung, „ne sont guère belles non plus" [2]).

Je weniger Reiz Carl August dem weiblichen Teile des französischen Hofes abgewinnen konnte, desto mehr freute er sich darauf, seine verehrte Gönnerin und Freundin, die anmutige, begabte und liebenswürdige Kaiserin Maria Ludovica von Österreich wiederzusehen, die an der Seite ihres Gatten, von ihrem dem Herzoge ebenfalls wohlbekannten Hofstaate umgeben [3]), am 18. Mai mittags zwischen 12 und 1 Uhr in Dresden anlangte. Der Empfang des Kaiserpaares war nach Carl Augusts Berichte im Vergleiche mit dem Napoleons und seiner Gemahlin nicht gerade sehr glänzend. Außer dem Prinzen Anton von Sachsen und dem Großherzoge von Würzburg, dem Schwager und Bruder des Kaisers Franz, war den Majestäten von den fürstlichen Verwandten niemand entgegengegangen: „il n'y avait", bemerkt der Herzog, „pas même

[1]) Vandal, S. 283.

[2]) An Herzogin Luise, 18. Mai.

[3]) A. a. O. . . Althan, sa femme (Graf und Gräfin A., Oberstthofmeister und Oberstthofmeisterin der Kaiserin), Mad. Lazanska (Gräfin L., die ehemalige Erzieherin der Kaiserin Marie Louise) et Colloredo qui m'ont tous très-amicalement reçu."

une escorte de cavalerie, 4 fortiers (!) devançaient la voiture; le Gen. Zeschau et quelques officiers accompagnaient“ [1]). Auch ihre Wohnung [2]) fand der Herzog sehr bescheiden.

Am Abend des 18. gab, während Napoleon für gewöhnlich auf seine eigenen Kosten lebte [3]) und seine Schwiegereltern zu sich einzuladen pflegte, der König von Sachsen zu Ehren seiner kaiserlichen Gäste ein feierliches Bankett. Auf das dabei herrschende, geradezu an die Höfe orientalischer Despoten gemahnende Zeremoniell fällt in Carl Augusts Berichte vom 18. Mai ein interessantes, wenn auch nur flüchtiges Streiflicht. Er erwähnt darin den auch von andrer Seite [4]) bezeugten Brauch, daß sich Napoleon zunächst allein zum Essen niederließ, die übrigen Gäste aber sämtlich stehend warten mußten, bis ihm ein Teller Suppe und ein Glas Wein gereicht worden war. Nachdem er von beiden genossen hatte, rief der Hofmarschall: „L'empereur boit.“ und erst jetzt durften auch sie sich setzen. An Carl August und den Herzog von Coburg war übrigens, trotz ihrer Zugehörigkeit zum Hause Wettin, gar keine Einladung zu diesem Hoffeste ergangen. Ihm als Zuschauer beizuwohnen, würde ihnen allerdings, wie sie erfuhren, freigestanden haben. „L'on dit,“ schreibt Carl August am 18. Mai, „qu'il y aura des tabourets placés pour les Ducs et Duchesses qui y paraîtront comme spectateurs.“ Ein solches Anerbieten aber wies der Stolz der beiden Fürsten doch entschieden zurück. „Le Duc de Cob. et moi n'étant point invités,“ fährt das Schreiben fort, „nous nous garderons bien de mettre le pied dans le château [5]]. S. M. le Roi de Saxe ne paraît point penser, que ses cousins lui font honneur de lui appartenir . . .“

Wie durch die Übergehung bei diesem Festmahle fühlte sich Carl August auch sonst durch das Verhalten des Dresdener Hofes, zu dem er seit vielen Jahren in freundschaftlichen Beziehungen stand, zurückgesetzt [6]). Dahingegen hob er rühmend die Gefälligkeit hervor, die ihm zwei der angesehensten unter den Begleitern Napoleons, Berthier und Caulaincourt, bewiesen. Beide waren ihm schon früher, der erstere in der schweren Zeit nach der Schlacht bei Jena [7]),

[1]) Nach Ausweis des Hofjournals von 1812 im Königl. sächsischen Oberhofmarschallamte wurde übrigens den österreichischen Majestäten bei ihrem Einzuge weder das übliche Truppenspalier noch der Kanonensalut und das Glockengeläute vorenthalten.

[2]) Im königl. Palais am Taschenberg (Hofjournal). Carl August a. a. O.

[3]) Carl August an Herzogin Luise, 18. Mai: „L'Emp. Nap. a sa propre cuisine et vit à ses fraix (!), l'on dit qu'il a apporté jusqu'au sel et au poivre.“ Vgl. Vandal, S. 285.

[4]) S. „Allgemeine Zeitung“ vom 4. Februar 1806, Nr. 55, „Napoleon in München 1806“. In betreff des Zeremoniells vgl. auch Vandal, S. 294.

[5]) Hiernach ist die Bemerkung von Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. I, S. 393, richtigzustellen.

[6]) Gleich am Morgen nach seiner Ankunft, den 15. Mai, hatte er sich beim Könige und bei der Königin gemeldet (Hofjournal). Am 18. schreibt er der Herzogin: „Je n'ai pas vu la Reine de Saxe encore . . . pour le Roy, je ne l'ai plus revu depuis vendredi et je ne le reverrai apparemment plus.“ Am 21./22. Mai teilt er seiner Gemahlin mit: „L. M. Saxonnes sont absolument invisibles pour moi; ils dînent seuls entre eux“ (vgl. Treitschke a. a. O.) „et n'invitent personne.“

[7]) v. Müller, Erinnerungen, S. 31 ff., 120.

der letztere im Juli 1807 in Dresden, hilfreich gewesen[1]); Caulaincourt hatte ferner bis vor kurzem als französischer Botschafter in St. Petersburg zu dem mit Weimars Fürstenhause so nahe verwandten russischen Hofe in engen persönlichen Beziehungen gestanden, und er war endlich der Schwager des seit dem Februar 1812 bei den herzoglich sächsischen Höfen beglaubigten und in Weimar residierenden französischen Gesandten Baron de St. Aignan, eines Mannes, zu dem Carl August sehr bald Vertrauen gefaßt hatte und der es auch in vollem Maße verdiente. Ein wohlwollender, edler Charakter, war St. Aignan von Anfang an nach Kräften bemüht, den Argwohn seines Herrn gegen den weimarischen Hof zu bekämpfen, gleichzeitig wußte er aber auch als vollendeter Weltmann seine zumal im Hinblick auf den bevorstehenden russischen Krieg durchaus nicht leichte Stellung mit so viel Zartgefühl, Takt und Liebenswürdigkeit auszufüllen, daß sich sein Verhältnis zu den höheren Gesellschaftskreisen der Stadt ebenso wie zur herzoglichen Familie bald sehr angenehm, ja geradezu freundschaftlich gestaltete[2]).

Am 17. abends kam auch er in Dresden an, was für Carl August die Verbindung mit dem einflußreichen Großstallmeister Napoleons und dessen übriger Umgebung sehr erleichterte. Wie der Herzog am 18. nach Weimar schrieb, hatte er am Abend vorher eine sehr interessante Unterredung mit dem

---

[1]) A. a. O. S. 152, 156.

[2]) Müller, S. 270 ff. Vgl. das günstige Urteil Goethes und des Ministers v. Voigt über ihn bei Ludwig Geiger, Aus Alt-Weimar, S. 192, 197. St. Aignans Persönlichkeit und seine Beziehungen zum Hofe kennzeichnet z. B. ein Brief an Carl August vom 5. April 1813 aus Gotha, wo er sich damals niedergelassen hatte, da er sich wegen des ausbrechenden Krieges in Weimar nicht mehr sicher fühlte. Er lautet auf deutsch:

Mein gnädigster Herr!

Ich hoffe, Ew. Durchlaucht werden mir noch einmal, ehe alle Verbindung unterbrochen ist, gestatten, Ihnen ehrfurchtsvoll für Ihre Güte zu danken und Sie zu bitten, die Versicherung entgegenzunehmen, daß ich, wie weit ich auch von Ihnen entfernt sein möge, doch niemals die Erinnerung an Sie verlieren werde. Kaum hatte ich die Ehre gehabt, mich von Euerer Hoheit (Altesse, während er zu Anfang die Bezeichnung Altesse Sérénissime braucht) zu verabschieden, als ich daran dachte, daß ich Ihnen vielleicht nicht genug meine Erkenntlichkeit bezeugt hätte für die freundliche Fürsorge, die Sie mir zu erweisen geruhten, für die Zufluchtsstätte, die Sie meinem Hab und Gut gewährt, für den Wagen, den Sie mir so lange Zeit hindurch geliehen haben. — Aber mehr als für dies alles, mein gnädigster Herr, wollte ich Ihnen dafür danken, daß Sie die Absichten gewürdigt, die mich während der ganzen Zeit geleitet haben, wo ich die Ehre hatte, bei Euerer Hoheit zu residieren, und die sich niemals ändern werden, wie auch die Verhältnisse sich gestalten mögen. Außer dem Wunsche, Euerer Hoheit angenehm zu sein, hatte ich noch den, mir selber genug zu tun, denn ich glaube und will mein ganzes Leben lang glauben, daß man die Redlichkeit und die Ehre ebenso nötig hat, um seinem Herrn gut zu dienen, als um glücklich zu leben, wenn auf dieser traurigen Welt überhaupt noch ein Mittel übrig bleibt, glücklich zu sein . . . . . .

Euere Hoheit würden das Maß Ihrer Güte voll machen, wenn Sie die Gnade haben wollten, mir manchmal über Ihr Befinden Nachricht zu geben; Sie haben geruht, die Erinnerung an einige Reisende zu bewahren, die, wie ich, das Glück gehabt haben, in Ihrer Nähe zu verweilen; mögen Euere Hoheit mir die Gnade erweisen, mir hinter ihnen einen Platz in Ihrem Gedächtnisse zu gewähren und zu glauben, daß aus dem meinigen das Wohlwollen, womit Sie mich geehrt haben, nie verschwinden wird. (Hausarch. Weimar, Abt. A. XIX. Carl August, Nr. 1.)

Fürsten von Neuschâtel, Berthier, gehabt, „et St. Aignan", bemerkt er weiter, „m'a parlé de cette conversation aujourd'hui, de la part du Duc de Vicenze (Caulaincourt); l'un et l'autre m'ont marqué à cette occasion une amitié réelle".

Wahrscheinlich war diese Unterredung politischer Natur gewesen, und vielleicht bot sie den Anlaß dazu, daß sich der Wunsch des Herzogs nach einer Audienz bei Napoleon schon am Morgen des 19. Mai erfüllte.

Mit ihr hatte Carl August den eigentlichen Zweck seiner Reise nach Dresden erreicht, und zwar in einer Weise, wie er nach allem, was vorhergegangen, kaum erwarten durfte. Der Kaiser empfing ihn allein, ohne Zeugen[1]), und bewies ihm eine Freundlichkeit, die den Herzog nach der bisherigen Behandlung um so angenehmer berührte. Eine volle Stunde verweilte Napoleon im Gespräche mit ihm; dessen Inhalt hat Carl August am nächsten Tage in der Hauptsache aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet und der Geschichtschreibung durch sein „Résumé de la conversation de l'Empereur Napoléon à Dresde le 19 mai 1819" einen wertvollen Dienst geleistet, so daß es wohl berechtigt erscheinen mag, dieses Schriftstück hier möglichst wortgetreu wiederzugeben. Es lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen[2]):

„Seine Majestät der Kaiser schien mich über die Gründe seiner Entzweiung mit Rußland unterrichten zu wollen. Der Kaiser eröffnete die Rede, indem er sich nach dem Befinden der Frau Großfürstin (Maria Paulowna) erkundigte. ‚Sie wird jetzt ein wenig in Unruhe sein.' Napoleon beklagte sich darüber, daß Rußland sich zuerst nach dem Kongresse in Erfurt falsch gegen ihn gezeigt habe. Seinem eigenen Interesse entgegen habe es keinen Krieg mit Österreich geführt; inzwischen aber habe er, Napoleon, durchaus nicht verhindert, daß Rußland die Hälfte von Schweden eroberte, weil diese letztere Macht nicht seine natürliche Verbündete war, ja, Seine Majestät habe Rußland sogar die Moldau und Wallachei besetzen lassen und hiermit seiner Herrschaft eine Machtfülle zugestanden, zu der die Kaiserin Katharina II. niemals habe gelangen können. Dessenungeachtet habe Rußland begonnen, an den Grenzen des Großherzogtums (Warschau) Truppen anzusammeln, ein Vorgehen, das in dem Kaiser den Verdacht geweckt habe, Rußland hege irgendeinen großen Plan. Dessen Absichten hätten sich deutlicher zu erkennen gegeben durch seine doppelsinnige Erklärung, als Napoleon sich Oldenburgs bemächtigte. Mittlerweile habe Kaiser Alexander die Einfuhr französischer Waren in einem Ukas untersagt, dessen Stil beleidigender gewesen sei als die Sache selbst: es hätten sich inzwischen in Rußland Niederlagen von Kolonialwaren gebildet, mit denen der Kontinent vollgestopft worden sei (avait été farci). Über dies alles habe

[1]) Carl August an Herzogin Luise, 19. Mai.

[2]) Carl August bemerkt darüber in dem Briefe an die Herzogin vom 21. Mai: ... „j'avais employé (hier) les heures que les visites et les services de cour me laissaient à coucher par écrit la pièce ci-jointe qui est fort mal écrite, que Vous voudrez déchiffrer et la lire à Mad. la Gr(ande) D(uchesse). Vous la conserverez après, parceque j'étais trop paresseux pour en tirer copie, et que je n'osais pas risquer d'en faire faire une par mon secrétaire."

Kaiser Napoleon Aufschluß verlangt, Rußland aber habe ihn niemals geben wollen, sondern nur ausweichend geantwortet und immer fortgefahren, an den Grenzen des Großherzogtums zu rüsten. Da Fürst Kurakin (der russische Botschafter in Paris) zur Behandlung wichtiger politischer Geschäfte (pour les grandes affaires) nicht geeignet und oft nicht einmal mit den nötigen Weisungen von seinem Hofe versehen gewesen sei, dabei auch das Vertrauen seines Herrn nicht besitze, habe Kaiser Napoleon den Kaiser Alexander gebeten, ihm einen tüchtigen und geschickten Mann zu senden, „qui que ce fût, Mascof, le diable!“, vorausgesetzt, daß er die erforderlichen Aufträge und die gewünschten Fähigkeiten besitze, um die großen Angelegenheiten mit dem Freimute und der Entschiedenheit behandeln zu können, die sich für Großmächte geziemen. Die kleinen Intrigen, die Zweideutigkeit und die verborgenen, dunklen Schliche (les petites intrigues, la duplicité et les manigances occultes et obscures) kämen nur den kleinen Fürsten zu.

„Den an ihn gerichteten Wünschen habe Kaiser Alexander in keiner Weise entsprochen und immer seine Rüstungen fortgesetzt. Der Kaiser sagte noch, es habe (ich erinnere mich nicht mehr, wann, vielleicht beim Wiener Frieden) zwischen Frankreich und Rußland eine Verhandlung inbetreff Polens stattgefunden; Rußland habe damals gefordert, daß, da der König von Sachsen als Großherzog von Warschau nicht mehr den Weißen Adlerorden verleihe, der Name Polen nicht mehr ausgesprochen werde, und daß Kaiser Napoleon sich verpflichten solle, Polen niemals wiederherzustellen. ‚Dieses Wort »niemals«‘, sagte Seine Majestät, ‚ist keine diplomatische Bezeichnung, man darf sich seiner durchaus nicht bedienen‘; demgemäß weigerte er sich, eine Verpflichtung für alle Ewigkeit einzugehen, da alle Verträge nur eine gewisse Zeit dauern und von Zufällen abhängig sind (parceque la durée de tous les traités n'est que temporaire et casuel). Ein solches Versprechen würde Napoleon in die Notwendigkeit versetzt haben, sich gegen die Polen zu schlagen, falls sie sich empört hätten, um ihre frühere Selbständigkeit wiederzuerringen; das wird der Kaiser nie tun können, wenn er auch derartige Unternehmungen verhindert, indem er sie nicht begünstigt und fortsetzt.

„Durch alles das, was Rußland getan oder unterlassen habe seit dem Erfurter Kongreß, seien die Dinge auf den Punkt geführt worden, wo sie sich jetzt befänden, d. h. Kaiser Napoleon habe sich genötigt gesehen, auf sein Vorhaben zu verzichten, dieses Frühjahr nach Spanien zu gehen, um dort dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen; er habe seine Equipagen und seine Garden zurückbeordert, nur 200000 Mann dagelassen und wende jetzt alle seine verfügbaren Kräfte gegen Rußland, wohin er auch Österreich und Preußen mit sich führe. Seine Majestät habe gezögert, einen Vertrag mit den Türken zu schließen, bis er sich überzeugt habe, daß der Krieg mit Rußland nicht zu vermeiden sei. Der Kaiser sagte: ‚Wenn ich geschlagen werde, wird der Krieg lang und schrecklich sein, wenn ich aber Glück habe, wird Rußland des Teiles von Polen beraubt, der ihm gehört, ferner der Moldau und Wallachei und seiner schönsten Provinzen, denn,‘ fügte der Kaiser hinzu, ich muß doch die Polen, die sich für mich erheben, unterstützen; so habe ich

es auch mit Galizien gemacht.' Ich habe oben vergessen zu erwähnen, daß Kaiser Napoleon Alexander angeboten hatte, seine polnischen Garden zu entlassen, wenn der Zar alle Franzosen, die in seinem Dienste sind, entließe. Napoleon ist erstaunt über die von Rußland ergriffenen kriegerischen Maßnahmen, ‚denn', sagte er, ‚haben Sie je gesehen, daß man solche Anstalten getroffen hat, um dann einen Verteidigungskrieg zu erklären? Der Vorteil eines jeden Krieges ist auf seiten dessen, der angreift' (pour celui qui prend l'initiative); ‚will man mir den Krieg machen, so tue man es kurzweg' (bonnement), ‚man greife mich an. So hat es Österreich gemacht: es glaubte mich überrumpeln zu können' (prendre au dépourvu), ‚ich lobe es darum. Ich hasse die halben Maßregeln, sie sind gefährlich für die Staaten, die sie anwenden, um den Krieg heraufzubeschwören, ohne ihn gleich zu führen, sie sind ein Zeichen von Schwäche, von nicht zusammenhängendem Denken' (de l'incohérence dans les idées), ‚ein Mangel an großen Gesichtspunkten' (un manque de grands aperçus); ‚wenn man zwischen Wollen und Nichtwollen schwankt, läuft man Gefahr, in einem Augenblicke Krieg führen zu müssen, wo man hoffte, ihn vermeiden zu können. Haben Sie mich wohl verstanden? Haben Sie meinen Gedanken erfaßt? Wenn Sie eine Depesche an die Frau Großfürstin schicken, können Sie ihr dies Alles schreiben.'

„Ich wagte zu bemerken, Rußland habe vielleicht seinem Wunsche nach Frieden Ausdruck geben wollen, als es den Angriff unterließ, durch den es vor zwei Monaten das Großherzogtum (Warschau) bis zur Weichsel habe in Besitz nehmen können. Dies führe mich auf die Vermutung, daß Kaiser Alexander den Krieg nicht wünsche. ‚Ja,' antwortete Napoleon, ‚ich glaube es auch nicht, und ich will ebenfalls keinen Krieg, ich habe ihn zur Genüge geführt, ich möchte gern ein weiteres Blutvergießen vermeiden' (j'aime à éviter l'effusion du sang humain), ‚aber wie wäre es möglich, sich jetzt zu verständigen? Ich habe bereits 300 bis 400 Millionen ausgegeben, und es handelt sich nunmehr darum, die Ehre der höchsten Gewalt zu wahren, die verletzt würde, wenn so augenfällige Schritte' (des démarches aussi évidentes) ‚nicht zu großen Ergebnissen führten. Wie denken Sie nach allem, was vorgegangen ist, daß das gute Einvernehmen wiederhergestellt werden könne?' Ich erwiderte, so wie ich die persönliche Zuneigung kennte, welche die beiden größten Herrscher des Erdballes seit einiger Zeit einander entgegengebracht hätten, würde es vielleicht weniger schwierig für sie sein, sich freundschaftlich zu verständigen, als man in weiteren Kreisen annehmen mag. ‚Ja,' sagte Napoleon, ‚ich liebe persönlich den Kaiser Alexander, er besitzt ausgezeichnete Eigenschaften, Geist, Kenntnisse, gesundes Urteil, aber er hat keine großen Auffassungen, und es ist etwas Sprunghaftes in seinen Ansichten' (il n'aperçoit en grand, et il y a de l'incohérence dans ses vues). ‚Und obendrein ist er eigensinnig; haben Sie das nicht bemerkt? Ich bin in Erfurt oft heftig gegen ihn gewesen' (je me suis souvent fâché contre lui à Erfurth), ‚aber das machte ihn nicht nachgiebiger' (cela ne le faisait pas démordre); ‚es wird sehr schwer sein, mit ihm zu verhandeln. Es haben sich Parteien gebildet, um ihn mit mir zu verfeinden, man wünscht, Frankreich solle Rußland leiten, dieses aber hat sich von seinem Einflusse freimachen wollen; vielleicht haben Frauen

dazu mitgewirkt, die Köpfe zu erhitzen, es herrscht ein englischer Hauch über Petersburg, gewisse Artikel des Tilsiter Friedens waren Rußland lästig, es wollte sich ihrer entledigen, die Lähmung des Handels lastete auf ihm; aber dies alles würde in Ordnung gebracht worden sein, wenn nicht Kaiser Alexander einer Auseinandersetzung mit mir so entschieden widerstrebt hätte. England kann nicht viel für ihn tun; es hat schon viel geleistet, indem es uns nach Portugal abgelenkt hat; es wird Rußland mit Geld unterstützen.' Ich antwortete, ich glaubte von zuverlässiger Seite zu wissen, daß Kaiser Alexander kein Übereinkommen mit den Engländern getroffen habe. ‚Ich weiß nicht genau,' erwiderte der Kaiser, ‚wie weit sie damit gekommen sind, und ich weiß sogar, daß das Bündnis noch nicht geschlossen ist, wenn aber der Krieg beginnt, brauchen sie (die Russen) nur einen Kurier nach London zu schicken, und man wird ihm dort die Hände küssen.'

„Lange sann ich hin und her (Je biaisais longtemps) und kämpfte mit mir selbst, ob ich Napoleon sagen sollte, was ich von dem Briefe wußte, den Kaiser Alexander seiner Frau Schwester geschrieben hatte und von dem Auftrage, den sie übernehmen sollte, falls Napoleon durch Weimar käme. Mein Herz gab mir endlich die Überzeugung, daß ein Verschweigen vielleicht eine sehr tadelnswerte Unterlassung sein würde, *weil es oft schlimmer ist, nicht zu sagen, was zum Guten führen kann, als Schlimmes zu tun*, besonders wenn man bemerkt, daß ein zur rechten Zeit gemachter Vorschlag eine heilsame Wirkung in dem Augenblicke des Gespräches üben würde, wo es sich um die Hintergedanken des abwesenden Herrschers handelt. Endlich nahm ich das Wort und sagte zum Kaiser: ‚Sire, da Euere Majestät die Gnade haben, mich mit so viel Güte zu behandeln und mir so großes Vertrauen zu erzeigen, so glaube ich, Ihnen bekennen zu müssen, daß der Kaiser Alexander seine Frau Schwester in Weimar beauftragt hat, Ihnen zu sagen, wenn Sie auf der Durchreise diese Stadt berührten, daß Seine Majestät den Krieg nicht wolle, daß sie keine Bundesgenossen habe und sich mit England nicht verbünden würde. Ich habe zwar keinen Auftrag, aber mein Gewissen drängt mich, Euerer Majestät dies zu sagen, in Anbetracht dessen, daß die Frau Großfürstin nicht in der Lage sein wird, es selbst zu tun.

‚Ich danke Ihnen,' erwiderte Napoleon, ‚auch ich will nicht den Krieg, aber wie soll man dies alles entwirren, jetzt, wo es schon so verworren ist?'

‚Vielleicht durch ein persönliches Zusammentreffen, durch eine Aussprache mit dem Kaiser Alexander.'

‚Das ist sehr schwer, wir sind schon zu weit gegangen' (trop avancés).

‚Es wird nur von Euerer Majestät abhängen, die Finsternis zu erhellen, die uns umgibt, Ihr weitumfassendes' (vaste) ‚Genie findet Heilmittel für alles.'

‚Ich wünsche es — man muß sehen.'

Das ist nur der hundertste Teil dessen, was der Kaiser mir gesagt hat, aber gewiß der interessanteste des Gespräches, das übrigens von Anfang bis zu Ende interessant war. Napoleon hat eine Bestimmtheit, eine Klarheit, eine Heiterkeit in diese Erörterungen hineingelegt, die in Erstaunen setzen."

Soweit der Bericht über dieses Gespräch. Den Eindruck, den Carl August aus ihm von Napoleons Persönlichkeit empfing, geben seine Schlußworte deutlich wieder. Ganz übereinstimmend mit ihnen hebt der Herzog auch in dem Schreiben an die Herzogin vom 21. Mai die „grâce infinie“, die Napoleon in seine Erörterungen gelegt habe, hervor. Dessen ersichtliches Bemühen, seine kriegerischen Maßregeln gegen Rußland zu rechtfertigen, sein unerwartet gütiges Entgegenkommen und wohl auch der vertrauliche Charakter der Audienz brachten Carl August auf den Gedanken, daß der Kaiser eine besondere Absicht dabei verfolgt habe und vielleicht Wert darauf lege, daß das von ihm Gesagte dem russischen Hofe zur Kenntnis gebracht würde. In dieser Annahme wandte sich der Herzog, ehe er seine Aufzeichnungen nach Weimar absandte, zunächst an St. Aignan um Rat darüber, was er tun solle. Dieser las das Schriftstück, gab es dann zur Begutachtung weiter an Maret, Herzog von Bassano, als den Minister des Äußeren, „et cela a été lu et approuvé“. Auf Carl Augusts Befragen äußerte St. Aignan sodann, er glaube, die Großfürstin Maria Paulowna könne es an ihren kaiserlichen Bruder gelangen lassen, und schlug dem Herzog vor, sich deswegen um Vermittlung an Kankoff, den russischen Gesandten in Dresden, zu wenden. Hierzu wurde jedoch die erforderliche Genehmigung des Herzogs von Bassano nicht erteilt, weshalb St. Aignan Carl August empfahl, seine Niederschrift an Caulaincourt zur Beförderung nach Weimar wiederzugeben. „J'exécute littéralement ce que l'on me dicte,“ schreibt der Herzog hierüber an seine Gattin, „ne comprenant pas trop, pourquoi Nap. a daigné me distinguer, n'ayant rien fait qui ait pu m'attirer ses bonnes grâces particulières“ [1]).

Ebenso wie ihm Napoleon die Erklärung für das am 19. Mai ihm bewiesene ungewohnte Wohlwollen schuldig blieb, ging er auch, dem Berichte Carl Augusts zufolge, über dessen Enthüllungen hinsichtlich des Kaisers Alexander fast mit Stillschweigen hinweg. Nach seinen bisherigen Erfahrungen konnte er den Auftrag des Zaren an Maria Paulowna kaum ernst nehmen, und in der Tat entsprach auch das, was dieser Napoleon sagen ließ, durchaus nicht der Wahrheit. Irgendwelchen Einfluß auf die kommenden Ereignisse hat also dessen Unterredung mit Carl August nicht geübt; eine interessante Episode des Fürstentages aber bildet sie immerhin, teils als Aussprache zweier so bedeutender Männer, teils weil sich darin der schwankende politische Gedankengang des Kaisers zu jener Zeit deutlich zu erkennen gibt. Für den Herzog war sie insofern wichtig und erfreulich, als sie das beruhigende Gefühl in ihm hinterließ, daß Napoleons Groll gegen ihn allem Anscheine nach endlich einer milderen Stimmung gewichen sei.

Am Tage nach der Audienz war er beim Kaiser zur Tafel geladen; „après“, schreibt er von der darauf folgenden Galaoper, „il y a eu au theatre une cantate italienne“ — zur Verherrlichung des Korsen, aber nicht nach dessen Geschmack [2]) —

[1]) Carl August an Herzogin Luise, 21. Mai.

[2]) Den Text derselben fügt Carl August seinem Schreiben an die Herzogin vom 21./22. Mai hinzu und bemerkt darüber: „Je joins a ceci une cantate, recitée avanthier sur le theatre de la cour. Les paroles soulignés (!) du chœur etaient ecrits en lettres majuscules et

„et quelques scènes de Sargine[1]), où nous avons sués pire que dans les bains de Töplitz.“ Die nächste Zeit über wohnte Carl August täglich dem Lever Napoleons bei, wo er von dem stets gutgelaunten Kaiser regelmäßig gefragt wurde, ob er Nachrichten von Weimar habe, und wie die Herzogin sich befinde[2]).

Das häufige Erscheinen bei Hofe und der rege gesellige Verkehr brachten den Herzog, der sich als fröhliches Weltkind nicht von ihm fernhielt, auch mit den meisten unter seinen in Dresden versammelten Standesgenossen in lebhafte Berührung. Seinen Schwiegersohn, den Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin[3]), hatte er ganz bei sich aufgenommen[4]). Daß er am Zusammensein mit ihm Gefallen fand, ist bei dem Geiste und dem aufgeweckten, natürlichen Wesen des jungen Fürsten, das sich mit den gewandtesten Umgangsformen verband, wohl anzunehmen. War dieser doch auch sonst allenthalben sehr beliebt, nicht zum wenigsten bei Napoleon, der ihn schon von seinem Aufenthalte in Paris 1808 her näher kannte[5]). „Il est extrêmement gracieux avec notre beau-fils,“ schreibt Carl August am 27. Mai seiner Gemahlin[6]), der er schon einige Tage zuvor erzählt hatte: „notre beau-fils caquette tout ce qu'il pense, mais il est fort bien vu de Napoléon“. . . . Nicht minder gern gesehen war der Erbprinz bei den österreichischen Majestäten, bei der Königin Katharina von Westfalen aber gewahrte der Schwiegervater sogar „un singulier tendre pour lui“ [7]).

Von seinen Familienangehörigen hatte Napoleon sie allein zu der Zusammenkunft mit den neu angeheirateten vornehmen Verwandten hinzugezogen, denn er verfolgte doch dabei vor allem den Zweck, seine Aufnahme in den Kreis der althistorischen Fürstenhäuser gewissermaßen öffentlich zum Ausdrucke zu bringen; im Hause Bonaparte aber war, außer der Kaiserin Marie Louise, die Gemahlin des Königs Jérôme als Prinzessin von Württemberg die einzige, die durch ihre Geburt einem von ihnen angehörte.

Ihren Namen nennt Carl August öfters in seinen Berichten, ohne jedoch anscheinend ein tieferes Interesse an ihr zu nehmen. „Un de ces jours“,

---

transparentes sur le corridor de cour qui formait l'entrée du Temple du Soleil. La musique était de Mr. de Morlachi, très-faible. Napol. en était si mécontent qu'il dit le lendemain au lever: quelle triste musique que nous avons eu hier, quelle mauvaise cantate.“

[1]) „Sargines“, Oper von Paër, die damals sehr in der Mode war. Vandal, S. 302. Ebenda über die Apotheose Napoleons bei dieser Vorstellung und dessen wegwerfendes Urteil darüber.

[2]) Carl August an Herzogin Luise, 21./22. Mai: „La question banale que Napol. me fait chaque matin, est: si j'ai reçu des nouvelles de chez moi, et comment Vous Vous portez.“

[3]) Geb. 1778, seit 1810 verheiratet mit Carl Augusts Tochter Caroline, die ihm 1814 eine Tochter, die spätere Herzogin Helene von Orléans, gebar, starb als Erbgroßherzog 1819.

[4]) Carl August an Herzogin Luise, 21./22. Mai. Die Wohnung des Herzogs befand sich in dem Hause, das sein zweiter Sohn, Prinz Bernhard, der damals in der sächsischen Garde diente, bewohnte, Moritzstraße 754. (Ratsarchiv in Dresden.)

[5]) L. v. Hirschfeld, Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, und seine Vorgänger. Bd. I, S. 10.

[6]) „et a fait,“ fährt er fort, „l'éloge de sa femme — de Caroline — outre mesure a quelque prince.“ 21./22. Mai.

[7]) A. a. O. Katharina von Württemberg, geb. 1783, Gemahlin König Jérômes 1807, gest. 1835.

erzählt er z. B. von ihr, „j'étais auprès de la Reine de Westphalie et ses dames du palais“ — eine unter ihnen, Landgräfin Caroline von Hessen-Philippsthal, gehörte durch ihre Geburt wie durch ihre Heirat einer Seitenlinie des vertriebenen kurfürstlichen Hauses von Hessen an — „portant des capottes élégantes et des bottines bleues à la Polonaise.“ Wenn er der Königin gegen Ende des Fürstentages aufwartete und sich nach ihren Befehlen wegen etwaiger Durchreise durch Weimar auf dem Rückwege von Dresden erkundigte, so war dies wohl nichts andres als eine bei ihrer Stellung und der nahen Verwandtschaft mit Napoleon ebenso wie mit seinem eigenen Hause[1]) gebotene Höflichkeit. In demselben Rahmen bewegte sich auch, soweit aus Carl Augusts Briefen zu ersehen, der Verkehr des Herzogs mit dem gleichfalls anwesenden Großherzoge Ferdinand von Würzburg, dem ehemaligen Großherzoge von Toskana[2]); seine wiederholten Besuche bei diesem galten hauptsächlich der Beilegung gewisser schon seit einigen Jahren zwischen den beiderseitigen Landesbehörden schwebender Grenzstreitigkeiten und der Herstellung eines besseren nachbarlichen Verhältnisses, „parcequ'il est le seul voisin avec lequel nous nous chamaillons chaque semaine“[3]).

Wie gleichgültig aber auch Carl August dem Großherzoge persönlich gegenüberstehen mochte, so lebhafte Zuneigung brachte er dafür einem andern in Dresden erschienenen Mitgliede des Erzhauses, der jungen Kaiserin Maria Ludovica[4]), entgegen. Im Sommer 1810 war er ihr bei einem Besuche, den sie von Teplitz aus dem sächsischen Hofe in Pillnitz abstattete, vorgestellt worden. Von dem Zauber ihrer Persönlichkeit, der in dem größten unter den Zeitgenossen, in Goethe, einen so begeisterten Verkünder gefunden hat, fühlte sich auch Carl August von Anfang an unwiderstehlich gefesselt. „Ich kann nicht leugnen, daß ihre ausgezeichnete Liebenswürdigkeit mich frappiert hat,“ schreibt er jenem am 13. Juli 1810, unter dem Eindrucke der ersten Begegnung mit ihr, aus Teplitz[5]). Gleich darauf hatte er die Freude, die Kaiserin nach ihrer Rückkehr dorthin öfter zu sehen; ebenso fand auch der Sommer 1811 ihn in dem böhmischen Badeorte mit ihr vereinigt[6]), und dieses erneute Zusammensein erhöhte noch die Verehrung, die er von Anfang an für sie gehegt hatte. „Begleiten Sie ewig die besten Einflüsse, sie ein seltenes liebenswürdiges Wesen!“ ruft er nach ihrer Abreise in einem Schreiben an Goethe begeistert aus[7]).

---

[1]) Katharinens Vater, König Friedrich I. von Württemberg, war, als Bruder der Kaiserin-Mutter von Rußland, der Oheim Maria Paulownas, ihre Mutter Auguste von Braunschweig, gest. 1788, eine Tochter des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand und Nichte Anna Amalias.

[2]) Ferdinand III. (1769—1824), zweiter Sohn K. Leopolds II., Großherzog von Toskana 1792, Kurfürst von Salzburg 1802, Großherzog von Würzburg 1806.

[3]) Näheres hierüber bei Müller, Erinnerungen, S. 131 ff., 158 ff.

[4]) Tochter Erzherzog Ferdinands von Österreich, des dritten Sohnes der Kaiserin Maria Theresia, und der Maria Beatrix von Este, geb. in Monza 1787, vermählt mit dem Kaiser Franz 1808, gest. in Verona 1816.

[5]) Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe. Bd. II, S. 23. Vgl. Sauer Goethe und Österreich. Bd. I, Einleitung S. XXXIV. Weimar 1902.

[6]) Sauer XXXVIII, vgl. Guglia, Kaiserin Maria Ludovica von Österreich. Wien 1894, S. 124. [7]) Briefwechsel, Bd. II, S. 37. — Sauer a. a. O. — Guglia a. a. O.

Sein Anteil an der zweiundzwanzigjährigen liebreizenden Fürstin war nicht frei von Wehmut im Hinblicke auf ihre überaus zarte, immer schwankende Gesundheit, die auf ein langes Leben kaum hoffen ließ. „Der Himmel", bemerkt er in dem früher angeführten Briefe an seinen großen Freund, „erhalte sie lange während dieser Badekur bei uns und noch länger hinterdrein auf der Welt. Ich fürchte aber, daß meine Wünsche nicht erhört werden möchten" [1]).

Weniger überschwenglich als Carl August über Maria Ludovica äußert sich diese im Sommer 1810 über den Herzog. „Er sei", schreibt sie an den Kaiser, „ein biederer Mensch, nur etwas jung für sein Alter" [2]). Aus ihrem ganzen Benehmen gegen ihn geht jedoch hervor, daß auch sie ihm aufrichtig zugetan war. Wenn sie z. B. bei der am 30. September 1811 geborenen zweiten Tochter Maria Paulownas, der dereinstigen Kaiserin Augusta, Patenstelle übernahm, so tat sie dies offenbar Carl August zu Gefallen, denn die Großfürstin, mit der sie sich später so innig befreundete, war ihr damals noch vollkommen fremd [3]).

Nach all den Erinnerungen an die in der Nähe Maria Ludovicas verlebten schönen Stunden war Carl August natürlich sehr beglückt, sie auch in Dresden begrüßen zu dürfen, wohin sie, die geschworene Feindin Napoleons, ihren Gatten nur mit Widerstreben begleitet hatte [4]). Am 18. Mai war, wie bekannt, das österreichische Kaiserpaar dort eingetroffen. Am 19. konnte der Herzog seiner Gemahlin zugleich mit dem Empfange bei Napoleon auch das Wiedersehen mit „seiner" Kaiserin melden. „... J'ai vu deux fois mon Impératrice," schreibt er, „qui m'a permis de lui faire une visite de dix

---

[1]) Guglia, S. 118. Briefwechsel a. a. O. [2]) Guglia, S. 117.

[3]) Sie trat erst 1812 mit Maria Paulowna in Beziehung, und zwar zunächst schriftlich, indem sie während des russischen Feldzuges den Briefwechsel der Großfürstin mit ihrer Mutter, der Kaiserin-Witwe von Rußland, ihrer Bitte entsprechend vermittelte. Zur persönlichen Bekanntschaft der Kaiserin mit Maria Paulowna führte der Ausbruch des Krieges von 1813, denn er veranlaßte diese, mit ihrer ältesten, damals fünfjährigen Tochter Marie das in dessen Bereiche gelegene Weimar zu verlassen und sich für mehr als ein halbes Jahr nach Österreich zu begeben. Während dieser Zeit schlossen sich die beiden fast in gleichem Alter stehenden jungen Fürstinnen mit der ganzen schwärmerischen Begeisterung, die jene Zeit kennzeichnet, aneinander an, und es war noch kein Jahr seit Maria Paulownas Heimkehr vergangen, so kehrte sie im September 1814 aus Anlaß der Eröffnung des Kongresses nach Wien zurück, um dort während der ganzen Dauer desselben, mehr als acht Monate hindurch, in der Hofburg die Gastfreundschaft des Kaisers und der Kaiserin von Österreich zu genießen. Nach ihrer Abreise Ende Mai 1815 sollte die Großfürstin ihre Freundin Maria Ludovica nicht wiedersehen, denn die Tage der Kaiserin waren gezählt: schon am 7. April 1816 erlag sie während der Huldigungsreise, die sie mit dem Kaiser in das neugebildete lombardisch-venetianische Königreich unternommen hatte, ihrem vieljährigen schweren Lungenleiden. Mit wie rührender Liebe sie an Maria Paulowna hing, beweisen die an sie gerichteten zahlreichen und zum Teil sehr ausführlichen Briefe im Großherzoglichen Hausarchive zu Weimar. Sie reichen bis zum März 1816 und spiegeln das edle, sympathische Bild, das der Nachwelt von Maria Ludovica überliefert ist, in voller Reinheit wider, ebenso wie sie auch der Großfürstin zu hoher Ehre gereichen. Von dieser liegen den genannten Briefen nur die Konzepte für die Zeit vom Sommer 1812 bis zum Januar 1813 bei, von da ab sind keine mehr vorhanden, die Originalbriefe der Freundin aber hat die Kaiserin, wie es scheint, auf Maria Paulownas Wunsch verbrannt.

[4]) Guglia, S. 136 ff.

minutes au soir, disant qu'elle me recevrait comme un ancien ami: et ce matin lorsqu'elle me trouva auprès de l'Empereur d'Autriche, où, disait-elle, j'y étais pour l'Empereur, elle me dit quelques mots très-enchanteurs." Seine Freude über ihr Kommen wurde dem Herzoge freilich durch den Eindruck ihrer zunehmenden Kränklichkeit und Taubheit nicht wenig getrübt: „Elle a l'air plus brillant qu'autrefois et marche mieux, mais elle a repris une sourdité affreuse depuis quelques jours, et elle a l'air si frêle, que son existence ne pourra être de longue durée" . . . „L'Impératrice", heißt es in seinem Schreiben vom 22. Mai, „me fit dire de venir chez elle a 4½: elle était extremement aimable, mais très-affectée et fatiguée: elle se plaint d'avoir tous les jours la fièvre" [1]).

Maria Ludovicas Gatten, Kaiser Franz I., sah Carl August in jenen Tagen zum ersten Male; er kam dem Herzoge nicht minder liebenswürdig als die Kaiserin entgegen und wußte denselben durch seine Aufforderung zu zwanglos-freundschaftlichen Besuchen [2]), ebenso wie durch die mit klarem, nüchternem Verstande gepaarte treuherzig-wienerische Art seines Auftretens sehr bald für sich einzunehmen. „L'empereur d'Autriche", schreibt Carl August am 19. Mai, „m'a fait beaucoup de plaisir à la première connaissance: il a l'air du sens commun personnifié; droit, — et facile dans la conversation, dans l'abord et dans la manière d'expliquer sa pensée: il ne m'a pas dit un mot non intéressant. Ce qui est drôle, c'est qu'il fait la même grimace comme le Roy de Prusse en levant les narines et les yeux en même tems."

Was übrigens Friedrich Wilhelm III. betraf, so sollte Carl August auch ihm noch in Dresden begegnen. Allerdings traf er erst gegen Ende des Fürstentages dort ein, denn zunächst hatte Fürst Hatzfeld [3]) geraume Zeit warten müssen, bis Napoleon sich herbeiließ, ihm eine bestimmte Antwort auf seine Frage zu geben, wann und wo der Besuch des Königs ihm angenehm sein würde [4]), dann aber war dieser auf dem Wege nach Dresden plötzlich von einem Unwohlsein befallen worden, so daß er erst am 26. Mai sein Reiseziel erreichte [5]). Carl August, den er zuletzt kurz vor der Schlacht bei Jena gesehen hatte, empfing er gleich am Tage seiner Ankunft: „Je l'ai vu hier seul," schreibt der Herzog hierüber, „ce que nous désirions tous les deux: il est devenu beaucoup plus robuste, mais la nuit avant de venir ici il se sentait très-mal à son aise à Grossenhayn, et s'y coucha à 6 heures du

[1]) Vgl. Guglia, S. 139 und Vandal, S. 301 ff.

[2]) Carl August an Herzogin Luise, 21. Mai: „L'Emp. d'Autriche ma'yant permis de le voir sans audience de cérémonie . . ."

[3]) Wie Carl August am 19. Mai der Herzogin schreibt, litt er an einem alle achtundvierzig Stunden wiederkehrenden kalten Fieber.

[4]) Carl August an Herzogin Luise, a. a. O. „Hatzfeld a eu son audience aujourd'hui dans un accès de fièvre froide qui l'a saisi ici derechef et dont le paroxisme revient tous (!), les 48 heures. L'Emp. lui a dit, qu'il avait compté ne rester que quelques jours ici, mais que son séjour se prolongeait; que d'aujourd'hui a après demain il donnerait reponce (!) ou il désirait voir le Roy de Prusse" . . .

[5]) Carl August an Herzogin Luise, 27. Mai: „Le R. de Pr. est arrivé hier . . ."

soir.“ Wie schmerzlich dieses Wiedersehen nach allen Erlebnissen der letzten sechs Jahre für beide sein mochte, ist leicht zu ermessen. Einen Tag nach dem Könige traf auch der sechzehnjährige Kronprinz, den jener Napoleon vorzustellen wünschte, in Dresden ein.

Der Empfang, den der Korse dem tief gedemütigten neuen Verbündeten zuteil werden ließ, war, obgleich er ihm bei der Ankunft die Ehre eines Kanonensalutes, wie dem Kaiser von Österreich, nicht gewährte, dennoch nach Carl Augusts Zeugnis so artig, wie man nur erwarten konnte. „L'Empereur Napoléon“, erzählt der Herzog, „l'a reçu avec toutes les distinctions imaginables, il lui fit la première visite et le ramena hier au soir tout aussi bien que l'Emp. d'Autriche“ [1]). Was der Herzog im Anschlusse daran von Napoleon erzählt, kennzeichnet den Ton, den dieser mit seinen fürstlichen Gästen anschlug: „Le Roy refusant de jouer, Napoléon dit, Votre Majesté n'a point de vices, et se tournant contre le Prince de Mecklenbourg: mais celui (!) les a tous, il aime les femmes et le jeu.“

Wie die Anwesenden sich solchen gnädigen Scherzen des allmächtigen Gebieters gegenüber verhielten, möge man aus einem bald nachher geschriebenen Briefe der Kaiserin Maria Ludovica entnehmen [2]). Auch ihrem Freunde Carl August, mit dem sie sich in der Beurteilung Napoleons vollkommen eins wußte [3]), bleibt darin der Vorwurf der Würdelosigkeit nicht erspart. „Die Sachsen,“ schreibt sie an ihre Mutter, die Erzherzogin-Witwe Maria Beatrix von Österreich-Este, „die Preußen, die Weimarer, die Mecklenburger, die Reuß — die alle wie Knechte behandelt werden — sind voll Begeisterung für ihn .... Ich suchte die Würde unseres Geschlechtes zu behaupten,“ bemerkt sie in demselben Schreiben [4]), „aber ich blieb allein damit, denn die Königin (von Sachsen) und alle Prinzessinnen müssen die Cour machen, als ob sie Männer wären, mußten aufstehen und sich setzen, wann er wollte: überhaupt, Du hast keine Idee von der sklavischen Furcht, die sie am sächsischen Hofe vor ihm haben .....“

Ihre Worte stehen ganz im Einklange mit dem, was Carl August über das feierliche Bankett bei den sächsischen Majestäten zu Ehren Napoleons erzählt. Die Angst des Dresdner Hofes vor ihm mochte inzwischen noch dadurch erhöht worden sein, daß er, nach Carl Augusts Angabe, dem Könige seinen Unwillen über den schlechten Zustand der Magazine in dem der Herrschaft des albertinischen Hauses seit 1807 unterstellten Herzogtum Warschau zu erkennen gegeben hatte: „Le Roy de Saxe“, berichtet der Herzog am 27. Mai, „était mal en cour ces jours-ci parceque les magazins étaient

---

[1]) A. a. O. Vgl. die hiervon abweichende Darstellung bei Treitschke, Bd. I, S. 393.

[2]) Angeführt bei Guglia, S. 139.

[3]) Von diesem selbst wurde er als ihr Gesinnungsgenosse bezeichnet. v. Müller, Erinnerungen, S. 288. Vgl. die Bemerkung Carl Augusts in dem Schreiben an Herzogin Luise. Wien, 21. September 1814 (Hausarchiv Weimar, A. XIX), Carl August 75 ogl: „Aupres de l'Imp on a pu chanter apresent librement l'Improfundis (!) de feu Napoleon, qui, d'après ce qu'elle jure, n'arrivera plus.“

[4]) S. hierüber Vandal, S. 295, 300 ff.

mal fournis en Pologne.“ In der That bedurfte es ja auch ungeheuerer Vorräte aller Art, um das Heer Napoleons und seiner Vasallen, das in gewaltigen Massen, einer Völkerwanderung gleich, gegen Osten vorrückte, auf dem langen Marsche durch Deutschland ebenso wie nach seiner Ankunft auf dem Kriegsschauplatze einigermaßen vor Mangel zu schützen. Wie schwer die Gebiete, die es zu erhalten hatten, unter der ihnen auferlegten Last seufzten, deutet Carl August an, wenn er am 16. Mai seiner Gemahlin schreibt: „Le danger le plus imminant, hors des limites de la Russie, est une famine totale.“ Gegenüber der Sorge des Kaisers um die Ernährung und Verpflegung seiner Truppen erschienen gewisse Kundgebungen der Friedensliebe bei ihm für die Nichteingeweihten um so weniger verständlich. So z. B. zeichnete er, wie Carl August in seinem Briefe vom 18. Mai erwähnt, beim Empfange des diplomatischen Korps am Morgen dieses Tages den russischen Gesandten Kanikoff durch eine lange Unterredung aus, was man als Zeichen der Versöhnlichkeit auffassen konnte[1]), bei der großen Illumination aber am Abend des 18. wurde auf Veranlassung des Kaisers dem als Zeitgenossen Goethes und Schillers bekannten Gelehrten Carl August Boettiger und dem französischen Gesandten am sächsischen Hofe Baron Serra, denen die Zusammenstellung der üblichen Inschriften oblag, zur Pflicht gemacht, sich aller kriegerischen Anspielungen zu enthalten. „Ce ne sont,“ bemerkt Carl August „que les qualités pacifiques qui doivent être pronées“[2]).

Diesem Befehle entsprechend, gab Napoleon auch, der Mitteilung des Herzogs zufolge, seinem Schwiegersohne, dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, gegenüber der Hoffnung Ausdruck, daß es nicht zum Kriege mit Rußland kommen würde. Allerdings erklärte er demselben gleichwohl in Bezug auf seinen Bruder Paul, der dem russischen Heere angehörte, „qu'il fallait absolument que son frère sortît du service de Russie, qu'il ne pouvait souffrir, qu'un prince appartenant à la confédération portât les armes contre lui.“ Er müsse entweder zurücktreten oder auf alle Rechte als Prinz seines Hauses verzichten.

Mit wie bangen Zweifeln Carl August bei so widersprechenden Kundgebungen der Zukunft entgegensah, ist leicht zu ermessen, zumal wenn er Napoleons Erklärungen vom 19. Mai in Betracht zog. Seine Niederschrift hierüber war mittlerweile in die Hände seiner Schwiegertochter gekommen, aber, wie sie ihm in einem am 26. Mai an ihn gelangenden Briefe mitteilte, von ihr nicht an den Zaren gesandt worden. Als daher der Herzog von St. Aignan hierüber befragt wurde, konnte er ihm eine verneinende Antwort erteilen. „Elle a extrêmement bien fait de ne pas le faire,“ erwiderte ihm der Gesandte[3]): eine Versicherung, nach der Napoleons Absichten in Carl Augusts Augen noch rätselhafter erscheinen mochten.

Die Scheu des Kaisers, sie offen einzugestehen, hatte ihren Grund vor allem darin, daß er während des Fürstentages einen seiner Vertrauten,

[1]) Vgl. Vandal, S. 284.
[2]) An Herzogin Luise, 18. Mai.
[3]) Carl August an Herzogin Luise, 27. Mai.

den General Grafen Louis de Narbonne, zu Alexander I. nach Wilna, wo dessen Hauptquartier sich damals befand, geschickt hatte, anscheinend um einen letzten Vermittlungsversuch bei ihm zu machen, tatsächlich aber, um dadurch den Gegner hinzuhalten und inzwischen für den Vormarsch nach der russischen Grenze Zeit zu gewinnen. Am 26. Mai kehrte Narbonne, wie vorauszusehen, unverrichteter Dinge zu seinem Herrn zurück[1]).

Für diesen fielen nunmehr die Bedenken hinweg, die ihn bis jetzt an der Abreise von Dresden gehindert hatten. Am Abend des 28. Mai vereinigte er nochmals sämtliche anwesende Fürsten und Fürstinnen an seiner Tafel[2]), nahm von ihnen Abschied[3]) und eilte schon beim nächsten Morgengrauen auf der Bautzener Landstraße dem Heere nach.

Mit Napoleons Abreise hatte der Fürstentag sein Ende erreicht. Von denen, die zu dieser glänzenden Versammlung gekommen waren, verließ im Laufe der nächsten Tage einer nach dem andern die liebliche sächsische Residenz, die während der letzten beiden Wochen der Schauplatz so denkwürdiger Begebenheiten gewesen war und die Blicke der ganzen Welt auf sich gezogen hatte.

Auch Carl August blieb nicht mehr lange; er mochte ganz zufrieden sein, nach Weimar zurückkehren zu können, denn den Zweck seiner Reise hatte er erreicht, der Genuß der in Dresden verlebten interessanten Tage aber war ihm zuletzt durch einen heftigen Anfall seines alten Leidens beeinträchtigt worden, die Folge einer Erkältung, der er bei dem dauernd kühlen und regnerischen Wetter um so mehr ausgesetzt war, als er von früh bis spät die ihm ungewohnte Hoftracht „bas et souliers“ hatte tragen müssen. Wohl suchte er sich, so gut er konnte, aufrechtzuerhalten; es gelang ihm aber nicht, sein Unwohlsein zu verbergen. „Nonobstant mon mal et mon extrême faiblesse,“ schreibt er am 27. Mai der Herzogin, „j'ai pourtant été hier deux fois à la cour, mais à la dernière fois les deux Imp.(ératrices) me renvoyèrent disant que j'avais l'air trop souffrant“ . . . . . „Il fait beau aujourd'hui,“ bemerkt er in dem Briefe vom folgenden Tage, „et cela fait du bien à ma santé qui se relève très-lentement; mes forces ont totalement disparu et je me trouve comme un vieux sac . . . . . J'ai projeté de partir le dimanche d'ici, tant pour voir les Autrichiens et les Prussiens à mon aise que pour faire quelques visites de politesse et pour me reposer avant de partir.“ Am 31. Mai mittags verabschiedete er sich vom Könige von Sachsen[4]), der ihm ebenfalls freundliche Teilnahme an seinem leidenden Zustande bewiesen hatte[5]); gleich darauf reiste er ab und traf in der Nacht

[1]) Näheres über Narbonnes Reise s. bei Vandal, S. 307 ff.

[2]) Hofjournal 1812.

[3]) Vandal, S. 316. Vgl. Carl August an Herzogin Luise, 28. Mai: „L'on croit, que Napol. partira inopinément . . . . . sans prendre congé de l'Imp. qui a déjà beaucoup pleuré.“ [4]) Hofjournal 1812.

[5]) Carl August an Herzogin Luise, 28. Mai: „Un magnifique vin d'Hongrie (!) dont le Roy de S.(axe) m'a donné une petite bouteille et du quel je bois plusieurs petits coups par jour, me fait grand bien.“

vom 1. zum 2. Juni wieder in Weimar ein[1]), wo er sich bald völlig erholte[2]).

Wie viel Interessantes er den seinigen über den Fürstentag zu erzählen wußte, ist in einem Briefe der Herzogin Luise an ihren Lieblingsbruder Christian von Hessen vom 6. Juni zu entnehmen[3]). Sie bittet ihn darin, bald einmal wieder nach Weimar zu kommen: „Le Duc pense de même," bemerkt sie dabei, „et vous sentez bien qu'après le brillant séjour à Dresde, il a mille choses des plus étonnantes à vous raconter."

Was allerdings die nächste Zukunft bringen würde, ob Krieg oder Frieden, war Carl August offenbar auch jetzt noch nicht klar geworden, denn in demselben Schreiben richtet die Herzogin an ihren Bruder die Frage: „Que pensez-vous donc de la guerre, croyez-vous qu'elle se fera ou non? Je n'y crois pas encore, et il paraît d'après ce qu'on entend et ce qu'on a le droit de supposer, que l'empereur Napoleon n'en a pas grande envie. Quant à l'Empereur de Russie, il est comme de science sur (!), qu'il sera enchanté de ne pas la faire. Les Français souffrent déjà excessivement du manque de vivres et de fourages pour les chevaux."

Die Ungewißheit währte nicht lange. Schon am 24. Juni überschritt Napoleon den Niemen, und damit war der russische Feldzug eröffnet.

Sein Verlauf bewies Carl August, wie richtig er gefühlt hatte, als er am 19. Mai den Korsen bat, keinen Krieg mit Rußland zu beginnen. Kaum ein halbes Jahr danach, am 7. November 1812, schrieb der Herzog auf Grund der von dem russischen Gesandten Alopeus in Berlin erhaltenen Nachrichten vom Kriegsschauplatze die Worte nieder: „L'armée française est en pleine retraite, elle a quittée Moscou le 14 Octobre, toute la cavalerie française est détruite. Les Russes ont pris 200 chariots, y compris les equipages du Roi de Naples .... au lieu d'avoir battu, ils l'ont étés (!)."[4])

Zum vollen Bewußtsein kam ihm die Vernichtung des stolzen Heeres, als einige Wochen darauf dessen sieggewohnter Feldherr, diesmal ein untrüglicher Bote der Niederlage, am Morgen des 16. Dezember auf seiner fluchtähnlichen Rückreise von Rußland nach Paris ganz unversehens Weimar durcheilte. Die einzigen Begleiter Napoleons waren Caulaincourt, der Mameluk Rustan und zwei hinten auf dem Schlitten stehende sächsische Kürassiere[5]).

Welch ein Gegensatz zu seinem glanzvollen Auszuge nach Rußland!

---

[1]) Fourierbuch, 2. Juni.

[2]) Herzogin Luise an Landgraf Christian von Hessen-Darmstadt, 6. Juni 1812. Mir freundlichst mitgeteilt von Fräulein Eleonore v. Bojanowski.

[3]) A. a. O.

[4]) Hausarchiv Weimar, Abt. A. XIX. Carl August, Nr. 2.

[5]) Geiger, Aus Alt-Weimar, S. 196, und die bezügliche Aufzeichnung im Fourierbuche des weimarischen Hofes vom 16. Dezember 1812: „Heute frühe bald nach 8 Uhr reisete der Kaiser Napoleon in Begleitung des Herzogs von Vicenza incognito hierdurch." ... „S. M. ließen den Nachmittag durch den Herrn Gesandten Baron v. St. Aignan, der von Erfurt zurückkam, — denen sämtl. Herrschaften Compliments abstatten." Vgl. v. Müller, Erinnerungen, S. 272 ff.

Drei Frühlingsfahrten in den Orient.

Stimmungsbilder

von

Generalleutnant z. D. **von Hoffmeister.**

I. Kaukasus und Armenien.

1904.

Unis pour la victoire,
Réunis par la mort,
Du soldat c'est la gloire,
Des braves c'est le sort!
(Tafelinschrift auf dem Malachowhügel
in Sewastopol.)

Am 20. April erreichte ich Alexandrowo. Ich hatte meine badische Heimat im Blütenschmuck verlassen, auch in Berlin lag schon ein grüner Hauch auf Baum und Strauch, dann wurde alles kahl und grau, und in Alexandrowo wehte ein eisiger Wind: Rußland!

Schon mehrfach hatte ich vor langen Jahren das für uns so rätselhafte Land kreuz und quer durchzogen, teils um die Sprache zu erlernen, teils aber auch und vielleicht noch mehr einem in mir liegenden Wanderzug nach Osten folgend, der immer wieder meine Schritte dahin lenkte und mich wohl auch späterhin an dem Chinafeldzuge teilnehmen ließ.

Laut Paß reiste ich als preußischer General und hatte, bei vollkommener Beherrschung der Sprache, ohne besonderen Zweck oder Auftrag, lediglich die Absicht, solche Teile Rußlands kennen zu lernen, die ich früher noch nicht besucht hatte. Daß mich als Soldaten zu der Wanderung die damaligen Zeitverhältnisse besonders anregten, ist naheliegend.

Mit dem Überschreiten der russischen Grenze tritt man — die Empfindung hatte ich genau wie vor dreißig Jahren — in eine fremde Welt, und diese ist so ganz anders und so groß, daß sie Anspruch darauf hat, mit eigenem und nicht mit unserm Maßstabe gemessen zu werden.

Schon in Warschau gewann ich gleich den bestimmten Eindruck, daß der im Volke nicht verstandene Krieg „im fernen Osten" schwer auf allem geschäftlichen Verkehr lastete, und daß eine gedrückte Stimmung herrschte. Dieser

Eindruck steigerte sich in dem noch ganz winterlichen Odessa sowie auf der Fahrt über das Schwarze Meer nach Batum. Nirgends ein Lichtstrahl! Nirgends ein froher Ausblick in die Zukunft! Alles grau in grau! „Was denken Sie, mein Herr? Wir sind in Rußland! Verstehen Sie, was das heißt?"

Die Meeresfahrt, vorbei an der Krim mit ihren sonnenbeschienenen, leuchtenden Kreidefelsen, ihren weißschimmernden Kirchen und Moscheen, ihren drohenden Batterien und im Grün halb versteckten Kaiserschlössern, vorbei an den düster und jäh ansteigenden Vorbergen des Kaukasus mit dem Schneedom des Elbrus dahinter, war wunderschön. Glitzernd spielten die Strahlen der wärmenden Sonne auf den kaum bewegten dunkeln Wogen, und Delphine umsprangen in munterem Spiel das vorwärts strebende Schiff.

Überhaupt das Meer! Wie viele Wochen und Monate meines bewegten Lebens war es mir vom Schicksal vergönnt, ihm Genosse zu sein! Weit und grenzenlos wie die Wüste, hat es mich, wenn ich zu ihm kam, immer wieder wie einen lieben Freund empfangen, in seinem ewig wiederkehrenden, ungebändigten Wogenspiel mir Altes neu erzählt und der bangenden Seele Ruhe und Erquickung geboten. —

Von Batum führt die Bahn zunächst zwischen tiefblauem Meer und üppig bewachsenen Höhen hin, dann durch die breite, sonnendurchglühte Fruchtebene des Rion zur Paßhöhe des Sfuram und von dieser in das Tal der in reißendem Laufe dem Kaspischen Meere zueilenden Kura hinunter nach Tiflis.

Wer hat nicht in der Jugend mit heißer Begier und ungestilltem Sehnen die klingenden Lieder Mirza Schaffys gelesen von paradiesischem Dasein, von der Weisheit der Menschen und von „gazellenäugigen" Mädchen? Und was ist nun die Wirklichkeit, und wo ist Zuleika, vor deren Schönheit Sonne, Mond und Sterne verblassen, und die nur mit sich selber verglichen werden kann? Man wird vergeblich danach suchen!

Tiflis liegt langgestreckt und malerisch in einem engen Talkessel und ist fast vollständig von mächtigen, kahlen Felswänden eingeschlossen, auf denen die Sonnenstrahlen prall aufliegen. An der Grenze von Europa und Asien vereinigt es Abend- und Morgenland und bietet besonders in seinen engen, oft steilen Gassen und Gäßchen mit ihrem nimmer rastenden buntfarbigen, lärmenden Leben und Treiben dem Wanderer eine Fülle von Anregung, wenn es ihn auch sonst vielfach enttäuschen muß. Denn der Besucher des Abendlandes wird im Orient — Ägypten, Indien und vielleicht Sfamarkand ausgenommen — von all dem absonderlichen Reiz, der märchenhaften Pracht und geheimnisvollen Herrlichkeit, wie die Phantasie sie ihm vorgegaukelt hat, nur wenig finden. Einigermaßen entschädigen mögen ihn nur die sich ihm allenthalben förmlich aufdrängenden Erinnerungen an vergangene Zeiten, und dann das Licht, ob es nun in breiter Fülle die duftige Luft des Himmelsraumes durchdringt oder in spärlichem Strahl sich hineinstiehlt durch die oft nur schmalen Öffnungen sorgsam überdachter Gassen und Gänge. Geboren muß noch der Maler werden und erfunden die Farbe, um das Himmelslicht

des Orients in seinem leuchtenden Glanz auf die nüchterne Leinewand zu bannen.

Von dem Kriege merkte man, auch militärisch, in Tiflis damals nicht allzuviel. Es wurde nur über große Geschäftsstille geklagt und erzählt, daß die Bergvölker unruhig und erregt seien; sonst ging alles anscheinend seinen gewohnten Gang. Einmal wohnte ich auf dem dortigen Bahnhof der Abfahrt einer nach dem fernen Osten bestimmten Abteilung bei. Die Leute verhielten sich lautlos, ein paar Offiziere standen in Mütze auf dem Bahnsteig — Zuschauer, außer Bahnbediensteten, waren nicht da. Der Zug fuhr ab; ein einziger armseliger Wicht schrie „Hurra!" oder etwas Ähnliches, und die Sache war erledigt. Am andern Tage las ich in einer Tifliser Zeitung, daß bei der gestrigen Abfahrt der „freudig gestimmten, ruhmreichen Krieger eine erhebende patriotische Kundgebung" stattgefunden habe! — Es ist eben in Rußland — und das muß man sich immer vor Augen halten — noch mehr als anderwärts ein gewaltiger Unterschied zwischen Ding und Namen, zwischen Wesen und Schein!

Das südlich Tiflis gelegene armenische Hochland ist großenteils steinig, öde, baumlos und menschenleer; die wenigen Dörfer bestehen aus ärmlichen Lehm- und Steinhütten, in denen sich die Bewohner bei meiner Annäherung scheu verbargen. Die mehrtägige Fahrt dem Ararat zu, wobei ich nicht die Bahn, sondern Extrapost benutzte, war kalt; auf den Paßhöhen lag tiefer Schnee, und scharfer Wind schnitt in das brennende Gesicht.

An dem hochgelegenen Goktschasee überraschte mich ein orkanartiges Gewitter, so gewaltig, wie ich es nur noch einmal, in China, erlebt hatte. Der Himmel war fast schwarz, und der wild erregte See schlug mit rasender Gewalt an dem klippenreichen Ufer hoch und über unsern, den Felsen zum Teil abgerungenen Weg, auf dem wir in wahnsinniger Fahrt dahinjagten. Neben uns schlug der Blitz in die aufgepeitschten Wogen, und ununterbrochen rollte der Donner in der großartigen Gebirgswelt und über den See hin. Bei einem jämmerlichen Kosakenposten wollte ich anhalten, aber der Kutscher drängte zur Eile, da wir sonst in die Nacht hineinkämen und dann der vielfach unterwaschene Weg zu gefährlich sei, auch weil die ganze Gegend durch kurdische Räuber beunruhigt werde, die zahlreich in den Gebirgshöhlen steckten.

So ging es denn wieder weiter, immer was die vorzüglichen Pferde nur laufen konnten, und den Revolver zur Hand. Bald zeigten sich links im See auf einem Felsen, von den aufschäumenden und niederströmenden Wassern halb verhüllt, die Umrisse des Klosters Sfewanga, und darauf, am Wege selbst, kaum über den Boden hervorragend und halb ertrunken, die Erdhütten eines elenden Dorfes. Die Pferde waren gänzlich abgetrieben, ich war triefend von Wasser und bis zur Unkenntlichkeit mit Kot übergossen, und der Sturm tobte derart, daß der Wagen jeden Augenblick in Gefahr war, umgeworfen zu werden. Da erklärte ich denn, nicht weiter fahren zu wollen, was auch kommen möge. Mühsam wurde der Wagen, dessen Achsen und Räder die größte Besorgnis einflößten, durch den Schlamm hinter einen Heuschober

gezogen, um den Pferden vor dem Winde einigermaßen Schutz zu geben, und dann kroch ich durch eine schmale Öffnung in das nächstgelegene Erdloch: eine menschliche Wohnung! Als sich das Auge an die fast vollkommene Dunkelheit gewöhnt hatte, erkannte ich einen in Lumpen gehüllten Mann, eine fast hübsch zu nennende junge Frau, zwei bis drei gesunde, rotbäckige Kinder, Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner, alles in einem niederen, fensterlosen Raum mit nassem Lehmboden! Welch ein Leben und welch eine Armut! So viel ich herausbekommen konnte, waren es türkische Armenier, die vor wenig Jahren über die Grenze geflohen waren und von der russischen Regierung die jetzige traurige Heimstätte erhalten hatten.

In dunkler Nacht erst erreichte ich das erbärmliche Posthaus. Es gab nichts zu essen und nichts zu trinken, und es war naß und kalt; und doch war es ein unvergeßlicher Tag und eine großartige Fahrt! Todmüde und fröstelnd sank ich auf das ungastliche Lager, und bald huschten Steine und Hütten und Seen und Berge und zuckender Blitz und krachender Donner vorüber in tröstendem Traum. —

Wer so tagelang die Einöden Armeniens durchzogen hat und dann durch das russische Militärlager in steilen Windungen in die fruchtbare Talebene des Araxes hinabsteigt, dem bietet der urplötzlich auftauchende Ararat mit dem davor in blühenden Gärten eingebuchteten, minarettenreichen Eriwan einen unvergeßlichen, alles erduldete Ungemach reichlich lohnenden Anblick.

Der Ararat erhebt sich zwischen Rußland, der Türkei und Persien wie ein ungeheurer, in ewigen Schnee gehüllter Grenzstein kegelförmig und unvermittelt aus der Ebene und bildet so für Eriwan einen Hintergrund, wie ihn großartiger keine Phantasie ersinnen kann. Es trifft aber auch für Eriwan das oben vom Orient Gesagte zu; denn wenn es von weitem durch seine Lage und das Grün seiner Gärten auch entzückt, in der Nähe betrachtet, ist es ein ganz unglaublich schmutziger Ort mit ein paar Überresten aus glanzvoller Zeit und buntem orientalischen Leben.

Eriwan ist der Mittelpunkt des politischen, das nahebei liegende Kloster Etschmiadsin, seit fünfhundert Jahren Sitz des Katholikos, des Oberhauptes der armenischen Kirche, der Mittelpunkt des geistigen Lebens Armeniens. Das Kloster, in dem ich gastfreundliche Aufnahme fand, erhebt sich am Ende des langgestreckten, von Kosaken wimmelnden Dorfes Wagarschapat wie eine Festung, umschlossen von hohen, betürmten Mauern. Mit seinen Kirchen und weitläufigen Klostergebäuden bildet es eine Welt für sich, eine kleine, aber keine zufriedene.

Im ganzen Kaukasus und in Armenien herrschte überhaupt zur Zeit meiner Anwesenheit eine große persönliche Unsicherheit und eine politisch gespannte Stimmung. Das Land war, wohin ich auch kam, mit Kosakenposten und kleinen Infanteriegarnisonen förmlich überzogen, und zwar waren diese meist erst kürzlich eingerichtet worden. So wurde mir übereinstimmend berichtet und ebenso, daß für den ganzen kaukasischen Militärbezirk der geheime Befehl „zu äußerster Wachsamkeit und rücksichtslosem Einschreiten“ gegeben worden sei. Jede Post wurde von Kosaken begleitet, und es war gefährlich, bei Dunkel-

heit allein zu gehen. In Armenien fand ich die Stimmung besonders erregt, Morde waren an der Tagesordnung. So war in dem obenerwähnten Wagarschapat erst sechs Wochen vorher um 7 Uhr abends auf offener Straße — man zeigte mir noch scheu die Stelle — der Militärchef niedergestochen worden. Den Attentäter habe man, wie mir erzählt wurde, „natürlich" nicht gefaßt, obwohl viele Menschen polizeilich eingezogen worden und seither spurlos verschwunden seien. Die hochgradige Erregung in Armenien sollte davon herrühren, daß die russische Regierung neuerdings, um die Macht und den Einfluß der armenischen Kirche zu brechen, die verbrieften Rechte des Katholikos angegriffen und die armenischen Kirchengüter, obwohl diese nicht allein den russischen, sondern auch den türkischen, persischen und indischen Armeniern gehörten, „zu eigener Verwaltung" eingezogen habe[1]). Als Urheber oder Hauptverfechter dieser Maßregel wurde mir der damalige Generalgouverneur des Kaukasus, Fürst Galitzin, bezeichnet, der deshalb auch äußerst verhaßt und vor kurzer Zeit fast das Opfer eines Attentats geworden sei. Man sagte mir, die Armenier seien ja leider in allen Landschaften Kleinasiens bis zum Kaspischen Meer hin zerstreut, schwer bedrückt und entnervt, wehren könnten sie sich nicht; wenn sie aber Rußland jetzt den Sieg wünschten, so sei es nur deshalb, weil sie Christen seien.

Noch am Abend meiner Ankunft wurde ich davon in Kenntnis gesetzt, daß Seine Heiligkeit der Katholikos, der von meiner Anwesenheit gehört habe, sich freuen werde, mich am andern Tage 10 Uhr früh zu empfangen. Obwohl mir diese Aufforderung ebenso unerwartet kam wie ungelegen, denn ich hatte nur den Reiseanzug mit, und der hatte schwer gelitten, so glaubte ich doch, derselben entsprechen zu sollen. Der Katholikos, ein ehrwürdiger Greis von 85 Jahren, empfing mich, mit untergeschlagenen Beinen in der Ecke eines Diwan sitzend, segnete mich und sagte — die Unterhaltung wurde mittelst Dolmetschers armenisch-russisch geführt —, er freue sich, einen Deutschen zu sehen. Deutschland sei ein schönes Land, und er kenne es gut, denn er habe nach dem russisch-türkischen Kriege als Bischof und Vertreter der armenischen Kirche dem Kongreß in Berlin beigewohnt und die Aufnahme eines Artikels in den Vertrag durchgesetzt, worin der türkischen Regierung für ihre armenische Bevölkerung Reformen auferlegt wurden. „Aber was sind bei Staaten und Menschen Verträge? Wie viel dabei herausgekommen ist, haben wir gesehen: Es ist nichts geschehen, man hat uns vielmehr vollends ausgeraubt und totgeschlagen. — Sie sind," so fuhr der Katholikos fort, „Soldat und, wie man mir sagt, preußischer General. Das ist sehr schön! Sagen Sie mir doch, was denken Sie über den Krieg?" Ich äußerte mich wie stets auf diese mir oft vorgelegte Frage dahin, daß ich die Russen und Japaner von China her kenne, daß die Japaner ja sehr gewandt seien und viel gelernt hätten, daß ich aber meinen sollte, die Russen müßten siegen, wenn sie erst versammelt und bereit seien. Hierauf bedachte er sich lange und bekreuzigte sich dann mit den Worten: „Der Herr wird es fügen, wie es am besten ist!" Dann fragte er mich noch, wie es dem deutschen Kaiser ginge, ob mir in Etschmiadsin alles

[1]) Später, so viel mir bekannt, wieder herausgegeben.

gezeigt worden und ich davon befriedigt, sowie ob ich verheiratet sei und Söhne hätte. Darauf neigte er das Haupt, segnete mich nochmals und entließ mich mit den Worten: „Nehmen Sie einen guten Eindruck von hier mit und reisen Sie glücklich heim in Ihr herrliches deutsches Vaterland!“

Der ganze Vorgang war überaus würdig und feierlich. Als ich heraustrat, lag die Sonne leuchtend auf den Eisfeldern des Ararat und glitt eben leise herunter, tiefe Schatten über die in den muldenförmigen Vertiefungen der Bergwand niederfließenden Gletscher werfend. —

Etwa 5 km entfernt ist eine Ruinenstätte, die ein armenischer Mönch Dadian vor einigen Jahren entdeckt und mit bescheidensten Mitteln und größter Arbeitsfreudigkeit freigelegt hat. Man sagte mir, es sei dort ein Heiligtum der Feueranbeter gewesen — der Raum mit den Feuerstellen war noch vollkommen erhalten —, dann ein Juden- und Heidentempel und schließlich eine von den Arabern zerstörte armenische Kirche. Seither habe diese unter Schutt und Erde vergraben gelegen. —

Vielfach, namentlich in den großen Städten, aber auch in Etschmiadsin, hatte ich das bestimmte Gefühl, überwacht zu sein, und glaube nicht, daß ich mich darin getäuscht habe. Das Polizeisystem beherrschte und durchdrang alles, und die Spionenriecherei trat manchmal wunderlich hervor. So kam, als ich — später — auf dem Fischmarkt in Astrachan mit meinem Handapparat ein Baschkiren-Fuhrwerk aufnehmen wollte, ein Gendarm heran und fragte, was für eine Maschine das sei, und ob man Menschen damit töten könne. Die Sache war mir gleich nicht ganz geheuer, ich erwiderte ihm aber lachend, es sei eine ganz harmlose Maschine und zeigte sie ihm. Trotzdem traute er nicht, folgte mir auf den Fersen nach und zog noch einen Berittenen hinzu, so daß es mir unbehaglich wurde — denn es ist nicht ratsam, in Rußland mit der Polizei zu tun zu haben — und ich herzlich froh war, in einem Wagen entwischen zu können.

Hätte ich noch einen Zweifel darüber gehabt, ob man sich in Wagarschapat mit meinem Verweilen in Etschmiadsin beschäftigte oder nicht, so sollte mir derselbe bald genommen werden; kaum hatte ich nämlich am andern Morgen voll Dank für alles Gebotene und Erlebte das gastliche Kloster verlassen, um auf der ziemlich entfernten Station Karchun den Zug nach Eriwan zu erreichen, so tauchte neben mir ein Kosak auf, ein langer Mensch auf einem kleinen Tier. Ich hatte drei ausgezeichnete Pferde und fuhr in rasendem Tempo; der Kosak ritt immer nebenher, das Pferd mit Schaum bedeckt. Dies tat mir leid. Ich ließ daher halten und fragte ihn, wohin er wolle; er sagte nur, er müsse zur Station. Ich setzte nun meinen Weg fort, konnte aber schließlich die Qual nicht mehr mit ansehen, ließ abermals halten und sagte ihm, wenn er denn unbedingt so schnell nach Karchun müsse, ob er sich nicht lieber zu meinem Kutscher setzen und das Pferd an die Hand nehmen wolle. Damit war er sofort einverstanden, kletterte auf den Bock, nahm das Pferd an den Zügel, ließ die Beine nach der Seite herausbaumeln, zündete sich eine von mir erhaltene Zigarette an und geleitete so einen preußischen General durch russisches Land!

Die Fahrt auf der großartig angelegten grusinischen Heerstraße von Tiflis über den Kaukasus war der frühen Jahreszeit wegen gefährlich, denn sie führte noch durch Eis und Schnee, und ringsum donnerten die Lawinen in den schwindelnden Abgrund; aber gerade darum war sie desto schöner. Wer in Winterszeit, und die war es noch für die dortige Hochgebirgswelt, die riesige Eispyramide des Kasbek, an dem ja nach der Sage Prometheus angeschmiedet gewesen sein soll, wer die Darjal-Schlucht mit ihren ungeheuern, teilweise überhängenden Felswänden und dem hier in ungezügeltem Lauf sich überstürzenden Terek gesehen hat, für den ist der Eindruck der in ihrer Wildheit drohend-schönen Natur ein unvergänglicher.

Wie schon erwähnt, war die Unsicherheit groß, und man tat wohl, den Revolver stets nahe zu halten. Als ich schon spät am Abend vom Stationsgebäude Mlety aus den unmittelbar dabei gelegenen elenden grusinischen Aul besuchen wollte, riet man mir dringend ab, denn „das Volk ist erregt, und der Dolch sitzt lose!"

In Wladikawkas, wo die Paßstraße in das Terek-Gebiet heraustritt, war am Vorabend meiner Ankunft dicht bei der Stadt ein Ingenieur erschossen und beraubt worden. Ein Terek-Kosakenoffizier, der vom Urlaub zurückgekehrt war und noch am Abend seinen sieben Werst entfernten Posten erreichen wollte, fand, obwohl die armen Kutscher damals wenig verdienten, selbst für den hohen Preis von zehn Rubeln keinen, der ihn gefahren hätte. Ich wohnte selbst den Verhandlungen bei und fragte verwundert den Kutscher, warum er denn nicht wolle. Da kratzte er sich im Nacken, eine Tätigkeit, die im weiten Rußland mancherlei Deutung zuläßt, und erwiderte: „Ach, Väterchen! Zehn Rubel sind gut, aber wenn ich allein zurückfahre, rauben sie mir das Geld und den Wagen dazu." —

Während meiner früheren Reisen in Rußland hatte ich, wo ich nur konnte — und damals konnte man es ohne Scheu und unbelästigt —, Soldaten aufgesucht, auch in Gegenwart des Kaisers Alexander II., des „Zar-Befreiers", mit Allerhöchster Genehmigung in Uniform Parade und Manövern bei Moskau beigewohnt. Allenthalben hatte ich einen frischen, militärischen Eindruck erhalten. Dasselbe war in China der Fall, wo ich es mir schon der Sprache wegen angelegen sein ließ, so oft es anging, russische Truppen in Lager und Quartier zu besuchen. Jetzt hingegen erschien manches wesentlich verändert. Im ganzen kaukasischen Militärbezirk, sowie späterhin in Astrachan und ausnahmslos in allen kleinen Orten, wo ich war, fand ich Haltung und Anzug der Leute vernachlässigt. An Sonn- und Feiertagen konnte man nicht nur abends, sondern auch am hellen Tage vielfach betrunkene Soldaten umhertaumeln sehen, ohne daß irgend jemand auch nur die geringste Notiz davon genommen hätte. In Wladikawkas, wo ich am Sonntag um die Mittagszeit in der Hauptstraße von zwei Soldaten angebettelt wurde, sah ich einen vollständig betrunkenen Mann, welcher einen Baumstamm an der Promenade krampfhaft umklammert hielt. In dieser Stellung bemühte er sich auch, einem vorübergehenden Offizier die Ehrenbezeugung zu erweisen, war aber doch noch vorsichtig genug, hierbei den Baumstamm, seine einzige Stütze, nicht loszu-

lassen. Später schwankte er dann weiter, fiel über die Stange, welche die Fahrstraße von der Promenade trennte, und blieb in dem tiefen Morast liegen. Die Vorübergehenden lachten. —

Astrachan ist eine nach russischer Art weit ausgedehnte, mehr asiatische als europäische Stadt und machte mir einen unfertigen, unsauberen Eindruck. Die Bäume waren eben grün geworden, dabei war es aber schon sehr heiß und die dicke, staubige Luft von durchdringendem Fisch- und Naphthageruch gesättigt.

Zu der Wolgafahrt von Astrachan stromaufwärts bis Nishny-Nowgorod brauchte ich acht Tage. Die Wolga hatte ihren höchsten Stand noch nicht erreicht, und doch glich sie im Unterlauf einem Meere, und auf weiten Strecken waren die Ufer kaum zu sehen.

Weite, wenig über Wasserhöhe sich erhebende Wiesenflächen, freundliche Dörfer mit blendend weißen Kirchlein, liebliche, teilweise dicht herantretende bewaldete Uferhöhen, hübsch gelegene Städte, ununterbrochen ab- und zuströmende Bevölkerung, herrliche Luft und wolkenloser Himmel boten reiche Erquickung und wirkten wie beruhigend, aber auch einschläfernd und auf die Dauer ermüdend. Für weite Strecken Mittel- und Ostrußlands bildet der gewaltige Strom die Hauptverkehrsader, wie überhaupt in dem osteuropäischen Tiefland die meist schiffbaren Ströme noch mehr als anderwärts verbinden und nicht trennen. Sie sind die ältesten und natürlichsten Wege; an ihnen entlang dehnte sich der Russenstamm aus und schritt das Christentum vor.

O „Mütterchen" Wolga! Wie oft bist du besungen und gepriesen, wie lustig flattert der rote Sfarafan an deinen Ufern, und wie heiter klingt von ihnen die Balalaika herüber, wenn der Abend sich neigt und lautlose Stille sich herniedersenkt; wie viele Tränen aber auch und Seufzer und unendliches Weh trägst du mit deinen Wogen fort zum fernen Meer! Tief in das Herz hineingreifend, wie eine Anklage gegen das unbarmherzige Schicksal, ziehen die schwermütigen, eintönigen Lieder hin über deine graugelben Fluten und die unendlichen Flächen des „heiligen Rußland"!

Und was hast du alles erduldet und getragen, russisches Volk! Knechtschaft und Elend und Seuchen und Hunger und bist doch leben geblieben und wirfst dich nieder in den Staub vor dem Erlöser, der ja in die Welt gekommen ist zu den Armen und Bedrückten!

Das Frühjahr bringt eine ganze Völkerwanderung auf dem Strom hervor. Tausende und Abertausende von Arbeitern eilen aus den Industriebezirken nach Hause, das Feld zu bestellen, und die Pilger machen sich auf den Weg. Und deren gibt es nirgends so viel wie in Rußland; ist doch der Russe ein geborener Wanderer. In Bastschuhen, das bunte Hemd über die Hosen gegürtet, rund geschoren die Haare, die Schildmütze auf dem Kopf, den Leinensack auf dem Rücken und den Pilgerstab in der Hand, so wandert er von Kirche zu Kirche, von Kloster zu Kloster und küßt in rührendem Glauben den Boden der goldüberladenen Gotteshäuser. Was er auf solch monatelanger Wanderung wohl denken mag? Wer weiß es! Ich glaube, es ist schwer zu sagen.

Moskau war mir von früher her schon wohlbekannt. Seine denkwürdigen Stätten, seine Kirchen und Klöster und Straßen und Menschen zogen mich aber doch wieder von neuem mächtig an, so daß die Zeit, die ich dort verbringen konnte, mir wie im Fluge verstrich und der wunderbare, einzige Zauber der Kreml-Stadt mich wieder ganz umfing.

Am 24. und 26. Mai wohnte ich als einfacher Zuschauer der Vorparade und Parade der Moskauer Garnison vor dem damaligen Gehilfen des Kommandierenden der Truppen des Moskauer Militärbezirks, General der Infanterie Malachow bezw. dem — später ermordeten — Großfürsten Sergius bei. Beide Male standen meiner Schätzung nach etwa 16000 Mann unter dem Gewehr, darunter auch ein Fußartillerie-Bataillon und mehrere (Reserve-)Sappeur-Bataillone, von denen man mir sagte, daß sie für die Mandschurei bestimmt seien und demnächst dahin abgehen sollten.

Bei der Vorparade war auf Genauigkeit in Anzug und Ausrüstung augenscheinlich nur geringer Wert gelegt und von irgend welcher Anspannung der Truppe oder einem tätigen Eingreifen der Vorgesetzten wenig zu bemerken. Der Stand der Kavallerie und besonders, wie mir schien, des Donschen Kosakenregiments war ein hoher und das Pferdematerial dick herausgefüttert.

Bei der Parade selbst waren Anzug und Haltung der Leute wesentlich besser, sogar eine gewisse Anspannung war erkennbar. Nach dem langsamen Abreiten der Fronten mit dem üblichen Begrüßen und taktmäßigen Antworten folgte der Vorbeimarsch der Infanterie im Schritt, der Kavallerie und Artillerie im Trabe, gleichfalls mit stets gleicher Begrüßung und Antwort. Der Vorbeimarsch machte bei der Infanterie durch das flotte Tempo — an beiden Tagen 126 Schritt in der Minute — und die praktische, feldmäßige Bekleidung einen frischen Eindruck.

Obwohl Vorparade und Parade mitten in der Stadt auf dem großen Theaterplatz stattfanden, und die Absperrung nicht übermäßig streng gehandhabt wurde, waren als Zuschauer nur die untersten Volksschichten zugegen; bessere Kreise fehlten gänzlich!

In Moskau, dem Herzen Rußlands, wo der Pulsschlag des Volksempfindens am deutlichsten gespürt wird, fand ich die Stimmung besonders gedrückt und verdüstert. Ich erinnere mich noch, daß, als ich vor dreißig Jahren im Wladimirschen Gouvernement und in Moskau viel in gesellschaftlichen Kreisen verkehrte, damals Name und Lob des Zar-Befreiers auf aller Lippen war. Nicht einmal, sondern öfter wurde ihm bei irgendeinem Zusammensein und ohne weitere Veranlassung ein jubelndes Hurra gebracht und dann das Glas zerschmettert. Jetzt habe ich ähnliches nicht erlebt; alles Patriotische, ja sogar jeder Anklang an solches wurde fast ängstlich vermieden.

Eines Abends besprachen in einem großen Moskauer Restaurant an einem Nebentisch vier Russen, offenbar Musikleute, ganz laut das Programm für ein nächstes Konzert. Als nun einer von ihnen vorschlug, auch etwas aus der Nationaloper „Das Leben für den Zaren" in das Programm aufzunehmen, erklärten die drei andern sich sofort einstimmig dagegen: dafür sei jetzt nicht die Zeit!

Während die große, in schier unentrinnbarer Armut lebende Masse des Volkes dem eben begonnenen Kriege vollkommen fremd gegenüberstand, herrschte in den höheren Schichten der Bevölkerung eine solche Zweifelsucht, daß sie kaum mehr einer Steigerung fähig war und selbst auf den Fremden lähmend wirkte. Ich kam mir häufig russischer vor als die Russen selbst.

Auch als Soldaten tat es einem weh, zu sehen, wie man in der Truppe dachte und empfand, und wie wenig man damals schon ein rechtes Vertrauen auf den Sieg hatte. Von irgendeinem frischen, frohen soldatischen Zug, von irgendeinem patriotischen Aufschwung war, was man auch davon in den Zeitungen lesen mochte, keine Rede.

In ** ging ein älterer Offizier an Bord, der nach der Mandschurei kommandiert war und zunächst nach ** gehen sollte, um dort die Formierung zweier Batterien zu leiten und diese dann Ende Juli nach dem Kriegsschauplatz zu bringen. Seine Frau und ein paar Kameraden geleiteten ihn aufs Schiff, am Ufer spielte die Musik, und etwa zwanzig Mann in leinenen Kitteln und zu zwei Gliedern formiert schrien bei der Abfahrt taktmäßig Hurra, solange man sie hören konnte; der Offizier selbst war ganz gebrochen. Am andern Tag sprach ich mit ihm — er wußte, daß ich preußischer General sei — und sagte, ich könne ja wohl begreifen, daß ihm das Scheiden von Frau und Kind und aus den gewohnten Verhältnissen schwer würde, militärisch aber sei es doch herrlich und er als Soldat zu beneiden, draußen etwas leisten zu können für Kaiser und Vaterland. Da sah er mich nur traurig an, schüttelte den Kopf und sagte: „Nitschewo!" Es gibt nun kaum ein Wort in der russischen Sprache, das so viel gebraucht wird und so viele Deutungen zuläßt wie dies „Nitschewo", d. h. Nichts! Hier mochte es wohl heißen: „Was verstehst du davon."

Für die damalige Stimmung mag nachstehender Vorgang bezeichnend sein. Als ich in Astrachan nahe bei der Uspenski-Kathedrale in einem Papierladen, wo gerade mehrere Bauern Kerzen erhandelten, um sie der Kirche zu weihen, etwas kaufte, kam eine alte Bäuerin herein und verlangte eine Karte von Korea. — „Wozu dir?" fragte der Händler. — „Mein Peterchen wird dort zugrunde gehen." — „Nun, hier ist eine. 40 Kopeken." — „Gnädiger Gott," rief die Alte entsetzt, „so viel ist ja ganz Korea nicht wert!" und ging hinaus. Einer der Bauern aber strich sich den Bart und sagte lachend: „Siehe da, eine kluge Frau!"

Und wie rührend wiederum, wie aus der russischen Volksseele herausgegriffen ist folgender Zug. Als ich zu einem kümmerlichen Bäuerlein, das auf der Station Kasatin (zwischen Brest und Odessa) sich von seinem zu dem mobilisierten Charkower Armeekorps einberufenen Sohne verabschiedete, sagte: „Nun, Väterchen, dein Sohn ist gewiß ein braver Kerl und wird schon wieder kommen!", verneigte es sich tief vor mir und bekreuzigte sich tränenden Auges mit den Worten: „Gott ist barmherzig!"

Ist Er es auch gewesen?

II. Persien und Zentralasien.

1905.

Geduld ist eine Himmelstochter.
Geduld ist der Schlüssel zur Freude.
(Persische Sprichwörter.)

Anfang März traf ich in Baku ein.

Der Krieg war noch in vollem Gange, und in Baku hatten fast unmittelbar vorher die bekannten ersten Metzeleien stattgefunden. Die Stadt war militärisch besetzt, man mußte vom Bahnhofe aus eine dreifache Truppenlinie passieren, und der Belagerungszustand war erklärt. Es wimmelte von Kosaken, auch auf Flur und Treppen meines Hotels, wo der aus Anlaß der Unruhen neu ernannte Generalgouverneur Fürst Amilachwari, ein Grusinier, abgestiegen war. Ich fand indessen alles wieder völlig ruhig und besah mir nicht nur die in voller Arbeit befindlichen Naphthawerke mit ihren dampfenden und rauchenden Feldern und die ausgedehnten Nobelschen Anlagen in der „schwarzen Stadt", sondern wanderte auch stundenlang in den Tatarenvierteln umher, wo die Häuser noch die weggeschleppten Toten bargen, deren Anzahl man wohl niemals erfahren wird. Denn während sonst die Zeitungen gewöhnlich übertreiben, gingen in Baku die Tatsachen weit über die Berichte, wenigstens soweit sie mir bekannt sind, hinaus. In Gegenwart von Polizei und Militär wurden, ohne daß diese, wahrscheinlich um den Haß nicht auf sich zu ziehen, auch nur ein Glied rührten, zwischen den von außerhalb hereingeströmten tatarischen und armenischen Arbeitern förmliche Schlachten geschlagen und von ihnen unmenschliche Grausamkeiten verübt. So verkündete ein Tatarenhaufen einem reichen Armenier, der von dem Balkon seines Hauses aus geschossen hatte, ganz ordnungsgemäß, er müsse sterben, ließ seine Kinder und Dienerschaft aus dem Hause — die Frau weigerte sich, ihren Mann zu verlassen —, entleerte an zwanzig Petroleumfässer in das Erdgeschoß und verbrannte dann ihn und seine Frau mit dem Hause.

Daß nun dies alles geschehen konnte und man es ruhig, sozusagen Gewehr bei Fuß, geschehen ließ, ist gewiß traurig; daß aber einen Tag nach den Schlächtereien Berufsphotographen Hunderte aufgeschichteter, zum Teil gräßlich verstümmelter Leichen und verkohlter Skelette — darunter auch die jenes Armeniers und seiner Frau, die auf dem Gesichte liegend ihre Nägel einkrallte — aufnehmen und dann diese Bilder für teueres Geld in Baku öffentlich verkaufen durften, das zeugt doch von einer sittlichen Verwahrlosung und einer Gefühlsroheit, die fast mehr als asiatisch sind.

Baku ist eine noch im Werden begriffene heiße, schmutzige, staubige, windige, übelriechende Industriestadt, sehenswert nur in ihren alten Teilen, der sogenannten Festung. Sehr lohnend ist ein Gang über die Kirchhofhöhen mit herrlichem Ausblick auf Hafen und Meer. Auf dem am Strande sich hinziehenden Boulevard sah ich viele halbwüchsige Bürschchen (Gymnasiasten und Realschüler, natürlich in Uniform) Zigaretten rauchend und plaudernd den lieben langen Tag umherwandern. Auf meine Frage sagte man mir, es sei wohl jetzt Schulzeit, die jungen Herren hätten aber kürzlich durch allgemeinen

Beschluß einfach den Schulbesuch bis zum 1. März russischen Stils eingestellt, d. h. so lange, bis nach ihrer Ansicht Verfassung, Preßfreiheit und andres gegeben seien. Als ich einem mich begleitenden Herrn bemerkte, das sei doch geradezu lächerlich, und es schiene mir das beste, die ganzen Jungens einen nach dem andern gehörig durchzuhauen, erwiderte er mir, da käme man bei den Eltern schlecht an, denn diese ständen ausnahmslos auf der Seite ihrer Söhnchen! Welch eine Verwirrung aller Begriffe, und was soll aus solcher Jugend werden!

Verwundern darf man sich aber nicht allzusehr, wenn wahr ist, was mir dort allgemein und mit Bestimmtheit erzählt wurde, daß nämlich das Stadthaupt (etwa Oberbürgermeister) wenige Tage vorher in einer Ansprache an die Stadtverordneten die Hoffnung ausgesprochen hatte, die russischen Truppen möchten eine gründliche Niederlage erleiden, damit endlich einmal Reformen kämen und die unerträgliche Lage ein Ende nehme. Bevor ich Baku auf dem Dampfer nach Persien verließ, wurde denn auch richtig noch ein Extrablatt verteilt, das die seit mehreren Tagen umherschwirrenden Gerüchte von der Einnahme Mugdens durch die Japaner und von schweren Verlusten der Russen bestätigte. Ein mitreisender russischer Offizier gab mir das Blatt mit den Worten: „Voilà! nous sommes à la fin de la Russie!“

Da wir mit der Abfahrt immer nicht zustande kommen konnten, so erkundigte ich mich bei einem der Schiffsbediensteten, warum es denn in aller Welt nicht fortginge. „Die Post ist noch nicht da,“ erwiderte er, „heute ist Feiertag, Väterchen, und da werden sie betrunken sein.“

Geduld ist eines der wesentlichsten Erfordernisse für eine Reise in Rußland und noch mehr im Orient; sie wird als eine der größten Tugenden gepriesen und in den oben angeführten persischen Sprichwörtern bezeichnend eine „Himmelstochter“ und „der Schlüssel zur Freude“ genannt. Ist man so glücklich, über einen reichlich bemessenen Vorrat an Geduld zu verfügen, so darf man immerhin einer gewissen Hoffnung leben, daß auch dort alles einmal irgendeinen Fortgang nimmt und zu irgendeinem Ende führt. Und so ging es denn auch mit der Abfahrt meines erbärmlichen Dampfers.

Die Überfahrt war kalt und stürmisch, und das Ausbooten auf der offenen Reede der persischen Hafenstadt Enseli übertraf vollends meine schlimmsten Befürchtungen. Als ein mit in meinem Boote befindlicher englischer Konsul den Bootsführer im Hinblick auf die hohe Brandung zur Vorsicht ermahnte, erwiderte dieser wie zum Trost, heute ginge es vielleicht noch, vor acht Tagen sei es aber ärger gewesen; da sei ein Boot umgekippt und sämtliche Insassen, allerdings nur Perser, seien ertrunken.

Das Wetter blieb fortgesetzt trübe und rauh; von dem flachgelegenen Enseli war wenig zu sehen und auch sein Wahrzeichen, der vierstöckige Turm des Schah, durch einen Nebelschleier fast verhüllt.

Von Enseli gelangt man mit langer Bootfahrt über die große schilf- und vogelreiche Lagune des Mordab und dann auf dem Sefidrudflusse nach Pir-Basar, wo ich endlich ans Land stieg, d. h. über einen Morast auf ein paar glitschige Laufbretter getragen wurde. Von der Erbärmlichkeit dieses

hauptsächlichsten Handelstores von Persien und des ganzen Betriebes daselbst kann man sich schlechterdings keinen Begriff machen. Man muß es gesehen haben; jede Beschreibung versagt.

Ein elender Sumpfweg führt durch Schilfniederungen, in denen sich zahme Büffel umhertreiben, nach dem verkehrsreichen, unglaublich schmutzigen Reschd und von diesem eine etwa 350 km lange Straße nach Teheran. Letztere ist von einer russischen Gesellschaft angelegt, steht unter deren Verwaltung und ist im allgemeinen nicht schlecht; nur waren die Schneeverhältnisse auf dem Elbursgebirge, das man, durch schöne Eichenwälder ansteigend, überschreiten muß, infolge der frühen Jahreszeit noch so ungünstig, daß ich auf den Paßhöhen mehrfach stecken blieb und erst mit bedeutender Verspätung in Teheran eintreffen konnte.

Die Hauptstadt Persiens ist auf einer steinigen Hochfläche nahe südlich der schneebedeckten Elburskette gelegen, die von dem gewaltigen Bergkegel des Demawend überragt wird und für die kahle schmucklose Gegend einen herrlichen Hintergrund abgibt. Teheran ist ungemein interessant. Straßenbild, Volksleben und Basare sind vollkommen asiatisch; besonders sehenswert sind die von weiten, wasserreichen Gärten umgebenen Paläste des Schah, wenn auch überall Schmutz und Verfall hindurchblickt und in ihnen neben märchenhaften Kostbarkeiten der wertloseste Tand sich findet und breit macht.

Infolge der Höhenlage Irans (1200 m) waren die Nächte noch bitter kalt; die Natur war weit zurück und auf den spärlichen Bäumen — Mitte März! — kaum ein schwaches Grün zu erkennen. Bei Tage aber war es schon sehr heiß und die Sonne brannte derart, daß sie die Haut versengte. Es ist keine Zufälligkeit, daß im sonnigen Orient schon von alters her Persien „das Sonnenland" genannt wird, und daß es eine lachende Sonnenmaid im Wappen führt. Die Sonne ist dort alles. Ihre Wiederkehr im Frühlinge wird mit dem höchsten Feste gefeiert und ihr Scheiden betrauert; sie zaubert liebend das Grün hervor und läßt es erbarmungslos verdorren, sie bringt und bedeutet zugleich Leben und Tod.

Etwa $2^1/_2$ Meilen von Teheran und auf den Trümmern des uralten, von Dschingis-Chan und Timur zerstörten Rhe oder Ragae liegt der bedeutende schiitische Wallfahrtsort Schah-Abdul-Asim, wo vor neun Jahren der frühere Schah Nassr-ed-Din ermordet wurde. Es war Freitag, d. h. muselmännischer Feiertag, und der ganze Weg mit Pilgern beiderlei Geschlechts besät, die Frauen nach schiitischer Vorschrift besonders tief verschleiert.

Die persischen Soldaten sind eine wunderliche, für ihr Handwerk wohl wenig geeignete Gesellschaft. Sie gehören allen Lebensstufen vom Jünglinge bis zum Greise an, sind schlecht und unregelmäßig bezahlt und anscheinend mehr nach Laune und Zufall, als nach Vorschrift bekleidet und bewaffnet. Wenn so ein barfüßiger Kerl präsentiert — und er präsentiert immer gerne —, so macht dies einen fast komischen Eindruck.

Eine Ausnahmestellung nimmt die Kosakenbrigade ein. Gleich bei meiner Ankunft teilte mir unser damaliger Gesandter Graf Rex mit, der Kommandeur derselben, ein russischer Oberst im Generalstabe Tschernosubow, habe gebeten,

mir seine Brigade vorführen zu dürfen. Da nun der Oberst trotz meines Hinweises darauf, daß ich ja nur ein einfacher Wandersmann sei, auf seiner Bitte bestand, so fand die Besichtigung auf dem in Teheran selbst gelegenen Übungsplatze statt.

In der Nacht vorher hatte es stark geregnet, und der Lehmboden gestattete eine Parade nicht; so wurden denn die Truppen in ihren gewöhnlichen Dienstverrichtungen gezeigt, wobei ich in Gehrock und Zylinder, gefolgt von Herren der Gesandtschaft und persischen Würdenträgern, stets zunächst die Fronten abschritt und die Leute mit „Salam" begrüßte. Wegen des Trauermonats Moharrem und vielleicht auch wegen Geldmangels waren viele Mannschaften beurlaubt, desgleichen wegen der damals herrschenden Unruhen zahlreiche Kommandos abgesandt (ich war solchen schon in Resht und Kaswin begegnet), so daß von der Sollstärke von 1500 Köpfen nur ein Bruchteil zur Stelle war. Diese vielbesprochene Kosakenbrigade besteht aus persischen Mannschaften verschiedenen Lebensalters unter einem russischen Kommandeur mit je einem russischen Instrukteur für Infanterie, Kavallerie und Artillerie und machte einen im ganzen nicht ungünstigen Eindruck. Der Oberst, der sie erst seit einiger Zeit von seinem Vorgänger übernommen hatte, will augenscheinlich das beste; ich glaube aber, er hat es nicht leicht und nicht nur mit Intrigen und zeitweisem Geldmangel zu kämpfen, sondern auch mit inneren Schwierigkeiten, da ihm dreihundert persische Offiziere, darunter zwanzig Generalleutnants und dreißig Generalmajors, unterstellt sind.

Mir schien, sehr im Gegensatze zu der allgemein verbreiteten Annahme, die damalige Gefechtskraft und Gefechtstüchtigkeit der Kosakenbrigade nur gering; ich glaube aber, daß unter ihrem tüchtigen und energischen Führer diese Truppe seither wohl wesentliche Fortschritte gemacht hat und so doch einen Faktor bildet, mit dem bei den dortigen Verhältnissen gerechnet werden darf!

Nach der Frontbesichtigung wurden mir die Kasernen, Ställe, Kammern, Zeichen- und Schulräume unter Vorführung der Schulklassen (einem persischen Soldaten nannte ich hierbei fragend Berlin, worauf derselbe ohne Zögern auf der Karte mit dem Finger darauf hinwies) und das unter russischem Chefarzt stehende Lazarett gezeigt: alles selbst nach unsern Begriffen durchaus ordentlich und in gutem Stande.

Dann traten wir auf einen runden Platz heraus, auf dem sich mittlerweile zahlreiche persische Offiziere versammelt hatten und in dessen Mitte die neugebildete Kosakenmusik zu meiner nicht geringen Überraschung Stücke aus Tannhäuser und Lohengrin und einen bayrischen Ländler spielte. Wohl war alles erst kürzlich eingeübt, und die Sache stimmte nicht ganz; ergreifend war es aber doch, als der Oberst hierauf in die Mitte trat und in französischer Sprache ein Hurra auf unsern Kaiser ausbrachte, die Musik mit unsrer Nationalhymne einfiel und heller Jubel weit hinaus erklang. Und dies alles in Teheran in bisher noch nicht dagewesener Weise, unter leuchtendem Himmel, in flutendem Sonnenlicht und angesichts ehrwürdiger Moscheen und Minaretts! Man mußte ordentlich die Zähne zusammenbeißen, um nicht weich zu werden. Dann zogen wir mit der Musik unter den Klängen des Torgauer Marsches —

man denke, alles in Teheran! — nach der nahen Wohnung des Obersten, wo ein Frühstück stattfand, bei dem der Oberst in französischer Sprache das Hoch auf unsern Kaiser ausbrachte und ich, in russischer Sprache dankend, auf das Wohl des Kommandeurs und das Gedeihen der Brigade mein Glas leerte.

Da der beabsichtigte Weg über den Demawend nach Meschedesser am Kaspischen Meere durch Schnee noch ungangbar war und ich nicht denselben Weg über Enseli zurückwollte, so faßte ich den abenteuerlichen Entschluß, zu Wagen Persien zu durchqueren und auf der alten parthischen Heerstraße über die heilige Stadt Meschhed die transkaspische Bahn bei Aschabad zu gewinnen: vierzehn Tage und teilweise Nächte ununterbrochener Fahrt!

Schon war alles geordnet und vorbereitet, als der Schah durch unsern Gesandten mich wissen ließ, daß er mich drei Tage später in seinem etwa eine Meile entfernten Lustschlosse Doschan-Tepe, wo er zur Zeit weilte, zu empfangen wünsche. Diese Aufforderung traf mich ebenso überraschend, wie im vergangenen Jahre diejenige des Katholikos, und zwar um so mehr, als der Schah sonst außerhalb Teherans Fremde nicht zu empfangen pflegt.

Am 25. März 11 Uhr vormittags begab ich mich denn in Frack und Stern und in Begleitung des Gesandten mit großer Auffahrt und Vorreitern nach Doschan-Tepe, an dessen mit Teppichen verhängtem Garteneingange wir von sechs in Rot und Gold gekleideten Läufern des Schah empfangen und vorbei an der in Parade stehenden Palastwache und einer Menge von Ministern, Hofbeamten, Kammerherren und Ärzten zum Hofminister geleitet wurden. Dieser erwartete uns in einem kleinen, mit rotgoldenen Seidentapeten verhängten Empfangsraum, wo Tee gereicht wurde. Bei einer Gluthitze draußen prasselte ein hochloderndes Kaminfeuer, so daß ich in kurzer Zeit halb geröstet war und schweißbedeckt vom Oberstkammerherrn Seiner Majestät zugeführt wurde. Der Schah empfing uns, etwa sechzig Schritte entfernt allein auf einem Gartenwege stehend; er trug eine Brillantagraffe und einen krummen Säbel an goldenem Bandolier. Mittelgroß und ziemlich beleibt, machte er einen müden Eindruck. Sein braungelbes Gesicht schien fast bewegungslos; nur die großen, dunkeln, mandelförmig geschnittenen Augen verliehen ihm Ausdruck und Leben.

Nachdem wir im Vorschreiten dreimal den Zylinder gelüftet und uns verneigt hatten, sagte mir der Schah — ohne Dolmetscher — in französischer Sprache, er habe von meiner Anwesenheit in Teheran und davon gehört, daß ich in China gewesen sei, und freue sich, mich zu sehen. Er fragte dann nach unserm Kaiser, erkundigte sich nach meiner badischen Heimat, die er seinerzeit durchfahren und die ihm gut gefallen habe, ferner danach, wie ich gekommen sei, wie lange ich noch in Teheran bleiben und wie ich weiter reisen wolle. Hierauf griff er an die Mütze, verneigte sich und die etwa zwölf Minuten dauernde Audienz war zu Ende. Die Abfahrt gestaltete sich wie die Anfahrt, nur weigerte ich mich diesmal entschieden, nochmals das Teekabinett mit dem Kaminfeuer zu betreten.

Die Audienz beim Schah wird für mich eine denkwürdige Begebenheit bleiben, nicht etwa der Großartigkeit, sondern der Eigenart wegen; war ich

doch der erste aktive preußische General, der von einem Schah in persischen Landen empfangen wurde!

Die Weiterreise über Meschhed war jetzt mit Rücksicht auf meinen Urlaub unmöglich geworden, und ich verließ Persien Ende März auf demselben Wege, auf dem ich gekommen war, und ohne daß ich ein grünes Blatt gesehen hätte.

Die „gesegneten Länder Irans" sind großenteils eine unwirtliche trostlose Wüste, Eisenbahnen gibt es schon der Eifersucht Rußlands und Englands wegen nicht, die Wege sind mangelhaft, das Volk ist ausgesogen und rechtlos, das Militär, abgesehen von der Kosakenbrigade, geringwertig und die Beamtenschaft, wenn auch nur ein Bruchteil von dem wahr ist, was man mir aus Täbris, Schiras und Isphahan erzählte, überwiegend in solchem Grade bestechlich, habsüchtig und gewissenlos, daß man das Sonnenland kecklich als ein armes Land bezeichnen kann.

Die schon längere Zeit bestehende transkaspische Bahn von Krasnowodsk über Merw, Buchara und Samarkand nach Taschkent führt 1800 Kilometer weit durch eine vollkommene Sand- und Steinwüste; größere oder geringere Strecken fruchtbaren Bodens sind nur oasengleich eingestreut. Ich fand die Bahn in gutem Stand und mit genügendem Unterbau versehen, die hinlänglich zugkräftigen Lokomotiven werden, wie jetzt bei den meisten russischen Bahnen, mit Naphtha geheizt. Da sie indessen nur eingleisig und mit geringem Wagenmaterial versehen ist, dürfte ihre Leistungsfähigkeit für Truppentransporte nicht allzuhoch anzuschlagen sein. Obwohl die Bahn ihre Entstehung wesentlich militärischen Interessen verdankt, hat sie allmählich doch auch eine große wirtschaftliche Bedeutung erlangt, da sie wohlbewässerten und gut angebauten Gebieten des alten Kulturlandes Turkestan die Möglichkeit gibt, ihre Erzeugnisse, und zwar neuerdings besonders Baumwolle, auf auswärtige Märkte zu bringen und dafür russische Waren zu empfangen. So hat sie den früher bedeutenden Handel Indiens mit Turkestan fast völlig verdrängt und russischen Erzeugnissen von Aschabad aus den Weg nach dem nordöstlichen Persien eröffnet. Damit ist sie auch politisch für den Kampf um die Vorherrschaft wichtig geworden, der zurzeit in Persien selbst zwischen Rußland und England ausgefochten wird und für den der größere oder geringere Handelsverkehr mit dem einen oder andern der beiden Reiche mit ausschlaggebend sein dürfte. Mag durch die Ereignisse der politische Einfluß Rußlands in Persien neuerdings immerhin etwas abgeebbt haben, für den Handel bleibt Rußland vor England geographisch wesentlich begünstigt, da es vom Kaspischen Meer und Aschabat aus kürzere und bessere Wege nach den fruchtbareren und ertragfähigeren Provinzen Nordpersiens besitzt als England von Indien oder vom persischen Meerbusen her, und durch die kürzlich eröffnete Bahn von Eriwan dem Araxes entlang nach Dschulfa noch einen weiteren wichtigen Zugang über Täbris nach Teheran gewonnen hat.

Von Bairam-Ali aus, wo sich das ausgedehnte kaiserliche Murghab-Gut, eine Art Musterwirtschaft größten Stils, befindet, besuchte ich die nahegelegenen

Trümmerreste Alt-Merws. Im Altertum wurde die Oase Merw durch Anstauung des vom persischen Randgebirge kommenden und unterhalb Merw im Wüstensande versickernden Murghab-Flusses bewässert. Die gewaltigen und kunstvollen Stauanlagen wurden dann mehrfach zerstört und — leider nur unvollkommen — wieder hergestellt.

In Merw steht man unzweifelhaft auf einer der ältesten Kulturstätten der Welt. In vorgeschichtlicher Zeit war hier schon eine mächtige Stadt, Alexander der Große hat in Merw residiert und noch der persische Dichter Firdusi seine Pracht und Herrlichkeit besungen. Heute bedecken meilenweit gebrannte Ziegel- und Tonstückchen, Mauerreste, zerfallene Zisternen und Moscheen eine ausgedörrte kahle Fläche. Stundenlang ritt ich zwischen den Trümmern umher, auf denen jetzt harmlose Turkmenen gefundene kleine Steine und Münzen anbieten, und nirgendwo habe ich die Vergänglichkeit alles Irdischen so unmittelbar empfunden wie dort. Bewundernd steht man vor der vor achthundert Jahren von Dschingis-Chan zerstörten Moschee des Sultans Sandschar, die mit ihrer mächtigen Kuppel weithin das Trümmerfeld überragt; in den Grabmoscheen zweier Bannerträger oder auch, wie man mir sagte, Brüder Mohammeds bewirtete mich ein Mullah mit Salz und Brot.

Buchara ist eine rein asiatische Stadt mit dem ganzen Getriebe einer solchen, für den Fremden ja immer von gleichem Anreiz. Außer seinen ausgedehnten Bazaren, der Emirburg und dem benachbarten, noch nicht lange erbauten, aber bereits vollkommen verwahrlosten Lustschloß Schirbudun bietet es indessen nichts Besonderes und hält keinen Vergleich aus mit Ssamarkand.

Ssamarkand ist die Perle Zentralasiens. In der fruchtbaren, wasserreichen Ebene des Serawschan gelegen, ist es vielleicht nicht so alt wie Merw, aber doch auch eine der ältesten Städte. Hier hat ebenfalls Alexander der Große Hof gehalten und im Delirium seinen Feldherrn und Liebling Klitus erstochen: später wurde es ein Mittelpunkt arabischer Herrschaft und schließlich vor fünfhundert Jahren die Residenz Timurs, der es mit prächtigen Bauwerken schmückte, die heute noch durch ihre Größe und feine Gestaltung unser Staunen und unsre Bewunderung erregen und die man getrost neben die schönsten Denkmäler Ägyptens und Indiens stellen kann. Wenn uns aus der Geschichte Timurs nichts überkommen wäre als diese Bauten in Ssamarkand, so würden sie Zeugnis davon ablegen, daß er ein gewaltiger Herrscher war, der nicht nur zu zerstören und zu verwüsten, sondern auch zu formen und zu gestalten wußte.

In Turkestan war anscheinend alles ruhig, bei näherem Zusehen aber doch eine gewisse Gereiztheit der muselmännischen Bevölkerung bemerkbar. Schon in Beiram-Ali, wo auf dem kaiserlichen Gute Tausende von afghanischen Arbeitern beschäftigt waren, erzählte man mir besorgt davon. Für den Besuch Bucharas hatte mir der russische Agent in Kagan einen amtlichen Führer mitgegeben. Als dieser von einem Einkauf in dem Bazar, mit dem ich ihn beauftragt hatte, zurückkehrte, hatte er ein ganz verschwollenes Auge und meldete mir, man hätte ihn durchgeprügelt, weil er einen „verfluchten Frengi"

führe. So etwas sei, wurde mir nachher auf der Agentur gesagt, schon seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen und ein schlimmes Zeichen.

Auf der Reise hatte ich verschiedenen, meist englischen Blättern die Notiz entnommen, daß erst kürzlich in Turkestan bedeutende Truppenverschiebungen nach der indischen Grenze zu stattgefunden hätten, und daß das Militärlager in Kuschka, einem südlich von Merw gelegenen und mit diesem durch eine Militärbahn verbundenen russischen Grenzplatz, erheblich verstärkt worden sei. Ich möchte glauben, daß dies alles nur müßige, auf Sensation berechnete Erfindungen waren, und daß zu jener Zeit kein Mann nach der indischen oder afghanischen Grenze hin seinen Standort gewechselt hat.

Kurz vor meiner Ankunft noch waren aus Turkestan geringere Truppenteile nach dem „fernen Osten" abgegeben worden; im Hinblick auf die oben geschilderte Stimmung der Bevölkerung und wohl auch auf die politischen Verhältnisse an der indischen Grenze fand indessen zur Zeit meiner Anwesenheit dortselbst ein Abschub von Truppen nicht mehr statt. Das gleiche gilt für den Kaukasus, wo, wie ich in Baku hörte, die Bergvölker so unruhig geworden wären, daß man einen allgemeinen Aufstand befürchtete. Tatsächlich kam es auch später zu ziemlich ernsten Einzelerhebungen, zu einem allgemeinen Aufstand aber nicht. Ich möchte einen solchen auch für unwahrscheinlich halten, denn Rußland hat doch, wie in den Kosakensiedelungen im Süden, so auch im Kaukasus und in Zentralasien eine ungeheure kolonisatorische Arbeit vollbracht. Diese mag dadurch begünstigt worden sein, daß im Russentum eine große Volkskraft liegt und jeder Ansiedler ein Stückchen Heimat mit sich bringt und festhält, mehr aber wohl noch dadurch, daß der Russe intellektuell und seinem ganzen Wesen nach den asiatischen Völkerschaften nahesteht. Er ist selbst ein halber Asiate, wenn auch nur teilweise „en habit noir". In dem Völkergemenge wird, wie es ja auch gar nicht anders sein kann, noch mancherlei Unzufriedenheit herrschen und auch religiöser Fanatismus da oder dort auflodern; im großen und ganzen haben aber die asiatischen Völkerschaften mit der Russenherrschaft einen guten Tausch gegen früher gemacht und sich mit derselben abgefunden. Freilich waren die Russen mit ihren Versöhnungsmitteln nicht allzu wählerisch. So wurde mir in Taschkent von zuverlässiger Seite eine Begebenheit als wirklich geschehen bezeichnet, die ich schon früher irgendwo gelesen, aber nur für gut erfunden gehalten hatte. Es sollten dort, so erzählte man mir, vor längerer Zeit bei einem Abtransport nach Sibirien im letzten Augenblick nach dem Gefangenenverzeichnis zwei Köpfe gefehlt haben, worauf der Führer kurzerhand vom Bazar zwei Sarten aufgreifen und verschicken ließ. Als durch irgendeinen Zufall die Sache später zur Sprache kam, sei nichts mehr zu machen gewesen, da man die „Nummern" der Armen vergessen hatte.

Von ganz besonderem Interesse war es für mich, die neu erbaute und damals erst vor zwei Monaten dem „zeitweiligen Verkehr" übergebene Bahn von Taschkent nach Orenburg zu befahren, wohl als einer der ersten Ausländer. Sie führt zwischen beiden Orten 1800 Kilometer weit durch eine vollkommene Wüste: Nichts Grünes, außer den noch unfertigen Stations-

gebäuden und einigen Kirgisenkibitken keine menschliche Niederlassung, nur Sand, Salzsümpfe und Steine! Die Bahn ist geschickt und gut trassiert, die Kunstbauten und die im Durchschnitt etwa 25 Kilometer entfernten, mit genügenden Gleisanlagen versehenen Stationen scheinen solide und die mit Fergana-Naphtha geheizten Lokomotiven wohlgeeignet; aber wie die ebenso lange transkaspische Bahn ist auch diese nur eingleisig, war damals noch lange nicht betriebssicher und hatte namentlich mit der Wasserversorgung zu kämpfen. Die Hunderte von Kilometern langen Dämme im Syrdarja-(Jaxartes-)Bette waren noch so wenig gefestigt und noch so brüchig, daß der Zug nur mit schneckenhafter Langsamkeit sich vorwärts bewegte und ich im ganzen fünf Tage und sechs Nächte auf der Strecke lag. Solche Vorsicht war jedoch wohlangebracht; denn während der Zug vor mir gänzlich entgleist war und ich dessen Lokomotive, welche wir auf einem Notgleise umfuhren, noch tief in den gewichenen Damm eingebohrt sah, erlebten wir nur *eine* „kleine Zufälligkeit", indem aus irgendeinem Grunde, nachdem bereits drei Wagen des Zuges eine schlechte Stelle glücklich passiert hatten, unter dem letzten Wagen, einem solchen dritter Klasse, der Damm urplötzlich nachgab und der Wagen sich neigte und umkippte. Aber was will das bedeuten in dem weiten Rußland? Das Bahnpersonal machte wenig Umstände, kannte es doch seine russischen Schädel. Der Wagen wurde losgelöst, blieb mit seinen Insassen, die mit ihren Teekesseln und Kleiderbündeln oben herauskrochen und für die der „Russengott" sorgen mochte, einfach auf der Strecke liegen und wir setzten, wohltuend erleichtert, unsre Fahrt fort.

Auf der Station Kasalinsk, etwa auf halbem Wege und anderthalb Meilen von der traurigen Kreisstadt gleichen Namens entfernt, war eine Militärverpflegungs- und Unterkunftsanstalt, der Anlage nach für größere Truppentransporte, im Bau.

Diese Riesenbahn, deren Eröffnung fast unbemerkt geblieben war, ist gleich den übrigen russisch-asiatischen Bahnen zunächst aus militärischen Rücksichten erbaut. Im Verein mit der transkaspischen Bahn vermag sie den von Rußland in Zentralasien zum Schutze seiner Besitzungen und aus politischen Gründen stets bereit gehaltenen bedeutenden Kräften recht zeitig Verstärkungen und Nachschübe zuzuführen, und zwar in schnellerer Weise als die transkaspische Bahn, weil sie in Orenburg unmittelbar an das russische Bahnnetz anschließt. Vorläufig jedoch und noch auf längere Zeit hinaus dürfte sie militärisch nur wenig in Betracht kommen und durch ihr Vorhandensein mehr als Schreckmittel für einen Aufmarsch und Angriff gegen Indien wirken. Ob ein solcher Angriff überhaupt möglich ist, entzieht sich meiner Beurteilung; ich möchte ihn aber im Hinblick auf die Entfernungen sowie auf die Wüsten-, Wasser- und Gebirgsverhältnisse Zentralasiens bei nur einigermaßen vorhandener Bereitschaft und Verteidigungskraft Indiens für ganz außerordentlich schwierig halten. Von hoher Bedeutung wird die Bahn jedenfalls handelspolitisch werden, da sie Zentralasien dem Mutterlande wesentlich näher bringt als die transkaspische Bahn und jenes diesem gewissermaßen erst so recht angliedert.

Ich hatte in bewegter Zeit und im Beginn der Bahnstreiks die weitesten Strecken Rußlands befahren, die Bahnen jedoch, wie auch im vorigen Jahre, überall in Ordnung und regelmäßigem Betrieb gefunden. Das Bahnpersonal ist jämmerlich bezahlt und auf Nebenverdienst geradezu angewiesen, um nur das nackte Leben fristen zu können, — so hatte mein Schaffner auf der Wladikawkasbahn von Rostow am Don nach Baku nur fünfzehn Rubel monatlich und dabei eine Frau und vier Kinder zu ernähren. Doch genügte bisher die kärgliche Besoldung den allerdings nur geringen Anforderungen, und ich hätte es damals nicht für möglich gehalten, daß diese friedfertigen, an Dulden und Entbehren gewöhnten Menschen es bis zu einem Ausstand brächten, der sich später nahezu über ganz Rußland erstreckte.

Das an sich schon knapp bemessene Wagenmaterial war allenthalben großenteils auf die sibirische Strecke abgeschoben, und zwar in solchem Maße, daß es selbst für den derzeitigen, unter dem schwer lastenden Druck des Krieges naturgemäß nur geringen Personenverkehr kaum hinreichte und für den Gütertransport fast völlig versagte. Längs der südrussischen Bahnen sah ich Millionen Pud Getreide, wohl schon lange Zeit und teilweise mit Leinen überdeckt, lagern, für die es keine Möglichkeit des Abtransports gab und die notwendigerweise verfaulen mußten. So wäre damals, schon aus eisenbahntechnischen Gründen, irgendwelcher Aufmarsch größerer russischer Kräfte an europäischen Grenzen ausgeschlossen gewesen.

Auf meiner Fahrt von Taschkent bis Orenburg und noch mehr späterhin auf der Strecke der sibirischen Bahn von Ssamara bis Moskau fühlte ich mich unausgesetzt beobachtet und überwacht. Stets hatte ich einen freundlichen Begleiter hinter, neben oder vor mir, und kaum war eine größere Station, wo sich nicht Gendarmerie-Offiziere teilnehmend nach meinem Befinden erkundigt hätten. Es war mir dies im Grunde genommen gleichgültig, denn ich wollte ja nichts, hatte wenig gesprochen, kein Wort geschrieben und somit ein ganz reines Gewissen; jeden Augenblick konnte ich die „Toga aufschlagen" und meine Habseligkeiten zur Verfügung stellen. Schließlich wurde mir das ewige Fragen aber doch peinlich, mir riß die Geduld, so daß ich — ich glaube, es war in Ssamara — den betreffenden Herrn unter Hinweis auf meinen Paß kurz abfertigte, worauf er sich sofort in korrekter Weise entschuldigte und mich nicht weiter belästigte.

Bis zu welchem Grade ich überwacht wurde, ergibt folgender Vorgang. In Orenburg hatte ich bis zur Weiterfahrt nach Ssamara etwa sechs Stunden Aufenthalt. Ich verwandte denselben zur Besichtigung der noch in Winterkälte liegenden ausgedehnten öden Stadt und des unbedeutenden Pugatschew-Museums und kehrte dann zum Bahnhof zurück, woselbst ein Gendarmeriewachtmeister mich schon ängstlich erwartete. Im Wartesaal nahm ich einen Imbiß und las in einem Reclam-Heftchen, ich muß es nennen: „Erzählungen und Humoresken von Freiherrn von Gaudy." Als ich nun an das Büfett trat, um meine Rechnung zu begleichen, sah ich, wie ein Gendarm sich meinem Platze näherte, das Heftchen, welches ich dort hatte liegen lassen, an sich nahm und einsteckte. Ich sagte dem Manne, es sei dies mein Eigentum, es mir zu

nehmen keine Veranlassung und einfach lächerlich. Er würdigte mich indessen keiner Antwort, sondern schob eilig ab, mit seinem Erwerb in gewiß wertvoller Weise die dortigen Akten bereichernd.

Während nun so einerseits Kleinigkeitskrämerei und Mißtrauen sondergleichen herrschten und Tausende von Händen tätig waren um ein Nichts, ließ man wiederum, offenbar in vollkommener Verwirrung der Begriffe und Tatsachen, ganz öffentlich Dinge geschehen, die man selbst anderwärts als unerhört bezeichnen möchte. Auf allen oder doch weitaus den meisten Bahnstationen mit Büfetträumen waren in diesen an der Wand grüne Sammelbüchsen des roten Kreuzes mit der in weiß gehaltenen Aufschrift „für Kranke und Verwundete" angebracht. Als ich nun auf einer größeren Station zwischen Birsula und Jekaterinoslaw den Büfettraum betrat, sah ich Leute an der Wand beisammenstehen und lachen. Dies fiel mir auf, denn man lachte damals nicht in Rußland. Ich trat hinzu und sah nun, daß auf besagter grüner Büchse die Worte „für Kranke und Verwundete" mit Kreide dick durchgestrichen und darunter die Worte geschrieben waren „für die Räuber". Wenn man bedenkt, daß dies in einem vielbesuchten öffentlichen Lokal geschehen konnte, das unaufhörlich Gendarmen passierten, die es sehen mußten, so findet man eben keine Erklärung.

Wie der Russe vor dem Essen und Trinken ein wesentlich andrer ist als nachher, so kann man häufig, wenn der Wein erst die Zunge gelöst hat, selbst von sogenannten „bestgesinnten" Leuten Äußerungen hören, die ganz erschreckend sind und an Offenheit nichts zu wünschen übrig lassen. Überhaupt habe ich nirgends so viele Menschen gefunden wie in Rußland, die mir im Anfang außerordentlich gefielen und bald darauf sehr viel weniger; die sehr verständig redeten und im selben Atemzuge genau das Gegenteil sagten, die sich auf das feinste und tadelloseste benahmen, um fast unmittelbar hinterher gänzlich aus der Rolle zu fallen. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dies eine Folge nur flach aufgetragener Bildung ist oder ein Ausfluß der viel geschilderten „breiten russischen Natur".

Der Krebsschaden Rußlands scheinen mir die zahllosen niederen Beamten — die Tschinowniks — zu sein. Sie haben im ganzen weiten Rußland dasselbe Gepräge: unwissend, dünkelhaft, faul, nach oben kriechend, nach unten grob. Schlecht bezahlt, mit gutem Magen und großer Familie — die Tschinowniks sind, wie die Popen, immer verheiratet und haben immer Kinder — nehmen sie, wo sie nur nehmen können, und zwar nicht um zu sparen, denn das ist der „breiten russischen Natur" nicht eigen, sondern um zu verbrauchen und zu verjubeln, und so haben sie stets ein schlechtes Gewissen.

Auf einer Station in Südrußland hielt auf dem Bahnsteig unter einem Reserveunteroffizier ein Kommando von ungefähr 30 Reservisten, die zu einer Übung eingezogen gewesen und nun, bevor sie nach dem „fernen Osten" oder, wie man damals im Volke allgemein sagte, „in den Tod" geschickt werden sollten, noch auf kurze Zeit in ihre Heimat beurlaubt waren. Die Leute standen schweigend beisammen, einer von ihnen lag betrunken, das Gesicht buchstäblich in Schlamm vergraben, hart neben dem Gleise. Dabei saß

auch eine Frau, die bitterlich weinte. Man sagte mir, daß diese Frau aus ihrem Dorfe für ihr letztes Geld hergefahren sei, um ihren Mann, eben jenen Reserveunteroffizier, von dessen Kommen sie nichts wußte, noch einmal zu sehen, und nun ganz zufällig auf der Station ihren Mann getroffen habe, der mit Militärfahrschein den Transport nach Hause führen sollte. Sie hätte kein Geld mehr, mit ihm zurückzufahren, und der Stationschef habe ihre diesbezügliche Bitte nicht einmal angehört, sondern sie barsch hinausgewiesen. „Ich schenkte der Frau nun einen Rubel und sagte ihr, sie solle nur noch einmal zum Stationsvorstand gehen; er müsse ihr jetzt ein Billett geben. Dann schritt ich zu meinem Wagen, vor dem ich auf- und abging, und kümmerte mich nicht mehr um die Sache. Plötzlich stürzte der Stationschef, — wie bei uns in roter Mütze, — auf mich zu, pflanzte sich straff militärisch vor mir auf und meldete mit der Hand an der Mütze, er sei durchaus unschuldig, es läge hier ein Versehen eines Unterbeamten vor, und die Frau habe selbstverständlich ohne weiteres das Billett erhalten. Ich erwiderte ihm: „Aber erbarmen Sie sich, was wollen Sie denn von mir? Die Sache geht mich ja gar nichts an. Ich bin ein einfacher Reisender und habe der Frau aus Mitleid einen Rubel geschenkt. Machen Sie in Gottes Namen, was Sie wollen." Trotzdem traute der Mann mir nicht, denn als der Zug sich gleich darauf in Bewegung setzte, stand er noch, solange ich ihn sehen konnte, dienstlich grüßend auf dem Bahnsteig; er hatte wohl mancherlei auf dem Kerbholz, erwartete eine Revision und hielt mich offenbar für einen hohen Beamten, für einen „Petersburger".

In Moskau fand ich die Stimmung wesentlich erregter als im vergangenen Jahre; man fühlte auf Schritt und Tritt, daß etwas Geheimnisvolles, Unerklärliches und Gewaltiges sich vorbereitete. Den Landkrieg hielt man, selbst in militärischen Kreisen, damals schon für verloren, setzte dagegen noch starkes Vertrauen in die auf der Fahrt begriffene Flotte und ihren Führer. Auch hier sollte das Schicksal anders entscheiden!

Verwundete Offiziere, an Stöcken gehend und ordengeschmückt, sah man besonders zahlreich in Moskau und Petersburg. Sie fanden aber, wie mir schien, nur geringe Beachtung, und das tat mir weh: die gleichgültige oder besser gesagt fast feindliche Stimmung gegen den unseligen Krieg übertrug sich offenbar auch auf die Teilnehmer. Als auf irgendeiner Station ein schwerverwundeter General am Krückstock an mir vorüberging und ich vor ihm den Hut zog, fragte mich ein neben mir stehender Herr, der mit mir gefahren war und sich mir als Korrespondent einer großen, durchaus regierungsfreundlichen Petersburger Zeitung vorgestellt hatte, ob ich denn den General kenne? Als ich dies verneinte und hinzufügte, ich hätte ihn gegrüßt, unwillkürlich einem Gefühl der Achtung folgend, erwiderte er, mit der Hand abwinkend: „Nitschewo!" Was mochte dies wohl hier bedeutet haben?

Ich habe während meines damaligen Aufenthaltes in Rußland viel mit Offizieren verkehrt, aber nur einen einzigen getroffen, der es ehrlich bedauerte, im Osten nicht auch mit dabei sein zu können, — und dies wehte mich fast wie ein idealer Hauch an. Es war ein junger Terekkosakenoffizier von der in Krementschug stehenden Kavalleriedivision; er erzählte mir — es war An-

fang März —, mehrere Regimenter der Terekkosaken ständen bereits seit Monaten bei Armawir (südlich Rostow am Don) versammelt, hätten für den Abtransport schon verschiedene Male Befehl und Gegenbefehl erhalten und nunmehr einstimmig erklärt, sie würden jetzt nicht mehr in den Krieg ziehen, da sie sonst die Felder nicht bestellen könnten und ihre Weiber und Kinder verhungern müßten.

Das Elend der zurückgebliebenen Frauen und Kinder war überhaupt sehr groß, besonders auf dem Lande, wo sie in Fabriken keine Arbeit finden konnten; sie blieben, darüber habe ich ganz erschütternde Vorgänge und Begebenheiten erfahren, meist ohne jede Unterstützung und ausschließlich auf die Mildtätigkeit angewiesen. Freilich ist die Barmherzigkeit groß im heiligen Rußland, noch größer aber sind Elend und Hunger! —

Wir Deutsche sind heute im Ausland, soweit ich dasselbe habe kennen lernen, als Kaufleute und Arbeiter geschätzt und gesucht, aber nicht beliebt. Eher das Gegenteil. Darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, und diese Empfindung wird ein jeder haben, der mit offenen Augen und nicht, wie es bei uns leider so oft geschieht, in Selbstverherrlichung und Eigenlob befangen die Welt durchwandert, die er nach seiner Ansicht mit einem Strich, sozusagen schon mit dem kleinen Finger verbessern könnte. Ich will auf die Gründe der wachsenden Unbeliebtheit des Deutschtums im Auslande nicht eingehen; sie sind, wie oben schon angedeutet, mancherlei Art. Auch in Rußland ist die Stimmung nicht für uns. Gewiß mögen die dortigen Deutschen vielfach selbst schuld sein; anders aber war es, meine ich, in früheren Zeiten doch! Man kam mir ja im vorigen und in diesem Jahre überall mit großer Zuvorkommenheit entgegen, was ich dankbar erwähnen muß, aber auch mit merklicher Zurückhaltung. Naturgemäß habe ich seinerzeit als junger Mann unmittelbarer empfunden, mit dem Impuls der Jugend mich anders gegeben und wurde auch anders genommen als jetzt; die Stimmung gegen uns scheint mir jedoch, selbst wenn ich dies alles in Rechnung ziehe, trotzdem ganz wesentlich verändert, wobei allerdings auch das Hervortreten der nationalrussischen Richtung und mancherlei politische Wandlungen mitsprechen mögen.

Von Orenburg ab, wo ich am 20. April eintraf, hatte ich in Rußland nur Eis und Schnee gesehen. Der Ural, die Wolga und teilweise die Newa waren noch zugefroren, und bleigrau hingen einen Tag wie den andern die Wolken am Himmel: ein Zusammengehen, wie mir schien, der Natur mit der Stimmung der Menschen. Erst als ich in Eydtkuhnen die Grenze überschritt, brach die Sonne durch, und dankerfüllt und wie von einem Alp befreit, freute ich mich unaussprechlich, daß ich wieder heimkehren konnte — um hier die Worte zu gebrauchen, mit denen mich vor Jahresfrist in Etschmiadsin der Katholikos segnend entließ — „in mein herrliches deutsches Vaterland!“

(Schluß im nächsten Hefte.)

Maria Stuart.

Die Katastrophe und die Kassettenbriefe.

1566—1568.

Von

Lady Blennerhassett.

I.

Das Geburtsjahr des Mannes, der im Leben Maria Stuarts die ausschlaggebende und verhängnisvollste Rolle gespielt hat, ist nicht bekannt. Im Jahre 1560 trat er in einem Hochverratsprozeß als Zeuge auf; bei seinem Namen findet sich der Vermerk: „James, Earl of Bothwell, etwa vierundzwanzig Jahre alt". Somit wäre er 1536 oder 1537 zur Welt gekommen und jünger als der 1525 geborene Lethington der 1531 geborene Moray gewesen. James Hepburn, aus vornehmem, aber verarmtem Geschlecht, verlor 1556 den Vater und erbte seine Würden, aber wenig Gut und einen heruntergekommenen Besitz im Süden Schottlands, nahe der englischen Grenze. Buchanan, der klassische Philologe und berühmte Verlästerer der Königin, mit der er Livius las, erzählt, des nunmehrigen Earl Bothwells Großonkel, Patrick Hepburn, Bischof von Moray, habe ihn zu sich genommen und ihm die erste Erziehung gegeben. Dieser Bischof hatte einen sehr schlimmen Ruf, und Bothwell scheint nicht lange ihm anvertraut, sondern zur Vollendung seiner Erziehung nach Frankreich geschickt worden zu sein. Werke aus seiner Bibliothek über Kriegswissenschaft, in französischer und englischer Sprache, hat der Zufall gerettet; ebenso französisch geschriebene Briefe von ihm, deren klare gefällige Ausdrucksweise und schöne Handschrift einen bei zeitgenössischen Schotten nicht häufigen Grad der Kultur verraten. Nach dem Urteil der einen wäre Bothwell ein hübscher Mann, nach dem der andern, worunter Brantôme, ein häßlicher, rothaariger Gesell gewesen. Das einzige von ihm existierende Bildnis ist wohl von zweifelhafter Authentizität. Es zeigt den energischen Kopf eines noch jungen Mannes mit ausgesprochenem Rundschädel, dichtem, kurz geschnittenem Haar, starkem Schnurrbart, daneben nicht unangenehmen Zügen. Der scharf nach der Seite gewendete Blick dunkler,

stechender Augen gibt der Physiognomie etwas Unheimliches. Der französische Gesandte zu Kopenhagen, J. Jusserand, eine Autorität ersten Ranges für englische Sprache und Literatur, benützte seine Mission in Dänemark, um im Jahre 1900 die kleine Kirche von Faarvejle unweit des heute zerstörten Schlosses Dragsholm, nahe an der Meeresküste zu besuchen, wo Bothwell, von Wahnsinn umnachtet, 1575 starb. Die Leiche wurde, das weiß man, in der Gruft der genannten Kirche begraben. Dort sah Jusserand eine in offenem Sarg einbalsamierte, noch gut erhaltene Mumie, die für die Bothwells gilt. Die Überlieferung ist wahrscheinlich, aber nicht sicher beglaubigt; kein Zeichen, keine Inschrift identifiziert den Toten, der, eher groß von Gestalt, noch stark ausgeprägte Gesichtszüge und an einer Stelle des kahlen, mächtigen Schädels Spuren kurz verschornen, rotbraunen Haares aufweist. Das ist alles, was wir von der äußeren Erscheinung des Mannes wissen, über dessen Wiege und Grab sich Dunkel breitet.

Schon in früher Jugend erwies sich Bothwell als ein wilder, unbändiger, rauflustiger Haudegen, zu Wasser ein Pirat, zu Lande ein Freibeuter, überall, wohin er kam, ein Verführer, aber auch ein Verächter der Frauen. Bereits 1559 hieß es, er habe die Nichte des ermordeten Kardinals Beaton und Witwe Sir Walter Scotts von Buccleugh, unter dem Namen the Lady of Branksome bekannt, insgeheim geheiratet. Die sonderbare, energische Dame, die, im „Lay of the last Minstrel“ verewigt, wie Bothwell selbst magische Künste getrieben haben soll, machte keine Rechte auf ihn geltend. Auf dem Weg nach Frankreich kam Bothwell nach Dänemark, begegnete dort einer reichen Frau, Anna Trondssön, nahm sie mit nach dem Festland, wo er sie in der ersten Hafenstadt hilflos zurückließ und sich mit ihrem Geld davonmachte. Sie hielt sich, wie es scheint, für seine rechtmäßige Frau, soll zwei Jahre später, um ihn zu suchen, nach Schottland gekommen und von Maria Stuart empfangen worden sein. Bothwell lebte zu jener Zeit verhaftet in England, und die Spur der Verlassenen verschwindet.

In den schottischen Wirren spielte Bothwell eine ganz eigentümliche, unabhängige Rolle. Er blieb zeitlebens entschlossener Protestant und Gegner Englands. Von der sittlichen Umkehr, die der neue Glaube predigte, blieb er gänzlich unberührt; an den verräterischen Angriffen seiner calvinischen Genossen gegen die Krone beteiligte er sich nicht. Nie vergaß ihm Maria Stuart die Treue, die er ihrer Mutter gehalten hatte und die ihm zuerst den Weg zu ihrem dankbaren Herzen bahnte. Er schlug sich für die Regentin, drang mit seinem raufluftigen Anhang über die englische Grenze, plünderte arme wehrlose Kaufleute, lauerte einem Convoi auf, der für die Lords der Congregation bestimmte Gelder aus England einschmuggelte, bemächtigte sich der Beute und ging während der Belagerung von Leith nach Frankreich, um dort Hilfe für die bereits sterbende Marie de Guise zu erlangen. Seitdem mit den Hamiltons und andern Lords bitter verfeindet, führte er nach Maria Stuarts Rückkehr nach Schottland zu Edinburgh ein ausgelassenes Leben mit Dirnen und Schenkwirten, das ihm den Ruin brachte. Von der jungen Königin fand er seine Dienste schlecht belohnt und forderte ihren Zorn

durch wilde Kampfszenen mit Arran und andern in den Straßen der Hauptstadt heraus. Dann plötzlich stellte er Knox seine Bekehrung in Aussicht, wenn dieser, was auch geschah, ihn mit Arran versöhne. Bald darauf enthüllte Arran den Plan einer Verschwörung Bothwells, deren Zweck gewesen wäre, Arran zu kompromittieren, Moray und Lethington zu ermorden, der Person Marias mit Gewalt sich zu bemächtigen und sie nach Dumbarton, in das feste Schloß der Hamiltons zu bringen. Arran, als er diesen Plan verriet, war bereits verrückt genug, um gleichzeitig zu behaupten, er sei mit der Königin vermählt. Er wurde dennoch verhaftet und bis an sein Lebensende in Gewahrsam gehalten. Bothwell wurde gleichfalls im April 1562 im Schloß von Edinburgh eingesperrt, entwich jedoch im August, und es hieß, die Königin sei darob nicht erzürnt gewesen. Er wollte nach Frankreich, wurde aber durch Stürme an die englische Küste verschlagen, festgenommen, zwei Jahre lang ins Gefängnis gesteckt und hiernach, auf Marias und Lethingtons Vermittlung, in Freiheit gesetzt.

Die Engländer fanden damals sein Verhalten klug und sein Wort verläßig. Der König von Frankreich, zu dem er ging, ernannte ihn zum Befehlshaber der schottischen Leibgarde; als solcher setzte er seine Abenteurerexistenz fort, lebte von der Hand zum Mund und führte Reden, die nicht weniger verwegen waren als sein Schwert. Auf ihn lenkt die Verleumdung zurück, der Kardinal von Lothringen habe seine Nichte Maria verführt. Aus den zwei Königinnen, der seinen und der von England, spottete Bothwell, ließe sich nicht eine ehrliche Frau machen; er machte kein Hehl daraus, wie gering er Maria schätzte. Moray und Lethington waren ihm beide verhaßt; Randolph schenkte den Gerüchten Glauben, Bothwell habe zu wiederholten Malen Lethington zu ermorden gesucht. Moray sagte offen, für ihn und für Bothwell zugleich sei in Schottland nicht Raum genug. Ungerufen und unbegnadigt kehrte dieser nach dreijähriger Abwesenheit im März 1565 in die Heimat zurück und erhielt den Befehl, sich in Edinburgh seinen Richtern zu stellen. Die Gegenwart Morays an der Spitze von 6000 Mann ließ es seinem Gegner rätlich erscheinen, noch einmal sein Heil in der Flucht zu suchen; er ging wieder nach Frankreich, wurde in der Abwesenheit zur öffentlichen Strafe, die man in Schottland „putting to the horn“ nannte, verurteilt, aber von der Königin begnadigt. Bis dahin war sie ihm nur vorübergehend, vielleicht schon vor ihrer Abreise aus Frankreich, begegnet. Im Juli, als Moray unmittelbar nach Marias Heirat mit Darnley zur offenen Rebellion überging, wurde Bothwell der notwendige Mann. Ein Brief der Souveränin rief ihn zurück. Er kam, verband sich mit Huntly, Morton, Ruthven und Lindsay zu Marias Verteidigung, übernahm den Befehl über das Vorderland des Südens, während Huntly, sein Vetter, den Norden hielt, und Moray, ohne den offenen Kampf zu wagen, nach England floh.

Marias Feinde hatten ohne die Liebe ihres Volkes für sie, ohne die erstaunliche Spannkraft ihres heroischen Willens gerechnet. Schottland war ihr wiedergewonnen; es lag in ihrer großmütigen Natur, geleistete Dienste zu überschätzen: „Lieber würde ich doppelt zahlen, als irgend jemanden zu

schädigen oder zu mißtrauen", schrieb sie einmal. Kein männliches Verdienst schätzte sie, die keine Gefahr scheute, höher als den Mut, den sie selbst bei ihren Feinden anerkannte und bewundernd pries. Bothwells Tapferkeit und Loyalität glaubte sie nicht besser belohnen zu können, als indem sie ihn verheiratete. Huntly, der Katholik, hatte eine Schwester, Lady Jane Gordon. Die als vortrefflich geschilderte, zwanzigjährige Dame war ihrer Kirche treu ergeben und überdies in Ogilvy of Boyne, einen jungen Edelmann, verliebt, den sie am Abend ihres Lebens, nach dem Tode ihres zweiten Gatten, des Earl of Sutherland, und Ogilvys erster Gattin, Mary Beaton, noch heiraten sollte. Bothwells Ruf war der schlimmste; man beschuldigte ihn der greulichsten Laster und erzählte sich überdies, er habe bereits zwei Frauen. Die Ehe mit einer Gordon bot jedoch den Vorteil, ihn mit Huntly, der ihm an Sinnesart glich, enger zu verbinden und der Königin den Rückhalt dieses Bündnisses zu sichern. Am 24. Februar 1566 wurde mit päpstlichem Dispens für die verwandten Brautleute, aber nach protestantischem Ritus, Bothwell mit Lady Jane getraut. Er soll ihre Neigung gewonnen haben. Zweifellos ist es, daß Bothwell diese seine Frau liebte. Maria schenkte ihr das Hochzeitkleid; die Flitterwochen des Paares unterbrach, am 9. März, der Mord Riccios. Die Rettung der Königin aus den Händen der Verschwörer dankte sie dem Umstand, daß diese sich weder Huntlys noch Bothwells versichert hatten. Letzterem schrieb Maria in einer Mitteilung an den französischen Hof die Wendung ihres Schicksals zu. Sie spricht vom Geschick, mit dem er seine Flucht bewerkstelligte, von der Klugheit, mit der er sie so rasch befreit und die ganze Bande der Missetäter mit Gefahr des eigenen Lebens auseinandergetrieben habe. Nie könne sie ihm das vergessen.

Bei Marias Seelenstimmung hätte ein geringerer als der gegebene Anlaß genügt, um das Gefühl der Dankbarkeit für Bothwell durch den Kontrast mit einem andern zur Liebesleidenschaft zu steigern.

Der andre war Darnley. Die kurze Anwandlung von Reue, die er nach der Mordtat vom 9. März empfunden haben mochte, hielt nicht an. Bis zur Geburt des Sohnes stellte Maria, wie gesagt, ein leidliches Verhältnis zu dem Gatten her; sie erreichte die öffentliche Erklärung, Riccio sei aus politischen Gründen, ohne Darnleys Vorwissen, geopfert worden. Um den Preis dieser Lüge gelang es, wenigstens äußerlich mögliche Beziehungen zwischen ihm und Moray und diesem und Bothwell zu erreichen. Nicht Bothwell, sondern Moray und Argyll wurden zur Niederkunft der Königin in das Edinburgher Schloß geladen. Obwohl Bothwell und seine Freunde dazu geraten hatten, den gefährlichen Halbbruder in Gewahrsam zu nehmen, zog es Maria vor, ihn durch Beweise des Vertrauens an sich zu fesseln und seine Partei zu ergreifen, wenn die Gegner in ihrem Rat ihm Schwierigkeiten bereiteten. Aber Moray blieb auch jetzt unzuverlässig. Maria wurde von London aus informiert, daß er und Argyll durch Vermittlung von Randolph der Königin Elisabeth ihre Dienste angetragen hätten. Dennoch blieb er im Amt. Um den Preis gegenseitiger Zugeständnisse und mit Ausschluß der nie von Maria aufgegebenen Successionsangelegenheit waren die Beziehungen zwischen den Königinnen jetzt

gut. Obwohl Elisabeth dem Verlangen Marias, ihr den Hauptschuldigen an Riccios Ermordung, Morton, auszuliefern, nicht entsprach, ließ sie wenigstens ihm und seinen nach England geflüchteten Mitschuldigen den allerdings nie ausgeführten Befehl zukommen, das Land zu verlassen. Sie hatte allen Grund, Mäßigung zu zeigen, denn das im Herbst 1566 versammelte Parlament machte die Gewährung von Subsidien entweder von einer Heirat der Königin oder von der Regelung der Nachfolge abhängig. Die Lords wollten Maria Stuart, die Commons Lady Catherine Grey, die Erbin des Hauses Suffolk. Elisabeth sprach von Rebellion und äußerte gegen den spanischen Gesandten, sie wisse nicht, was diese Teufel wollten. „Sie wollen Freiheit!" antwortete der Spanier. Die Königin mußte nachgeben und ihr anfängliches Verbot, die Succession zu besprechen, zur Bitte herabtönen, um dem Bürgerkrieg und einem Bruch mit dem Parlament zu entgehen. Von ihrer Seite drohte Maria Stuart vorläufig keine Gefahr. Aber in Schottland machte Darnley den Frieden unter ihren Lords unmöglich. Er war und blieb der Gegenstand des unauslöschlichen Hasses derjenigen, die er verraten hatte, und seine zunehmende Torheit machte ihn gefährlich. Er intrigierte gegen Lethington, gegen Moray, den er vergebens zu gewinnen gesucht hatte; er schien seine eigene Schuld so völlig aus dem Gedächtnis verloren zu haben, daß er auch jetzt die matrimoniale Krone, das äußere Zeichen einer der Königin ebenbürtigen Machtstellung im Reich, beanspruchte. Mehr und mehr wurde er dieser Gattin unerträglich; sie atmete auf, wenn Jagd und Sport ihn fernhielten. Ende Juli, und kaum aus den Wochen, folgte sie der Einladung des Earl of Mar nach seinem nur ein paar Stunden von Edinburgh entfernten Sitz Alloa. Bothwell war Großadmiral und stellte das Boot zur Verfügung, das sie über den Firth brachte, aber er begleitete sie nicht. Der Ausflug erfolgte plötzlich, mit einem gewissen Geheimnis umgeben, wohl um Darnleys Gesellschaft zu entgehen. Fern von ihm fand Maria ihre Heiterkeit wieder, half den Matrosen die Segel spannen, trieb zu Alloa mit ihrem Gefolge Scherz und Spiel und tanzte, wahrscheinlich bei einem Volksfest, auf dem Marktplatz der nahebei gelegenen Stadt Stirling. Darnley kam nach; sie jagten zusammen mit schlechtem Erfolg, was ihn verstimmte und zu brutalen Äußerungen gegen seine Frau veranlaßte. Er verließ ihre Gesellschaft, nachdem sie ihm zu verstehen gegeben hatte, die seinige sei nicht erwünscht. Damals, im August, soll sie Moray die Mitteilung gemacht haben, daß Darnley, der es nicht in Abrede stellte, mit der Absicht sich trage, ihn zu töten. Bothwell war jetzt ebenfalls anwesend; gegen dessen Willen wurde Lethington zum ersten Male seit seiner Ungnade wieder von der Königin empfangen, und es gelang ihr, die beiden zu versöhnen. Am 24. September hielt Maria, nach Edinburgh zurückgekehrt, im Schatzamt eine Sitzung ab, während Darnley zu Stirling blieb, um seinen Vater, Lennox, zu erwarten. An diese Septembertage knüpfen sich zwei widersprechende Darstellungen. Nach der von Buchanan, der im feindseligsten Sinn gegen die Königin die Sache der Lennox vertritt, bewohnte Bothwells Freund, der gelehrte David Chalmers, ein Haus, dessen Rückseite gegen den Garten des Schatzamtes offenlag. Den Weg durch dieses Haus hätte Bothwell genommen, um durch den Garten in Marias

Gemach zu bringen und Gewalt gegen sie zu üben. Lady Reres, nach Buchanan Bothwells einstige Geliebte, die Schwester jener von ihm betrogenen Witwe Sir Walter Scotts von Buccleugh, wäre die Zuhälterin Bothwells gewesen. Sie war bereits eine ältere, ausnehmend wohlbeleibte Dame, von der Buchanan erzählt, sie habe damals im Garten und vermittelst eines Seiles sich von einer Mauer herabgelassen und sei dabei zu Fall gekommen. Er beruft sich, zur Beglaubigung des Vorganges, auf die Beichte von Bothwells Diener, Dalgleisch, die nichts davon enthält, und auf ein Bekenntnis Marias gegen Moray und seine Mutter, während ihrer Gefangenschaft zu Lochleven, wo sie tote Zwillinge geboren haben soll. In den Sonetten, die bei den Kassettenbriefen gefunden wurden, findet sich (im Sonett IX) die Verszeile:

„Pour lui aussi j'ai jeté mainte larme,
Premier, quand il se fist de ce corps possesseur,
Duquel alors il n'avait pas le cœur."

Vom September, wenn nicht vier Wochen früher, datiert auch das Lennox-Manuskript „Marias sträfliches Verhältnis mit Bothwell", aber sein Zeugnis ist das Buchanans. Zeitgenössische Berichte wissen nichts davon. Am 8. Oktober richtete der Geheime Rat der Königin ein Schreiben an Katharina von Medici, deren neuer Gesandter, du Croc, ein wohlwollender, der Königin geneigter und zuverlässiger Mann, in Edinburgh eingetroffen war. Der Geheime Rat berichtet, auf seinen Wunsch sei die Königin vor zehn oder zwölf Tagen, Staatsgeschäfte halber, zurückgekehrt, habe aber Darnley nicht zu überreden vermocht, sie zu begleiten. Am 29. September schrieb Lennox der Königin, sein Sohn wolle Schottland zu Schiff verlassen. Statt dessen kam Darnley und beklagte sich gegen du Croc und den Rat über die Verminderung der Macht und des Vertrauens, die er in den ersten Zeiten seiner Ehe genossen habe. Beide machten ihm Vorwürfe über sein Verhalten gegen seine weise und „tugendhafte" Frau; die Königin forderte ihn vergebens auf, Klagen vorzubringen, falls er solche habe, erwies sich freundlich und versöhnend, und er blieb während einer Nacht in Holyrood. Am nächsten Morgen war er fort, nach Stirling. Niemals, ließen die Lords am 8. Oktober Katharina von Medici wissen, würden sie Darnleys Führung der Geschäfte dulden. Moray unterschrieb mit ihnen und auch mit Morton einen ersten Vertrag, in dem sie sich zum Gehorsam gegen Maria, aber nur unter der Bedingung verpflichteten, keinem Befehl des Königs Folge zu leisten.

Am 9. Oktober ging Maria nach Jedburgh zu einer Gerichtssession, und dort erhielt sie Kunde von Bothwells gefährlicher Verwundung durch einen Räuber des Grenzlandes. Sie zögerte bis 15. Oktober; dann unternahm sie mit Moray und einem Gefolge den langen gefährlichen Ritt über Moor und Heide, über sechzig Meilen, bis Hermitage, wo Bothwell lag. Sie fand ihn besser. Du Croc in Edinburgh, de Silva in London freuten sich, daß ein so harter Verlust ihr erspart geblieben sei. Keine Anspielung auf ein sträfliches Verhältnis wurde laut. Nach Jedburgh zurückgekehrt, überfiel Maria am 17. Oktober eine so schwere Krankheit, daß ihr Ende stündlich erwartet wurde. Man glaubte sie sterbend, als Bothwell sich am 25. Oktober in einer

Sänfte zu ihr bringen ließ. Unter dem Eindruck der allgemeinen Bestürzung und Trauer schrieb abermals du Croc, „nie habe er Ihre Majestät so sehr geliebt, geachtet und verehrt gesehen". Buchanans „Detectio" weiß später allein von neuen, unter den Umständen unmöglichen Skandalen, Bischof Leslie, der Maria beistand, von deren Gebeten für ihre Feinde und für Darnleys Sinnesänderung, und von Bitten an Moray zur Aufrechterhaltung des religiösen Friedens. Lethington deutete in einem Brief an Erzbischof Beaton den wahren Grund von Marias physischem und moralischem Elend an: „sie wisse nicht, wie sie sich von ihm befreien könne"; es breche ihr das Herz zu denken, daß dieser ihr Gatte sei. Er, Darnley, befand sich auf der Falkenjagd. Erst am 28. Oktober kam er nach Jedburgh, wurde schlecht empfangen und reiste am nächsten Tag nach Stirling. Seine sträfliche Gleichgültigkeit, dazu die Tatsache, daß er an Frankreich, Spanien und den Papst Klagen über Marias laues Verhalten in bezug auf die katholische Religion gerichtet hatte, seine Eifersucht gegen Bothwell schlossen jede Versöhnung mit seiner Gattin aus. In verzweifelter Stimmung, mit nicht mehr verhehltem Haß gegen Darnley, traf diese am 24. November in Craigmillar, nahe bei Edinburgh, ein, wo sie bis 5. Dezember blieb. Sie war noch leidend, „aus Kummer und Schmerz," sagt du Croc, und wünschte sich den Tod. Sie sprach von Selbstmord, wenn es kein andres Mittel gäbe, sich von Darnley zu befreien.

II.

Seit April des Jahres erhielten sich Gerüchte einer Ehescheidung der Königin. Zu Craigmillar, Anfang Dezember, brachte Lethington eine solche in Vorschlag. Maria lehnte ab, weil dadurch die Legitimität ihres Sohnes gefährdet wurde, schlug aber vor, sich nach Frankreich zurückzuziehen. Anwesend waren Moray, Lethington, Bothwell, Huntly und Argyll. Hierauf bat Lethington die Königin, die Frage, wie sie von Darnley ohne Nachteil für ihren Sohn befreit werden könne, ihren Lords zu überlassen; wenn auch der hier gegenwärtige Lord Moray als Protestant nicht weniger skrupulös als sie, die Papistin sei, „werde er durch seine Finger sehen", die Königin solle nichts als Gutes und vom Parlament Gutgeheißenes hören. Maria erwiderte hierauf, „lieber die Sache Gott zu überlassen, als etwas zu tun, wodurch ein Flecken auf ihre Ehre oder ihr Gewissen fiele". Moray schwur später, in seiner Gegenwart sei nichts Ungesetzliches oder Unehrenhaftes beschlossen worden. Ohne ihn unterzeichneten jetzt Bothwell, Huntly, Argyll, Sir James Balfour und Lethington, wohl noch zu Craigmillar, den Bond oder Vertrag zur Verteidigung eines jeden, der „auf eine oder die andre Weise" Darnley beseitige. Ob Sir James Balfour in Craigmillar war, ist nicht sicher. Dieser geschickteste Advokat in ganz Schottland galt auch für einen der gewissenlosesten Menschen seiner Zeit. Er war seit dem Morde des Kardinals Beaton an allen möglichen Verschwörungen beteiligt und verriet Gönner und Freunde, später die Königin selbst, „mit derselben Befriedigung, wie die Enten zum Wasser gehen". Argyll hatte eine Halbschwester Marias, eines der vielen unehelichen Kinder Jakobs V., zur Frau und trotzdem mit Moray gegen Maria,

wie früher gegen Bothwell, konspiriert. Alle Unterzeichner des Craigmillar-Bond, mit Ausnahme des unbedeutenden Huntly, waren Calviner.

Am 17. Dezember, zu Stirling, fand die Taufe des Thronerben nach katholischem Ritus statt. Erzbischof Hamilton, ein illegitimer Sprosse des Hauses, der die heilige Handlung vollzog, wurde einige Tage später von Maria wieder in seine Jurisdiktion eingesetzt; seines schlechten Rufes wegen mußte sie den Erlaß, aber nur vorläufig, zurückziehen. Er war einer der schlimmsten Bösewichte in den Reihen der Prälatur. Patin des Kindes war Elisabeth. Ihr Vertreter, Bedford, und die calvinischen Lords blieben außerhalb der Kapelle. Darnley, obwohl zu Stirling anwesend, hielt sich fern. England erkannte seinen königlichen Rang nicht an, der französische Gesandte weigerte sich, ihn zu sehen; mit Maria geriet er in Streit, und als er rot im Gesicht wurde, sagte sie ihm, es würde nicht schaden, wenn er ein wenig gedolcht und ebenso stark bluten würde wie kürzlich Lord Bothwell. Sie hatte ihm, wie andern Lords, das hochzeitliche Gewand machen lassen, das jedoch für ihn nicht fertig wurde. Als er nicht kam, stand sie, ohne Aufregung zu zeigen, mit anmutiger Würde den Festlichkeiten vor, mit denen sie ihre Gäste feierte. Nach denselben fand du Croc sie in Tränen und krank zu Bette. „Sie werde noch zu tun geben," meldete er nach Paris.

In der schwülen Atmosphäre, unter den Unheil brütenden Männern, drangen schlimme Gerüchte in die Öffentlichkeit. Darnley, so hieß es, wolle sich seines Sohnes und in dessen Namen der Regierung bemächtigen. Ein gewisser Hiegait, Stadtschreiber von Edinburgh, verbreitete die Nachricht von Darnleys bevorstehender Verhaftung. Sein Vater ließ ihm Warnungen zukommen und fügte hinzu, im Fall des Widerstandes wolle man ihn töten.

Am 24. Dezember setzte Moray die längst von ihm erstrebte Begnadigung der nach England geflüchteten, an Riccios Mord Beteiligten, vor allem Mortons, durch und stärkte damit, für alle Fälle, seinen protestantischen Anhang gegen Bothwell und Huntly, die, trotz aller momentanen Verständigung, doch seine Feinde waren und blieben. Morton hat später versichert, von Bothwell, den Lethington begleitete, auf dem Sitz seines Bruders zu Whittingham aufgesucht und zur Ermordung Darnleys aufgefordert worden zu sein, worauf er einen schriftlichen Auftrag der Königin zur Bedingung gemacht, diesen aber nicht erhalten habe, „weil die Königin über diese Sache kein Wort hören wolle". So hätten Lethington und Bothwell zu dem als Boten zwischen Edingburgh und Whittingham hin und her gehenden Archibald Douglas gesagt. Am selben 24. Dezember verließ der von allen gemiedene, völlig isolierte Darnley, der seinen begnadigten Mitverschwörern nicht begegnen wollte und konnte, die Stadt Stirling und ging nach Glasgow, zu Lennox, den die Königin seit dem 9. März nie mehr gesehen hatte.

Seit Jedburgh war Bothwell fast beständig in ihrer Begleitung. Was in bezug auf sie in dieses Mannes Empfinden vorging, verrät kein Wort, weder von ihm noch von andern. Er stand zur Monarchin. Hat er jemals die Frau geliebt? Seit wann wußte er, daß sie in rasender Leidenschaft zu ihm entbrannte? Den einzigen Aufschluß, den wir darüber besitzen, enthalten die

von jetzt an in die Ereignisse sich einschaltenden Kassettenbriefe. Sie beweisen, wenn echt, seine und ihre Schuld, ihre Liebe, nicht die seinige.

Kaum in Glasgow angelangt, erkrankte Darnley schwer, wie es scheint, an den dort herrschenden Blattern. Maria, die in Bothwells Gesellschaft auf Schlössern zu Besuch weilte, schickte dem Kranken ihren eigenen Arzt. Am 14. Januar 1567 brachte sie ihr Kind nach Holyrood, und von dort aus wiederholte sie den bereits von Stirling aus gemachten Vorschlag, sich zu Darnley zu begeben. Er schickte mündlich die insultierende Antwort, „er wollte, Stirling wäre Jedburgh, Glasgow die Hermitage und er selbst der Earl of Bothwell, dann würde sie ungerufen bald bei ihm sein".

Sie kam dennoch.

Von da an erlangen die Daten von Tag zu Tag die höchste Wichtigkeit.

Am 20. Januar 1567 verließ Maria Edinburgh zu Pferde mit Bothwell, seinem vertrauten, seit kurzem in ihre Dienste übergetretenen Diener Nicolas Hubert, nach dem Geburtsort als French Paris bekannt, und Lady Reres. Halbwegs nach dem Sitz Lord Livingstons, wo sie übernachtete, kehrte Bothwell um. Vom selben Tag ist Marias Brief an den treuen Beaton, Erzbischof von Glasgow, ihrem Gesandten in Paris, gerichtet. Sie schrieb über Hiegait, der, von ihr zur Rechenschaft gefordert, widerrufen habe, klagte aber über das Spionierſystem der Lennox, die nichts gegen sie finden würden. Am 21. oder 22. Januar traf sie in Glasgow ein. Am selben Abend besuchte sie Darnley. Sie fand ihn verändert, weich, vertraulich, verliebt. Er wollte sie nicht gehen lassen, obwohl die Luft der Krankenstube verpestet war und sie nicht über zwei Stunden in derselben aushielt. Alles, was in jenen Tagen zwischen ihnen gesprochen wurde, wiederholte Darnley einem Anhänger seines Hauses, dem Hauptmann Crawford, dessen Niederschrift erhalten ist.

Der nicht einundzwanzigjährige König bat „seiner Jugend wegen", begangene Fehler zu verzeihen: er sei ohne Rat gewesen, bereue und wolle nicht vom Bett aufstehen, wenn Maria ihm nicht verspreche, wieder als seine Frau mit ihm zu leben. Sie sprach wenig; er fand sie sehr nachdenklich und klagte darüber. Sie stellte ihm verschiedene Fragen. Über Hiegait. Darnley antwortete, von seinem Vater zu wissen, ein auf ihren Rat geschriebener Brief sei ihr zu Craigmillar mit gewissen Unterschriften vorgelegt worden; sie aber habe die ihrige verweigert, und er könne nicht glauben, daß, die sein eigen Fleisch sei, ihm Böses wolle. Sie fragte weiter, wen von den Lords er hasse, und ob er gegen Lady Reres Ärger empfinde. Er entgegnete, er hasse niemanden und hoffe, Lady Reres werde zu ihrer Ehre dienen. Maria gab ihm, so sagte er, Hand und Wort darauf, das eheliche Verhältnis herzustellen; vorher aber solle er gesund werden, Bäder gebrauchen und niemand vor ihrem wiederhergestellten guten Einvernehmen sprechen, da die Lords nach dem Vorhergegangenen es nicht gut finden könnten. Sie habe eine Sänfte mitgebracht, da er das Reiten nicht vertrage, und wolle ihn nach Craigmillar bringen.

Das gleiche einer Festnahme, warnte, als er das hörte, der besorgte Crawford. Darnley jedoch entgegnete, ihren Händen wolle er sich anvertrauen,

auch wenn sie ihm den Hals abschneiden sollte: Gott möge ihnen beiden gnädig sein. Die von Crawford überbrachten Entschuldigungen von Lennox, er habe die Königin wegen feindseliger Äußerungen, die sie über ihn getan, nicht zu empfangen gewagt, wies sie barsch mit den Worten zurück, gegen Furcht gäbe es keine Arznei: wenn er sich nicht schuldig wüßte, hätte er keine Ursache zur Angst. Darnley, nach andern Berichten auch Bothwell, Lethington und Sir James Balfour, beanstandeten den Aufenthalt in Craigmillar. In Holyrood wurde die Gefahr der Ansteckung für den kleinen Prinzen gefürchtet. Am 1. Februar war Maria mit dem Gatten in Kirk-o'-Field. Das kleine zweistöckige Haus, das einem Bruder Sir James Balfours gehörte, lag dicht an, aber außerhalb der Stadtmauer von Edinburgh, zwischen Feldern und Gärten. Kein andres Haus als das des Erzbischofs Hamilton, der anwesend war, lag in der Nähe. Kirk-o'-Field stand verödet und mußte schnell mit Tapeten und einigen Möbeln instand gesetzt werden. Jedes Stockwerk hatte einige Gelasse, die Keller waren gewölbt, das Erdgeschoß hatte eine Tür, die in den Garten führte. Zwei Nächte hindurch schlief Maria in einem Zimmer dieses Erdgeschosses und weilte unter Tags häufig bei dem jetzt Genesenden, dessen Gesicht noch mit Pflastern bedeckt war. Am 7. Februar schrieb er seinem Vater, es gehe ihm gut, dank seiner Liebsten, „my love", der Königin, die sich wie eine natürliche und liebevolle Gattin benehme. Die Türen des Hauses schlossen schlecht; mit einem Flügel derselben bedeckte man, so hieß es, Darnleys Badewanne; Menschen kamen und gingen aus und ein. Lord Robert Stuart, der Halbbruder der Königin, warnte, von Mitleid ergriffen, Darnley am 7. Februar vor einem Anschlag gegen sein Leben. Dieser verriet die Mitteilung der Königin. In Gegenwart von Moray und Darnley stellte sie am nächsten Tag Lord Robert zur Rede, der alles leugnete und heftige Vorwürfe gegen Darnley hinzufügte. Moray mußte Tätlichkeiten zwischen beiden verhindern und fand es an der Zeit, sich aus dem Weg zu räumen. Auf die Nachricht, seine Frau sei erkrankt, reiste er am Sonntagmorgen, 9. Februar, nach Fife ab. Morton erklärte lange nachher, vor seiner eigenen Hinrichtung, wenn er Darnley nicht gewarnt, so habe er es deswegen unterlassen, weil der kindische Mensch nichts für sich behalten konnte.

Am Abend des 9. Februar lag Darnley zu Bett, im Gespräch mit seiner Frau. Huntly, Bothwell und der katholische Lord Cassilis würfelten; Maria warf die Bemerkung hin, es sei bald ein Jahr seit Riccios Ermordung. Geräusch, das von den Räumen im Erdgeschoß heraufdrang, veranlaßte Bothwell, nach der Ursache zu sehen. Als er wieder eintrat, stand Paris hinter ihm. Maria erhob sich, gab Darnley einen Kuß, wünschte ihm Gutenacht und schenkte ihm einen Ring: sie habe versprochen, der Hochzeit eines Dieners, Bastian oder Sebastian, mit einer ihrer Frauen zu Holyrood beizuwohnen. So schieden die Gatten. Als die Königin bei Fackelschein ihr Pferd bestieg, bemerkte sie, daß des Dieners Paris Gesicht ganz geschwärzt war: „Jesus, Paris, wie schwarz Ihr seid!" rief sie und ritt hinaus, in die Nacht.

Droben, auf seiner Stube, besprach Darnley mit seinem Pagen Taylor Marias Äußerung über Riccio. Er zeigte sich beunruhigt darüber, und bevor

er einschlief, sangen die beiden einen Psalm. Nach zwei, nicht übereinstimmenden Berichten war es der 55. oder 50. Im ersteren finden sich die Worte: „Wenn mich doch mein Feind schändete, wollte ich es leiden, und wenn mir mein Hasser pochte, wollte ich mich vor ihm verbergen. Du aber bist mein Geselle, mein Pfleger und mein Verwandter." Morgens 2 Uhr, am 10. Februar, schreckte eine Explosion zu Kirk-o'-Field die Bürger Edinburghs aus dem Schlaf. Herbeigeeiltes Volk fand das von Darnley bewohnte Haus in einen Trümmerhaufen verwandelt. Dicht vor demselben, durch ein Tor in der Haus und Garten umgebenden Mauer, gelangte man in einen schmalen Weg, der — sehr bezeichnend für die Abgelegenheit der Gegend — der Räuberweg hieß. Diesen Weg entlang, ebenfalls von einer niederen Einfassungsmauer eingeschlossen, lag ein Anger oder Obstgarten; in demselben fand man zwei Leichen, die eine Darnleys, die andre seines Pagen Taylor. Darnley trug über dem Hemd nur einen pelzgefütterten Schlafmantel; dieser und der entseelte Körper selbst zeigten keinerlei Brandspuren; ebensowenig fand man an dem Körper Wunden. Das Gutachten der Ärzte, die den Leichnam untersuchten, ist nicht erhalten. Zeitgenössische Berichte, wie der von Moretta, des Gesandten Savoyens, von Drury, des Gesandten Elisabeths, sprechen übereinstimmend die Ansicht aus, Darnley sei vor der Explosion erwürgt und seine Leiche in den kaum einige Yards vom Hause entfernten Anger geworfen worden. Ein andrer seiner Diener, Nelson, wurde lebend unter dem Schutt hervorgezogen. Von Kapitän Cullen, einem Offizier der Leibgarde, die unter Bothwells Befehl seit Riccios Ermordung die Königin umgab, hörte Drury, daß man den König erdrosselt habe, da dem Pulver nicht zu trauen gewesen sei, wie er aus seiner militärischen Erfahrung wisse. Aber das sind bloße Andeutungen. Allen Nachforschungen, Hypothesen und Theorien ist es niemals gelungen, überzeugend nachzuweisen, wann und wie Darnley sein Ende fand, oder festzustellen, ob das Pulver in Marias Schlafzimmer, unter dem ihres Gatten, oder in die gewölbten Keller des Hauses gebracht, ob eine Mine gelegt wurde, ob nicht. Der dramatischste der Historiker Marias, Froude, hat aus den widersprechenden Zeugnissen untergeordneter Mitschuldigen, die für Darnleys Ermordung hingerichtet wurden, eine Schilderung zusammengestellt, die die englische Literatur um einen klassischen Beitrag bereichert. Aber auch Froude muß gestehen: „Über die Ereignisse dieser Nacht breitet sich, undurchdrungen und auf immer undurchdringlich, ein entsetzliches Dunkel."

Wir wissen nur, daß Bothwell die Königin von Kirk-o'-Field nach Holyrood begleitet hatte. Dort tauschte er sein reiches schwarzes Samtgewand gegen einfache Kleidung, wie seine Diener sie trugen, und verließ unerkannt den Palast durch ein Seitentor. Mit ihm gingen French Paris, Powrie, Dalgleish und Wilson, vier seiner Leute. Auf den Ruf der Wachen gaben sie zur Antwort, sie seien „Freunde von Lord Bothwell", und wurden durchgelassen. Es war kurz nach Mitternacht. Sie mußten auf demselben Wege wiederkehren, nachdem die Explosion vorüber war. Powrie und Dalgleish bezeugten später übereinstimmend, Hay of Talla und Hepburn of Bowton, beide Anhänger, letzterer auch ein Vetter Bothwells, seien eine halbe Stunde

lang am Tatort gewesen. Mit Morton verwandt war Archibald Douglas, der zu den sogenannten „roten Douglas“ gehörte. Er war ein abtrünniger katholischer Priester, der Prediger und Richter geworden und, weil an Riccios Ermordung beteiligt, nach Frankreich geflüchtet war. Nach seiner Rückkehr von dort, im Herbst 1567, verrichtete er Botendienste zwischen Bothwell, Lethington und Maria in Edinburgh und Morton in Whittingham, im Mordplan gegen Darnley. Dieser verräterische Bösewicht, Archibald Douglas, bekannte später gegen Morton, er sei mit Bothwell und Huntly unmittelbar vor oder noch während der Explosion in Kirk-o'-Field gewesen. Sein Diener, Binning, sagte aus, Archibald Douglas habe einen seiner Samtschuhe auf der Stätte verloren, wo er auch gefunden wurde. Sein Herr entkam den irdischen Richtern und verübte noch zahllose Verbrechen, Fälschungen und Verrätereien. Binning wurde hingerichtet. Zwei Ormistouns, der schwarze Laird und Hob Ormistoun, sein Onkel, starben beide 1573 am Galgen als Mitschuldige Bothwells. Über Darnleys Todesart bekannten sie nichts. Hepburn of Bowton sagte am 8. Dezember 1567 aus, sein Vetter Bothwell habe ihm, einige Monate nach der Katastrophe, den Vertrag von Craigmillar gezeigt, den Huntly, Argyll, Sir James Balfour, Bothwell selbst und Lethington unterzeichnet hatten. Sechs Jahre später, am 13. Dezember 1573, sagte Ormistoun aus, diese fünf Männer hätten durch den Vertrag „gegen den jungen Narren und stolzen Tyrannen, den König“ sich verpflichtet, jeden zu verteidigen, der es unternehmen würde, „auf eine oder die andre Weise“ sich seiner zu entledigen. Auch diesem jüngeren Ormistoun hatte Bothwell den Vertrag „um Ostern“ gezeigt. Lethingtons Name stand zuletzt, weil er, dem Rang nach, der geringere war und Raum für eine fünfte Unterschrift oberhalb der seinen ließ.

Während der zu Westminster im Dezember 1568 gegen Maria eingeleiteten Untersuchung berief sich Moray auf Bowtons Zeugnis, ließ aber die Nennung von Namen weg und sagte nur, Bowton habe ihm versichert, daß mehrere Edelleute mit ihm selbst in die Sache verwickelt gewesen und einige derselben den Mord geplant hätten. Wer sie gewesen, sagte Moray nicht und wurde darnach auch nicht gefragt. Seit 3. Januar desselben Jahres 1568 waren Talla, Bowton, Dalgleish und Powrie hingerichtet und ihre Arme und Beine in Körben von kleinen Jungen durch das Land getragen worden.

III.

Wir kehren zum Tatbestand während der Schreckensnacht zurück. Bothwell hatte jedenfalls Zeit gehabt, Darnley mit eigener Hand zu töten. Nach Holyrood zurückgekehrt, verlangte er einen Trunk und legte sich zu Bett. Etwa eine halbe Stunde später stürzte ein Diener in sein Zimmer und meldete in atemloser Angst die Explosion. „Pfui! Verrat!“ rief Bothwell. Er warf sich in die Kleider, eilte mit dem eben eingetretenen Huntly zur Königin, dann mit einer Kompagnie Soldaten nach Kirk-o'-Field, wo er die Menge auseinandertrieb und die beiden Leichen in einem benachbarten Haus unterbringen ließ, worauf, nach achtundvierzig Stunden, des Königs Leiche nach Holyrood ge-

bracht wurde. Dort sah sie die Königin, anscheinend unbewegt. Sie war ruhig, bekümmert, heuchelte aber keinen Schmerz, ließ Darnleys Leiche einbalsamieren und ohne Prunk am fünften Tage in die Gruft bringen, wo Riccio noch lag. Bereits am 11. Februar traf ein Brief Erzbischof Beatons aus Paris ein, der vor einem Komplott warnte. Maria antwortete umgehend, nicht durch Zufall, durch Gottes Hilfe sei sie der auch gegen ihr Leben geplanten blutigen Katastrophe entgangen; die ihr unbekannten Missetäter sollten, wenn es gelungen sei, sie zu entdecken, mit exemplarischer Strenge bestraft werden. Bereits am 16. Februar verließ Maria ihre schwarzbehangenen, durch Kerzen erleuchteten Gemächer und Edinburgh selbst, das mit Maueranschlägen sich bedeckte, worin Bothwell und seine Freunde des Mordes beschuldigt, er und die Königin karikiert dargestellt wurden. Sie ging zu ihren Freunden, nach dem nahen Seton und kam nur zum Empfang von Elisabeths Gesandten, Killigrew, nach Holyrood zurück, wo sie im Dunkel ihrer Gemächer, in geziemender Witwentrauer, das Beileid der englischen Königin am 8. März entgegennahm. Elisabeth, die Lady Lennox noch im Tower unter Schloß und Riegel hielt, begann, sich für Darnleys Überreste zu interessieren und hielt sich über die Art des Begräbnisses und die dadurch veranlaßte Abwesenheit von Lennox bei demselben auf. Als sie aber vernahm, daß ihr Gesandter bei dem erst Anfang März nach Edinburgh zurückgekehrten Moray mit Huntly, Lethington, Bothwell und Argyll gespeist hatte, äußerte sie zu de Silva, Bothwells Macht verhindere Maria, gegen die des Mordes Verdächtigen vorzugehen. Die Frage, ob die Königin mitschuldig sei, war dennoch auf jedermanns Lippen. Ihre Gleichgültigkeit und tatenlose Apathie erschreckten ihre besten Freunde. In Paris hatte man im ersten Augenblick an ein calvinisches Komplott geglaubt, hierauf aber Marias Mitwissenschaft behauptet. Der gute Erzbischof Beaton schrieb aufrichtig und offen, deshalb schon müsse sie alles aufbieten, um der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen; sonst wäre es besser, Leben und alles zu verlieren. Elisabeth forderte sie gleichfalls auf, der Verleumdung entgegenzutreten und der Welt zu zeigen, welch edle Fürstin und loyale Frau sie sei. Katharina von Medici schrieb in strengerem Ton, wenn Maria den Gatten nicht räche, so sei sie entehrt und Frankreich ihr Feind. Aber dem Connetable Montmorency schrieb sie, Darnleys Tod sei ein großes Glück für die Königin, ihre Tochter; wäre der junge Narr klüger gewesen, so lebte er wohl heute noch.

Ob Maria Stuart bei Empfang des Briefes aus London Leicesters ermordeter Gattin, Amy Robsart, und der nichtsdestoweniger fortgesetzten Liebkosungen, die Elisabeth an deren Witwer verschwendete, oder der jahrelangen Farce des lügnerischen Vorschlages gedachte, dieses Leicester zweite Frau zu werden? Oder konnten die Drohungen der Medicäerin erschütternd wirken? Sie, deren versteckten Haß Maria erfahren hatte, und die wenige Jahre später in kolossalem Maßstab tat, was die Stuart auf päpstliches Geheiß zu tun sich geweigert hatte, nämlich jenen Massenmord über die eigenen Untertanen zu verhängen, den im Louvre die Glocken der Bartholomäusnacht einläuteten? Wir wissen abermals nur, daß das Blut der Guisen, eines Geschlechts, das Generationen hindurch

Mord mit Mord vergalt und erduldete, in den Adern der Königin von Schottland bedenklich aufwallte. Wenn Hauptmann Crawford, ein braver Soldat, die Wahrheit vernommen und wiedergegeben hat, so waren zu Glasgow keine ganz beruhigenden Worte zu Darnley gesprochen worden; denn er gestand zu, daß er seinen Kopf wagte, als er, fasziniert, der Frau und Königin folgte, an der er todeswürdigen Staatsverrat begangen hatte. Gelang es ihr besser, ihn in Kirk-o'-Field zu täuschen, so fiel dennoch in die Abschiedsszene der schauerliche Name Riccio. Darnley verstand, wie das gemeint war. Ins Gesicht hatte sie ihm die Drohung geworfen, sie werde Rache nehmen für diese Tat, und der Mörder war er. Vom Augenblick an, da sie Darnley tot wußte, warf sie mit tollkühner Verachtung für das Urteil der Welt jede Hülle der Verstellung von sich. Zu Seton beteiligte sie sich Ende Februar an allerlei Vergnügungen, unter andrem an einem Preisschießen, das Bothwell und sie gegen Huntly und Seton gewannen, die hierauf den beiden Siegern ein Gastmahl dafür zahlten. Bothwell erhielt die festen Plätze Dunbar und Blackneß, den Befehl des Hafens von Leith, und einer seiner Anhänger, Sir James Balfour, ersetzte den getreuen Mar als Befehlshaber des Schlosses zu Edinburgh, dem Herzen des Landes. Von fünfzig Bewaffneten gefolgt, zog Bothwell in herausfordernder Haltung durch die Stadt und drohte jedem seiner ungenannten Ankläger, wenn er ihrer habhaft werde, wolle er seine Hände in ihrem Blut waschen. Niemand wagte, den ausgesetzten Preis von 2000 Lstr. zur Auffindung der Mörder zu gewinnen. Einer, der es versuchte, mußte fliehen, um sein Leben zu retten. Als Lennox die Verhaftung der öffentlich Beschuldigten verlangte, schrieb Maria am 21. Februar von Seton aus, das könne sie nicht tun, sie habe jedoch das Parlament „zur Bestrafung des grausamen Mordes ihres Gatten, des Königs" bereits einberufen; sie fand kein Wort des Trostes für den Vater, des Mitleids für das Schicksal des Sohnes. „Ihre gute Tochter" sind trotzdem Marias Briefe an Lennox unterzeichnet. Als dieser deutlicher wurde, Bothwell, Balfour, David Chalmers und einige untergeordnete Namen nannte, gab ihm Maria zu wissen, sie erwarte ihn kommende Woche in Edinburgh, um dort am 12. April als Ankläger vor dem Parlament im Prozeß gegen Bothwell zu erscheinen. Die Frist war zu kurz, und überdies durfte Lennox nur sechs Begleiter in die mit Bothwells Soldaten gefüllte Stadt bringen. Er wandte sich an Elisabeth, die Lady Lennox freigab und Verschiebung des Termins verlangte. Maria, so wurde dem englischen Sendboten, der erst am 12. April morgens eintraf, gesagt, läge in tiefem Schlaf, und so wurde er nicht vorgelassen. Lennox hatte nicht gewagt, zu kommen. Auf Darnleys Pferd, von Freunden und Bewaffneten gefolgt, ritt Bothwell zu Gericht. Vom Fenster des Schlosses winkte ihm die Königin einen Gruß. Lethington, seit kurzem mit Mary Fleming, ihrer Hofdame, verheiratet, war bei ihr, Moray zwei Tage früher abgereist, wie es hieß nach Italien; Morton, weil mit Bothwell verwandt, verweigerte seine Teilnahme an der Sitzung der Lords, der Argyll präsidierte. Aus technischen Gründen, da Ankläger und Zeugen fehlten, gaben sie das Verdikt „nicht schuldig". Am 19. April bestätigte dieses Parlament die Rückgabe von Huntlys Gütern, die Schenkungen von Land an

Moray, Morton, Lethington, David Chalmers, Balfours Schwiegervater. Ein drakonisches Gesetz unterdrückte alle feindseligen Kundgebungen. Die Protestanten erhielten Zugeständnisse, die tatsächlich die calvinische „Kirk" anerkannten. Die Prediger verlangten zwar laut Vergeltung für Darnleys Mord, aber das Ende des Papisten rührte sie wenig genug, und Knox, der ihn immer gehaßt hatte, lebte seit 1565 verbannt in England.

Bothwell, jetzt Herr der Situation, sammelte am Abend jenes 19. April seine Getreuen zu einem Gelage in Ainslies Tavern. Dort legte er ihnen ein neues Schriftstück vor, den „Ainslie Bond". Dieser besagte, Bothwell sei an Darnleys Mord unbeteiligt und durch Richterspruch frei von Schuld erklärt. Infolgedessen verpflichteten sich die Unterzeichner vor Gott, ihn zu verteidigen und seine Ehe mit Maria, wenn diese ihn zum Gatten wähle, zu fördern. Hielten sie ihr Wort nicht, so sollten sie als ehrlose Verräter gebrandmarkt sein.

Unterzeichnet waren Huntly, Argyll, Morton, Kassilis, Seton und noch vierzehn weltliche Lords; unter acht Geistlichen Erzbischof Hamilton, der Bischof von Orkney, Leslie, Bischof von Roß. Ob Moray unterschrieb, bevor er Schottland verlassen durfte, ist zweifelhaft. Bereits im März sprachen Drury, Elisabeths Gesandter, de Silva, und der französische Gesandte in London von Bothwells Heirat mit Maria. Drei Personen, Lord Herries, Melville, der Maria treu ergebene du Croc, wagten es, ihr Vorstellungen zu machen. Zu Lord Herries, der sich ihr zu Füßen warf, sagte sie, nie habe sie an ein solches Heiratsprojekt gedacht. Seit 5. April hatten sie und Bothwell sich schriftlich verpflichtet, den gegen des letzteren Frau eingeleiteten Scheidungsprozeß fortzuführen. Am 21. April begab sich die Königin nach Stirling, um ihren Sohn zu besuchen. Nach diesen Tagen sah sie ihn niemals wieder. Das neun Monate alte Kind war in der Obhut des ehrlichen Earl of Mar. Kirkcaldy, der englische Agent, schrieb am selben Tage an Bedford, Maria wolle den Prinzen in Bothwells Hände geben, von dem sie gesagt haben solle, sie frage nichts danach, ob sie seinetwegen Frankreich, England und ihr eigenes Land verliere; bevor sie ihn verlasse, wolle sie in einem weißen Unterrock bis ans Ende der Welt mit ihm gehen. Drei Tage blieb sie in Stirling, während Bothwell seine Borderers sammelte. Am 23. April war Maria in Linlithgow. Lennox floh am selben Tage nach England und schrieb an Bord des Schiffes, auf dem er entkam, an Lady Lennox, es sei ein Handstreich Bothwells geplant. Auch Drury wußte davon. Am 24. April ritt Maria mit Sir James Melville, Lethington und Huntly gegen Edinburgh zurück. Wenige Meilen vor der Stadt, am hellen Mittag, überfiel Bothwell mit etwa 1000 Mann die Kavalkade, legte seine Hand auf die Zügel des Pferdes der Königin, die Blutvergießen und Widerstand verbot, schickte ihr Gefolge weg und brachte sie und die drei Edelleute nach Dunbar, der Seefeste an der Nordsee, wohin Maria nach Riccios Ermordung geflüchtet war. Am nächsten Morgen wurde Melville entlassen, während Huntly den Staatssekretär Lethington bedrohte und Bothwell wütend auf ihn eindrang. Da trat die Königin dazwischen: Bothwell solle Land und Leben verlieren, wenn ein Haar an Lethingtons Haupt geschädigt werde. Seine Rolle bleibt unklar;

aber Bothwells Wut hatte gute Gründe. Lethington war ein Gegner der Heirat und Bothwells Herrschaft das Ende einer Verständigungspolitik mit England; mit ihr fiel Lethington selbst, ihr Träger und Anwalt. Aber er hatte sich seinem Feind in die Hände gespielt, als er den Bond von Craigmillar unterzeichnete. Darnleys Blut kam über ihn. Zu Dunbar war es Lethington gelungen, mit einigen Lords zur Befreiung der Königin in Verbindung zu treten; daß er sie unfreiwillig überfallen und gefangen glaubte, ist wohl kaum zu bezweifeln. Aber er überließ es seinem Sohne und wohl auch der treuen Mary Fleming, seiner Frau, in späteren Tagen und nach seinem Tode der Welt zu sagen, daß er Maria zu Dunbar das Leben verdankte. Als die Notwendigkeit an diese herantrat, ihren Verwandten, den Guisen, und dem französischen Hof das skandalöse Ereignis einer Ehe mit Bothwell annehmbar zu machen, richtete sie Instruktionen an den Bischof von Dumblane, Chisholm, den sie nach Paris schickte. Diese Instruktionen, das schmählichste Bekenntnis ihres tiefen Falles, enthalten eine Rechtfertigung der ganzen Laufbahn Bothwells bis zum Augenblick, wo er sich, am 24. April, ihrer Person mit Gewalt bemächtigt und, von Ehrgeiz und Liebe für sie verleitet, sie in ihrer Hilflosigkeit und gefährlichen Lage zur Heirat mit ihm gebracht habe, „indem er nicht aufhörte, durch Vorstellungen und Drängen, das er mit einem Gewaltakt begleitete, uns endlich dazu zu bewegen, das in solcher Zeit und Form begonnene Werk in der Weise zu vollenden, wie es seiner Absicht am besten entsprach, wobei wir nicht verhehlen können, daß er uns anders behandelte, als wir es gewünscht oder von seiner Hand verdient hätten . . ." [1]).

Der Brief schließt mit der Bitte, ihre Verwandten möchten ihr und Bothwell verzeihen und ihm ihr Wohlwollen schenken; was geschehen, sei geschehen: „we will make the best of it." Ganz übereinstimmend damit lehnte sie zu Dunbar Rettungsvorschläge der jetzt zu Stirling versammelten Lords mit den Worten ab, obwohl sie schlimm und eigentümlich (strangely) behandelt worden, sei sie jetzt so gut versorgt, daß sie keinen Grund zur Klage habe. Sie hielt Ratssitzungen zu Dunbar ab, während Bothwell geprahlt haben soll, ob sie wolle oder nicht, er werde sie heiraten. Am 3. Mai schied das protestantische Konsistorium die Ehe zwischen Bothwell und Lady Jane Gordon auf Grund seiner Untreue mit einer ihrer Dienerinnen. Am 7. Mai erwies sich die Zweckmäßigkeit der Wiedereinsetzung Erzbischof Hamiltons in seine Jurisdiktion. Der Erzbischof war apostolischer Legat und hatte als solcher den Dispens zu Bothwells Heirat erteilt. Seine Frau hatte das Schriftstück im Besitz, machte aber keinen Gebrauch davon. Wegen mangelnden Dispenses wurde ihre Ehe kirchlich geschieden. Lady Bothwell, vierzehn Monate früher von der Königin verheiratet, ließ sich durch Land dafür entschädigen, daß sie

[1]) Die entscheidende Stelle lautet im Originaltext, wie folgt: „Sa ceased he nevir till be persuasionis and importune sute, accumpaneit nottheles with force, he has finalie drevin ws to end the work begun ot sic tyme and in sic forme as he thocht mycht best serve his turne, quhairin we cannot dissembill that he has usit ws utherwayis thau we wald have wyssit, or zit have diservit at his hand . . ."

nun ihr Platz machen mußte. Bischof Leslie fügt hinzu, ein Glas vergifteten Weins sei die andre Alternative gewesen; aber er glaubte auch, nur durch einen bösen Zauber lasse sich Marias Verblendung erklären. Am 6. Mai zog sie mit Huntly, Lethington und Bothwell feierlich unter Kanonendonner in Edinburgh ein, wo am 9. Mai das Aufgebot erfolgte.

Es fand sich ein Mann, der calvinische Prediger John Craig, um gegen die Funktion, die er zu vollziehen gezwungen wurde, mit der lauten Erklärung des Entsetzens und Abscheus vor einer solchen Ehe zu protestieren. Maria dagegen versicherte feierlich vor ihrem höchsten Gerichtshof, sie handle völlig frei und erhob den Bravo an ihrer Seite zum Herzog von Orkney und der Shetlandsinseln. Am 15. Mai, in Anwesenheit Huntlys und weniger Lords, wurde sie nach protestantischem Ritus durch den ehemaligen katholischen Bischof von Orkney mit Bothwell, der von „Idolatrie" nichts wissen wollte, getraut.

Der, früheren Aufforderungen der Königin entsprechend, auf dem Weg nach Schottland begriffene Nuntius kehrte, vom Papst gerufen, nach Italien zurück. Nach diesem letzten, Gott und die Königin entehrenden Schritt, so erklärte jetzt Rom, sei wenig mehr von solchen, die nur ihrer Lust lebten, zu hoffen. Der Papst selbst wußte nicht mehr zu sagen, wer von beiden, Elisabeth oder Maria, den Vorzug verdiene! Melville in London, der Bischof von Dumblane in Paris, fanden mit ihren begütigenden Darstellungen kein Gehör. Elisabeth empfand, wie sie sagte, Scham für ihre gekrönte Mitschwester. An ihrem Hochzeitstag berichtete du Croc, er habe Maria verändert wie nach schwerer Krankheit und in solcher Stimmung getroffen, daß sie, wie er höre, noch am selben Abend ein Messer verlangt habe, um sich zu töten. Die Erregbarkeit dieser Stunden wich andern Empfindungen. Bothwell behandelte die Königin in der Öffentlichkeit mit schuldiger Ehrfurcht, blieb in ihrer Gegenwart unbedeckten Hauptes, und man sah sie vergnügt zusammen, wenn auch meist nur von Bewaffneten, und kaum mehr von einigen Hofleuten umgeben. Das schloß Stürme im Drama dieser Ehe nicht aus, die, Tag für Tag, einen Monat dauern sollte und zwei leidenschaftliche, von den Dämonen der Eifersucht gepeitschte Menschen aneinander band. Bothwell mißtraute allen Frauen, nur einer nicht. Maria blieb auf diese eine Frau eifersüchtig, und das war Lady Jane Gordon, Bothwells rechtmäßige Gattin.

Die Psychologie der Situation erschließen die Kassettenbriefe.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Die Heimkehr.

Aus dem Englischen des Joseph Conrad
von
Rudolph Lindau.

I.

Der Stadtzug, von der City kommend, drängte sich ungestüm durch den Tunnel und erschien plötzlich, aus einem schwarzen Loch hervorbrechend, auf dem matt erleuchteten Bahnhof einer der Westendstationen, wo er unter dröhnendem Gerassel und dem schrillen Knirschen der Bremsen Halt machte. — Die Türen der langen Wagenreihe wurden schnell, fast gleichzeitig aufgerissen, und die Fahrgäste traten rasch und sicher auf den Bahnsteig. Die meisten hatten gesunde, wenn auch durch Stubenluft gebleichte Gesichter, trugen hohe Hüte, dunkle Überzieher, starke Handschuhe und glänzendes, schweres Schuhzeug. In den Händen hielten sie dünne Regenschirme und hastig zusammengelegte zerknitterte Zeitungen. — Alvan Hervey, eine kohlende Zigarre im Munde, befand sich unter ihnen. — Eine unansehnliche kleine Frau, mit Paketen beladen, lief aufgeregt die Wagen entlang, bis sie einen Abteil dritter Klasse gefunden hatte, in den sie atemlos hineinstürzte. — Sämtliche Wagentüren wurden zugeschlagen, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. — Ein eisiger Windzug, der scharfen, beißenden Rauch vor sich hintrieb, fegte durch die lange, offene Halle und überfiel einen alten, sich mühsam dahinschleppenden Mann, der stehen blieb und, über seinen Stock gebeugt, schwer und lange hustete. — Keiner der starken Männer, die an ihm vorüberschritten, würdigte ihn auch nur eines Blickes.

Alvan Hervey überschritt den Bahnsteig und gelangte in das häßliche Treppenhaus mit seinen nackten, feuchten, schmutzigen Wänden. Auf den ausgetretenen steinernen Stufen drängte sich bereits ein Teil seiner Reisegefährten. Sie zeigten nur ihre dunkeln Rücken, einen gleich dem andern, und wie sie die Stiege lautlos hinunterschoben, sah es aus, als ob sie in Uniformen stäken. Auch zwischen den gleichgültigen, kalten Gesichtern herrschte eine gewisse Familienähnlichkeit; doch schien jeder einzelne sich mißtrauisch von seiner Umgebung absondern zu wollen. Ihre Augen — lebhafte oder

träge, braun, schwarz, blau oder grau — hatten sämtlich denselben argwöhnischen, leeren Blick, den Blick von Menschen, die nichts empfangen und nichts geben wollen.

Vor dem Ausgangstor nach der Straße teilte sich die Menge. Ein jeder schüttelte die Gesellschaft, in der er sich befand, möglichst schnell von sich ab, als fürchtete er, sie könnte ihn kompromittieren und der eine oder der andre ihn durch unerwünschte Vertraulichkeit oder ein Anliegen behelligen.

Alvan Hervey verweilte einen Augenblick unter dem weit hervorspringenden Tordache und entschloß sich dann, zu Fuß nach Hause zu gehen. Er schritt fest und aufrecht einher — ein stattlicher, kerngesunder Mann, sehr sicher im Gefühl, viel Geld und zahlreiche Freunde zu besitzen. Sein regelmäßiges, bleiches, hübsches Gesicht zeigte unter einem dünnen Firnis von Feinheit unverkennbare Anzeichen jener Anmaßung von Menschen, die sich auf untergeordneten Gebieten auszeichnen können und auch bereits hervorgetan haben: als gewandte Spieler, als Leute, die es verstehen, Geld zu verdienen, und die sich in den Augen treuer Hunde und geldbedürftiger Männer Autorität zu verschaffen wissen. — Ein feiner Regen lagerte sich gleich silbernem Staub auf seine Kleider, näßte ihm Gesicht und Bart und tropfte von seinem Schirm. Unbekümmert um Regen und Nässe ging er weiter. Das war nicht jedermanns Sache, aber Alvan Hervey durfte es sich erlauben; er war fest überzeugt, wohlerzogen und wohlunterrichtet und klug zu sein, unter allen Verhältnissen „korrekt" zu handeln.

Er begab sich heute gerades Wegs von der City nach Hause, ohne, wie es sonst häufig vorkam, seinen Klub besucht zu haben.

Er war nun seit fünf Jahren verheiratet. Man hatte damals in seiner Umgebung gemeint, daß er eine Liebesheirat mache; und auch er war der Ansicht gewesen. Sie war gesund, groß, blond; über ihre Eltern war nichts Unliebsames bekannt, und da sie Alvan Hervey gefiel, so nahm er als selbstverständlich an, daß sie wohlerzogen und klug sei — anders hätte sie ihm ja nicht gefallen können.

Sie hatte sich im elterlichen Hause, wo es pedantisch ängstlich zuging, entsetzlich gelangweilt, hauptsächlich weil ihre Individualität — wie sie meinte — dort nicht anerkannt und in ihrer Entwicklung gehemmt wurde. Sie schritt einher wie ein Grenadier, hielt sich stark und gerade wie ein Obelisk, besaß ein schönes Gesicht mit glatter, weißer Stirn und großen, klaren Augen und hatte in ihrem wohlgeformten Kopf auch nicht den kleinsten eigenen Gedanken. — Alvan Hervey konnte solchen Reizen nicht lange widerstehen. Ihre holde Besitzerin war zweifelsohne die richtige Frau für ihn; und so entschloß er sich ohne weiteres, den Eltern und ihr selbst seine Liebe zu erklären. Darauf verlief alles so förmlich richtig, wie er es immer gewünscht hatte; aber er ließ sich nicht verleiten, dadurch besonders beglückt zu erscheinen. Das hätte er mit seinen Ideen von Vornehmheit nicht in Einklang bringen können. — Die trockene Feierlichkeit, mit der er die Frage seiner Verheiratung behandelte, war jedoch nicht ganz aufrichtig: im Grunde seines Herzens war er, ohne es sich selbst zu gestehen, glücklich, die Frau seiner

Wahl heimzuführen; aber dieses Glück ähnelte, obgleich es nicht ganz so einfach war, doch sehr dem guten Appetit, mit dem sich ein gesunder, hungeriger Mann zum Essen niedersetzt. Niemand in seiner Umgebung würde ihn jedoch getadelt haben, wenn er an seinem Hochzeitstage weniger feierlich und etwas vergnügter ausgesehen hätte.

Nach ihrer Verheiratung waren Herr und Frau Alvan Hervey zunächst bemüht, ihren gesellschaftlichen Kreis zu erweitern. Das glückte ihnen: zu den zwanzig Bekannten aus älterer Zeit kamen bald dreißig, vierzig neue, die sich ihnen und denen sie sich mehr oder weniger anschlossen, und die fortan ihre „Welt" bildeten. Es war die einzige, in der sie sich bewegten, und deren Schicksale und Ansichten Bedeutung für sie hatten. Sie entdeckten in ihr die liebenswürdigsten Männer und Frauen, die gemeinschaftlich hatten, daß sie Aufregung, Enthusiasmus und Geldverlegenheiten mehr scheuten als Feuer, Krieg oder tödliche Krankheiten, nur den glattesten Ausdruck der gewöhnlichsten Gedanken duldeten und sich ausschließlich für solche Vorgänge und Handlungen erwärmten, die tatsächlich Nutzen versprachen. — Man führte in dieser Gesellschaft ein behagliches, ruhiges Leben, wie etwa in einer großen, bequemen Wohnstätte, in der nie gelärmt, weder gejauchzt noch geweint wird und Freud und Leid so herabgetönt werden, daß sie sich nur wie angenehme Zerstreuung oder nichtssagende Unbequemlichkeiten äußern können. Doch wurden in diesen öden Regionen, die ihre Bewohner für „hohe" hielten — weil es dort so kühl war — auch edle Gefühle gepflegt, um gegebenenfalls einen Deckmantel für den erbarmungslosesten Egoismus alles Dichtens und Trachtens bilden zu können.

Herr und Frau Alvan Hervey verlebten in dieser Umgebung fünf Jahre, ohne je durch einen Zweifel an dem sittlichen Wert ihres Daseins beunruhigt zu werden. Die Frau, bemüht, ihre Individualität mehr und mehr zu entwickeln, machte Philanthropie zu ihrem Arbeitsfelde und wurde tätiges Mitglied verschiedener, zum Wohle der Menschheit gegründeter Gesellschaften, die von Damen der hohen Aristokratie herablassend beschützt, hier und da sogar eigenhändig geleitet wurden. — Alvan Hervey seinerseits widmete sich in seinen Mußestunden der Politik; und als er von ungefähr einen Schriftsteller kennen gelernt hatte, der mit einem leibhaftigen Grafen verwandt war, ließ er sich herbei, eine von dem genannten Schriftsteller geleitete Zeitung mit Geldmitteln zu unterstützen. Es handelte sich dabei um ein halb politisches und ganz erbärmliches sogenanntes Blatt der Gesellschaft, in dem nie ein Funke von Witz, Satire oder Entrüstung aufleuchtete, aber das, da es käuflich und sehr empfänglich für sogenannten Skandal war, mit der Zeit ganz gute Geschäfte machte. Von dem Augenblick an erkannte Hervey, daß er an einem höchst moralischen Unternehmen beteiligt sei, das später wohl imstande sein würde, den Weg seines Ehrgeizes zu ebnen; außerdem schmeichelte es ihm, als ein Mann von Einfluß auf die Presse gelten zu können.

Die Verbindung mit einer Zeitung erweiterte nach und nach den gesellschaftlichen Kreis der Herveys. Einige Journalisten und Künstler — Zeichner für illustrierte Blätter — tauchten in seinem Hause auf, und der Heraus-

geber, sein Herausgeber, erschien dort sehr häufig. Er stand bei Hervey nicht in besonderem Ansehen, obgleich er mit einem Grafen verwandt war. Er mußte sich gefallen lassen, von Hervey von oben herab behandelt zu werden, hauptsächlich weil er seine Haare nicht oft genug schneiden ließ und viel zu breite Vorderzähne hatte. Über solche unangenehme Eigentümlichkeiten würde sich Herr Alvan Hervey wohl mit der Zeit hinweggesetzt haben, denn an der fachmännischen Tüchtigkeit des Herausgebers war nicht zu zweifeln, und außerdem gab es auch Herzöge mit langen Haaren und häßlichen Zähnen; aber unausstehlich war und blieb ihm die steife Wichtigtuerei, die Feierlichkeit des Mannes. Darum machte es ihn ungeduldig, wenn er im Empfangszimmer seinen Herausgeber mit einem stereotypen, selbstbewußten Lächeln auf den schwülstigen Lippen antraf und sein salbungsvolles, fades Geschwätz mit anhören sollte.

Der Herausgeber war groß und schwer und zog sich tadellos an. Er hielt sich vorzugsweise in der Mitte des Salons auf und nahm überhaupt viel mehr Platz ein als ihm zukam. Hervey ärgerte sich auch über seine hohe und breite Stirn, über seine lange, gerade Nase, seine glatten, runden Backen, die denen eines wohlgenährten Kindes glichen, und seine glänzenden, klugen, spähenden, schwarzen Augen. — Und der Kerl machte auch Gedichte! Wirklich ein Esel! Aber die jungen Leute, die ihn umringten, hingen an seinen Lippen und schienen wunder was aus seinen Reden herauszuhören. — Nun, das waren hauptsächlich Künstler, und die sind ja meist affektiert!

Hervey behielt jedoch seine unfreundliche Meinung über den Herausgeber und Dichter für sich. Er räumte ein, daß der Mann nichts Unpassendes tat oder sagte und in mancher Beziehung nützlich war oder werden konnte. Er belebte die Gesellschaft, Mrs. Hervey schien Gefallen an ihm zu finden. Darauf nahm der Herr Gemahl gern einige Rücksicht, denn Mrs. Hervey hatte vollkommen gehalten, was er sich von ihr versprochen, als er sie zu seiner Lebensgefährtin gewählt hatte. Sie bewegte sich mit ruhiger Sicherheit in ihren Empfangsräumen und begrüßte jeden Ankommenden mit einer ihr eigentümlichen schwerfälligen Grazie, die Hervey sehr imponierte. Daß einige der neuen Gäste durch die schöne Frau unwillkürlich an Elefanten, gotische Türme oder überfütterte Engel erinnert wurden — das konnte Alvan Hervey unmöglich ahnen. Er hielt sich bei seinem Urteile über seine Frau an die unbestreitbare Tatsache, daß Mrs. Herveys Donnerstage sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten und zahlreich besucht wurden. Er war vollkommen zufrieden mit sich selbst, seiner Frau und der Welt.

So gingen fünf Jahre dahin, ohne daß der Herveysche Himmel jemals durch ein Unwetter bedroht, geschweige denn getrübt worden wäre. Mann und Frau hatten Ruhe und Zeit gehabt, sich kennen zu lernen, und da ihre Ansprüche an das Leben so ziemlich dieselben waren, so hatten sie sich, soweit die Aufgaben des Alltags dies mit sich brachten, harmonisch aufeinander eingespielt. Von einer herzlichen Vertraulichkeit konnte dabei nicht die Rede sein. Das vermißte Alvan Hervey nicht. Er hatte in der Ehe alles gefunden, wonach er sich als Junggeselle gesehnt hatte; — und auch Mrs. Herveys

Mädchenwünsche waren in Erfüllung gegangen: sie hatte das Elternhaus verlassen, konnte ihre Individualität entwickeln, herrschte in ihrem eigenen Hause und hatte ihren persönlichen Anteil am Respekt, Neid und Beifall der Welt. — Das war höchst befriedigend für beide, die unfähig waren, eine Tatsache, ein Gefühl, ein Prinzip oder einen Glauben anders zu betrachten als im Hinblick auf ihre eigene Stellung, ihren Ruf oder ihren Vorteil. — Sie glitten Hand in Hand in kühler, reiner Luft über die Oberfläche des Lebens, Schlittschuhläufern gleich, die zum Ergötzen der Zuschauer zierliche Figuren auf die dicke Eisdecke zeichnen, ohne das dunkle Wasser darunter, den tiefen, geheimnisvollen Strom des Lebens, auch nur mit einem Gedanken zu streifen.

Alvan Hervey durchschritt mehrere Straßen, bis er an ein Square gelangte. Darauf standen einige Bäume, die sich inmitten der eisernen Umfriedung, die sie von der Außenwelt abschloß, wie ungefährliche Gefangene in Festungshaft ausnahmen. An einer der Seiten des Platzes machte er vor einem stattlichen Hause Halt und klingelte. Ein Hausmädchen öffnete ihm die Tür. — Seine Frau wollte nur weibliche Dienstboten um sich sehen. Es war eine Grille, die Hervey duldete. — Während das Mädchen ihm Hut und Überrock abnahm, sagte es einige Worte. Hervey sah darauf nach der Uhr. Sie zeigte auf fünf. Mrs. Hervey war ausgegangen. Das kam oftmals vor. — „Nein," beschied Hervey das Mädchen, „keinen Tee."

Er stieg elastischen Schritts die Treppe hinauf. Der rote Läufer war tadellos gebürstet; die Teppichstangen strahlten blank geputzt. Alles im Hause wurde gut und ordentlich gehalten. Im ersten Stockwerk stand eine hohe marmorne Frauenfigur, sehr ehrbar vom Scheitel bis zur Sohle in einen steinernen Faltenwurf gehüllt. In der energisch ausgestreckten linken Hand hielt sie einen mächtigen vergoldeten Armleuchter. Hervey liebte, sein Haus künstlerisch zu schmücken: vor den Türen und Ecken hingen schwere Vorhänge; die reichen gepreßten Tapeten waren mit Skizzen, Aquarellen und Kupferstichen verziert. Da sah man verwitterte Kirchtürme zwischen grünen, alten Bäumen hervorragen, Landschaften, auf denen sich ein blauer Himmel über rötliche Hügel, gelben Sand und sonnige Seen spannte; eine junge Dame mit träumerischen Augen in einem kleinen, am Ufer festgemachten Boote, in Gesellschaft eines Picknickkorbes, einer Flasche Champagner und eines verliebt blickenden Jünglings in hellem Flanellanzuge; Jungens mit nackten Beinen spielten mit Hunden verschiedener Rasse und mit kleinen Mädchen in malerisch zerrissenen Kleidern; hier und da schlief jemand auf steinernen Stufen: eine rührend magere blutjunge Jungfrau, an eine kahle Mauer gedrückt, bot eine Blume zum Verkauf dar, wobei sie mit den Augen einer unsagbar Leidenden in die Weite starrte; große Photographien berühmter verstümmelter Basreliefs schienen ein Gemetzel darstellen zu sollen, was einige Abwechslung in die friedfertige Umgebung brachte.

Alvan Hervey würdigte diese mannigfachen Schönheiten keines Blickes, stieg eine zweite Treppe hinauf und begab sich in sein Ankleidezimmer. Ein

Drache aus Bronze, der an ein Wandbrettchen genagelt war, schlängelte sich in malerischen Windungen von der Mauer in das Innere des Gemachs hinein. Er hielt in dem wütend aufgerissenen Rachen eine Gasflamme, die unter einem bunten, eigentümlich geformten Glase einige Ähnlichkeit mit einem Schmetterling hatte.

Das Zimmer war leer; aber sobald Hervey es betreten hatte, füllte es sich lautlos, dank den Spiegeln an Kleiderschränken und Wänden, mit zahlreichen lebensgroßen Figuren, die genau wie Herr Alvan Hervey blickten, standen und sich bewegten: sie kamen ihm entgegen, entfernten sich von ihm, verschwanden hinter einem Rahmen, um sogleich wieder an einer andern Stelle aufzutauchen; und wie sie unheimlich, geheimnisvoll, still hin- und herhuschten, vervielfältigten sie in mannigfacher Weise das Bild eines wohlangezogenen Dutzendmenschen, von dem man mit Sicherheit annehmen durfte, er werde nie etwas Eigentümliches, Überraschendes, Unvorherzusehendes, Unschickliches vornehmen.

Eine Zeitlang schritt Alvan Hervey in der getreuen Gesellschaft seiner Spiegelbilder auf und ab. Dabei summte er ein in seiner Welt beliebtes, also durchaus anständiges Liedchen vor sich hin und dachte, ohne besondere Anstrengung, an einen Geschäftsbrief, den er am nächsten Tage zu schreiben haben würde. Zufällig, als er auf einen Kleiderschrank zuging, erblickte er hinter sich durch die offene Tür, die in das Ankleidezimmer seiner Frau führte, einen Teil von deren Toilettentisch und darauf, neben hübschen Kristallfläschchen mit silbernen Deckeln, Bürsten und Kämmen, einen weißen Briefumschlag. Das war etwas so Außerordentliches, daß er unwillkürlich sogleich kehrt machte. Und Hervey sowie alle Figuren neben, hinter und vor ihm bewegten sich plötzlich schnellen Schritts nach Toilettentischen, auf denen je ein Briefumschlag lag.

Er erkannte die Handschrift seiner Frau, und der Umschlag war an ihn gerichtet.

„Wie sonderbar," murmelte er vor sich hin.

Alles Sonderbare war unschicklich! Es verletzte ihn, daß Mrs. Hervey sich sonderbar benehmen konnte. Was hatte sie ihm zu schreiben, da sie doch wissen mußte, daß er zum Essen nach Hause kommen würde? — Es war einfach lächerlich! Und daß sie, seine Frau, einen Brief von ihr an ihn auf dem Tisch des Ankleidezimmers zurücklassen konnte, wo das Kammermädchen ihn finden mußte — das war unglaublich . . . unerhört! Unglaublich, unerhört, unerklärlich! Als dieser Gedanke ihm kam, überfiel ihn plötzlich ein Gefühl von Unsicherheit, als bewegte sich, was fest sein sollte, als schwankte der Boden unter ihm. Er riß den Brief auf, warf einen Blick auf den Inhalt und ließ sich auf einen Stuhl fallen, der neben ihm stand.

Er blickte auf die wenigen Zeilen, die hastig auf das Papier geworfen waren. — In seinen Ohren summte und dröhnte es: ein dumpfer, heftiger Lärm wie von fernen Gongs oder Trommeln. Und dieser betäubende Lärm schien aus den Worten hervorzudringen; zwischen den zitternden Fingern, die den Brief hielten. Er ließ ihn fallen wie etwas brennend Heißes, Giftiges,

Schmutziges. Er stürzte an das Fenster, riß es auf wie ein Mensch, der um Hilfe rufen will gegen Feuer und Mord.

Vor ihm lagerte sich abstoßend häßliche, trostlose Londoner Nacht über schmutzige Dächer und rauchende Schornsteine. Ein Windstoß schlug ihn wie mit einem naßkalten, dunstigen Tuche ins Gesicht. Er blickte, ohne zu sehen, auf ein Gewirr dunkler Wälle und endlos langer, gerader Reihen von Gaslichtern, die riesigen Schnüren feuriger Perlen glichen. Ein unheimlicher, fahler Schein, wie von einer ausbrechenden Feuersbrunst, bedeckte eine unförmliche, unbewegliche Fläche dunkler Dächer und Steinmassen.

Bei dem lauten Aufreißen des Fensters schien die bis dahin ruhende Außenwelt sich zu erheben und Hervey entgegenzuspringen. An sein Ohr drang aus weiter Ferne ein gedämpfter, ununterbrochener Ton gleich dem tiefen Murren eines ungeheuerlichen lebenden Wesens. — Vom Halteplatz der Droschken nahe dem Square drangen rauhe Stimmen und rohes Lachen herauf. Sie erklangen Hervey wie eine grausame Drohung. Er fuhr erschreckt zusammen, die Brust war ihm wie zugeschnürt, er atmete beklommen. Er trat zurück, stieß an ein Möbel hinter sich, blieb stehen, und, eine Hand auf die Stirn gedrückt, bemühte er sich, einen schrecklichen, unklaren Gedanken, der in seinem Kopfe umherirrte, festzuhalten, auszudenken. Endlich hatte er ihn erfaßt. Sein Gesicht hatte sich gerötet, er keuchte wie nach einer schweren, körperlichen Anstrengung. Er mußte den Gedanken vernehmlich aussprechen, um sich zu versichern, daß er ihn richtig erkannt habe. Aber er fürchtete sich vor seiner eigenen Stimme, vor irgendeiner Stimme. Einsamkeit und Schweigen waren das größte Glück des Menschen. Doch das war unerreichbar! Menschen sehen und werden gesehen, Worte gesprochen und vernommen, Gedanken erkannt! Alle Worte . . . alle Gedanken!

Darauf sagte er langsam und deutlich, die Augen zu Boden geschlagen: „Sie hat mich verlassen."

Es war entsetzlich — nicht die Tatsache; die Worte waren furchtbar, Worte voll geheimnisvollen Sinnes, wie sie im Traum gehört werden, und die ein Schicksal enthüllen. Sie erklangen hart, klar mit dem Widerhall einer Glocke. Er verfolgte sinnend den Weg der Tonwellen, wie sie Kreise zogen, immer wachsende, riesige Kreise: über Häuser, Dächer, Kirchen, Straßen, Plätze, Felder — immer weiter, immer weiter — weiter, als er es auszudenken vermochte.

„Und . . . mit diesem . . . Esel!" Das sagte er ebenso langsam und deutlich, wie: daß sie ihn verlassen hatte. — Erniedrigung . . . Erniedrigung und Schande, wohin er blickte, und woran er dachte! Nichts andres. Demütigung und Schande. — Nirgends ein Trost! — Was geschehen war, strahlte nur bittern, schmählichen Schmerz aus — Pein! — Der Gedanke tauchte in ihm auf, sein Herz müsse brechen, aber währte nur einen Augenblick. — Seine Lage würde kein Mitleiden erwecken, sie war jeglicher Größe, jeglicher Würde bar. — Es handelte sich um eine keineswegs sentimentale, vielmehr um eine durchaus nüchterne Sache. Was ihn verletzte, war etwas Schimpfliches — wie ein Fußtritt, ein Schlag mit der Hetzpeitsche.

Ihm wurde übel, physisch übel, als habe er in etwas Ekelhaftes gebissen. — Das Leben, das für einen wohlgeordneten Geist wie den Herveys etwas Kostbares sein sollte, erschien ihm auf einmal unerträglich.

Er hob den Brief wieder auf und setzte sich, um ruhig zu überdenken, warum seine Frau ihn verlassen — seine Frau ihn verlassen, Achtung, Wohlleben, Stellung, Frieden von sich habe werfen können, — so viel Gutes, das sie besessen hatte — für nichts! — Was konnte sie dazu verleitet haben? Er vermochte nicht, einen vernünftigen Grund für ihr Handeln zu entdecken. — Und er dachte an seine Frau aufmerksamer, sorgfältiger, umfassender als je zuvor. — Nur der Gedanke an eines, an die Hauptsache, der kam ihm nicht. Er sah sie als wohlerzogenes, junges Mädchen, als Ehegespons, als gebildete Frau, tüchtige Haushälterin, als Lady — aber nicht einen Augenblick zog er in Betracht, daß sie einfach ein Weib sei.

Wie eine Woge schlug die Erbitterung ob unverdienter Erniedrigung über ihn zusammen. — Warum mußte er — gerade er in so schmählicher Weise bloßgestellt werden? Es vernichtete mit einem Schlag alle Früchte einer mühevollen, schönen Vergangenheit. Er war das Opfer einer Handlung, geradeso schändlich und unverdient wie eine boshafte Verleumdung. Er blickte auf den Bankerott seines Glücks. — Alvan Hervey bankbrüchig! Es ließ sich nicht beschönigen, nicht entschuldigen, es war nicht aus der Welt zu schaffen. — Es half nichts, feierlich dreinzuschauen. — Ach, wäre sie doch gestorben!

Ja, wäre sie nur gestorben! Kein Flecken würde an ihm haften; weder seine besten Freunde noch seine schlimmsten Feinde hätten über seinen Verlust lächeln oder gar höhnen können. Kein Mensch würde sich darum gekümmert haben. Der Tod räumte so gründlich und reinlich auf. Und die Menschheit hat nie unterlassen, alle Gefühle über einen alltäglichen Vorfall wie den Tod eines Menschen unter einem Wust von Äußerlichkeiten und Phrasen zu verbergen. — Beileid! Bei Strafe von Unhöflichkeit muß es geheuchelt werden, wo es nicht besteht. Bei keiner Gelegenheit wird offenkundig mehr gelogen als bei einem Todesfall. — Ach, wäre sie doch gestorben! Man würde ihm einige Worte mit betrübtem Angesicht und trauriger Stimme gesagt, und er würde mit vorschriftsmäßiger Fassung in üblicher Form gedankt haben. — Es war kein Mangel an Präzedenzfällen, denen man entnehmen konnte, wie man sich bei solchen Gelegenheiten „korrekt" zu benehmen hatte. Ihr Tod würde kein Aufsehen gemacht haben. Wäre sie doch gestorben! Wie ruhig und zufrieden hätte er später noch leben können. — Und sie, die ihm nur Gutes verdankte, hatte sein ganzes Glück zerstört! Es war wahnsinnig von ihm gewesen, sich zu verheiraten, sein Lebensglück aufs Spiel zu setzen! Und wozu? Aber jedermann verheiratete sich. War alle Welt wahnsinnig?

Er grübelte über diesen neuen Gedanken und blickte auf. Da sah er zur Rechten und Linken Spiegelbilder sitzen, die ihn mit wilden Augen anglotzten gleich Abgesandten der wahnsinnigen Menschheit, die gekommen waren und ihn in seiner Erniedrigung schweigend beobachteten. Es war unerträglich. Er sprang auf, und die andern erhoben sich rings umher mit ihm. Er blieb

stehen, unbehaglich ob dieser stummen Überwachung. — Morgen würde alle Welt wissen, was ihm zugestoßen war. Die Dienerschaft im Hause mußte es noch am selben Abend erfahren.

Und daß er nichts bemerkt, nichts auch nur geahnt hatte! Die Frau war ein Ungeheuer, und ihn würde man für einen lächerlichen Narren halten. Es kochte in ihm. Er hätte laut aufschreien mögen.

Diese leidenschaftliche Aufregung ergrimmte ihn gegen sich selbst Sie war eines Mannes unwürdig. Er schämte sich ihrer. Er versuchte, sich zu entschuldigen: die Untat seiner Frau hatte ihn vergiftet. Er konnte nicht mehr der Alte sein. — Schrecklich!

Er quälte sich, ruhig nachzudenken: was war geschehen? — Sie hatte ihn verlassen. — Warum? — Er schüttelte den Kopf, er konnte es nicht fassen; aber das war kein Grund, sich leidenschaftlich aufzuregen. — Leidenschaftlich! — Ja! — Er blickte ängstlich um sich. Verbrechen können vergeben, Verluste wieder gut gemacht werden — aber Leidenschaft ist unverzeihlich. Und Leidenschaft hatte ihn überwältigt, hatte mit ihrer schmutzigen Hand das reine Gewand seines Lebens befleckt. Und alle Welt würde ihn in seiner Erniedrigung, in seinem Elende sehen. Alle Welt! — Er streckte beide Hände wie zur Abwehr gegen das Ungeheuerliche, Unerträgliche aus.

Er starrte auf den Teppich, nach Gründen der Beruhigung suchend. Und wie in einem Traume, schnell vorüberfliegend, doch deutlich, erhob sich ein Phantasiegebilde vor seines Geistes Augen: der Zusammenbruch der festen Mauern seines Hauses durch ein Erdbeben, einen Wirbelsturm. Er blickte auf die Ruinen, die Ruinen seines Glücks. Er spähte um sich wie ein Mann, der in Verzweiflung nach Waffen oder einem Verstecke sucht, und er fühlte, daß er wehrlos von einem übermächtigen Feinde in die Enge getrieben werde. — Und nirgends Hilfe!

Er sagte sich: „Ich muß so gut wie möglich darüber hinwegkommen," und er durchmaß das Zimmer langsamen Schrittes. — Was sollte er nun zunächst tun? „Ich will auf Reisen gehen. — Nein . . . Ich verstecke mich nicht." — Er könnte ja eine stumme, eine leichte Rolle spielen. Niemand würde es einfallen, mit ihm über die Niedertracht der Frau zu sprechen. Wohlerzogene Leute — und andre gehörten nicht zu seinem Kreise — hüteten sich, verfängliche Angelegenheiten zu berühren.

Sie war davongelaufen mit einem fetten, aufgedunsenen Esel von Zeitungsschreiber! — Warum? — Hatte er nicht alles getan, was sie von ihrem Gatten erwarten durfte? Sie verdankte ihm eine beneidenswerte gesellschaftliche Stellung, er hatte sie stets aufmerksam und rücksichtsvoll behandelt. Sein Benehmen war in jeder Beziehung tadellos gewesen. — Weshalb hatte sie ihn verlassen? — Weil sie sich verliebt hatte? Unsinn! — Unter dem Einflusse einer schamlosen Leidenschaft? Ja, das war es: schamlose Leidenschaft — sein eigenes Werk! Herr des Himmels!

Diese gemeine Seite seines häuslichen Unglücks erfüllte ihn mit Scham. Und im nächsten Augenblicke kam ihm der Gedanke, ob es nicht besser, weniger erniedrigend für ihn sein würde, die Ansicht aufkommen zu lassen, daß er

seine Frau mißhandelt habe. Das hörte man ja auch von vornehmen Leuten. — Alles würde sich besser ausnehmen als die schmutzige Wahrheit, daß er fünf Jahre lang mit einem lüsternen Weibsbild zusammengelebt habe — mit einer Dirne! Alles — Alles — auch Roheit! Doch gab er die Idee schnell wieder auf, um an eine gerichtliche Scheidung zu denken. Aber das war auch nicht besser. Trotz seiner Achtung vor Brauch und Gesetz erschien ihm der Gerichtssaal für Ehescheidungen nicht als eine würdige Zufluchtsstätte vornehmen Grams. Er erblickte darin vielmehr eine unreinliche Höhle, in der sich Männer und Frauen vor häßlicher nackter Wahrheit zu krümmen und winden pflegten. — So etwas sollte gar nicht erlaubt sein.

Dieses Weib! . . . Fünf Jahre verheiratet mit einer solchen Frau! Fünf Jahre . . . und bis zum letzten Tage niemals etwas gesehen, auch nur geahnt zu haben! — Er stellte sich vor, wie seine Bekannten untereinander geklatscht haben mochten: ob er denn blind und taub oder närrisch sei. — Dieses Weib! Er blind? — Durchaus nicht, aber wie hätte ein anständiger Mann an solche Verderbtheit denken können? — Er atmete auf. Ja! So wollte er sprechen, das war eine gute Idee: erhaben, würdig, moralisch. — Die in seiner Person triumphierende Moral! Das Bild hatte einen gewissen Reiz. Die Frau würde vergessen werden — in Vergessenheit begraben. — Er wiederholte: „Niemand würde eine Anspielung auf sie machen. Wohlerzogene Menschen hatten eine Abscheu davor, unreine Fragen zu berühren. — Hatten sie das wirklich? . . . Ja?“ . . . Nun, in seiner Gegenwart wenigstens würde nie von der Ehebrecherin gesprochen werden. — Er nahm den Brief wieder auf und zerriß ihn in kleine Stücke. Der Gedanke an mitleidige Freunde machte ihn mißtrauisch, ergrimmte ihn. Er schleuderte die Papierstückchen auf den Boden, wo sie vor seinen Füßen niederflatterten und sich auf dem dunkeln Teppiche wie ein geplatzter Schneeball ausnahmen.

Diesem Ausbruch von Wut und Ärger folgte sogleich wieder tiefe Entmutigung. — Der Schlag, unter dem Hervey zusammenbrach, war nicht einer, gegen den man sich wehren, den man zurückgeben, mit der Zeit vergessen kann; ein hinterlistiger Dolchstich hatte ihn getroffen und die geheimsten, im Grunde seines Herzens schamhaft verschlossenen Gefühle verletzt und bloßgelegt. Ein dunkler Vorhang war aufgezogen worden, und für einen kurzen Augenblick, zum ersten Male in seinem Leben, war ihm ein Einblick in die geheimnisvolle Welt der seelischen Leiden geworden. So, wie eine weite Landschaft sich unter einem Blitzstrahle plötzlich fahl enthüllt, erblickte Hervey das Gebiet seiner Unruhe, seines Grams, seiner Kränkung. Es war unermeßlich groß. Und in der Welt sollte er fortan leben. Er würde nie wieder ruhig, nie wieder froh werden. Der Gedanke war entsetzlich! — Der Vorhang senkte sich wieder, aber das hoffnungslose Bild, das Hervey erblickt hatte, ließ in seinem Geiste unbeschreibliche Traurigkeit, das Gefühl eines unwiederbringlichen Verlustes zurück: er hörte auf, einen Platz in der Gesellschaft, in seiner Welt einzunehmen. Hinter dem friedlichen Garten, in dem er so glücklich gelebt, hatte das Schicksal mit grausamer Hand die Pforte geschlossen. — Geh und suche dir ein neues Paradies! Arbeite im Schweiße deines Angesichts, dir ein

neues Leben zu schaffen! Du wirst dein Brot in Tränen essen und kannst einem andern Geschlechte enterbter Wanderer von dem gelobten Lande erzählen, in dem Blumen blühten und Milch und Honig flossen.

Er sammelte sich einigermaßen, aber die Brust blieb ihm wie zugeschnürt. Er fühlte sich verloren, so bejammernswert und wund, so ergriffen von seinem Gram, daß er kaum noch seine Tränen zurückhalten konnte.

Fünf Jahre hatte er in glücklicher, sorgloser Ehe gelebt, die ihm alles gebracht hatte, wonach er sich gesehnt. Er hatte sich an seine Frau gewöhnt, an ihre Person, ihr Lächeln, ihre Bewegungen, ihre Stimme, ihr Schweigen. Sie hatte eine reine Stirn, schöne Haare. Alles verloren: schöne Haare und schöne Augen! — Hundert Einzelheiten und Eigentümlichkeiten tauchten unwillkürlich vor ihm auf: ihr Gang, ihre Bewegungen, wie sie den Kopf hielt, wie sie seinen Namen aussprach — Alvan! — Alles das war sein gewesen, sein eigenstes Eigentum. — Er war wie ein Mann, der nach einer unglücklichen Spekulation die Liste seiner Verluste aufstellt und ob seines Verlustes aller Welt, sich selbst mit inbegriffen, zürnt. Und er würde darüber geweint haben, hätte nicht die Überzeugung, daß ein Mann nicht weinen darf, seinen quälenden Schmerz überlebt. Ausländer weinen, Ausländer töten auch bei solchen Gelegenheiten. Er bedauerte — und er schämte sich dessen — daß die Gebräuche und Ansichten der Gesellschaft, in der er lebte, und die ihm in Fleisch und Blut übergegangen waren, wohl gestatteten, einen Einbrecher niederzuschießen, die Ermordung des Ehebrechers aber verdammten. Früher hätte ihn ein solches Bedauern unmöglich überkommen können. Es war etwas Krankhaftes: das Verbrechen seiner Frau hatte ihn angesteckt. Sie war ein Scheusal, und nun keimten auch in ihm abscheuliche Gedanken ... und doch: er war durchaus kein absonderlicher Mensch. Wieviel Männer und Frauen mochten in diesem Augenblicke unglücklich sein und gleich ihm daran denken, ein Verbrechen zu begehen! — Es war erschrecklich Ähnliches in seinem Herzen zu bergen.

Er erinnerte sich aller Straßen, durch die er auf dem Wege von der Eisenbahn nach seinem Hause gegangen war. Es waren gute Straßen mit Häusern, in denen Leute wohnten, die zur guten Gesellschaft gehörten. Diese Häuser waren fest verschlossen, und hinter den Fenstern hingen Vorhänge, die jeden Einblick in das Innere abwehrten. Alle ähnelten seinem eigenen Hause. Und, wie bei ihm, so mochten in einer jeden dieser Wohnungen Kummer und Sorgen, Wahnsinn und Verbrechen hausen. Nichts drang davon in die Außenwelt. Ruhe und Stille waren vorherrschend in dem vornehmen Viertel. — Früher hatte das Hervey gefallen; er hatte es feierlich genannt; jetzt erschien es ihm unheimlich: Schweigen von Verschwörern und Verrätern! Er war gewiß nicht der einzige Unglückliche, und sein Haus nicht das einzige, in dem man litt — und doch ahnte niemand etwas davon; — aber er wußte! Er wußte, was in seinem Hause hinter den steinernen Mauern, den verschlossenen Türen und den dunkeln Vorhängen der Fenster verborgen wurde: Jammer und Elend ... der Gedanke an Mord!

Sein Blick fiel auf die Spiegelbilder, blieb daran haften. Er betrachtete sie aufmerksam. Das gewährte ihm eine gewisse Beruhigung. Sein Gesicht war weder verzerrt noch sonst auffallend verändert. Niemand hätte darauf das Geheimnis seines Unglücks lesen können. Auch sein Anzug verriet nichts. Das einzige, was er während dieser Prüfung seiner Person feststellte, war, daß seine Haare nicht in üblicher Weise glatt an dem gerade gezogenen Scheitel lagen. Das war nicht in Ordnung! Es konnte als ein Anzeichen innerer Aufregung gedeutet, durfte nicht geduldet werden.

Er trat schnell an den Toilettentisch und begann die Haare sorgfältig zu bürsten. Dabei sah er, daß sein Gesicht ungewöhnlich blaß war und einen fremden Ausdruck von Spannung trug. Das beunruhigte ihn. Er fuhr fort, die Haare zu bürsten und verblieb, ohne es zu wissen, weit länger als nötig bei dieser mechanischen Beschäftigung. Dabei glättete sich auch der Aufruhr in seinem Innern. Seine Gedanken begannen langsamer, träger zu fließen — gleich dem Strome heißer Lava nach dem Ausbruche des Vulkans. Er fühlte sich einigermaßen ruhiger, kühler — doch nur auf der Oberfläche. In seinem Innern wühlte noch immer heißer Grimm. Er warf die Bürsten auf den Tisch zurück und fluchte laut: dem erbärmlichen Lumpen, der elenden Frau! — Er steckte die Hände in die Tasche und starrte vor sich hin. „Ich bin nicht der Einzige."

Irgendwo wurde geklingelt. — „Nicht der einzige," wiederholte er. — Da wurde von neuem geklingelt . . . an seiner eigenen Haustür.

Das Herz klopfte ihm. — Ein Besuch! Wer? Warum? — Er wollte an den Flur stürzen, den Dienstboten zurufen, er sei nicht zu Hause, er sei verreist, irgendeine Entschuldigung. Er wollte keinen Besuch empfangen . . . nicht an diesem Abende . . . morgen vielleicht. Er war betäubt, erstarrt.

Noch bevor er wieder zu sich gekommen war, hörte er, wie unten im Hause die Tür schwer zugeschlagen wurde. Das Haus erbebte wie nach einem Donnerschlage. Er rührte sich nicht. Wie gelähmt stand er da. — Eine andre Tür wurde geöffnet — in seiner Nähe — und dann wieder geschlossen. Die Türe des Empfangszimmers. — Was sollte er tun? Er konnte doch nicht verschwinden, sich unsichtbar machen. Es wurde gesprochen. Unmöglich zu verstehen, was man sagte. — Und wieder ließ sich eine leise Stimme vernehmen.

Jemand stieg schwerfällig die Treppe herauf. — Ein Dienstbote? — Er zitterte. War er behext, daß es ihn in Todesangst versetzte, wenn er Menschen sprechen und gehen hörte? — Er lauschte. — Die Schritte kamen immer näher. Und plötzlich durchzuckte sein Gehirn ein unglaublicher Gedanke. Er schrie laut auf! „Was! Was!" — Und seine Stimme klang so schrill, aufgeregt, boshaft, daß er selbst darüber erschrak.

Jemand stand draußen vor der Tür. — Die Türklinke wurde langsam nach unten gedrückt. — Ihm schwindelte, er wankte zurück und ergriff die Lehne eines Sessels. — „O . . . Ha . . ." Er stöhnte und klammerte sich an die Lehne unter seiner Hand.

(Schluß folgt.)

Eine Reaktion in der Frauenfrage[1]).

Die „Deutsche Rundschau" hat vor einiger Zeit über die „Fortschritte der internationalen Frauenbewegung" (November 1905, S. 261—273) einige Mitteilungen gemacht, die sich auf den damals veröffentlichten Bericht über den internationalen Frauenkongreß zu Berlin 1904 stützten. Die Mitteilungen gaben Anlaß zu einigen kritischen Worten, die bei allem Wohlwollen für die Frauenbewegung angemessen schienen gegenüber dem stürmischen Tempo ihrer Fortschritte und Forderungen.

An unsre damaligen Bemerkungen mag sich heute die Anzeige eines Büchleins anschließen, das weit stärker nach rechts hinübergeht als jene Kritik, während es doch gleichfalls von einer Hand kommt, die, früher zum mindesten, mit eingegriffen hat in die Frauenbewegung und dieselbe in viel beachteter Weise gefördert hat. Die Verfasserin, die sich heute wie damals in das Pseudonym von „Felicie Ewart" hüllt, trat im Jahre 1895 mit der Schrift „Die Emanzipation in der Ehe. Briefe an einen Arzt", hervor. Sie wies darin die Reformaufgaben nach, die, unabhängig von dem erweiterten Kreise der neuen Bestrebungen, die der Frau oder dem Mädchen außerhalb des Hauses Raum schaffen wollen, innerhalb der Familie und der herkömmlichen Berufstätigkeit des Weibes durch deren erhöhte Leistungsfähigkeit, durch deren andersartige Erziehung und Bildung zu lösen sind.

Die neue Schrift von Felicie Ewart knüpft allerdings zum Teil an den Gedankengang des früheren Büchleins an. Indessen weit stärker betont sie jetzt den Gegensatz zu dem Standpunkte der Frauenrechtlerinnen. Ja, noch mehr — sie bekämpft so manchen der tatsächlich gesicherten Fortschritte auf diesem Wege als eine Enttäuschung derjenigen Erwartungen, die sie selber vor einem Jahrzehnt gehegt hat. Im übrigen wendet sie sich gegen unzweifelhafte Übertreibungen und Verirrungen, für die ein herzhaftes Wort aus dem Munde einer intelligenten Matrone, einer Gattin und Mutter, nicht zur Unzeit kommt. Daher der eigentümliche Titel der Schrift als einer „Abrechnung in der Frauenfrage" — die wahrscheinlich ebenso viel Beachtung finden wird wie die ältere Schrift, Beachtung freilich in einem andern Sinne.

So sehr die Frische und der Freimut der Verfasserin auch dieses Mal den Leser anmutet und zur Zustimmung lockt, so müssen wir doch zu manchem hier Gesagten ein Fragezeichen setzen und möchten dieses an Einzelheiten zeigen, die ihrerseits ebenso sehr an Übertreibungen zu leiden scheinen wie die Bestrebungen der Frauenrechtlerinnen nach der andern Seite hin.

Vor allem dasjenige, was Frau Felicie über die Erfolge des ärztlichen Frauenstudiums sagt. Fragt man nach den Erfolgen der weiblichen Studentinnen — sagt sie — so bekommt man stets dieselbe Antwort: Großer Fleiß, brennender Ehrgeiz, mangelnde manuelle Geschicklichkeit, Unfähigkeit, das Erlernte anzuwenden. Mit

[1]) Eine Abrechnung in der Frauenfrage. Von Felicie Ewart. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1906.

einem Wort: die Resultate langjähriger Studien liegen unverarbeitet vor, sie können jederzeit am grünen Tisch reproduziert werden, aber sie werden nicht in die Tat umgesetzt. „Dieses Urteil habe ich," sagt sie, „hundert- und hundertmal von berufener Seite aussprechen gehört, ich habe mich in früheren Jahren darüber bitter gegrämt, gegen seine vermeintliche Ungerechtigkeit protestiert, bis ich endlich einsehen lernte, wie zutreffend es ist . . . Die Konkurrenz mit dem Doktor und praktischen Arzt aufzunehmen, ist ein im großen und ganzen vergebliches Bemühen; ich glaube, darüber sind alle Unbefangenen einig. Von den vielen Studentinnen der Medizin, die in den letzten zwanzig Jahren promoviert wurden, hat sich keine einen bedeutenden Namen oder eine hervorragende Stellung als praktischer Arzt errungen. Wollten die Frauen aber ihre medizinische Bildung in andrer Richtung verwerten, wie segensreich könnten sie wirken, wie unübertroffen durch männliche Leistung würden sie dastehen. Es gilt nur ein andres Gebiet zu erobern, das der weiblichen Natur besser entspricht. Wir brauchen bessere Hebammen, geschulte Wochenbettpflegerinnen, Kinderwärterinnen, Krankenpflegerinnen überhaupt, wollen wir hinter England und Amerika nicht zurückstehen, die jenen Berufen längst die gebildete Frau zugeführt haben. Bei uns glaubt man immer eine Stufe auf der sozialen Leiter herabzusteigen, wenn man diese Erwerbszweige ergreift."

So weit Frau Felicie. Wir möchten uns einige Zweifel dazu gestatten. Einmal ist die Zahl der bisher promovierten Ärztinnen noch nicht so groß, wie es nach ihren Worten scheint. Auch ist (immer, wenn man von den bekannten Schweizer Universitäten absieht und sich auf Deutschland beschränkt) wohl noch nicht von einer Zeitdauer der „letzten zwanzig Jahre" zu reden; falls man statt dessen von den letzten zehn Jahren, ja noch einem kürzeren Zeitraum redet, kommt man der Wahrheit näher. Die Erfahrungen der Schweiz reichen freilich weiter zurück. Aber sie sind an einem so buntscheckigen Studentinnenmaterial gemacht, daß es nicht leicht ist, sie kritisch zu würdigen. Im übrigen ist es eine Tatsache, daß bereits vor dreißig Jahren in Zürich eine studierte und diplomierte Ärztin, Schweizerin von Geburt und Gattin eines Schweizer Professors obenein, mit großem Erfolge die Konkurrenz gegen die männlichen Ärzte aufgenommen hatte. Aus der einen Ärztin daselbst sind im Laufe der Jahre mehrere geworden.

Was Deutschland selber anlangt, so hat sich eine ähnlich erfolgreiche Konkurrenz neuerdings in Berlin aufgetan. In demselben Berlin, das bekanntlich an männlichen Ärzten Überfluß hat und es diesen sauer genug macht, für ihre Dienste Patienten zu finden, sind weibliche Ärzte in den letzten Jahren überraschend schnell durchgedrungen zu einer ansehnlichen Praxis. Ob unter diesen Damen bereits eine ist, die sich einen bedeutenden Namen oder eine hervorragende Stellung als praktischer Arzt errungen hat, wird sich schon deshalb nicht leicht sagen lassen, weil diese Qualitäten von ziemlich flüssigem Charakter sind. Aber selbst wenn wir die Frage bereitwillig verneinen, so beweist das nichts, weil angesichts einer ebenso kleinen Zahl männlicher Ärzte schwerlich jemand den Anspruch erheben würde, bedeutende Namen darunter zu finden. Müssen wir so hoch gespannte Ansprüche zur Geduld mahnen, so bleiben doch die bisher erreichten Resultate beweiskräftig genug. Die schnell erfolgte Aufnahme der Ärztinnen in die Bedarfssphäre der leidenden (weiblichen) Menschheit mit ihrem ewigen Weh und Ach, mit dem so oft bloß des Zuspruches, des Rates, des Trostes bedürftigen Leiden kann sich mit den Leistungen der üblichen männlichen Ärzte sehr wohl in eine Reihe stellen, zumal dann, wenn man berücksichtigt, daß gerade für allerhand kleinere Fälle ärztliche Hilfe verlangt wird, die das weibliche Geschlecht am liebsten von weiblichen Ärzten erwartet, und daß diese letzteren, so gut wie die männlichen Hausärzte, die ernsteren Fälle an die leistungsfähigeren Spezialärzte verweisen können.

Daß weibliche Wesen lieber Krankenpflegerinnen oder Hebammen werden sollten als Ärzte, das ist von Gegnern des Frauenstudiums schon öfter gesagt worden, enthält aber neben relativer Wahrheit ein teils hartes, teils aussichtsloses Verlangen.

Es ist gewiß richtig, daß in den Berufen unsrer heutigen Gesellschaft vieles besser bestellt sein könnte, wenn jeder, sei es männlichen, sei es weiblichen Geschlechts, denjenigen Beruf erfüllen wollte, zu dem er am besten geeignet ist, und mit dem er seinen Mitmenschen am besten dienen kann. Es ist nicht zu bestreiten, daß dieses wünschenswerte Ziel darum in vielen Fällen nicht erreicht, ja gar nicht angestrebt wird, weil in den mittleren Schichten (oder wie wir sie nun bezeichnen wollen) ein Drängen nach aufwärts, ja zum Teil nur ein Beharren in alten Bahnen stattfindet, das dieser Zweckmäßigkeit im Wege steht. In der Erörterung der Frauenfrage, soweit man darunter die Frage der Berufswahl und Berufsmöglichkeit der gebildeteren Schichten versteht, ist längst die Beobachtung gemacht worden, daß in jenen Berufsarten für weibliche Kräfte am meisten Raum zu gedeihlicher Arbeit ist, die am wenigsten von dem Schimmer haben, der die Betätigung in wissenschaftlichen und künstlerischen Berufen auszeichnet. Keine studierten Frauen, keine Ärztinnen, Lehrerinnen, Oberlehrerinnen u. dgl., nicht Malerinnen, Sängerinnen, Klavierspielerinnen in dem bekannten Überfluß, sondern intelligente Hebammen, Pflegerinnen, Schneiderinnen, Köchinnen, Haushälterinnen. Es gehört nicht viel Kenntnis des Lebens und der weiblichen Arbeit dazu, um zu wissen, wie groß das Angebot, wie schwer die Verwendung vielfach auf der einen Seite, wie groß der Mangel auf der andern ist, und wie viel besser es um die Lage vieler weiblicher Kräfte stände, wie viel besser dem Bedarf der Gesellschaft gedient werden würde, wenn eine entsprechende Änderung der Berufswahl einträte.

Die Hauptschwierigkeit, die dieser wünschenswerten Wendung im Wege steht, ist durch die Forderung angedeutet, es möchte doch das männliche Geschlecht dem weiblichen erst einmal mit gutem Beispiel vorangehen. Man muß mit einem sehr umschleierten Blick die Tausende und Abertausende, die unsre Universitäten bevölkern und von hier aus zu den verschiedenen studierten Berufsarten übergehen, man muß die alljährlich wachsende Fülle dieser Kräfte, die hinaufstreben zu dem traditionellen Ansehen der damit verbundenen Stellungen, mit sehr mildem Urteil betrachten, wenn man der Meinung sein will, in diesen Schichten zeige sich nicht der gleiche (oder viel stärkere) Widerspruch auf männlicher Seite wie in jenen Gebieten der weiblichen Arbeit. Nein, die Natur ist nicht so gnädig, alle diese Tausende, ja Hunderttausende mit Gaben auszustatten, die sie zu solchen Studien und Ämtern befähigen. Sie bilden sich auch selber nicht ein, daß sie solche Gaben besitzen. Was sie suchen, was sie wollen, ist einer jener Posten in den höheren Schichten der Gesellschaft, des Staates, für deren Erreichung es darauf ankommt, gewisse äußere Bedingungen zu erfüllen, deren innere Bedeutung von selber herabgedrückt wird durch Menge und Beschaffenheit der Talente, die ihnen genügen.

In sehr begreiflicher Weise ist dieses Drängen nach oben hin neuerdings befördert worden durch das Wachstum des Wohlstandes, der mit seinen Mitteln die Ehre sucht. Charakteristisch für diesen Zusammenhang ist auf unsern deutschen Universitäten heutzutage namentlich das unerhörte, seit Jahrzehnten sich steigernde Zuströmen zu dem Studium der Juristenfakultäten. Denn bei keinem Studium genügt (nicht der Idee, aber den Tatsachen nach) so sehr der Mangel an innerer Begabung und Neigung dafür, tritt so sehr das Begehren nach dem Vorzuge der dadurch errungenen Stellungen in den Vordergrund.

Wie will man das ändern? Durch mechanische Mittel wahrscheinlich nicht. Auch wird es längerer und bitterer Erfahrungen bedürfen, ehe eine Wandlung eintritt. Und mit welchem Rechte will man den aufstrebenden Kräften des weiblichen Geschlechts — angesichts solcher Vorbilder — die studierten Berufsarten verschließen, um sie auf die subalternen Dienste hinzuweisen? Denn es handelt sich bei diesen meist nicht einmal um ein Aufwärtsdrängen aus der sozialen Sphäre, der sie von Hause aus angehören; sie wollen nur in der sozialen Sphäre beharren, sie wollen nicht herabsteigen. Will man der Tochter des hochgestellten Vaters die Krankenpflege oder den Hebammenberuf statt des ärztlichen anweisen? Wäre das nicht das

extreme Gegenteil von dem, was wir an so zahlreichen Beispielen des männlichen Geschlechts heute beobachten?

Geschieht so etwas aus freier Erkenntnis, aus jener höheren sittlichen Freiheit, die jeden Beruf adelt, wohlan, so haben wir uns dessen zu freuen. Beispiele derart sind auch im einzelnen schon vorhanden. Es ist jener bekannte Marcella-Typus, den uns Mrs. Humphry Ward an der Heldin geschildert hat, die in entsagender Kraft eine Londoner Krankenpflegerin wird, um dann — in gleichem sozialreformatorischem Geiste — zu den Spitzen der Gesellschaft emporzusteigen. Den meisten wird es nicht gelingen, im Leben zu diesen Spitzen zu gelangen, die der Roman für die eine freigebig eröffnet. Aber tatsächliche Beispiele von solchen demütig-stolzen Frauen hat heute unser Leben schon. Wir kennen in unsrer Nähe die Tochter eines höheren preußischen Beamten, welche die Schneiderei zu ihrem Berufe erkoren hat und die mit der vornehmen Unbefangenheit dieser Berufswahl die ungemischte Hochachtung der besten Kreise der Gesellschaft erobert hat. Solche Beispiele wirken weiter, wenn auch langsam.

Es ist im übrigen, wie wir glauben, die Behauptung nicht ganz richtig, daß England und Amerika in dieser Frage soviel weiter sind als Deutschland. Jene beiden Länder haben einen weit bekannten Überfluß an Lehrerinnen, und zwar wesentlich infolge der neuesten Entwicklung des Frauenstudiums. Die Dienstboten-frage in den Vereinigten Staaten könnte nicht jene unbehagliche Zuspitzung erfahren haben, wenn alte Forderungen, die in Amerika selber wiederholt geäußert worden sind („Lady-helps") im Sinne des hier Erörterten erfüllt worden wären, statt jene Kluft zwischen niederen häuslichen Diensten und höheren Berufsarten der Frauen fortbestehen zu lassen, die wir bei uns zu Lande sattsam kennen.

Auf der andern Seite wissen wir, daß der Beruf der Krankenpflege, zumal in den organisierten Formen der katholischen und der evangelischen Kirche, längst Aufnahme gefunden hat in unsern besseren, höheren, gebildeten Schichten. Nur wird man so weit nicht gehen dürfen, diesen Beruf, und was ihm ähnlich ist, als Schranke zu setzen gegenüber höheren geistigen Bestrebungen, die nach Naturanlage und Leistungskraft, ja auch nach gewissen Richtungen des vorhandenen Bedarfs an ärztlicher Hilfe über jene Schranke hinausreichen. Oder es müßten zuvor einmal alle die minderbegabten männlichen Ärzte mit gutem Beispiele vorangehen und den für sie weit passenderen Beruf der Krankenpflege, oder was sonst derart hier herum liegt, für sich erwählen.

Wenn wir in den voraufgehenden Bemerkungen den neueren Fortschritten der Frauenbewegung den Schild vorgehalten haben gegen die Angriffe der Verfasserin, so möchten wir unsre desto wärmere Zustimmung äußern zu jenen Abschnitten ihrer Schrift, in denen sie sich gegen die extremen Richtungen der heutigen Frauenrechtlerinnen wendet, und zwar gegen diejenigen, die das sexuelle Leben in der Erziehung des weiblichen Geschlechts, in dem Verhältnis zur neuesten Literatur und deren vorgerücktesten Blüten, in den Bestrebungen zur Lockerung oder Aufhebung der Ehe betreffen.

Da heißt es unter anderm: „Ich habe niemals für die Holdseligkeit und reizende Unwissenheit geschwärmt, die vor fünfzig Jahren als das Ideal der Mädchenhaftigkeit gepriesen wurde. Wenn heute aber die jungen Mädchen eine Vorstellung von Monna Vanna mit atemloser Spannung verfolgen, und jene berühmte Szene, die ich für eine der geschmacklosesten Verirrungen eines großen Künstlers halte, verständnisvoll über sich ergehen lassen, so steigt mir alten Frau die Schamröte ins Gesicht. Dinge, die allenfalls in Herrengesellschaft nach einem guten Essen verhandelt werden können, schreit man ins Parterre hinaus, als ob es kein Allerheiligstes gäbe, woran niemand das Recht hat, zu rütteln. Einer früheren Generation wäre das unmöglich gewesen . . . Die Literatur," so meint die Verfasserin, „steht heute unter einem starken weiblichen Einfluß; nicht nur, daß man

in erster Linie für die Frauen schreibt, die Frauen selbst entwickeln eine sehr beachtenswerte schriftstellerische Tätigkeit und predigen im Gewande der Dichtung die neue Lehre von der Gleichheit der Geschlechter, von der berechtigten Forderung der lange unterdrückten Freiheit. Oft mit hinreißender Begabung, mit überzeugender Wärme wird die Notwendigkeit, sich auszuleben, geschildert. Niemand aber spricht davon, daß die Stunden des Auslebens meistens mit Jahrzehnten bitterster Not, härtester Seelenqual bezahlt werden ... Man täusche sich doch nicht über den unterwühlenden Effekt dieser modernen Richtung."

In dieser Weise sind in der neuen Schrift manche goldenen Worte gesprochen, die man in ihr selber nachlesen muß.

Die Masse der neuesten Literatur zur Frauenfrage wird immer unübersehbarer. Es ist nicht mehr möglich, sie zu verfolgen oder gar zu beherrschen, wenn man nicht die ganze Kraft ihr allein zuwendet, was nicht jedermann zu leisten imstande ist. Man muß sich mit einzelnen besonders hervortretenden Erscheinungen begnügen. Die im vorigen besprochene Schrift gehört zu den letzteren, und darum haben wir etwas länger bei ihr verweilt. Sie gibt verbreiteten Stimmungen Ausdruck von einer Seite her, die vorzugsweise Beachtung verdient. In ihren Übertreibungen und ihren Wahrheiten ist sie ein merkwürdiges Zeugnis.

W.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Die sommerliche Stille ist auf dem politischen Welttheater durch kein bedeutenderes Ereignis unterbrochen, die Friedensstimmung durch keine unerwartet aufsteigende Gewitterwolke beunruhigt worden. Die Begegnung zwischen dem Könige Eduard VII. und dem Kaiser Wilhelm II. hat in der Mitte des Augustmonats in Cronberg mit großer Herzlichkeit stattgefunden. Die Spannung, die so lange nicht nur zwischen den beiden Völkern, sondern auch den beiden Höfen bestanden, scheint dadurch wenigstens für die nächste Zeit gewichen zu sein. Unter der Herrschaft der Liberalen im Unterhause und in der Regierung ist in dem englischen Volke ein gewisses Nachlassen des kriegerisch angehauchten Imperialismus eingetreten; die inneren Fragen und die sozialen Verbesserungen haben die ehrgeizigen Bestrebungen nach außen in den Hintergrund gedrängt, und der Einfluß der Arbeiterpartei macht sich in den Debatten und Beschlüssen des Unterhauses stärker geltend, als man es unmittelbar nach den Wahlen erwartete. Durch die Einschränkung der Rüstungen sucht die Regierung dem allgemeinen Wunsche entgegenzukommen und einen etwaigen Beschluß der Friedenskonferenz, die für das nächste Jahr im Haag geplant ist, in dem Sinne der allgemeinen Abrüstung vorzubereiten. Die Aussöhnung mit Deutschland gehört zu dem liberalen Programm und erscheint um so wünschenswerter, je aussichtsloser die Annäherung an Rußland geworden ist. Es ist nicht allein der reaktionäre Umschwung in Rußland, nach der Auflösung der Duma, der dem liberalen englischen Ministerium die Freundschaft mit dem Zarenreiche erschwert, auch die asiatischen Interessen und Bestrebungen der beiden Mächte erweisen sich einmal wieder als unvereinbar. Seit Jahrzehnten ist Persien der Gegenstand der Begehrlichkeit beider Mächte; politisch und wirtschaftlich suchen sie das Land unter ihre Oberherrschaft zu bringen. Die Fortschritte Rußlands in Mittelasien, der Bau seiner Eisenbahnen, die den Grenzen Persiens immer näher rückten, die Vermehrung seiner Handelsschiffe auf dem Kaspischen Meere und das Geschick, mit dem die Regierung die ewigen Geldverlegenheiten des Schahs zu benutzen wußte, um Vorteile für die Einfuhr russischer Waren zu erlangen, sicherte eine geraume Weile den Russen den Vorsprung vor ihren Nebenbuhlern. Der Ausgang des russisch-japanischen Krieges und die innere Zersetzung des Reiches haben aber dem russischen Ansehen in Persien einen harten Stoß versetzt. Die Furcht vor dem mächtigen Nachbar ist gewichen, und mit dem Ausbleiben der Geldunterstützungen ist bei dem Schah und seinen Großen auch der russische Einfluß gesunken. Eine Hungersnot rief vor einigen Wochen eine Volksbewegung in Teheran, der Hauptstadt des Landes, hervor, an deren Spitze sich die Geistlichkeit und die Kaufmannschaft stellten. Die Absetzung des Großwesirs, dem man die Teuerung zuschrieb, wurde unter Drohungen gefordert, und als die Soldaten gegen die Massen vorgingen, flüchteten Tausende in den weiten Park der englischen Gesandtschaft. Der Auszug der Geistlichkeit und der Studenten aus der Stadt nach einem nahegelegenen Heiligtum, die Schließung aller Bazare und die wachsende Unruhe in den Provinzen zwangen die Regierung zum Nachgeben. Der Wesir wurde entlassen und der Schah Muzaffer-ed-din ließ seinem Volke verkündigen, daß er ein persisches Parlament berufen würde. Daraufhin kehrten die Mollahs nach Teheran

zurück, als große Freunde der Engländer, deren Einfluß auf den Hof sie die günstige Wendung zuschrieben. Kommt wirklich eine persische Volksvertretung zustande, so wird eine starke Partei in ihr stets den englischen Interessen zu Willen sein, um so sicherer, wenn sich die Engländer nach oben wie nach unten als freigebige Leute erweisen. Für die russischen Bestrebungen in Persien droht die Umwandlung der Verfassung des Landes verhängnisvoll zu werden; es wird großer Anstrengungen von seiten der Russen bedürfen, um nur ihre wirtschaftliche Stellung in den nördlichen Landschaften Persiens aufrechtzuerhalten, wo sie bisher eine Art Handelsmonopol ausübten; an eine Ausdehnung ihrer Einfuhr in das Innere und die Erwerbung einer Flottenstation am Persischen Golf — vor dem Kriege gegen Japan war es ein Traum des russischen Ehrgeizes — ist für die nächste Zeit nicht zu denken. Neben Persien steht noch immer Ägypten im Vordergrund des englischen Interesses und der englischen Sorge. Zwar ist es von der angeblich so gefährlichen Bewegung der Ägypter gegen die Fremden wieder still geworden, aber die Grenzregulierung zwischen Ägypten und der Türkei auf der Halbinsel des Sinai ist noch immer nicht vollzogen, und die Kämpfe zwischen Türken und Beduinen in dem südlichen Arabien währen noch ohne Entscheidung fort. Grund genug für England, die Augen in bezug auf den „näheren Orient" offen zu halten und ein friedliches Verhältnis mit Deutschland zu pflegen, da die englisch-französisch-russische Allianz wieder einmal als Seifenblase zerplatzt ist.

Die verhältnismäßige Ruhe in der Weltpolitik lenkt in allen Ländern die Aufmerksamkeit und das Interesse in erhöhtem Maße den inneren Zuständen und Parteiungen zu. In Deutschland sind die Geschäfte und Angelegenheiten der Kolonialabteilung seit Monaten der Gegenstand immer leidenschaftlicherer Erörterungen geworden und bilden mit allem, was sich allmählich daran als Staub und Schmutz festgesetzt hat, den Mittelpunkt der inneren Politik. Einundzwanzig Jahre sind es her, daß Deutschland Kolonien besitzt: in der Südsee, in Afrika und China. Noch immer nicht zur Freude und Zufriedenheit der Nation. Von Anfang an hat ein großer Teil des deutschen Volkes diesen Unternehmungen unlustig und mißtrauisch gegenübergestanden. Männer voll von Geist und Scharfsinn, Welterfahrung und Weitblick auf den verschiedensten Gebieten, wie Ludwig Bamberger und Eugen Richter, haben sich nicht von ihrer kolonialen Abneigung bekehren lassen. Ihr Mißtrauen gegen die Fähigkeit und die Kapitalskraft der deutschen Nation zur Gründung und Behauptung von Kolonien ist wie ihre politische Geringschätzung von dem Werte der Kolonien überhaupt gleich unüberwindlich gewesen. Und diese Meinung wird, wenn auch nicht mit der Heftigkeit und Schroffheit der ersten Kämpfe, noch heute von vielen im Reichstage, in der Presse und im Volke, von der sozialdemokratischen Partei ganz abgesehen, geteilt. Kein großer Erfolg in unsern Kolonien hat die Massen eines besseren belehrt. Kein Gold, keine Diamanten werden dort gefunden, die Auswanderung dahin ist nicht verlockend, noch immer zieht der deutsche Auswanderer die Vereinigten Staaten allen andern Gebieten vor. Die wirtschaftliche Entwicklung hat mit den Hoffnungen, welche die Kolonialfreunde auf sie setzten, nicht Schritt gehalten. Der kriegerische und patriotische Zug, der bei dem Aufstande der Herero im Januar 1904 durch Deutschland ging, ist in der langen Dauer eines an Enttäuschungen reichen Kleinkrieges, der sich nun schon in das dritte Jahr in unaufhörlichen, mühevollen und gefährlichen Märschen und Gefechten hinzieht, erstorben und hat der Kolonialmüdigkeit und dem Kolonialunmut den Platz räumen müssen. Die Reichstagssitzung endete unter dem Druck dieser Stimmung am Montag, den 28. Mai, mit einem schrillen Mißklang. Zentrum, Volkspartei und Sozialdemokratie lehnten den Weiterbau der Eisenbahn von der Lüderitz-Bucht über Kubub nach Keetmanshoop, die Erhöhung der Unterstützungsgelder für die geschädigten Ansiedler und die Ausgestaltung der Kolonialabteilung zu einem besonderen Reichsamt ab. Alles mußte somit in Berlin wie in Südwestafrika im alten Regime bleiben. Seitdem hat der Reichstagsabgeordnete Erzberger, der in den kolonialen

Angelegenheiten sein eigentliches parlamentarisches und journalistisches Arbeitsgebiet pflegt, den Minierkrieg gegen die Kolonialabteilung fortgesetzt. In der Abteilung haben ungetreue Beamte, die einen entlassen, die andern noch im Dienst, schnöden Mißbrauch mit Nachrichten, Mitteilungen und Aktenstücken getrieben, die zu ihrer Kenntnis kamen. Sie wußten sich mit Abgeordneten des Zentrums und der freisinnigen Volkspartei in Verbindung zu setzen. Zu spät wurde ihr verräterisches Treiben entdeckt. Zugleich aber kamen auch die unlauteren Beziehungen zur öffentlichen Kenntnis, die ein höherer Offizier zu den Vertretern der Firma Tippelskirch & Compagnie unterhielt. Diese Firma besitzt durch einen Vertrag mit dem Reiche eine Art Monopol für die Bekleidung und Ausrüstung der Schutztruppen. In der Friedenszeit hatte sich niemand, bei dem bescheidenen Umfang des Geschäfts, um den Vertrag gekümmert; erst mit dem Ausbruch des Krieges, als die Kosten der Ausrüstung immer höher stiegen, wurde er von der Budgetkommission des Reichstages zur Prüfung herangezogen. Die Meinung ging dahin, daß er für das Reich nicht vorteilhaft und seine Kündigung wünschenswert sei. Das Unbehagen des Publikums bei diesen Enthüllungen wuchs noch, als das Verhältnis des preußischen Ministers der Landwirtschaft, Podbielski, zu der Firma Tippelskirch, das halb vergessen war, wieder durch die Presse in Erinnerung gebracht wurde. Herr von Podbielski ist durch Aktien, die er auf seine Gattin hat übertragen lassen, an den Geschäften der Firma beteiligt gewesen, und die Empfindung vieler Kreise hätte es für anständiger und der preußischen Tradition für angemessener gehalten, wenn er sein Verhältnis zu der Firma gelöst oder sein Amt niedergelegt hätte. Der Minister ist das Schoßkind der ostelbischen Agrarier, und die Frage seines Abgangs oder seines Bleibens auf seinem Posten ist dadurch aus einer moralischen zu einer politischen geworden. Schon aber ist sie von der neuesten Sensation beiseitegeschoben: der Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg hat am 3. September seine Entlassung als Chef der kolonialen Abteilung erbeten und erhalten, und der bisherige Direktor der Darmstädter Bank, Bernhard Dernburg, ist auf Vorschlag des Reichskanzlers durch das Vertrauen des Kaisers an seine Stelle berufen. Ein solcher Bruch mit allen Gewohnheiten des preußischen Beamtentums und der preußischen Hierarchie hat natürlich die größte Bewegung hervorgerufen. Dieser Sprung in das amerikanische System ist allen, nicht nur den Geheimräten, unerwartet gekommen und hat auch für den ruhigen Beobachter sein problematisches Aussehen. In der Welt, der er bisher angehörte, gilt Bernhard Dernburg als ein energischer, seine Ziele rücksichtslos verfolgender Mann, mit scharfer finanzieller Witterung und glücklicher eiserner Hand, der durch die amerikanische Schule der Vorurteilslosigkeit gegangen ist; aber in der Bureaukratie und in der Politik ist er ein neuer und ein unerfahrener Mann. Gewiß hat die Verwaltung und die Entwicklung unsrer Kolonien unter dem Mangel einer hervorragenden kaufmännischen Leitung gelitten; zahllose Mißgriffe und Irrungen hätten vermieden, ein doppelt so rasches Tempo des Fortschritts eingeschlagen werden können, wenn ein echter Kaufmann mit unbeschränkter Vollmacht an der Spitze gestanden. Von diesem Standpunkt aus dürften alle, wie die deutsche Bankwelt, die sich durch die Berufung eines der Ihrigen auf einen so verantwortungsreichen Posten geehrt fühlt, die Wahl Bernhard Dernburgs begrüßen; allein bei den deutschen Kolonien handelt es sich doch nicht nur um Handelsgeschäfte und wirtschaftliche Unternehmungen, soziale, politische und militärische Dinge sprechen überall mit und bilden die eigentlichen Schwierigkeiten der Verwaltung. Der sympathischen Persönlichkeit des Erbprinzen zu Hohenlohe hätte man einen würdigeren Abgang gewünscht als diese sang- und klanglose Entlassung. Nachdem die Entscheidung des Reichstages gegen ihn ausgefallen war, hätte er gehen sollen. Hoffentlich ist nach diesem ersten verunglückten Versuch das staatsmännische Talent, das in dem ehemaligen Regenten der Herzogtümer Coburg-Gotha steckt, nicht für immer dem Dienst des Reiches verloren.

Gegen Schreckensnachrichten aus Rußland hat sich allmählich das Gefühl des Auslands abgestumpft. Man ist daran gewöhnt, daß jeden Tag höhere oder niedere

Beamte ermordet, Banken oder Staatskassen geplündert werden. Niemand hat erwartet, daß die Verhängung des kleinen oder des großen Belagerungszustandes über drei Viertel des europäischen Rußlands das Geringste an diesen Dingen ändern würde. Dennoch haben die neuesten Meldungen durch die Größe des Schreckens und die Verwegenheit der Verbrecher überrascht. Am Sonnabend, den 25. August, wurde im Landhause des Ministers Stolypin auf der Apothekerinsel bei Petersburg in den Vormittagsstunden ein Bombenattentat verübt. In einem offenen Wagen waren die Täter vorgefahren, der eine in der Uniform eines Gendarmerieoffiziers. Da die Besuchsliste schon geschlossen war, verweigerten die Diener ihnen den Zugang zu den Zimmern des Ministers. Es scheint, als hätten die Verschworenen sich gewaltsam den Eintritt erzwingen wollen; im Handgemenge explodierte die Bombe, die der eine in seinem Helm trug. Die Wirkung war eine fürchterliche, das halbe Haus wurde zerstört. Siebenundzwanzig Personen starben auf der Stelle, unter ihnen drei der Verbrecher, der vierte soll lebend verhaftet worden sein. Unter den vielen schwer Verwundeten befinden sich die beiden Kinder Stolypins, eine Tochter und ein Sohn im jugendlichsten Alter, die auf dem Balkon des Hauses standen. Der Minister selber, der sich in seinem Arbeitszimmer aufgehalten, blieb unverletzt. „Ich finde keine Worte, um meine Entrüstung auszudrücken," telegraphierte ihm der Zar, „und danke Gott, daß er Sie beschützt hat." Aber schon am Abend des nächsten Tages erschoß ein junges Mädchen, angeblich eine Bäuerin, auf dem Bahnhof von Peterhof den General des Semenowskyschen Regiments, Min: sie feuerte fünf Revolverschüsse auf ihn ab, die ihn im Rücken trafen. Die Semenows hatten sich bei der Unterdrückung des Aufstandes in Moskau, Weihnachten 1905, besonders hervorgetan, und ihr Führer stand seitdem auf der schwarzen Liste der Revolutionspartei. Sie hat denn auch am 5. September eine Bekanntmachung veröffentlicht, in der es heißt: General Min sei auf Grund eines Richterspruches der fliegenden nördlichen Abteilung der revolutionären Sozialisten getötet worden. Zu Interlaken, im Hotel Jungfrau, erschoß eine junge Russin, eine Generalstochter Tatjana Leontiew, an der Wirtstafel am Mittag des 1. September einen französischen Touristen, weil sie ihn für den Minister Durnowo hielt, zu dessen Ermordung sie auserwählt worden sei. Als Gegenstück zu diesen Taten der Revolution stellt sich die grauenvolle Judenverfolgung in der polnischen Stadt Siedlce durch den Pöbel, die Polizei und die Soldaten in den Tagen vom 8. bis zum 11. September dar. Zweihundert Menschen wurden getötet und verwundet und eine Reihe von Häusern durch Kanonenschüsse zerstört. Was will der Fülle und Schrecklichkeit dieser Untaten gegenüber die Versicherung der Regierung bedeuten, daß sie stark genug sei, jeden Aufstand zu unterdrücken und allmählich auch die Verbrechen gegen Leben und Eigentum zu verhindern! Gewiß fehlt es zurzeit der Revolutionspartei an Mitteln, Streitkräften und Entschlossenheit, einen Aufstand im großen Stil oder den Generalstreik zu beginnen, aber den Kleinkrieg setzt sie unverdrossen und erfolgreich fort. An gutem Willen, den schlimmsten Schäden des Landes und der Verwaltung zu helfen, fehlt es der Regierung nicht. Zu den fünfzehn Millionen Rubel für die von der Hungersnot heimgesuchten Provinzen, welche die Duma bewilligt hatte, sind neue fünfzig Millionen angewiesen worden, die durch eine innere Anleihe aufgebracht werden sollen. Um den Landhunger der Bauern zu befriedigen, hat der Zar 1 800 000 Deßjätinen Land der Krondomänen zum Verkauf durch die Bauernagrarbank freigegeben. Eine große Anzahl landarmer Bauern kann dadurch, eine kluge und gerechte Parzellierung vorausgesetzt, in den Besitz eines kleinen eigenen Grundstücks kommen. Aber die Durchführung einer solchen Maßregel erfordert Zeit und hängt von der Beruhigung und Aufklärung der Massen ab, die jetzt noch der Überzeugung sind, dank der Brandreden und Schriften der Aufwiegler, daß alles Land den Bauern zugeteilt werden müsse, nicht nur das Krongut, sondern auch das Kirchengut und der Privatgrundbesitz, unverzüglich und unentgeltlich. Wie in der Landfrage tritt auch in den politischen Fragen die Regierung, wenigstens in ihren Erlassen und Proklamationen, reformfreundlich auf. Sie will jede Unordnung

unterdrücken und dehnt zu diesem Zwecke die Kriegsgerichte aus, aber auf dem konstitutionellen Wege verharren und zwischen den liberalen Bestrebungen und den gewalttätigen Umtrieben eine scharfe Scheidelinie ziehen. Die zwei Strömungen, die seit dem Beginne der Volksbewegung an dem blutigen Sonntag, dem 22. Januar 1905, den Hof und die leitenden Kreise trennen: die rückläufige und die fortschrittliche, bekämpfen sich noch heute, mit stets wechselndem Erfolge, bei der angeborenen Unentschlossenheit des Zaren.

In Frankreich bereitet man sich auf staatlicher wie auf kirchlicher Seite zu neuen Kulturkämpfen vor. Die Botschaft des Papstes an die Bischöfe, welche die Bildung von Kirchengemeinden im Sinne des Gesetzes untersagt und nur unter der Obhut und Leitung der Bischöfe Vereine zur Aufrechterhaltung des Gottesdienstes gestatten will, wird von der Regierung als eine Kriegserklärung betrachtet. Die Sorge, daß unter dem Schutze des Gesetzes sich in der Kirche Frankreichs gallikanische Tendenzen und eine national-kirchliche Bewegung „Los von Rom!" entwickeln könnten, soll Pius X. zu seiner schroffen Haltung bewogen haben. Bei verschlossenen Türen, unter dem strengsten Ausschluß der Presse, haben die französischen Bischöfe in Paris vom 4. bis zum 7. September eine Versammlung abgehalten. Bindende Beschlüsse scheinen sie nicht gefaßt zu haben, sondern es im Sinne des Papstes, bei passivem Widerstand, auf einen Zusammenstoß mit der Staatsgewalt ankommen lassen zu wollen. Im Dezember dieses Jahres läuft die Frist ab, die nach dem Gesetz zur Bildung der neuen Kirchengemeinden vorgesehen war, und wo diese fehlen, tritt die weltliche Gemeinde in den Besitz der Kirchen. Die Bischöfe rechnen nun damit, daß die Staatsgewalt nach den Erfahrungen, die sie in den ersten Monaten dieses Jahres mit den Inventuraufnahmen in den Kirchen gemacht hat, es nicht wagen würde, durch die Verhinderung des Gottesdienstes neue und noch gefährlichere Tumulte heraufzubeschwören. Und für eine Weile mag die Rechnung stimmen; die Mehrzahl der Gemeindevertretungen wird zweifellos die Kirchen dem Gottesdienst zunächst nicht entziehen, aber alle werden die Kirchen fortan als ihr Eigentum betrachten, das sie unter Umständen auch zu andern als zu Kultuszwecken verwenden können. Auf die Dauer läßt sich ein solcher Zustand nicht aufrechterhalten, ebensowenig, wie man hoffen darf, durch freiwillige Gaben vierzig Millionen Franken jährlich für den Unterhalt des Klerus und zwanzig Millionen für den Gottesdienst aufzutreiben. Früher oder später wird sich die katholische Kirche in Frankreich im Einvernehmen mit dem Gesetz organisieren müssen; eine Institution, die für die kirchlichen Bedürfnisse so vieler Millionen zu sorgen hat, kann nicht von der Hand in den Mund leben, in Häusern, die ihr nicht gehören. Die auswärtige Politik steht in Frankreich ganz unter dem Zeichen der Freundschaft mit England. Als Symptom dafür konnte die Rede gelten, mit der in Compiègne der mit der Leitung der Manöver beauftragte General Michel bei dem Festmahl die dazu eingeladenen fremden Offiziere begrüßte. Nachdem er das Wohl der fremden Staatsoberhäupter und Armeen in üblicher Weise ausgebracht hatte, wandte er sich besonders an den englischen General French, dessen Anwesenheit bei den Manövern er als einen neuen Beweis der Sympathien König Eduards für Frankreich und der herzlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen bezeichnete.

Auf der Insel Kuba ist seit einigen Wochen ein Aufstand gegen den Präsidenten der Republik, Palma, ausgebrochen. Die Liberalen warfen ihm die Beeinflussung der Wahlen, die Willkür und Gewalttätigkeit seiner Verwaltung vor. An der Spitze der Aufständischen steht Pino Guerra, der den Kleinkrieg bisher mit günstigem Erfolg zu führen scheint. Kuba ist also trotz des Einflusses der Vereinigten Staaten dem Schicksal der Republiken Mittelamerikas nicht entgangen, aus einem Aufstand in den andern, aus einer Parteiregierung in die andre zu fallen und bei der beständigen Anrufung der Freiheit und Unabhängigkeit nur die Tyrannen zu wechseln. Wie lange noch werden alle diese Zerrbilder von Staaten die Geduld und die Enthaltsamkeit der Yankees auf die Probe stellen?

Literarische Rundschau.

Theodor Fontane als Erzähler.

Gesammelte Werke von Theodor Fontane. Erste Serie: Romane und Novellen. Zehn Bände. Berlin, F. Fontane & Co.

Die Verlagsbuchhandlung von F. Fontane & Co. bereitet eine Gesamtausgabe sämtlicher Schriften Theodor Fontanes vor. Sie soll in drei Abteilungen zerfallen; an die erste, die uns abgeschlossen vorliegt und Fontanes Erzählungen umfaßt, sollen sich zwei folgende anschließen, in denen seine autobiographischen Schriften, seine Reiseschilderungen, seine Rezensionen, seine Briefe und sein literarischer Nachlaß Aufnahme finden werden.

Unter die Erzähler ist Theodor Fontane trotz der Balladendichtung seiner Jugend verhältnismäßig spät gegangen. Hart an der Schwelle der sechziger Jahre veröffentlichte er seinen ersten Roman „Vor dem Sturm" im Jahre 1877 bei Wilhelm Hertz in Berlin. Er hatte längst den Ruhm und Ruf eines ausgezeichneten Journalisten, eines in seiner Art unübertrefflichen Schilderers der Mark Brandenburg und eines populären Darstellers der Kriege von 1864 und 1866. Unwillkürlich maß man die neue Leistung an der Vollendung der früheren und fand sie dieser nicht ganz gleichwertig. Der Stoff — die Schilderung der märkischen Zustände und Stimmungen im Winter von 1812 auf 1813 — entbehrte zu sehr des tieferen Interesses, da die Geschichte gerade in dem historischen Moment abbricht, wo sie für die Enkel, denen sie erzählt wurde, überhaupt erst lebendig werden konnte, mit dem Beginn des Befreiungskrieges; und die Form entbehrte des Maßvollen und Ausgeglichenen. Wenn Fontane, wie ich aus einer Anmerkung in dem ersten Bande der „Briefe an seine Familie" ersehe, übrigens schon 1866 die Arbeit an dem Roman begonnen hat, so begreift es sich leichter, daß dem Werke die innere Geschlossenheit und die den Leser festhaltende Spannung fehlt. Die Einzelheiten und Arabesken der zuständlichen Schilderungen, die das Interesse des märkischen Wanderers erregten, überwucherten die eigentliche Geschichte, und die vielen Halbtöne und Solostimmen ließen die Hauptstimmung nicht zum Durchbruch kommen. Statt eines starken, durchgehenden Leitmotivs hören wir immer nur einen kurzen, bald verklingenden Anschlag der Saiten, statt sich zu verdichten, zerfließt die Handlung. Der Eindruck auf den Leser ist darum auch heute noch kein nachhaltiger. Billig erkennt man den Fleiß und die genaue Beobachtung des Details in dieser Mosaikarbeit an, aber man blättert eben in einer Chronik des Landes Lebus und vergißt völlig, daß alle diese gleichgültigen Dinge sich im Winter von 1812 auf 1813 zugetragen haben sollen. Fontane ließ sich jedoch durch den geringen Erfolg seines ersten Romans in der Kritik wie im Publikum nicht einschüchtern: er mag ihn selbst nur als Versuch betrachtet haben und setzte seine Tätigkeit unverdrossen fort, bis an sein Lebensende. Und wenn ich auch zweifle, daß die

tiefste Wurzel des Genies der Fleiß ist, Fontanes Eifer und die Selbsterziehung und Schulung, die er in jeder seiner Erzählungen an sich übte, wurden belohnt, sie konnten ihm das angeborne Fabuliertalent, das er nicht hatte, nicht völlig ersetzen, aber sie siegten über den Widerstand der dumpfen Welt und die eigene Unzulänglichkeit. In zweien seiner Dichtungen, in „Irrungen Wirrungen“ und „Effi Briest“ hat er einen Höhepunkt deutscher Erzählungskunst erreicht und sich zu den Meistern als Ebenbürtiger gesellt. Der Glanz, der von ihnen ausstrahlt, schimmert auf seine ganze epische Arbeit zurück und gibt auch dem minder Vollkommenen Reiz und Wert.

Theodor Fontane ist von der Schilderung der Landschaft, der märkischen Dörfer, Schlösser und Landstädte und der historischen Anekdote zu der Erzählung gekommen. Überall ist das Idyllische der Untergrund und etwas wie ein Balladenmotiv — in „Grete Minde“ und in „Ellernklipp“ — der Kern seiner Geschichten. In dem Roman „Vor dem Sturm“ bilden die Schilderung der Gutshöfe, Dörfer und Landstädtchen im Oderbruch und des alten Berlins von der Behrenstraße und dem Wilhelmsplatze bis zu dem Windmühlenberg vor dem Prenzlauer Tor, in der Erzählung „Unwiederbringlich“ die Ostseeküste des nördlichen Schleswigs, Kopenhagen mit seinen Königsschlössern, in der Novelle „Cécile“ die Harzlandschaft um Thale, in dem Roman „Effi Briest“ das alte märkische Herrenschloß und die kleine Stadt Kessin mit ihrem Seebade in Hinterpommern nicht nur die Grundlagen der Geschichten, geben ihnen nicht nur den Lokalton, sondern sind im tieferen Sinne auch ihr Anfang und Ende. Fontane war ein Bewunderer Walter Scotts sein Leben lang, von Dickens liebte er vor allem seinen Roman „David Copperfield“. Ihre Vorliebe für die breite Ausmalung des Zuständlichen, ihre Kunst, die Figuren mit der Szenerie zusammenwachsen zu lassen, hat es ihm angetan. Was für Walter Scott das schottische Hochland, das ist für Fontane Berlin und die Mark. Er wird nicht müde, sie zu durchwandern und zu beschreiben. Es macht ihm nichts aus, wenn er sich im behaglichen Dahinschlendern und Plaudern auf die entlegensten Seitenpfade verliert; in dem Roman „Der Stechlin“ bildet die beständige Abschweifung von der eigentlichen Geschichte die Hauptsache des Buches. Denn an der Ab- und Ausrundung, an der kunstvollen Entwicklung der Erzählung liegt ihm nichts, selbst an den Schicksalen seiner Helden und Heldinnen nimmt er weder sentimental noch pathetisch einen innigeren Anteil: ihm ist es nur um das Plaudern und Schildern an sich zu tun. Bald zieht der Anblick einer seltsamen Baulichkeit oder eines alten Gemäldes, eine Anekdote oder ein Spuk die Aufmerksamkeit des Erzählers von der Hauptsache ab, bald ergeht er sich in literarischen oder theologischen Auseinandersetzungen und Kontroversen. Ihn stört die Kleinheit des Bildes und die unverhältnismäßige Größe der Arabeske und des Rahmens nicht. Plaudern ist sein eigentliches Talent, immer, ob es sich um eine Beschreibung oder eine Erzählung handelt, mit einem Stich in das ironisch Überlegene oder den leisen Spott, man empfängt schließlich den Eindruck einer frei vorgetragenen, nicht den einer niedergeschriebenen Geschichte. Und ich glaube mich nicht zu täuschen, daß auch die Absicht Fontanes dahin ging, jedes Kapitel sollte den Leser wie eine Plauderei anmuten. Auf diesem Standpunkte kümmerte es ihn wenig, daß die Erzählungen „Frau Jenny Treibel“ und „Die Poggenpuhls“ gar keinen epischen Fortgang, weder in der Handlung noch in der Charakterentwicklung haben, sondern nur aus Beschreibungen von Zuständen und Personen bestehen, die am Faden der Zeit, des Nacheinanders, flüchtig aufgereiht sind.

Der stoffliche Reiz und die Spannung nach dem Ausgang, die trotz aller Einwendungen des feineren künstlerischen Gefühls so viel zum Gelingen einer epischen Dichtung beitragen — man braucht nur an die Ilias zu denken, wo der Zorn des Achilles und seine Folgen, an die Odyssee, wo die Heimkehr des Odysseus von dem ersten Verse an die Teilnahme und die Spannung des Hörers weckt —, sind in den Fontaneschen Erzählungen nur gering. Die Verwicklungen, Abenteuer und Überraschungen, die dramatische Steigerung der Fabel, die Enthüllung eines Geheimnisses,

die Wirkungen aus der Vergangenheit, die leidenschaftlichen Szenen fehlen ihnen beinahe ganz. Hier ist jede Vergleichung mit den Romanen Walter Scotts oder Balzacs, mit Gutzkows „Rittern vom Geiste“ oder dem „Zauberer von Rom“, mit Freytags „Nest der Zaunkönige“ und den „Brüdern vom Deutschen Hause“ ausgeschlossen. Die Fontaneschen Geschichten halten sich in der Schlichtheit und Einfachheit des Durchschnittsdaseins, sie meiden das Ungewöhnliche und kennen das Pathos der Leidenschaft nicht. Ihr Vortrag fließt gemächlich, glatt und klar dahin, ohne Untiefen und Stromschnellen, eine gleichmäßige Stille und sanfte Beleuchtung ruht über ihnen. Gerade wo die Kürze des Zeitumfangs, den die Geschichte einnimmt, wie in den Romanen „Vor dem Sturm“ und „Der Stechlin“, und die Geschlossenheit des Raums, auf dem sie sich abspielt, zu einem bewegteren Vortrag einlädt und zu einer schärferen dramatischen Zusammendrängung und Zuspitzung der einzelnen Vorfälle drängt, ändert der Dichter den Ton und das Tempo seiner Darstellung nicht, sondern verstärkt sie noch durch die Einfügung immer neuer Episoden, Personen und Gespräche. Wie der Vortrag kommt auch der Inhalt über die mittlere Temperatur des Lebens nicht hinaus. Niemals werden die großen Fragen und Probleme der Menschheit, politische und soziale, religiöse und künstlerische, zum Mittelpunkt der Geschichte gemacht oder in einer oder der andern Figur verkörpert. Fontane hat weder einen ehrgeizigen noch einen schwärmerischen Helden geschaffen, weder einen „Heiligen“ noch einen „grünen Heinrich“. Er kennt wohl solche Naturen, aber sie ziehen ihn nur nach ihrer anekdotischen Seite hin an; ihr Schicksal in einem Roman zu gestalten, liegt ihm fern. Seine Geschichten sind erfüllt mit feinen Beobachtungen, mit geistvollen Bemerkungen, sinnreichen Gedanken und paradoxen Behauptungen über Geschichte und Politik, über Religion und Kunst, über wirtschaftliche und gesellschaftliche Zustände und Beziehungen; leicht könnte man eine umfassende Blütenlese über alles, was in den Jahren von 1875 bis 1895 die Zeitgenossen beschäftigte, daraus zusammenstellen, aber niemals haben „der Menschheit große Gegenstände, Herrschaft und Freiheit“, wie Schiller sagt, den Unter- und Urgrund seiner Dichtung gebildet. In der Novelle „Schach von Wuthenow“ müßte eigentlich die Schlacht bei Jena, in dem Roman „Vor dem Sturm“ die Erhebung Preußens, der „Aufruf an mein Volk“ das Grundmotiv der Fabel sein, zu ihnen müßte sie als dem notwendigen Abschluß hinstreben, von ihnen Form und Farbe empfangen: Fontane dagegen geht ihnen absichtlich aus dem Wege, er beharrt in der historischen Anekdote, bei dem Privatgeschick der einzelnen und zersplittert das gewaltige, allgemeine Schicksal, die tief- und hochgehende Volksempfindung in hundert Spiegelungen und Brechungen.

„Mir fehlt der Sinn für Feierlichkeit“, ist ein bekannter Ausspruch unsres Dichters. Aber nicht nur jegliche Art Staatsaktion war ihm unbequem, auch allem Pathetischen und Leidenschaftlichen war er abgeneigt, er liebte die Stunden nicht, wo der Mensch in der Erregung über sich hinauswächst. „Ich hasse alle Szenen,“ lesen wir wiederholt in seinen Briefen, die sentimentalischen wie die zornigen. So vermissen wir denn auch in seinen Geschichten beinahe jede leidenschaftliche Äußerung, jeden dramatischen Vorgang. Er hat Liebesabenteuer, Irrungen in der Ehe mit Vorliebe behandelt. Wenn wir jedoch fragen, wie die junge, glücklich verheiratete Effi Briest, die liebende Mutter, dazu kommt, mit dem Major Crampas, der weder jung noch schön, sondern ein Mann von vierzig Jahren ist, ein Liebesverhältnis einzugehen; wenn wir suchen, was in der Novelle „L'Adultera“ die kluge und lebenserfahrene, im Grunde kalte Frau Melanie dem Gaste ihres Hauses Rubehn in die Arme treibt, so bleibt uns Fontane die Antwort — die Schilderung der entscheidenden Szene zwischen den Liebenden — schuldig. Als Effi Briest den Brief ihrer Mutter erhalten hat, der ihr die Entdeckung ihres Ehebruchs ankündigt, überläßt es der Dichter dem Leser, sich ihre Stimmung auszumalen, und unterhält ihn dafür mit dem boshaften Geschwätz einer Frau, deren Bekanntschaft Effi in Ems gemacht hat. Wie sich in „Irrungen Wirrungen“ Magdalene von ihrem Geliebten, dem Baron Botho, zu dem hausbackenen, fromm angehauchten Fabrikmeister Gideon Franke

hinüberfindet und ihn heiratet, diese Flut und Ebbe des Herzens und des Wesens hätte gewiß auch für den modernen, den psychologischen Dichter eine Darstellung gelohnt, vielleicht sogar im Sinne des Kunstwerks verlangt, allein Fontane versucht sie nicht. Er kannte die Grenzen seines Könnens zu gut, um sich auf Gebiete zu wagen, wo seine Kraft möglicherweise versagt hätte. Wohl war es ihm in der Ballade öfters gelungen, dem Heroischen wie dem Tiefempfundenen einen unvergleichlichen Ausdruck zu geben, aber hier hatte ein charakteristischer Zug, ein knapper Vers genügt; für die breitere und umständlichere Ausführung in der Prosa-Erzählung drohten ihm der Atem und die Lust auszugehen. Das Unbewußte mochte mitsprechen: mit seiner Art des Erzählens, seinem Plauderton war das Pathetische in jeder Art unvereinbar. Um die Einheit seines Stils zu bewahren, leistete er auf Schönheiten und Wirkungen Verzicht, die ihm gleich unerreichbar wie überflüssig erschienen.

Diese Selbstbeschränkung und die Arbeitskraft sind die eine, die Fülle seiner Erfahrungen und Beobachtungen und die Eigenart seiner Welt- und Lebensanschauung die andre Wurzel seiner Meisterschaft. Was er aus seiner Kenntnis wie aus seiner Empfindung heraus beherrscht, war das Reich des Kleinen, des Alltäglichen und Durchschnittlichen. Ob er einen historischen oder einen Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart ergriff, immer blieb er ein Genremaler. Er erhöhte weder die Figuren noch die Vorgänge, sondern strebte nur danach, durch die Sorgfältigkeit und die Zwanglosigkeit seiner Darstellung der Bescheidenheit der Natur nahe zu kommen. Vergebens würde man in seinen Erzählungen ausgeführte stimmungsvolle Naturgemälde, Abendsonnenuntergänge oder Gewitterstürme, Schlacht oder Meerfahrt, prächtige Gesellschaftsbilder oder rührende Trennungsszenen der Liebenden, die ergreifende Schilderung eines Zweikampfs suchen. Seine Kunst kennt nur den kleinen, nicht den großen Stil, nur den intimen Reiz, nicht die fortreißende Gewalt der Leidenschaft; sie ist Hausmusik, kein rauschendes Sinfoniekonzert. Darum bleibt die Wirkung auf die Massen aus; während in seinen Balladen oft genug ein populärer Hauch, eine Bewegung, die jedem ans Herz greift, überrascht, richten sich seine Erzählungen durchaus an die Kreise einer ausschließlichen Bildung, ja, ich möchte sagen, zum richtigen Genusse an die literarischen Feinschmecker. Denn nur sie vermögen die feine Würze, die all diesen Geschichten innewohnt, verständnisvoll zu würdigen: die aus Gutmütigkeit und Ironie, aus Neigung zu allem Natürlichen und Schlichten und aus Abneigung gegen alles Gezierte und Prahlerische, aus Spott und Mitleid über die Bedürftigkeit des Daseins gemischte Eigenart Fontanes, und die Bedeutung des Fragezeichens anzuerkennen, die dieser vorurteilslose Geist hinter alle Dogmen und Autoritäten setzte. Ohne jede Großtuerei und Herausforderung, als ob es sich von einem nachdenklichen und freien Menschen von selbst so verstände. Mit der Liebenswürdigkeit seines Vortrags und dem Reichtum und der Lebenswahrheit seiner Gestalten ist dies die dauernde Anziehungskraft seiner Erzählungen, sie wirken durch den Geist, der über ihnen schwebt, durch das Fontanesche Element. Und er hat dafür gesorgt, daß es in keiner seiner Geschichten fehlt. Man kann ihm nicht den Vorwurf machen, daß er sich ungebührlich vordrängt, aber unsichtbar ist er überall dabei und selbst, wo man nicht aus dem Munde einer der Figuren einen Fontaneschen Einwand, Bemerkung oder Schlußfolgerung unmittelbar vernimmt, glaubt man leise sein ironisch-mitleidiges Lachen zu hören.

Indessen, wie stark und ausgiebig das Fontanesche Fluidum auch war, wie unerschöpflich ihm die Unterhaltung über tausend und ein Ding auch dahinströmte, ohne den Stoff würde es doch nicht für zehn Bände ausgereicht haben. Der Stoff erst brachte die Mannigfaltigkeit und die Abwechslung hervor und gab dem Lichte die Möglichkeit, in allen Farben zu leuchten. Hier entfaltet sich eine lange Reihe anmutender Vorgänge, ein bunter Zug charakteristischer Gestalten aus Vergangenheit und Gegenwart, aus dem städtischen und dem ländlichen Leben: Pastoren und Offiziere in den verschiedensten Rangstellungen und in allerlei Humoren, alte Dienstboten und schnippische Zofen, Prinzessinnen, Hofdamen und Schauspielerinnen, die Honoratioren der Kleinstadt und die Großbauern im „Kruge", wohlhabende Gutsbesitzer mit ihrem

ganzen drum und dran — alles selbst erschaut und selbst erfahren, wie photographische Augenblicksbilder und doch von Fontanes Geist und Phantasie erleuchtet und geläutert. Alle Schichten des Volkes sind vertreten, von den kleinsten Leuten bis zu den höchsten. Für jeden und jede trifft der Dichter den rechten Ton und den richtigen Umriß. Nichts ist unnatürlich und übertrieben in ihrer Haltung und Rede; der einzige Einwand, den man zuweilen erheben kann, ist ihre allzu große Ähnlichkeit mit dem Vater. Nur wenig sind seine Helden und Heldinnen über ihre Umgebung erhöht, sie besitzen wohl eine rosigere Haut und ein feineres Empfinden, aber sie sind weder geistig hervorragende Persönlichkeiten noch erleiden sie ein besonderes Schicksal. Selbst seine Lieblinge, Renate und Melanie, Magdalene und Effi, der gute und schüchterne Lewin, der ritterliche Botho, der alte Herr von Stechlin, dieser echte Märker und Fontanesche Mustermensch, der breitspurige, sarkastische Kommerzienrat van der Straaten, „King Etzel in all his glories“, und der unvergeßliche Alonzo Gießhübler, bleiben in Reih und Glied mit den Alltagsmenschen. Nur daran, daß er sie mit besonderer Zärtlichkeit behandelt, merken wir, wie teuer sie ihm sind. In diesem Reichtum lebendiger Menschen, den er uns vorführt, erweist sich seine Dichterkraft schöpferischer und origineller als in der Erfindung und Verschlingung der Fabel. Dieselben Motive: der Standesunterschied der Liebenden als Erschwerung oder Trennung des Verhältnisses, die Auflösung der Ehe durch den Gegensatz der Charaktere, die Scheu vor der Ehe kehren mehrfach wieder. Die Sehnsucht der geschiedenen Frau, ihre Kinder einmal wieder zu sehen, erfährt in der „Adultera“ und in „Effi Briest“ dieselbe grausame Enttäuschung. Manchmal, wie in den Erzählungen „Schach von Wuthenow“ und „Graf Petöfy“, gelang es dem Dichter nicht, die spröde Materie künstlerisch zu formen, aber auch hier fesselt der Vortrag und die eine und die andre eigentümliche Figur den Leser. Denn diese beiden Momente sind das eigentlich Lebendige und Bleibende in den Romanen Fontanes: die Fähigkeit, Menschen zu schaffen und seine Persönlichkeit. Je leichter wir die Abenteuer der Geschichten vergessen, desto fester haften gewisse Gestalten in unserm Gedächtnis, je flüchtiger der Eindruck des einzelnen ist, desto dauernder wirkt als der eigentliche Inhalt dieser Dichtungen das Fontanesche Wesen in uns nach.

Karl Frenzel.

Mazedonien.

Macedonia, its Races and its Future. By H. N. Brailsford. With Photographs and two Maps. London, Methuen & Co. 1906.

Das Buch ist wieder einmal ein Beispiel jener großzügigen englischen Reiseliteratur, die uns schon so wertvolle Aufschlüsse über die Balkanhalbinsel geliefert hat; der Verfasser bereiste Mazedonien als Mitglied eines britischen Komitees, das den vom Aufstand des Jahres 1903 schwer geschädigten Dörfern Mazedoniens materielle Unterstützung bringen sollte. Daß Brailsford mit sicherem Blick und klarem Urteil die mazedonischen Verhältnisse studiert hat, zeigt jedes der neun Kapitel des interessanten Buches; sie schildern uns anschaulich die wirtschaftliche und politische Lage, die komplizierten religiösen und ethnographischen Verhältnisse des unruhigen Landes. Seit Bérards Buch „La Turquie et l'Hellénisme contemporain“ (Paris 1893) unterrichtet kein andres besser und sachlicher über die nationalen Probleme, die das Grundmotiv der „mazedonischen Frage“ bilden. Mit vornehmer Objektivität grenzt Brailsford die territorialen und sonstigen Ansprüche der beteiligten Volksstämme ab, und wenn auch die historische Ethnographie und manches Detail nicht

ganz einwandfrei sind, so stimmt doch die Schilderung der gegenwärtigen politischen Machtverhältnisse durchaus zu dem Bilde, das sich aus der oft widerspruchsvollen Literatur über Mazedonien gewinnen läßt. Des Verfassers Sympathie für die mazedonisch-bulgarische Bewegung und seine Kritik der wortreichen, aber verfehlten und kleinlichen Politik der Griechen scheint durch die Tatsachen gerechtfertigt zu sein. Mit den kindlichen Theorien, wodurch die Griechen den Hellenismus Mazedoniens zu begründen suchen, kann man weder Europa noch den tatkräftigen bulgarischen Agitatoren imponieren[1]). Es ist bemerkenswert, daß auch der Verfasser die unglückseligen Sprachverhältnisse Griechenlands für die Mißerfolge der griechischen Hellenisierungspolitik mit verantwortlich macht — was einsichtige Griechen und Griechenfreunde schon wiederholt ausgesprochen haben; gewinnt doch sogar die rumänische Propaganda, die vor wenigen Jahren den Griechen gegenüber ziemlich aussichtslos erschien, nach dem Urteile Brailsfords immer mehr Terrain!

In der mazedonischen Frage sind neben den Slawen die Albanesen der wichtigste und schwierigste Machtfaktor. In diesem Volk, dem man früher jegliches Nationalitätsgefühl abgesprochen hat, beginnt das Gefühl der Zusammengehörigkeit immer mehr zu erwachen. Jede Regelung der Frage, welche die Albanesen ignoriert, ist von vornherein verfehlt. Man pflegt dieses Volk gemeinhin mit den Türken in einen Topf zu werfen. Das Bildungsbestreben, das sich besonders bei den christlichen Albanesen immer lebhafter geltend macht, wird allmählich das ganze Volk für höhere Gesittung reif machen; aber es ist für die türkische Verwaltung bezeichnend, daß man allen andern Volksstämmen das Recht auf eigene Schulen gewährt, den Albanesen jedoch verweigert. Der Verfasser neigt der Ansicht zu, daß die mazedonischen Wirrnisse durch eine albanesische Autonomie (welche die albanesischen Teile Mazedoniens einschließt) geklärt werden könnte. Wie er sich überhaupt die Lösung der mazedonischen Frage denkt, setzt er im letzten Kapitel auseinander. Unter türkischer Herrschaft ist keine Ordnung möglich; die türkische Mißwirtschaft ist eine Herrschaft des Schreckens, der Unkultur und der Willkür. Da die Besetzung durch eine fremde Macht — wofür nur Österreich in Betracht kommen könnte — zu große politische Schwierigkeiten hat, so macht der Verfasser praktische und beherzigenswerte Vorschläge, wie eine selbständige Verwaltung zwar unter türkischer Hoheit, aber tatsächlicher europäischer Kontrolle und Beihilfe zu gestalten sei; daß er von einem mazedonischen Parlament nichts wissen will (der Vorschlag ist jüngst von einem Bulgaren gemacht worden), ist ebenso vernünftig wie der vorläufig freilich nicht ausführbare Gedanke, daß man die Randgebiete Mazedoniens am besten unter die Nachbarn aufteile, um für den Kern eine möglichst homogene Bevölkerung zu erhalten; das wäre ein großer Gewinn angesichts der wilden „patriotischen" Instinkte, die sich in Greueltaten auf allen Seiten äußern und zu gegenseitiger Zerfleischung führen. Daß es so wie heute nicht weiter gehen kann, und daß die Großmächte die Pflicht haben, den grauenhaften Zuständen sobald als möglich ein Ende zu machen, das ist die eindringliche Lehre des ernsten, an Tatsachen wie Gedanken reichen Buches.

A. Thumb.

[1]) Ihre jüngsten Ausschreitungen freilich wird auch der Verfasser obiger Anzeige — ein ausgezeichneter Kenner Griechenlands — nicht billigen wollen. Die Redaktion.

«β. **Geschichte des deutschen Zeitungswesens** von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von Ludwig Salomon. Dritter Band: Das Zeitungswesen seit 1814. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Buchhandlung. 1906.

Mit dem dritten Bande seiner deutschen Zeitungsgeschichte hat der verdienstvolle Verfasser sein mühevolles Werk zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war außerordentlich groß und bei dem Mangel brauchbarer Vorarbeiten ungewöhnlich schwierig. Dennoch ist immer wieder anzuerkennen, daß des Verfassers hingebender Fleiß und seine Gabe, den Leser durch eine lebensvolle Darstellung zu fesseln, auch da nicht versagt haben, wo die Menge neu auftauchender Blätter, wie in den dreißiger und vierziger Jahren, der Zeit der Erwartung, in geradezu beängstigender Weise anschwillt und den Überblick über den in ihnen verborgenen geistigen Gehalt sehr erschwert. Allerdings ist nun, was unvermeidlich war, die Darstellung umfangreicher geworden, und die sechsunddreißig Jahre von 1814 bis 1850 — mit diesem Jahre schließt das Werk ab — nehmen einen größeren Platz ein als die ganze Geschichte des deutschen Zeitungswesens in den vorausgegangenen drei Jahrhunderten. Immer aber ist der Verfasser dem Grundsatze, der ihn von Beginn an geleitet hat, treu geblieben: er gibt keine trockene Aufzählung der jemals erschienenen Blätter, keine dürre Nomenklatur, jeder Abschnitt ist vielmehr ein lesbar geschriebenes Stück Kultur- und Literaturgeschichte, wie namentlich jener, der die hoffnungsvolle Stimmung nach den Befreiungskriegen und die ihr auf dem Fuße folgende, alle Hoffnungen begrabende Zeit der Karlsbader Beschlüsse schildert, die Jahre der Enttäuschungen, oder das Kapitel, das über das Wiedererwachen des nationalen Geistes, den lebhaften Aufschwung berichtet, den das geistige Leben seit 1830 nahm. Mit gleicher Sorgfalt werden die politischen wie die literarisch-kritischen und die Unterhaltungsblätter behandelt, und finden Nord und Süd, Ost und West gebührende Berücksichtigung. Redakteure und Mitarbeiter, Zensoren, Gegner und Freunde der Presse werden kurz und treffend charakterisiert, und vor allem die Blätter selbst in ihrer Eigenart, ihren Absichten und Wirkungen. Da dem Werke Zustimmung und Anerkennung in reichem Maße zuteil geworden sind, so sollte dies den Verfasser veranlassen, dem Ganzen noch einen vierten Band anzuschließen, der das reichste halbe Jahrhundert des deutschen Zeitungswesens (1850—1900) zu umfassen hätte.

«β. **Kultur und Presse.** Von Emil Löbl. Leipzig, Duncker & Humblot 1903.

Gewissermaßen eine Ergänzung zu Salomons „Geschichte des deutschen Zeitungswesens" ist Löbls Versuch einer systematischen und kritischen Darstellung des modernen Zeitungswesens. Also eine Art von Zeitungskunde, eine dogmatische Behandlung des gesamten Preßwesens aus der Feder eines im journalistischen Beruf — der Verfasser ist der stellvertretende Chefredakteur der kaiserlichen „Wiener Zeitung"— wohlerfahrenen Mannes. Die Aufgabe, die er sich stellte, war neu; das Zeitungswesen zu durchforschen, hat ja überhaupt nur wenige Schriftsteller gelockt. Die Presse aber ist in der großen Bedeutung, die sie erlangt hat, doch dessen wert, in wissenschaftlicher Weise behandelt zu werden. So erörtert denn der Verfasser in geschlossenen Kapiteln und Unterabteilungen Begriffsbestimmung, Einteilung, Stoff der Zeitung und die journalistische Praxis. Er behandelt die Berufsjournalistik und ihre Stellung in der Gesellschaft, die Anonymität und die journalistische Ausbildung, die Aufgaben der Presse und die Mittel ihrer Wirksamkeit, die Presse im Verhältnis zur Politik und zur Staatsgewalt, Theorie und Wert der Preßfreiheit und endlich in einer Schlußbetrachtung die Zukunft der Presse. Das Buch ist reich an schönen Gedanken, ernst und zum Nachdenken anregend. Es kann dem praktischen Journalisten von großem Nutzen sein und wird, da über Preßwesen und Preßgeschichte schon an mehr als einer deutschen Universität Vorlesungen gehalten werden, dem akademischen Lehrer ein brauchbares Handbuch sein.

ϱ. **Deutsches Zeitgenossen-Lexikon.** Biographisches Handbuch deutscher Männer und Frauen der Gegenwart. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. 1905.

Wir können dies Zeitgenossen-Lexikon als ein nützliches Nachschlagebuch durchaus empfehlen. Es ist, wo wir nicht irren, der erste Versuch der Art, während es z. B. in England ähnliche Hilfsmittel der Orientierung über Persönlichkeiten, die dem öffentlichen Leben auf irgendwelchem Gebiete angehören, längst gibt. Was ein Buch wie dieses etwa vom Konversations-Lexikon unterscheidet, ist: daß es erstens seinen Personenbestand, wenn man so sagen darf, weiter zieht, und daß zweitens überall auch Titel und Wohnort der Betreffenden verzeichnet sind, wodurch es sich auch als Adreßbuch brauchbar erweist. Herausgeber und Verlagshandlung machen selbst darauf aufmerksam, daß ihrem Werke trotz sorglicher Vorbereitung zur wünschenswerten Vollständigkeit doch noch vieles fehle: Fragebogen blieben unbeantwortet, Korrekturen wurden nicht zurückgesandt u. dgl. m. Die Vermutung wird ausgesprochen, daß nicht wenige der Aufgeforderten zweifelhaft gewesen sein mögen, in welcher Gesellschaft sie sich befinden würden, und sich darum zurückhielten. Der vorliegende stattliche Band wird sie darüber beruhigen: viertausend der besten Namen — Staatsmänner, hohe Beamte, Militärs, Gelehrte, Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Musiker, Schauspieler, Großindustrielle — sind darin vertreten, so daß man schon jetzt mit einiger Sicherheit darauf rechnen darf, nicht vergeblich zu suchen. In erhöhtem Maße wird dies der Fall sein mit dem zweiten Bande, der für das nächste Jahr in Aussicht gestellt ist; und wir würden es als für weite Kreise des Publikums sehr erfreulich begrüßen, wenn es den Unternehmern gelingen sollte, das „Zeitgenossen-Lexikon" zu einer regelmäßigen Erscheinung des deutschen Büchermarktes zu machen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Annual Reports of the Department of the Interior. 1904. Commissioner of Education vol. 1. Washington, Government Printing Office. 1906.

Aram. — Pastorengeschichten und anderes. Von Kurt Aram. München, Albert Langen. 1906.

Baedeker. — Riviera, Südost-Frankreich und Korsika. Mit 31 Karten, 41 Plänen und Grundrissen. Vierte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1906.

Betrachtungen über die Gegenwart. Von einem Hamburger Arbeiter. Mit einem Geleitwort von Moritz v. Egidy. Leipzig, Gustav Brauns. O. J.

Bleibtreu. — Die große Armee. Zu ihrer Jahrhundertfeier. Von Carl Bleibtreu. Erster Band. 1805—1806—1807. Austerlitz—Jena—Friedland. Stuttgart, Carl Krabbe. 1906.

Brandenburg. — König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von Erich Brandenburg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Briefe, die ihn nicht erreichten. — Achtundsiebzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Düringer. — Nietzsches Philosophie vom Standpunkte des modernen Rechts. Von Adelbert Düringer. Leipzig, Veit & Comp. 1906.

Goldschmidt. — Kant und Haeckel. Freiheit und Naturnotwendigkeit. Nebst einer Replik an Julius Baumann. Von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. 1906.

Gruenstein. — Von mir und dir. Spiegelungen von Josef Gruenstein. Berlin, Karl Siegismund. O. J.

Gunkel. — Elias, Jahve und Baal. Von H. Gunkel-Berlin. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Hausbücherei der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung. 18. bis 19. Band: Goethes Briefe in kleiner Auswahl. Herausgegeben und biographisch erläutert von Wilhelm Bode. 2 Bände. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichtergedächtnisstiftung. 1906.

Heritte. — Die Natur in der Stimmbildung. Für Redner und Sänger. Von L. Heritte-Viardot. Heidelberg, Otto Petters. 1906.

Hesse. — Die Oden des Quintus Horatius Flaccus in freier Nachdichtung von Alfred Hesse. Hannover, Schmorl & von Seefeld Nachf. 1906.

Hessen. — Reinlichkeit oder Sittlichkeit? Ein Junggesellenprotest von Robert Hessen. München, Albert Langen. 1906.

Hirschberg. — Männer der Wissenschaft. Heft 7: Albrecht von Graefe. Von J. Hirschberg. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1906.

Houben. — Heinrich Laubes Leben und Schaffen von Heinrich Hubert Houben. Mit 2 Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag. 1906.

Kaftan. — Aus der Werkstatt des Übermenschen. Von Julius Kaftan. Heilbronn, Eugen Salzer. 1906.

Krakauer. — Die Gicht in ihren verschiedenen Formen und die mit ihr verwandten Krankheiten oder die harnsaure Diathese, ihre Krankheiten, Symptome und Behandlung. Von J. Krakauer in Wien. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Georg Klemm. O. J.

Matthes. — Mollaceorde. Novellen von Margarete Matthes. Breslau, Preuß & Jünger. 1906.

Meisterwerke der Malerei. — Herausgegeben von Wilhelm Bode. Alte Meister. Zweite Sammlung. Bis zur vierundzwanzigsten Lieferung. Berlin, Richard Bong.

Michael. — Die Heimat des Odysseus. Ein Beitrag zur Kritik der Dörpfeldschen Leukas-Ithaka-Hypothese von Hugo Michael. Jauer, Oskar Hellmann. 1905.

Moffat. — Queen Louisa of Prussia. By Mary Maxwell Moffat with twenty Illustrations. London, Methuen & Co. O. J.

Pagel. — Männer der Wissenschaft. Heft 8: Rudolf Virchow. Von J. Pagel. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1906.

Paul. — Systematische Sprech- und Gesangstonbildung. Von Theodor Paul. Erster Teil. Dem Texte sind 140 Übungstafeln eingefügt. Breslau, Julius Hainauer. O. J.

Petersen. — Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Von Marie Petersen. Fünfundzwanzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Prado. — Depeschenkaiser. Von V. M. de Prado. Berlin, Fussingers Buchh. O. J.

Proestler. — Das Wirtschaftsbild der Gegenwart und der Zukunft. Von Michael Proestler. Würzburg, Michael Proestler, Selbstverlag. O. J.

Rembrandt in Bild und Wort. Herausgegeben von Wilhelm Bode unter Mitwirkung von Wilhelm Valentiner. Lieferung 7 bis 9. Berlin, Rich. Bong, Kunstverlag. O. J.

Rohrmann. — Gedichte von E. Rohrmann. Magdeburg, R. Zacharias. 1906.

Saitschik. — Deutsche Skeptiker: Lichtenberg. Nietzsche. Zur Psychologie des neueren Individualismus. Von Robert Saitschik. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1906.

Schlichtegroll. „Wanda" ohne Maske und Pelz. Von Carl Fetix von Schlichtegroll. Eine Antwort auf „Wanda" von Sacher-Masochs „Meine Lebensbeichte" nebst Veröffentlichungen aus Sacher-Masochs Tagebuch. Leipzig, Leipziger Verlag, G. m. b. H. O. J.

Schott. — Der Hüttenmeister. Novelle von Anton Schott. Zweite Auflage. Köln a. Rh., J. P. Bachem. O. J.

Schott. — Der Königsschütz. — Aus der Art geschlagen. Zwei Novellen von Anton Schott. Zweite Auflage. Köln a. Rh., J. P. Bachem. O. J.

Schrickel. — Das Buch der Könige. Fünf Novellen von Leonhard Schrickel. Dresden, Berthold Sturm. O. J.

Schriftstellerbibliothek Nr. 6. — Wie bringe ich mein Drama an? (Winke für Dramatiker.) Herausgegeben von der Redaktion der Feder. Berlin, Federverlag (Dr. Max Hirschfeld).

Schröder. — Ton und Farbe. System einer Charakteristik der Töne und der Tonarten übertragen auf das Gebiet der Farben und eine hieraus entstehende neue Farbenharmonie mit sieben Farbentafeln von Hermann Schröder. Groß-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg, G. m. b. H. O. J.

Spielmann. — Das Testament von Weilburg. Historisches Festspiel zur Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg. Von C. Spielmann. Wiesbaden, Rudolf Bechtold & Co. 1906.

Storm. — Gedichte von Theodor Storm. Fünfzehnte Auflage. Mit einem Porträt Theodor Storms. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Zweiundsechzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Thoma. — „Peter Schlemihl". Gedichte von Ludwig Thoma. München, Albert Langen. 1906.

Weise. — Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache von O. Weise. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Weiß. — Der Geschlechtstrieb, so wie er ist. Und ein Wörtchen zu Forels „Die sexuelle Frage". Von J. Weiß-Basel. München, Seitz & Schauer. 1906.

Weiss. — Der Streit ums Gläschen Bier. Ein Wort zur Klärung und Beruhigung. Von J. Weiss-Basel. München, Seitz & Schauer. 1906.

Wodon. — Sur quelques erreurs de méthode dans l'étude de l'homme primitif. Notes critiques. Par L. Wodon. Bruxelles et Leipzig. Misch & Thron. 1905.

Wolff. — Jenseits von Nietzsche und Horneffer. (Warum bleiben wir in der Landeskirche?) Von Louis Wolff. Kassel, Carl Vietor. 1906.

Wrangell. — Weshalb sind die Deutschen unbeliebt? Von F. von Wrangell. Leipzig, Georg Wigand. 1906.

Zurbonsen. — Quellenbuch zur brandenburgisch-preußischen Geschichte. Denkwürdige Urkunden und Quellenberichte, bearbeitet von Fr. Zurbonsen. Zweite Auflage. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung R. Stricker. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierersschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Keine Brücke.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

Fünftes Kapitel.

Frau Hedwig kam von einem ihrer häufigen Ausgänge nach Hause und trat in das Studierzimmer ihres Mannes, in Hut und Jacke und mit raschem zornigem Schritt. Heß saß an seinem Schreibtisch, eine Menge Papiere vor sich, und sah unwillig auf. Er hatte seiner Frau das anzuerziehen vermocht, daß sie Rücksicht auf ihn trug, wenn er arbeitete. Daß sie in diesem Augenblick auch diese vergaß, erregte ihn. Aber als er sie ansah, wußte er, daß etwas Besonderes sie hereingetrieben hatte. Sie nahm den Hut mit so heftiger Bewegung ab, daß eine Flechte ihres Haares sich löste, und warf ihn auf den Tisch. „Ist das eine elende Frau, diese Pfarrerin!“ brach sie plötzlich aus. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl und weinte.

Heß blieb sitzen und sprach zu ihr, mahnte sie, zu sagen, was ihr sei. Da erzählte sie zwischen Schluchzen und Schmälen, daß ihr hinterbracht worden sei, wie Frau Pfarrer Schwarzmann sich über sie ausgelassen, als ob sie, Hedwig, durch ihre Redseligkeit Unfrieden stifte, nicht wisse, was sich schicke, und das Ansehen ihres Mannes schädige.

Heß war sogleich von der Möglichkeit überzeugt, daß die Frau seines Amtsbruders so harte Worte gesprochen haben könne. Er kannte sie als ebenso gerecht wie streng, war aber auch dessen gewiß, daß sie das Urteil über Hedwig wohl nicht unaufgefordert und sicher nicht in unpassender Weise gegeben habe. Er hoffte gerade aus diesem Anlaß Nutzen zu ziehen und seiner Frau mit Güte die Lehre beizubringen, daß sie ihrer Mitteilsamkeit gegen Dritte Zügel anlege. So erhob er sich, schritt, die Hände auf dem Rücken, einmal durch die Stube und sprach dann zu Hedwig gütig, langsam: Wie sie vorsichtiger sein sollte, wie sie sich selbst und ihm Feinde schaffe, ohne es zu wollen, wie sie wohl auf ihn hören dürfe, der die Menschen besser kenne und das Unheil, das ein unbesonnenes Wort anzurichten vermöge.

Frau Hedwig wurde blaß unter seinen Worten, dann vergaß sie sich, wie wohl schon früher, und hob ein lautes Schelten an, daß er die Partei derjenigen nehme, die sie beleidigt hätte. Immer habe sie den Vorwurf zu hören, daß

sie nicht wisse, was sie ihrem Stande schuldig sei! Immer sei sie nicht gut genug! Daß er sie doch in ihrem Elternhause gelassen hätte.

Ihre Stimme wurde immer lauter; es war, als ob sie ein Verlangen danach hätte, das ganze Haus zum Zeugen ihr geschehenen Unrechts zu machen.

Heß trat dicht an sie heran und faßte ihre Hand. „Still," stieß er hervor. Er zitterte. Dann überwand er sich und sprach ihr mit gedämpfter Stimme zu, sich nicht zu vergessen, sprach wie zu einem unvernünftigen Kinde, bis ihr Zorn in Weinen verging und sie sich scheinbar beruhigte. Allmählich fand er die Güte wieder, mit der er sie in den ersten Jahren seiner Ehe zu erziehen versucht hatte.

„Ich werde es ihr heimzahlen, dieser Frau," fuhr aber Hedwig plötzlich auf.

„Das wirst du nicht tun," sagte Heß bestimmt.

Sie senkte den Kopf. Dann begann sie statt aller Antwort die lose Flechte aufzustecken.

„Du wirst nichts tun, Hedwig, was unklug wäre," wiederholte Heß mit strengerer Stimme.

Fast furchtsam sah sie ihn an.

„Nicht wahr?" fragte er sie, zum Versprechen drängend.

„Nein," antwortete sie gedrückt. Dann nahm sie den Hut und ging hinweg.

Die Tür schloß sich. Als alles still war, kamen ihm die Gedanken. Die ganze Szene war ihm zuwider. Er sah Hedwig vor sich — und — und — zum ersten Male — er fühlte nichts mehr für diese Frau, er liebte sie nicht und dennoch — er vermochte ihr auch nicht zu zürnen. Sie gab sich, wie Erziehung, Herkommen und Charakteranlagen sie machten. Sie war unklug; aber sie stand im Leben, wie sie es für recht hielt, und sie litt wie er, gewiß, denn, da sie ihn und die Kinder liebte, und sie wacker ihre Pflicht an allen tat, verstand sie nicht, daß man mehr von ihr forderte, und fühlte sich vergewaltigt und bedrückt. Er, Heß, durfte sie nicht allein lassen in diesem Gefühl, mußte zu ihr stehen, jetzt mehr als je! —

Wie er es empfunden, so war es: Frau Hedwig litt. Mit einem Gefühl des Stolzes war sie in diese Ehe getreten. Nun bedrängten sie längst Zweifel und Unruhe und Mißbehagen. Aber sie suchte die Ursache des wachsenden Unfriedens nicht in sich selbst, sondern in äußern Einflüssen. Darum grollte sie der Schwiegermutter und darum bäumte sich jetzt ihr Herz in Zorn und Haß wider Frau Schwarzmann, die Pfarrerin, auf. Von ihrem Mann hinweg ging sie an ihr Tagwerk; aber in jeder Stunde dieses Tages und derer, die ihm zunächst folgten, wuchs ihr Groll gegen die vermeintliche Feindin und ihr Verlangen, ihr weh zu tun. Sie wollte ihr den Schimpf zurückzahlen irgendwie! Dieses Verlangen und den Entschluß hatte sie in sich gehabt, als sie ihrem Mann widerwillig das Gegenteil versprach, diesen Entschluß trug sie jetzt mit sich herum und fühlte ihn in sich brennen und wachsen, bis er zu einer Art Hunger wurde. Und da sie im Hause niemanden hatte, mit dem sie von ihrem Groll sprechen konnte, fühlte sie sich mehr denn je zu denen hingezogen, die ihr am nächsten standen und bei denen sie Verständnis fand, zu Mutter und Bruder.

Eines Tages, nur kurze Zeit später, saß sie im Wohnzimmer der Frau Reimann dieser gegenüber und klagte ihr das — Unrecht, das sie zu tragen hatte.

Ihr elterliches Haus war groß, schmuck und noch neu im Vergleich zu den kleinen Arbeiterhäusern des Außenquartiers, in dem es stand. Es war mit den Kellern und Geschäftsräumen der Firma Reimann zusammengebaut und hatte drei Stockwerke. Fässer lagen auf der Straße, wenn man in seine Haustür trat, und ringsum hatte der Boden Rotweinflecke. So war nichts eben Vornehmes an seiner Umgebung. Aber inwendig war es mit viel Aufwand geschmückt, und die Stube, in der Hedwig mit ihrer Mutter saß, war groß, hatte reich tapezierte Wände, eine teuere Einrichtung, einen weichen, türkischen Teppich und hier und dort noch eine Erinnerung an die schlichten Jahre der Familie, einen alten Nähstock, einen Sekretär, wie ihn der Kleinbürger zu täglichem Gebrauch in der Wohnstube stehen hat. An jene Zeit erinnerte auch noch das Kaffeegeschirr, das auf dem Tische stand und auf die Esser wartete, die zinnerne Kanne, der weißblau gestrichelte, bauchige Milchtopf und der mit einem Glasperlenband umstickte Brotkorb.

„Das mußt du dir nicht bieten lassen, Kind," sagte die kleine dicke Frau Reimann, war rot vor Erregung, und ihre blauen Äuglein funkelten zornig.

In diesem Augenblick kam Karl Reimann aus dem Hofe heraufgestiegen, wo er seine Burschen überwacht hatte, und trat in die Stube. Sie nahmen immer um diese Stunde den Kaffee. Den Sohn fiel die Mutter mit der ganzen Entrüstung an und erzählte, was die andre Pfarrerin von St. Johannes sich Hedwig gegenüber herausgenommen.

Karl machte nicht viel Worte, ließ sich nicht gerne in seiner Ruhe stören. Mit ein paar derben Kraftausdrücken tat er die Geschichte und die Pfarrerin ab und nachdem er so jener seine Verachtung und der Schwester seine Teilnahme bezeugt, zog er seinen Rock aus und setzte sich breitspurig an den Tisch.

„Spült euch mit Kaffee den Ärger hinunter," lud er mit polteriger Gutmütigkeit die Frauen ein.

Da machten sich alle über die zinnerne und die blauweiße Kanne. Frau Hedwig war nicht zufrieden; aber das Gefühl des Daheimseins, das sie ankam, ließ sie auf Augenblicke ihren Groll vergessen. In vergnügtem Gespräch saßen sie über ihren Tassen, redeten von Bekannten und ihren Freuden und Leiden, und ihren Kleidern und ihren Häusern und all dem Interessanten, das zu einem Nachmittagskaffee in manchem Bürgerhause gehört. Als sie mit dem Klatsch und dem warmen Kaffee sich Behagen angeredet und angetrunken hatten, kam Frau Hedwig auf ihre eigene Häuslichkeit zurück, rühmte eines und das andre und erinnerte sich dabei dessen, was nicht zu rühmen war und ihr das Leben verbitterte. Sie sprach manches scharfe Wort gegen die Einseitigkeit und Zöpfischheit der Altbürger im allgemeinen, ihres Mannes und seiner Mutter im besonderen, und Frau Reimann fühlte die Erinnerung an eigne Unbill erwachen und stimmte kräftig bei. Inzwischen hatte Karl ein Blatt Papier auf eine Zeitung gelegt und begann, wie er oftmals tat, darauf herumzustricheln. Er hatte ein kleines Talent für Karikaturenzeichnen und pflegte sich bei Tisch damit zu beschäftigen, wie andre Brotkügelchen drehen oder mit

dem Messer spielen. Die beiden Frauen achteten nicht auf ihn. Nach einer Weile schob er unvermerkt der Schwester sein Papier hin. Als ihr Blick darauf fiel, stutzte sie und nahm es jäh auf. Ihre Wangen röteten sich und ihre schönen Augen blitzten.

„Die — die Pfarrerin!“ stieß sie heraus. Eine heiße und kindische Freude überfiel sie. Sie kicherte und rieb sich die Hände und reichte das Blatt ihrer Mutter, die ihr lachen half. Es war eine Karikatur der Frau Pfarrer Schwarzmann, ihre steife Art gut getroffen, ihr Gesicht zu dem eines klatschenden Weibes verändert.

„Das schicken wir ihr,“ sagte Frau Hedwig plötzlich.

Ihr Bruder, halb in der Zufriedenheit über das, was ihm eben gelungen war, halb aus plumper und sorgloser Freude an dergleichen Spaß, stachelte sie. „Das wird sie nicht übel ärgern,“ meinte er.

Wie auf Verabredung rückten sie in lustigem Eifer zusammen, alle drei, Hedwig, der Bruder und die Mutter. Hedwig langte sich vom Schreibtisch Tinte und Feder herüber.

„Sie sind eine Ehrabschneiderin,“ schrieb sie mit verstellter Schrift unter das Bild.

„Wenn Sie künftig Ihren Mund nicht zu halten vermögen — —“ diktierte Karl.

Hedwig schrieb und schrieb ein weiteres, bald eigne Gedanken, bald nach Angabe des Bruders. Mit über den Tisch gebogenen Oberkörpern saßen alle drei da.

„Recht, recht so,“ warf die Mutter ein paarmal ein.

So luden sie, Hedwig ihren Zorn über erlittenes Unrecht, der Bruder seinen derben Spott in diesen Brief hinein, ohne recht zu wissen, was sie taten, vom Augenblick hingerissen und dem Bewußtsein, die zuerst Gekränkten zu sein. Dieses Bewußtsein raubte ihnen die Einsicht dafür, daß sie eine Taktlosigkeit begingen. Wer sie gesehen und sich über ihr verwerfliches und unschönes Tun erzürnt hätte, würde sich auch der andern Beobachtung nicht haben verschließen können, wie in diesem Augenblick eine große und feste Liebe sie untereinander verband, die keines über das Handeln des andern stutzen ließ, sondern sie so völlig einte, daß ihr dreifacher Groll nur ein einziger mehr war.

„So soll sie es haben,“ sagte Hedwig, als sie den namenlosen Brief gefaltet und in einen Umschlag gelegt hatte. Sie schrieb mit derselben verstellten Hand die Adresse und steckte ihn zu sich. Ihr Gesicht war jetzt bleich. Flüchtig schoß ihr das Wasser in die Augen, als sie eben noch einmal sich erinnerte, was ihr die fremde Frau angetan. Dann steckte sie den Brief in die Tasche.

Wohl eine halbe Stunde saßen sie noch beisammen und sprachen von ganz anderm mit behaglicher Ruhe, verloren kein Wort mehr über das, was sie getan hatten. Es war ihnen sonderbar wohl jetzt wie andern Menschen nach einem großen Erfolg.

Als Frau Hedwig nach Hause ging, machte sie einen Umweg und warf den Brief in den Einwurf eines entlegenen Quartiers.

Und der Brief kam wohl an. —

Es war Abend, der zweite, nachdem Frau Hedwig ihre Leute besucht hatte. Ludwig Heß und Angelika musizierten. Die Kinder lagen schon zu Bett. Frau Hedwig saß strickend unter der Wohnzimmerlampe. Da läutete es, und die Magd öffnete die Haustür. Heß hatte die Klingel nicht hören können. Aber mitten in einem Liede, das Angelika zu seiner Begleitung sang, ging die Tür seines Zimmers von außen auf, und Pfarrer Schwarzmann trat herein.

„Verzeihung, man hat mein Klopfen nicht gehört," sagte er mit einer zitterigen Stimme, als ob er zu schnell die Treppe erstiegen hätte. Den schwarzen Hut hatte er draußen nicht abgelegt. Er legte ihn jetzt aufs Klavier, und seine Hand zitterte wie vorhin seine Stimme. Auch war er bleich. Die kleinen, unruhigen Augen flogen blitzschnell einmal durchs Zimmer. Dann hustete er und griff mit der Hand in den vollen, grauschwarzen Bart, wie um Zeit zu gewinnen, ehe er sprach.

Heß bot ihm einen Stuhl. Er hatte ihm die Hand reichen wollen, aber der andre nahm sie nicht.

Angelika stammelte ein Wort der Entschuldigung und wollte sich nach dem Wohnzimmer entfernen, da der Gast ihr die andre Tür verstellte.

„Nein — nein — nein," stieß Schwarzmann heraus, „bleiben Sie da, Fräulein. Ich — ich will einen Zeugen haben, will ich."

Heß bemerkte erst jetzt, wie dem andern die Erregung den Atem verschlug. Er wunderte sich; aber sein Gewissen war ruhig. Er trat an einen Stuhl, dessen Lehne er faßte und wartete.

Angelika stand mit weißem Gesicht in peinlicher Verlegenheit in seiner Nähe.

„Meine Frau hat diesen Brief bekommen," sagte Schwarzmann. Noch immer war es alles, was er herausbrachte. Er reichte Heß das Schriftstück. Dann, während dieser las, fand er Worte, salbungsvolle, bedächtige: ‚Ja, ja, viel Sünde sei in der Welt, bei Leuten, bei denen man sie nicht suche! Der Laster größtes sei die Lästersucht! Der Gerechte aber müsse viel leiden!'

Er sprach diese Sätze zu Angelika mit einem würdevollen Ernste, den er ihr, der Unbeteiligten, gegenüber am Platze fand, während er nachher wohl andre Register zu ziehen gedachte.

Ludwig Heß las den Brief. Schon ehe er die Augen auf ihn legte, wußte er, wer ihn geschrieben und wußte, daß Schwarzmann die Absenderin kannte, so gut wie er. Er erfaßte, während er las, den Inhalt des Schreibens nicht ganz, sah nur, daß er eine Schmähung enthielt; aber indem seine Augen die Zeilen überflogen, jagten sich seine Gedanken. Deine Frau! Du mußt für sie stehen! Deine Pflicht ist es! Und er fragte sich, was er zu sagen habe, marterte sich mit der Frage, denn er fand die Antwort nicht. Den Brief in Händen stand er schlank und schmal an seinem Stuhl. Sein helles Haar und sein Bart leuchteten unter der Dielenlampe; aber sein Gesicht war so bleich, daß jene fast dunkel erschienen. Und eben als er sich aufraffte und sprechen

wollte, stand Hedwig auf der Schwelle zur Wohnstube. Ob das Mädchen ihr gesagt hatte, wer gekommen sei, ob sie selbst es gehört hatte, es lag keinerlei Überraschung in ihrem festen, schönen, gesunden Gesicht. Sie blickte Schwarzmann gerade, vielleicht ein wenig dreist an. Er tat, als bemerkte er sie nicht und sah, die Ellbogen auf die Knie gestützt, vor sich nieder. Angelika stand zwischen Mann und Frau und konnte sich nicht entfernen.

„Herr Schwarzmann bringt diesen Brief," hob Heß an.

Sie wußte sogleich, daß sie erraten hatten, von wem er geschrieben war. Es lag ihr auch gar nicht daran, sich länger zu verbergen. Ihr gutes Recht schien ihr fest genug zu stehen. Sie zuckte die Achseln und sagte, gegen Schwarzmann gewendet: „Ich zahle eben mit der gleichen Münze zurück, mit der man mich zahlt."

„Dieser Brief ist eine Gemeinheit," — sagte Schwarzmann. Seine Stimme war noch immer die des tiefgekränkten, würdigen Mannes. In seinen Augen aber funkelte ein giftiges Zörnlein.

„Hoho, Herr Pfarrer!" brauste Frau Hedwig streitbar auf.

Es wollte eine laute und unschöne Szene werden.

Da trat Heß zwischen seine Frau und den Kollegen. Er sprach nicht laut, aber sie schwiegen beide, als er verlangte, mit Schwarzmann allein zu sprechen. Vielleicht war es, weil er plötzlich krank aussah, verzerrte Züge hatte, daß einen die Furcht ankommen konnte, ein Wort gegen ihn möchte ihn leiblich niederwerfen.

Hedwig beschied sich zögernd. Sie hatte ein Wort auf den Lippen. Dann bezwang sie sich und ging hinaus, von Angelika gefolgt. Sie hörten beide noch, wie Schwarzmann sagte: „Die Sache zwischen der Frau Pfarrer und mir wird vor Gericht erledigt werden. Wir haben uns nichts mehr zu sagen, Herr — Kollege."

Als sie aber die Tür hinter sich geschlossen hatten, hörten sie Stühle rücken. Es schien, daß Ludwig Heß sich dem Gaste gegenüber niederließ.

Angelika stieg nach ihrer Stube hinauf. Frau Hedwig hinderte sie nicht. Erregt ging diese indessen in der Wohnstube auf und ab.

Die Unterredung der beiden Männer schien eine Ewigkeit zu dauern. Ihre Stimmen klangen selten laut; ein-, zweimal nur erhob sich diejenige Schwarzmanns grollend, heftig. Ludwig Heß sprach immer im gleichen Ton, klar und still, wie einer spricht, der sich ganz in der Gewalt hat. Aber unendlich lange dauerte das Hin und Her der beiden Stimmen. Eine Angst packte Hedwig. Ihre Wangen färbten sich, begannen zu glühen, brannten. Vom Gericht hatte er gesprochen, der da drinnen! Hatte der ein Recht — hatte er, sie zu verklagen? Es — es konnte — unangenehm werden, konnte —

Zweimal, während ihre Unruhe wuchs, trat sie in plötzlichem Zorn auf die Tür zu. Was brauchte er noch da drinnen sitzen, der Mensch, der sie verklagen wollte, der sie geschmäht hatte! Was brauchte ihr Mann länger mit ihm zu markten! Aber jedesmal, wenn sie auf die Klinke drücken und jenes Gespräch unterbrechen wollte, scheute sie zurück. Er hatte vorhin ganz anders als sonst ausgesehen, ihr Mann! Sie fürchtete sich.

Endlich klang drüben wieder das Stühlerücken. Dann traten die Männer in den Flur hinaus. Sie hörte deutlich Schwarzmanns dumpfe und ihres Mannes klare Stimme. Sie sprachen ruhig miteinander, in geschäftlichem Ton. Es schien nun, daß sie von etwas Alltäglichem redeten. Schwarzmann ging die Treppe hinunter, und Heß tat, was er nie getan hatte, begleitete ihn wie einen großen Herrn, bis an die Haustür. Nach einer Weile kam er zurück und trat wieder in sein Zimmer. Hedwig horchte, ob er nicht zu ihr käme. Sie hatte Herzklopfen. Aber er kam nicht. Sie hörte, wie er sich drüben schwer in den Stuhl niederließ. Da trat sie hinüber, zaghaft, nicht sicher wie sonst. Er drehte ihr den Rücken, saß ganz niedergebeugt auf seinem Stuhl. Die Hände hielt er zwischen den Knien gefaltet.

„Wird — wird er klagen?" fragte Hedwig.

„Nein, er wird nicht klagen," sagte Heß und sah sich nicht um.

Sogleich wallte ihr rasches Blut wieder. „Er hätte es nur wagen sollen. Wir hätten ihm schon gezeigt — wir —"

„Es hätte gereicht, dich ins Gefängnis zu bringen," sagte er bitter.

Sie lachte. „Haha, das hätte ich sehen mögen."

„Du hättest es gesehen!"

Seine Stimme klang so immer gleich. Auch sah er sich immer und immer nicht um nach ihr. Ihr Zorn ließ nach. Eine Art Reue kam über sie.

„Du wirst mich doch schelten," sagte sie; „fang an, ich — ich will lieber jetzt gleich alles hören."

Nun stand er auf. „Ich sage nichts," erwiderte er. „Ich kann dich nicht anders machen, als du bist."

Er sagte das so hin, ohne Groll, mit einem dumpfen Sichbescheiden.

Da wendete sie sich um und ging, halb trotzig, halb von einer fremden Scheu bedrängt.

Es war spät geworden. Sie löschte die Lampe in der Wohnstube. Dann stieg sie nach ihrem Schlafzimmer hinauf. Aber mitten in der Nacht, nur notdürftig angezogen, kam sie wieder herab. Ludwig Heß war noch immer nicht gekommen. Sie fand ihn auf dem Stuhle sitzen wie vorher.

„Ludwig," sagte sie. Dann begann sie zu weinen.

Er drehte sich langsam nach ihr um. Sie stand da, mit nassen Augen, halb bittend, brauchte nichts zu sagen, verriet in Haltung und Gesicht, wie sie an ihm, ihrem Manne hing.

„Kommst du nicht zu Bett?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

Da nahm er sich zusammen, wie einer, der weiß, daß er eben wieder weiter muß auf schwerem Wege.

„Gewiß," sagte er. „Geh nur! Ich komme schon."

Sie schlich bis in den Flur hinaus und wartete wieder. Aber er kam gleich, löschte nur das Licht erst und schloß die Tür.

„Ich komme! Geh nur!" wiederholte er, als er sie zitternd stehen sah.

So gingen sie an diesem Abend schlafen.

Sechstes Kapitel.

Ludwig Heß war nicht in Ungewißheit mehr und hatte weder Hoffnung noch den Willen, etwas zu ändern. Er wußte, daß seine Ehe ein Irrtum war. Der Vorfall mit dem Brief hatte ihn völlig wach gerüttelt. Nun stand er und starrte in die Gegenwart mit freudlosen Augen, und wenn er in die Zukunft schaute, sprang etwas wie Entsetzen in seinen Blick. Das Leben war lang! Dann nahm er sich zusammen. Es galt, aus diesem Leben zu machen, was möglich war, und seine Pflicht zu tun. Daß es einen Ausweg gäbe, einmal geknüpfte Bande zu lösen, daran dachte er nicht, hätte daran auch nicht gedacht, wenn die Kinder nicht gewesen wären. Er begann mit gutem Willen sein Leben neu; aber es war nicht leicht, jenen zu behalten, nun er sehend geworden war. Hundert kleine Dinge, die in Frau Hedwigs Art lagen, Mängel der Erziehung, der Lebensart und des Charakters, Dinge, die er früher bemerkt und unangenehm empfunden hatte, aber für die er nicht eigentlich wach geworden war, erkannte er jetzt als das, was sie waren. Und zwanzigmal des Tages stach ihn die Qual. Äußerlich war er der gleiche wie immer, geduldig, bereit, zu Hedwig zu stehen, wo sie seiner bedurfte und wo es galt, ihre Blößen Dritten gegenüber zu decken. Alles andre machte er inwendig mit sich ab.

Eine war im Hause, die ihn durchschaute. Angelika, die wie er ein ruhiges und frohes Auge für alle Schönheit und eine tiefe Empfindsamkeit für alles hatte, was gewöhnlich und unzart war, wußte, wie er litt. Wie ihr selber das derbe Wort weh tat, das Frau Hedwig entglitt, ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was das Leben adelte und verschönte, sie verletzte und ihre Taktlosigkeiten ihr unbegreiflich schienen, so empfand sie, daß der schlanke und ruhige Mann, dessen Hand von allem Niedrigen sich rein hielt, unter all dem wie unter einer Marter zuckte. Je länger sie im Hause wohnte, desto besser durchschaute sie ihn; es war etwas in ihrer reinen und stillen Seele, das sie zu immer größerer und klarerer Erkenntnis dessen reifen ließ, was der andre in sich trug. Sie stand staunend beiseite und sah, wie jener ohne Klage und Murren ertrug, was ihn bedrängte. Dann — allmählich, während eine leise Leidenschaft in seinem Klavierspiel, ein schmerzlich liebevolles Wort zu einem der Kinder, ein unbewußtes und kaum merkliches Aufatmen, wenn er eine Stunde mit ihr, Angelika, allein war, ihr die einzigen Zeugen waren, wie viel er in sich verbiß, wärmte sich ihr Herz für ihn und seine schweigende Art. Ihr Blick folgte ihm, und das Mitleid begann sie zu bedrängen, so daß sie an sich halten mußte, um ihm nicht ein herzliches Wort zu sagen. Ihre Gedanken beschäftigten sich viel mit ihm, gingen mit ihm auf seinen Amtsgängen und am Sonntag auf die Kanzel, und wenn sie, Angelika, in der Schule war, irrten diese selben Gedanken rückwärts in das Haus, wo Ludwig Heß nicht glücklich war.

Da kamen die Tage der Demütigung für ihn.

Von der Klage war Pfarrer Schwarzmann abgestanden; aber er war weder groß noch christlich meinend genug, daß er nun Frau Hedwigs Fehl-

tritt in Vergessenheit hätte geraten lassen. Es war ein guter Anlaß, die eigne Mildherzigkeit leuchten zu lassen, indem man da und da und dort erzählte, was man der Frau des Kollegen vergeben hatte. So mancher Bibelspruch ließ sich mit klangschöner Stimme hinmalen, daß er dem Hörer einen Augenblick, wie ein vieltönig Glockenspiel in der Luft bimmelnd, gleichsam stille stand. Pfarrer Schwarzmann verdrehte die kleinen Augen und holte diese Bibelsprüche aus einer tiefen Brust. So war es nicht seine strenge, steife Frau, die eigentlich Beleidigte, sondern er, der Frau Hedwigs Unvorsichtigkeit nicht zur Ruhe kommen ließ. Er brachte es fertig, daß nach Tagen und Wochen die Stadt davon laut war, was eine fromme Pfarrersfrau von St. Johannes für eine verächtliche Tat sich hätte zu schulden kommen lassen. Dabei war es menschlich, daß, was die Frau gefehlt, dem Manne mit angerechnet wurde, da dieser doch nichts tat, seine eigene Schuldlosigkeit nachzuweisen. So groß daher Pfarrer Heß' Beliebtheit war, so fielen, vielleicht zuerst von solchen, die ihn weniger kannten, dann aber von mehreren harte Worte auch gegen ihn. Ein kleiner Sturm brauste durch St. Felix, bald in diesem, bald in jenem Hause oder Quartiere aufspringend, und es waren eifrige Boten genug, die ins Pfarrhaus von St. Johannes trugen, wann und wo es eben wieder heftig gewindet hatte.

Frau Hedwig, nachdem sie gewiß war, daß ihr Mann ihr Vorwürfe ersparte, und nachdem sie über das erste Unbehagen, das gerade seine Schonung ihr bereitet, hinweggekommen, schalt heftig über die Lästersucht der Menschen. Ludwig Heß selbst schwieg. Er sah, wie dieser und jener Gruß, den er auf der Straße einheimste, kühler war als sonst, hörte ein tadelndes Wort eines alten und vornehmen Mitgliedes seines Kirchenvorstandes ruhig an und schwieg noch immer. Nur Angelika wußte, wie es in ihm aussah, wußte es und hätte doch nicht zu sagen vermocht, woher.

Eines Tages, da sie am Klavier standen, wandte Pfarrer Heß sich zu ihr: „Vielleicht — sollten Sie nicht Ihre Mutter in Kenntnis setzen, Fräulein Angelika? — Es wird viel über mein Haus gesprochen in diesen Tagen, und es möchte ihr vielleicht unlieb sein, Sie länger hier zu wissen."

Angelika blickte auf. Ihr Gesicht blieb völlig ernst, und doch war wie der Schein eines ruhigen Lächelns darin. Vielleicht lag das in ihren klaren, ernsthaften Augen. „Meine Mutter weiß, daß ich nicht bliebe, wenn sich an meiner Achtung für Sie und — Ihre Frau etwas hätte ändern müssen."

Ihre Rede war fast herb, wie ihre ganze Art immer zurückhaltend und kühl war. Aber in dem Ausdruck ihres Gesichtes lag die Wärme, die ihre Worte entbehrten.

Heß sprach nicht weiter, sondern blätterte in den Noten. Indessen trieb der Gerechtigkeitssinn und das Verlangen, ihm wohlzutun, Angelika, daß sie Frau Hedwig zu rühmen begann: wie sie ein Muster von Arbeitsamkeit, wie sie besorgt sei um sie, Angelika selbst, gleich wie um ihn und die Kinder! Wie sie heute wieder schmuck aussehe in ihrem reichen, braunen Haar, dem frischen Gesicht, und wie ihre schönen Augen aus diesem Gesichte leuchteten!

Es war ein unaufdringliches Lob, fügte sich ihr auf die Lippen, wie es, vom Augenblick geweckt, ihr aus dem warmen Herzen sprang.

„Gewiß," sagte Heß, „Sie haben so recht."

Er fuhr nicht weiter; denn er sprach nie ein Wort, das wie eine Klage gegen seine Frau hätte sein können. Auch ihr, Angelikas, Bleiben oder Gehen berührte er nicht mehr, sondern hob in leichterem Ton von anderm zu sprechen an. Nach einer Weile verließ ihn das junge Mädchen. Ein Paket Noten in Händen tragend, vermochte sie die Tür nicht zu schließen, und er hieß sie sie offen lassen, da er ihr gleich folge. Dann aber blieb er mitten in seinem Zimmer stehen und sah ihr unbemerkt nach. Schlank und anmutig stieg sie über die Treppe hinauf. Sein Blick überflog ihr krauses, dunkles Haar und ihr nicht regelmäßig schönes, aber ihre empfindsame und starke Seele widerspiegelndes Gesicht. Da fühlte er plötzlich, daß er vorhin eine heimliche Furcht in sich gehabt hatte, sie könnte wirklich das Haus verlassen. Und er wurde inne, daß seine Freude an ihr hing, eine leise, wehmutsvolle Freude, wie man sie wohl empfindet, wenn man durch schöne Lande wandelt, an denen das Herz festwächst, in denen man weilen möchte und die man doch nie Heimat nennen darf.

Es war wenige Tage später, daß die Frau Säckelmeisterin ins Pfarrhaus kam. Dieselbe Not trieb sie her, die sie seit langem brachte, die Sorge um den Sohn. Die alte Frau war nicht mehr ganz so rüstig wie früher, nicht so sicher beim Gehen auf der Straße, und so brachte sie Grite, die Magd, mit sich, an deren Arm sie schritt

Die Kinder waren voll Freude und erfüllten das Haus mit Jubel. Frau Hedwig aber hatte ein unwirsches Wesen, halb beklommen, halb ungehalten. Mit klarer Ruhe begegnete ihr die Frau Säckelmeisterin und wußte klug alle Rede so zu wenden, daß äußerlich jeder Schein einer Verstimmung zwischen ihr und der Schwiegertochter vermieden blieb. Die Frage aber, die ihr am Herzen lag, tat sie erst, als Hedwig sich für ein paar Augenblicke entfernt hatte und nun Ludwig Heß und Angelika allein mit ihr im Zimmer blieben.

„Du bist blaß, Sohn," sagte sie. „Bist du krank?"

Zum ersten Male fiel es auch Angelika auf, daß Heß' Gesicht schmaler geworden war. Der versonnene Ausdruck seiner hellgrauen Augen trat schärfer hervor, und auf seiner Stirn lag es wie Müdigkeit.

Er sah aber mit einem männlichen und festen Lächeln auf seine kleine, schlanke Mutter herab und scherzte, daß sie Dinge sähe, die nicht seien, wußte darauf auch durch die Art und Weise, wie er gleich wie immer lebhaft mit allen, den Kindern, der Mutter, seiner Frau und Angelika sich beschäftigte, die Sorge der Frau Säckelmeisterin zu zerstreuen. Als er aber an diesem Tage die Mutter wieder selbst zum Schiff, mit dem sie nach Hause fuhr, geleitete, war im Wesen beider eine noch größere Rücksichtnahme aufeinander, eine große schweigende, hinter einer feinen Gemessenheit sich bergende Liebe, als ob dieser Gang eine besondre Bedeutung hätte und nicht manches Zusammensein ihnen mehr vergönnt wäre.

Angelika stand am Fenster ihres Zimmers, als die beiden, gefolgt von Grite, der Magd, über die Johannes-Hofstatt schritten, und fühlte diese Liebe heraus, als ob sie in beider Seelen sähe. So sehr war sie selbst vom Stoffe, aus dem jene gemacht waren.

Es folgten nun wieder äußerlich stille Tage. Dennoch brachte jeder von ihnen seinen Kampf und seine Qual für Ludwig Heß, aber auch für Frau Hedwig. Sie fühlte sich ihrem Manne fremder geworden, und wenn es sie auf der einen Seite erbitterte und ihr Wesen noch eckiger und unliebenswürdiger machte, so sprang sie anderseits zeitweise eine heiße Angst an, daß sie jenen ganz verlieren könnte, und ihre Liebe erstarkte daran.

Dann wurde es Frühling nach einem strengen, nebligen Winter. Ein jähes Tauen hob an. Als die Sonne die Nebel überwand, war sie schon stark und stand lange am Himmel. Da liefen die Traufen. Lange düster gewesene Stuben waren wie gesegnet, so reich lag das goldene Licht auf ihren Dielen. Auf dem Lindenhofe, einem mit alten Linden bestandenen Bollwerk der Stadt, das dicht hinter der Johannes-Hofstatt sich erhob, brachen kleine Blattspitzen aus; und die Menschen hatten noch kaum der Knospen geachtet. Aber es erwachte nicht nur ein reicheres Leben, auch ein reicheres Sterben ging durch die Stadt. Die alten Leute, deren Scharen der Frühling immer lichtet, hoben die Köpfe. Hier legte sich einer, und nun der und der! Weil sie den Lenz nicht mehr ertrugen! Und sie begannen an ihrem Lebensrest herumzurechnen und kamen mit leiser Trauer immer zum gleichen Ergebnis, daß ihnen wenig, wenig Zeit mehr blieb.

Pfarrer Ludwig Heß hatte nicht eigener Sorge genug, daß er des Kummers in der Stadt vergessen hätte. Er predigte über das Bibelwort: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg“ (1. Korinther 15. 55), seiner Gemeinde zum Trost. Seine Kirche war nicht ganz so voll wie ehemals; aber es war an diesem Sonntag niemand darin, der nicht in einer seltsam getrosten Ruhe hinweggegangen wäre, weil der Gedanke an eigenen Tod oder den Tod solcher, die ihm lieb waren, in dieser Stunde weniger Schrecken für ihn hatte.

Aber nicht nur an viele Alte kam das Sterben. Das jähe Tauen hatte allerlei Krankheit in der Stadt verursacht, insbesondere brach unter der Schuljugend eine gefährliche Epidemie aus, so daß der Tod nun an zwei Enden der Menschheit zehrte.

An einem und demselben Tage legten sich im Pfarrhaus zu St. Johannes die beiden Kinder zu Bett. Der Arzt, der gerufen wurde, machte Bedenken: Die Not der Stadt war auch an die zwei Kinder gekommen. Nun kam eine schwere und dumpfe Zeit. Heß und seine Frau wichen kaum von den Betten der fiebernden Kinder. Frau Hedwig zeigte die Kraft wieder, die sie vor Jahren, als ihr Vater starb, zur einzigen Aufrechten im Hause gemacht hatte. Es war merkwürdig, welche Opferfreudigkeit und Ausdauer ihr innewohnten. Sie überließ niemandem die Pflege der Kranken, bedurfte kaum der Ruhe und gönnte sich keine. Was im gewöhnlichen Leben Eckigkeit und Unbeholfenheit der Rede und des Wesens an ihr war, wurde in diesen Tagen zu einer Strenge, die ihr, der körperlich starken und gesunden, wohl stand. Sie gewann eine Überlegenheit, die Heß oftmals mit staunendem Blick sie ansehen ließ. Die Überzeugung erfüllte ihn, daß ihm nichts zu tun blieb, daß die Kranken in keiner bessern Obhut liegen könnten. Da marterte der Gedanke ihn wieder, weshalb er den Weg zu Hedwig nicht finde, da sie doch wie

Fehler so auch Tugenden hatte. Aber es kamen die Tage und zeigten ihm neu und neu die Mängel an Lebensart, die ihr anhafteten, und er kam ihr nicht näher.

Zu den Kindern trat er am liebsten ein, wenn er seine Frau beschäftigt wußte. Dann saß er mit froher, ja fast sehnsüchtiger Geduld an ihren Betten. Er sah, daß Else, sein Töchterchen, ihn nicht entbehrte. Sie sprach von der Mutter, verlangte in allen Dingen nach ihr und war immer ungeduldig, bis sie wiederkam. Wie das Kind ihr im Äußern ähnlich war, so hatte es auch in seinem Wesen manches von ihr angenommen, und so gehörten sie beide zusammen. Der kleine Johann Jakob aber, der weniger lebhaft war und, mit seinen großen Augen an die Decke schauend, oft lange ruhig daliegen konnte, freute sich nicht nur flüchtig wie die Schwester über des Vaters Kommen, sondern hielt, wenn er bei ihm am Bette saß, fest seine Hand mit seiner eigenen heißen umspannt und sprach nicht, war nur zufrieden und konnte nie rascher den Schlaf finden, als wenn er an Heß' Hand gleichsam aus dem Tag ins Traumland ging.

Auch Angelika saß bei den Kindern, und sie kannten ihren Schritt und wollten sie nicht mehr lassen, wann sie kam. Weil sie ein seltener Gast war, lag für die Kranken etwas Festliches in ihrem Kommen.

Nach Wochen und Wochen genasen die Kinder. Als der Arzt versichert hatte, daß die Gefahr vorüber sei, kamen Frau Reimann und ihr Sohn, die schon vorher eine eifrige Sorge gezeigt hatten, häufig nach den Genesenden sehen. Karl Reimann zeigte seine ganze plump-rauhe Gutmütigkeit und trat nie ins Zimmer der Kinder, ohne eine Überraschung für sie, ein Spielzeug, einen Scherzartikel und dergleichen in der Tasche zu haben. Auch Frau Hedwigs Mutter machte sich allerlei Mühe, den Enkeln Freude zu bereiten. Bald erfüllten diese beiden und Frau Hedwig das ehemalige Krankenzimmer mit einer lauten Munterkeit, die den Kindern um so mehr zusagte, als mit dem Fortschreiten der Genesung auch ihr junger Übermut sich neu zu regen begann. Manchmal überkam Heß, wenn er in seinem Zimmer die lauten Stimmen der andern vernahm, eine leise Bitterkeit, als hätten jene einen Sieg gewonnen, der ihn aus liebem Besitz verdrängte.

Eine war in all den Tagen nicht gekommen, die Frau Säckelmeisterin. Sie wußte um die schwere Krankheit der Kinder. Häufig schrieb sie an ihren Sohn und ließ sich von ihm Nachricht geben: „Aber," ließ sie ihn wissen, „so sehr mich nach Deinen Kindern verlangt, es ist besser, daß ich Euch jetzt nicht besuche!" Und Ludwig Heß wußte, daß sie fern blieb, damit die Schwiegertochter ihr Kommen nicht als eine Einmischung in ihre Pflege empfinde.

Als die Kinder schon wieder außer Bett und nur noch an die Stube gebunden waren, bemerkte Angelika, daß Pfarrer Heß einen schweren Husten hatte. Er hatte im Amte arbeitsstrenge Tage gehabt, war viel außer Haus und auf Krankenbesuchen gewesen und hatte sich nicht geschont. Aus seiner Erkältung wurde keine Krankheit; aber sie wollte auch nicht sich verlieren. Es dauerte Tage, ehe Frau Hedwig zum ersten Male seines Unwohlseins gewahr wurde. Sie zankte, daß er nicht vorsichtiger sei, verbesserte dann mit lustiger

Sorglosigkeit sich selber und meinte, zu Angelika gewendet: am Ende sei nicht viel daran. Die ganze Stadt sei erkältet in diesen Tagen.

Angelika fand sich kurz nachher mit Pfarrer Heß allein. Abermals überkam ihn der pfeifende Husten. Sie sah, was sie seit Tagen wußte, daß eine Veränderung mit ihm vorging. Seine Augen glänzten und standen tief im Kopfe. Da stieg etwas heiß in ihr auf und nahm ihr den Atem, so daß sie nur mit leiser Stimme die Worte zu sprechen vermochte: „Sie sind krank, Herr Pfarrer. Sie — Sie müssen den Arzt — Wenn Ihre Frau Mutter es wüßte."

Er wendete sich ihr zu und sah sie an. Aus ihren atemengen Worten klang etwas, was sie eigentümlich von denen unterschied, die eben Frau Hedwig gesagt hatte. Zu jenen hatte er gelächelt. Nun überströmte ihn eine wundersame Wärme, als ob eine Sonne sie auf ihn würfe. Er lächelte, ein wenig mühsam. Dann sagte er: „Ich — gewiß, ich werde einen Arzt fragen." Er verbarg nichts, gab mit diesen Worten ruhig zu, daß er selbst am besten wüßte, wie ihm Hilfe not tat.

Er ließ auch nicht manchen Tag vergehen, ehe er sein Versprechen hielt. Da wurde auch Frau Hedwig aufmerksam. Blitzähnlich sprang eine große Angst sie an. „Du siehst schlecht aus," sagte sie zu Heß. „Was meinte er, der Doktor? Du wirst dir doch Sorge tragen?"

Wenn er es noch nicht gewußt hätte, so hätte er es jetzt sehen können, wie sie ihn liebte. Es war etwas wie Hilflosigkeit an ihr, als fühle sie den Abstand zwischen ihr und ihm erst in diesem Augenblick, da ihre feste Gesundheit sie rein äußerlich zu einem rauhern Menschen machte als er, der Leidende, war. Sie empfand sein Leiden als etwas ihr Fremdes, über das sie kein Urteil hatte und das sie darum mit Furcht erfüllte. Dann kam die Ungeduld sie wieder an: „Du mußt dich pflegen, dich mehr schonen," zankte sie.

Er näherte sich ihr mit seiner stillen Überlegenheit, klopfte ihr auf die Schulter und sagte: „Es wird bald besser werden! Sei ohne Sorge." Damit kamen sie von seinem Unwohlsein ab.

Die zwei Frauen, Angelika und Hedwig, beobachteten ihn von da an, jede auf ihre Weise, jede mit wachsender Sorge. Frau Hedwig ließ aber aus dieser Sorge eine bittere Unzufriedenheit wachsen, einen Groll gegen alle, die mit ihr lebten, als hätten sie Schuld an dem, was ihr Kummer war. So wenig war sie daran gewohnt, sich selbst im Zaume zu halten, daß sie ihres Mannes Krankheit als ein ihr geschehenes Unrecht empfand, darum zuzeiten mürrisch im Hause herumging und durch allerlei Äußerungen ihrer Unzufriedenheit Ausdruck gab. Angelika zitterte manchmal ob ihres lauten Wesens, nicht um ihret-, nur um des kranken Mannes willen, von dem sie wußte, daß ihr Gebaren ihm in die Seele schnitt und daß die Zweifel, die er in sich trug, vielleicht mehr an ihm zerrten als die leibliche Krankheit. Sie selbst, Angelika, war still und ernst und aufmerksam. Mit lautloser Anmut schritt sie durch die Stuben des Pfarrhauses, war niemandem im Wege, und überall war doch die Alltäglichkeit von kleinen Wohltaten ihrer klugen Hand verschönt. Mit seltsamem Feinsinn wußte sie auch Hedwigs Liebe, die sie sich zu Anfang gewonnen, sich zu erhalten.

In Ludwig Heß' Augen war nun noch mehr als früher ein sinnender Ausdruck. Sein Blick hatte etwas weithin, wie in dunkle Zukunft Schauendes. Auch folgte er mit den Augen wie Angelika so auch Frau Hedwig und seinen Kindern oft und lang. Hinter seiner klaren Stirn konnte man die Gedanken arbeiten sehen zu solcher Zeit. Er legte, wie sein Blick in die Zukunft zu staunen schien, in Gedanken diese Zukunft sich zurecht, nicht seine eigene, sondern die derer, die zu ihm gehörten. Und sein Blick glänzte und hatte ein schmerzliches Licht, wenn er auf dem kleinen Johann Jakob ruhte.

In diesen Tagen begann es, daß seine Gemeinde auf sein Krankſein aufmerksam wurde. „Wie heiser seine Stimme heute geklungen hat," sagten sie eines Sonntags nach seiner Predigt. Dann wußte der und jener Auskunft zu geben, daß Pfarrer Heß geraume Zeit schon leidend sei. Ein Dritter kannte seinen Arzt und fügte geheimnisvoll hinzu, daß dieser dem Kranken wenig Hoffnung gebe. Nun kamen die Stimmen des Mitleids. Die Frauen warfen sie zuerst in das allgemeine Reden. Bald und für Tage bildete Pfarrer Heß' schwere Erkrankung das Tagesgespräch. Wie schöne und reine Blumen aus ungleichem Erdreich wuchs aber aus dem Gerede die Liebe seiner Gemeinde für ihn wieder auf, an der er eine Zeitlang Einbuße gelitten. Das Pfarrhaus sah viel junge und alte Gäste, die Nachfrage nach des Kranken Ergehen hielten. Schon hatte er indessen Mühe, am Sonntag seine Predigt zu Ende zu halten. Einmal mußte er seinen Kollegen Schwarzmann, zu dem er ein Verhältnis kühler Höflichkeit aufrecht erhielt, bitten, ihn zu vertreten. Dann segnete er an einem Wochentage zwei Neuvermählte ein, die ihm als einstige Schüler seines Konfirmandenunterrichts lieb waren. Und am folgenden Sonntag vermochte er nicht zu predigen, da seine Stimme allen Ton verloren hatte. Wochenlang mußte er dem Amte fern bleiben. Dann geschah es, daß der einzige Sohn einer ihm nahe befreundeten Familie starb, und er wollte es sich nicht nehmen lassen, ihm selbst die Leichenrede zu halten. An diesem Tage stand er zum letzten Male in seiner hohen, alten und festen Kirche. Sie war mit dunklem Grün und schwarzen Tüchern ernst, fast düster geschmückt. Aus der kleinen Amtstüre trat Pfarrer Heß in seinem Talar vor die Trauergemeinde, unter der sich Hedwig und Angelika befanden. Er sprach mit seltsam bewegter dunkler Stimme schöne und friedliche Worte, die von einem klaren und weitsichtigen Geiste zeugten. Zuweilen lag ein schmerzlicher Zug um seinen Mund. Viele, die ihn an diesem Tage sahen, vergaßen sein Bild nicht mehr. Die Vornehmheit seines Wesens und seiner äußern Erscheinung war noch nie so völlig in einem harmonischen Ganzen zutage getreten. Sein Gesicht und seine Hände waren sehr blaß. Ersteres hatte eingefallene Wangen, und die Augen lagen noch immer tief. Aber sie hatten ihre graue Helligkeit noch und eine große Ruhe. In der ganzen Haltung des schlanken Mannes aber und in der Art, wie die Hände das Buch faßten, wie er sie im Gebet darüber faltete oder, um einen Hustenanfall zu verbergen, sein Tuch vor die Lippen hielt, in jeder Gebärde lag ein wohltuendes Ebenmaß.

Zwischen Hedwig und Angelika schritt er, nachdem der Zug der Trauernden die Kirche verlassen hatte, über die Johannes-Hofstatt nach seinem Hause. Er

mußte langsam gehen, denn sein Atem ging knapp. Frau Hedwig reichte ihm ihren Arm, daß er sich stütze, und er tat das, und manchmal standen sie still, damit er sich ausruhe. Dann blickte er abwechselnd in die Gesichter der zwei Frauen, die mit ihm gingen, und sprach mit ihnen, und es war, als spräche er beiden mit einem Lächeln, das er in den Augen hatte, Mut zu. Nichts von dem, was ihn noch immer quälte, kein Hauch des innerlichen Entfremdens, das ihn von Frau Hedwig schied, verriet sich in Rede oder Blick. Er war gegen sie von einer großen Güte und Geduld. Aber seine Stimme klang auch nicht weicher oder wärmer, wenn er zu Angelika sich wendete. Nur immer, wenn er den Blick von ihr nahm, haftete er einen Augenblick wie träumend im Leeren.

Siebentes Kapitel.

Am Tage nach dieser Amtshandlung faßte Ludwig Heß ein großes Verlangen nach seiner Mutter. Sie war zweimal bei ihm gewesen, unruhig um ihn. Nun wußte er, daß sie auf ihn wartete, und vielleicht ahnte er, daß er auch die kurze Reise an den See hinauf bald nicht mehr zu tun vermöchte. Frau Hedwigs Gesicht wechselte zwar ein Lachen gegen ein Stirnfalten ein, als er ihr von seiner Absicht, nach dem Seegut zu fahren, sprach. Aber sie widerredete nicht. Als dann gegen Ende derselben Woche ein reicher, lichtgesegneter Frühlingstag kam, riet sie ihm selbst, zu gehen, wollte nichts davon wissen, daß die Kinder ihn begleiteten, da sie ihn ermüden würden, und riet dafür Angelika, mit ihm zu fahren. Diese war nun schon so nahe mit dem Hause verwachsen, daß Frau Hedwig sie wie eine Verwandte betrachtete; aber auch ohne Wesens wie eine solche zuweilen über sie verfügte und dabei oft der Höflichkeit und Rücksicht vergaß, die sie der Hausgenossin schuldete. Angelika richtete den Blick auf Pfarrer Heß, als erwarte sie von ihm die Antwort auf Frau Hedwigs Einladung. Er streifte mit ruhigen Augen die ihren und sagte mit leiser Freude: „Wenn Sie können, Fräulein Angelika, so bin ich um solchen Reisegenossen wohl froh.“

So entschied es sich, daß Angelika mitfuhr, und sie machten sich für die kleine Reise bereit. In einem Mietwagen fuhr Hedwig mit den beiden andern zur Lände. Da der Tag immer sonniger und schöner heraufwuchs, hatte Heß beschlossen, mit dem Dampfschiff zu reisen. Er und Angelika standen auf Deck, als das Schiff abfuhr, und winkten Frau Hedwig zu, die am Lande verblieben war. Ein warmes Leuchten lag über dem Schiff und ihren beiden Gestalten.

Der See hatte kein Leben. Blau und voll Glanz lag er und schlief, und blau und voll Glanz weit über ihm hin wölbte sich der Himmel. Fast lautlos zog das Schiff den See hinauf. Das Ufer von St. Felix blieb weit und weit zurück. Und der Tag war so voll strahlender Schönheit, daß die zwei auf dem Schiff vergaßen, was vor und was hinter diesem Tage lag und nur in einer schweigenden Lust die Stunden lebten, die ihnen eben gegeben waren. In diesem stillen Erleben eines seltsamen und wundervollen Tages glich ihr

Besuch auf dem Seegut jenem ersten, den sie da zusammen gemacht hatten. Aber es lag ein noch größerer Friede über diesem, als über jenem gelegen hatte. Ludwig Heß fühlte sich wohler denn seit langem. So störte auch nicht die Erinnerung an seine Krankheit ihre Zufriedenheit.

Wie einst kam ihnen die Frau Säckelmeisterin bis an das morsche Gartentor entgegen, und Grite, die Magd, stand hinter ihr und nahm Angelika die Decken ab, die sie trug, und Tiger, der Kater, strich Heß um die Beine, als ob er ihn besonders grüße. Sie lebten dann die Stunden nebeneinander hin. Angelika staunte über die Gefaßtheit, mit der die Frau Säckelmeisterin ihrem Sohne zu verhehlen vermochte, wie sie heimlich sich um ihn quälte. Nicht ganz mit der Leichtigkeit früherer Tage, aber immer noch lautlos und sicher bewegte sie sich um ihn und tat ihm mit den feinen, schlanken und sorgenden Händen alle die Liebe an, die auszusprechen die hohe, Zeit ihres Lebens geübte Selbstbeherrschung ihr verbot. Nur manchmal sah Angelika die alten und strengen Augen in dem schmalen, runzeligen Gesicht wie in plötzlichem Schrecken groß werden und Ludwig Heß folgen, wenn er, auf einen Stock gestützt, durchs Zimmer schritt.

Aber auch er verlor nicht einmal an diesem Tage seine Ruhe und Festigkeit, mit denen er der Krankheit noch Widerstand leistete und die ihm lieb waren, zu täuschen suchte. Beide, Mutter und Sohn, ergaben sich dann einer gedämpften Freude, die nichts Erzwungenes hatte, sondern wirklich war und wohl dem Grunde entsprang, daß sie klar das Schicksal erkannten, das über ihnen waltete, sich schweigend und erhobenen Hauptes darein fügten und nun mit ernstem, ruhigem Lächeln das Glück des Beisammenseins noch genossen. Dabei half eines dem andern, ohne es selbst zu wissen, doch des andern Hilfe unwillkürlich dankbar empfindend, und es lag ein hoher Adel auf ihnen beiden. Als Angelika kurz und blitzähnlich Frau Hedwigs Bild vor die Seele trat, erschien ihr dieses als etwas ganz Fremdes, nicht in ihr und das Leben dieser Menschen Gehörendes, und sie vergaß es sogleich wieder wie etwas Störendes, dem man nicht Eintritt in einen frommen und friedlichen Gedanken gestattet.

Nach Tisch ruhte die Frau Säckelmeisterin, wie es ihr vom Arzte seit einiger Zeit geraten war und Heß ihr mit ernster Beharrlichkeit gebot. Er selbst aber begab sich mit Angelika in den Garten, und sie wandelten langsam über die grauen Wege. Der Tag war zu seinem blausten Glanze gediehen. Wie helles Feuer brach es über den dunkeln Garten nieder. Das Grün des Rasens leuchtete, und die hohen, schlanken Bäume standen reglos und stolz. Um ihre Wipfel zitterte das Licht. Nach einer Weile kamen sie an die Seemauer hinunter und hoben an, dieser entlang unter den Bäumen auf und nieder zu schreiten. Sie sprachen von der tiefen Ruhe des Gartens, der Schönheit des Tages, der glanzvollen Helligkeit des Sees, dessen Weite sich im Gegensatz zu dem baumbeschatteten Garten mächtig dem Lichte auftat. Wieder, wie schon einmal, ergaben sie sich ganz der Freude an der Gegenwart und sprachen nur von dem, was vor ihren Blicken war, sprachen kein Wort von Gewesenem und Künftigem. Es fügte sich, daß, während sie, ohne müde zu

werden, auf und nieder schritten, Ludwig Heß, dessen eine Hand auf den Stock gestützt blieb, mit der Linken die Hand Angelikas faßte, leicht, wie man eines Kindes Hand faßt, und sie nicht mehr los ließ. Sie verstummten bald vollends und konnten sich doch nicht von dem schönen Wege trennen, standen nur manchmal still und blickten in sich versunken über das blaue Wasser hin. Vielleicht schien es ihnen, daß jedes Wort sie aus dem hohen Frieden reißen müsse, der sie erfüllte. So achteten sie auch nicht darauf, daß in dem Ineinanderliegen ihrer Hände etwas lag, was andre Menschen befremdet hätte.

Endlich sagte Heß: „Wir müssen wohl nach der Mutter sehen, Fräulein Angelika."

Sie nickte nur, und ihre Hand zuckte in der seinen; aber er gab sie nicht frei. Schweigend, wie sie hier gegangen waren, begaben sie sich gegen das Haus hinauf, unter den hohen Bäumen und zwischen den Rasenbeeten hindurch. Da kam ihnen die Frau Säckelmeisterin schon entgegen. In ihrem schwarzseidenen Kleide, das von altem Schnitt war und die Feinheit ihrer Gestalt noch hob, kam sie daher. Die beiden grauen Locken fielen ihr auf die Schultern. Die Hände hielt sie unter der Brust übereinander gelegt. Als sie die beiden erblickte, kam in ihre Augen ein leises Staunen, das aber, kaum entstanden, in ihrem gewohnten freien und ruhigen Schauen wieder verging. Sie hatte bemerkt, wie ihr Sohn und Angelika Hand in Hand gingen. Das Staunen war der natürliche Ausdruck einer Erkenntnis, die in diesem Augenblick ihr aufging. Mit einem Male sah sie das klar, was die beiden Nahenden wohl selbst nicht wußten oder sich gestanden. Es beunruhigte sie nicht. Ihr Vertrauen zu ihnen beiden war zu groß. Mit einem stillen und schmerzlichen Gefallen blickte sie auf sie.

„Ihr seid lange geblieben," sagte sie lächelnd, als sie voreinander standen, und nun erst ließ Heß die Hand des Mädchens und, die Mutter in ihre Mitte nehmend, begaben sie sich ins Haus zurück.

Sie saßen dann beisammen in der hohen, kühlen Stube und sprachen von dem und jenem.

Ein paarmal blickte Ludwig Heß nach der Uhr; eine Unruhe schien ihn dabei zu quälen. „Nun wird es schon bald Abend," sagte er einmal.

Sie hörten aus seiner heiseren Stimme zum ersten Male eine heiße Trauer klingen. Aber er ermannte sich rasch und neckte Grite, die Magd, die eben eingetreten war.

Und Abend wurde es doch bald. Der Leidende mußte früh aufbrechen. Seine Mutter begleitete ihn zum Bahnhof, und als sie dem Gartenausgang zuschritten, kam Grite, die Magd, mit ihnen bis ans kleine Tor, der weißhaarige Gärtner näherte sich noch mit entblößtem Kopf, und Tiger, der Kater, strich wie ein Hündlein um seine Herrin. Es war ein seltsames Geleite, das Ludwig Heß auf diese Weise hatte, die Liebe, die man für ihn auf dem Seegute hegte, ging gleichsam mit ihm und konnte sich nicht von ihm trennen. Er gab den Dienstboten die Hand, nahm die Katze noch auf, sie zu streicheln, und gab sie der Magd. Dabei war er sehr bleich und hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Aber er ging doch tapfer zum Bahnhof.

„Rufe mich, wenn du mich brauchst," sagte die Frau Säckelmeisterin.

Sie bot ihm die Stirn zum Kuß. Ihr Abschied war, wie er immer war, ein wenig feierlich, wie es bei ihnen Sitte, fast ein wenig steif.

Die Frau Säckelmeisterin wartete nicht auf die Abfahrt des Zuges. Langsam und allein schritt sie nach ihrem Gute zurück. Wenn einer sie grüßte, nickte sie mit altväterischer Anmut und Würde. Und weinte nicht, weder jetzt noch daheim. Die Heß vom Seegute wußten still zu sein, wenn sie Kummer hatten; sie trugen den für sich, nicht für die Welt.

Pfarrer Heß mußte aber bald seine Mutter rufen. Der kleine Ausflug an den See hinauf war das Letzte, was sein Körper zu leisten vermocht hatte. Fast plötzlich und erschreckend trat es nachher zutage, wie schwach er war. Er legte sich zu Bett und erhob sich nicht wieder. Der Arzt kam und nickte schweigend; das Bild der Krankheit erfüllte sich so, wie er es vorausgesehen.

Ludwig Heß war nicht blind. Er sah mit gleich klarem Blicke wie sein Arzt.

„Noch wenige Wochen," sagte er ruhig mit einem großen Ernst, aber ohne Schwäche zu diesem.

„Sie wissen es," antwortete der Arzt.

„Nun möchte ich, daß die Mutter zu uns käme," sagte Heß zu Frau Hedwig.

Sie wurde nicht Herr über sich selbst. Er sah wohl, wie ihre Stirn sich wieder faltete. Aber sie war sogleich bereit, seine Mutter zu rufen und ihre Stube zu richten. Als sie letztere Arbeit selbst zur Hand nahm, fiel ihr erst das ein, was ihr unter der Alltagsgeschäftigkeit bisher entgangen war, daß sie an den Vorbereitungen für ein schweres Ereignis sich beteiligte. Plötzlich, wie ein Stein aus einem Berge bricht und auf einen Menschen niederschmettert, kam ihr das Bewußtsein, daß sie der Witwenschaft entgegenging. Das erste, was in ihr schrie, war die Liebe zu dem Manne, der ihr starb. In der Stube, in der die Frau Säckelmeisterin wohnen sollte, warf sie sich auf einen Stuhl und schluchzte so laut, daß Angelika aus ihrem Zimmer zu ihr kam und sie lange umsonst zu trösten suchte.

Später kam ein zerfahrenes Wesen über sie. Sie erhob sich in ihrer ganzen Jugendlichkeit und Stärke und stritt gleichsam gegen den Tod, indem sie in ihrer Sorge um den Kranken dieselbe Unermüdlichkeit zeigte wie ehemals für die kranken Kinder. Aber die leidenschaftliche und laute Sorge und Liebe, die sie ihm bewies, wurde zuweilen unterbrochen von einer jähen Erinnerung an ihr eigenes Schicksal. Dann begann sie sich plötzlich zu fragen, was nach Heß' Tode sein werde, und wie ihr und der Kinder Leben sich gestalten solle. Sie gab diesen Bedenken andern gegenüber Worte und trug sie in einer ungeschickten und verletzenden Art in das Krankenzimmer, in solchen Augenblicken die Sorge um ihr Ich über die andre um den Gatten stellend. Sie begann auch darüber zu grübeln, warum ihr Verhältnis zu dem Gatten kein rein schönes gewesen sei, und kam dabei doch zu keinem andern Ergebnis, als zum alten Zorne über seine und seiner Mutter Art.

Die Frau Säckelmeisterin kam. Mit altväterischem Gepäck zog sie ein. Es war eine kleine Umständlichkeit, bis sie ihre Siebensachen untergebracht

wußte. Dann war kaum mehr zu merken, daß sie im Hause war, so lautlos war ihr Schritt und so klug die Art, mit der sie neben der tätigen und rasch darein fahrenden Schwiegertochter zu leben wußte. Am Krankenlager aber trafen sich seltsam verschiedene Menschen. Neben Angelika und Frau Heß, die mit leisen Schritten kamen und gingen, wenig sprachen, aber mit geschickten Händen dem Sterbenden manche Liebe taten, ging Frau Hedwig aus und ein, verstand weder Schritt noch Stimme zu dämpfen, hatte aber in der Art etwas von der Löwin, die ihr Junges hütet, scheute keine Arbeit und brauchte nicht Ruhe, warf sich aber manchmal am Bett in die Knie und weinte, daß ihre ganze starke Gestalt davon erschüttert wurde. Dann kamen die Kinder, die hellängige, blonde Else, zerstreut, sich in der Stube immer irgendeine Unterhaltung suchend und froh, wenn sie wieder entlassen wurde, und der kleine Johann Jakob. Der Knabe kam an das Bett des Vaters und grüßte ihn, wie die Schwester tat, aber er lief nachher nicht hinweg, sondern blieb, ans Bett gelehnt, stehen und ließ Heß' Hand die seine streicheln. Indessen blickte er mit seinen großen, braunen Augen erstaunt und unruhig in das Gesicht des Kranken, der ihm fremd erschien. Zuweilen zuckte der kleine, volle Mund. Einmal fragte er: „Ist es wahr, Vater, was die Else sagt, daß — daß du jetzt bald stirbst?"

Das Gewalttätige und Verletzende, das in dieser unverhüllten Kinderfrage lag, ging völlig unter in der zitternden Trostlosigkeit, die den Knaben dabei ergriff. Er versuchte, das Weinen zu verbeißen, aber es überwältigte ihn und er schluchzte laut.

Ludwig Heß preßte die Lippen zusammen und legte die Hand auf den Kopf des Kindes. Dann führte seine Mutter den Knaben hinweg.

Da kamen aber an das Bett auch Frau Reimann und ihr Sohn. Erstere war ein wenig unbeholfen und verlegen, aber voll Sorge und Freundlichkeit. Und letzterem sah die Anhänglichkeit aus dem roten, runden Gesicht. Er meinte den Schwager mit allerlei Stadtneuigkeiten unterhalten zu müssen, rutschte auf seinem Stuhl und ging und kam vielleicht am gleichen Tage noch einmal, von einer gutmütigen Liebe und seinem Mitleid hergetrieben. Oft hatte er feuchte Augen, wenn er neben dem Kranken saß.

Endlich kam auch, neben andern Besuchen, Pfarrer Schwarzmann. Nur seine Frau betrat das Haus nicht mehr, in dem Frau Hedwig wohnte. Und Pfarrer Schwarzmann zeigte ein würdevolles Mitgefühl, das er dem Kranken, seiner Frau und seiner Mutter mit schönen, aus allen Herztiefen heraufgeholten Worten und gottdemütigen Hauptneigungen gleichsam auf dem Präsentierteller darreichte. Wenn der würdige Herr nach seinem Besuche die Treppe wieder hinunterstieg, strich er den grauschwarzen Bart, und die scharfen Äuglein zückten Blitze dahin und dorthin, ob niemand ihm nachsehe. Wenn er sich ganz allein wußte, hellte Schwarzmanns beileidvolles Gesicht sich auf, und er freute sich, daß ein unbequemer Kollege ihm bald — ganz bald aus dem Wege gehen würde.

Mit Stürmen und Wettern wurde aus dem Frühling der Sommer. Der Donner rollte über der Stadt. Manchmal leuchtete ein glühendes Licht durch die Gasse. Die Blitze fuhren durch den Himmel.

„Vielleicht noch einige Tage," sagte der Arzt. Es galt Ludwig Heß.

Dieser war nun fast so bleich wie das Linnen seines Bettes; ja, es schien beinahe, als ob auch das blonde Haar und der schöne, weiche Bart weiß werden wollten, so hell schimmerten sie. Das Gesicht war zerfallen. Nur die Augen hatten noch immer die helle Farbe und ihren sinnenden Ausdruck. Die Frau Säckelmeisterin war noch da und hatte den Blick auf dem Sohn und den beiden Frauen, die bei ihm aus- und eingingen, Hedwig und Angelika. Hedwigs Unruhe wuchs. Sie weinte viel; es war, als ob sie erst jetzt erkannte, was sie an ihrem Manne hatte. In Angelikas Wesen hatte sich nichts verändert. Sie kam und ging im Hause und kam und ging im Krankenzimmer; jenes, wie es ihr Studium, dieses, wie die Sitte es erforderte. Sie hatte Macht über sich, weder in Wort noch Gebärde war etwas, das verriet, was in ihr war. Nur die Frau Säckelmeisterin, die die Menschen kannte und deren scharfem Auge nichts entging, sah wie zuweilen, wenn das junge Mädchen sich unbeobachtet glaubte, ein schmerzlicher Zug um ihren feinen Mund sich legte, und wußte, daß die kurze Rede, die sie an dem und jenem Tage an den Kranken richtete und die äußerlich nur alltägliche Worte enthielt, etwas Mühsames hatte, und daß die Stimme ihr unmerklich zitterte.

Eines Abends — ein Gewitter hatte eben wieder vertobt — waren Ludwig Heß und seine Mutter allein. Er lag seit geraumer Zeit stille; der Husten, der ihn sonst quälte, hatte ihn verlassen. Am Fenster trockneten die Tropfen, die ein heftiger Platzregen daran geworfen hatte, und eine leise Sonne kam und ließ sie leuchten. In die Stube quoll bald ein schönes, warmes Licht. Die Frau Säckelmeisterin war ganz von der Helle umgeben, die durch das Fenster drang. Sie saß in einem Lehnstuhl, das schmale, runzelige Gesicht von den beiden grauen Locken gerahmt, die Hände müßig im Schoß des schwarzen Kleides.

„Mutter," sagte da Ludwig Heß. „Ich möchte, daß — mir alle gute Nacht sagten. Ich will schlafen."

Sie erhob sich und trat an sein Bett. „Gewiß," sagte sie, „ich werde sie rufen."

Mit der schmalen Hand ergriff sie ein Tuch, strich über seine Stirn, die feucht war, dann fuhr sie gedankenvoll über sein Deckbett. Sie sah ihn an dabei. Er erschien ihr seltsam.

„Die Kinder zuerst," sagte Ludwig Heß.

Da ging sie die Kinder holen. Sie kamen stürmisch über die Schwelle gesprungen. Dann hielten sie plötzlich inne. Die Stube erschien ihnen verändert, war es das Licht, die Stille, die darinnen war oder war das Aussehen des Vaters schuld daran, der reglos dalag, als ob er schlafe. Als sie leise und scheu näher kamen, öffnete Ludwig Heß die Augen. Er nahm ihre Hände zwischen die seinen und wendete sich ihnen zu. „Ihr wollt mir gute Nacht sagen! — Seid ihr gut gewesen heute? — Werdet ihr der Mutter immer gehorsam sein?" Er sprach das langsam und in Pausen.

Der kleinen Else wurde die Zeit lang. „Ja, ja," sagte sie, nach Kinderart schon an andres denkend. Als der Vater ihre Stirn küßte, entwischte sie ihm

und glitt wieder der Tür zu. Der Knabe wollte folgen, aber Heß hielt ihn fest. Er hielt ihn lange, als könnte er ihn nicht lassen. Sein Blick suchte in dem runden, ernsthaften Gesichtlein. Endlich küßte er auch ihn. „Geh," sagte er hastig.

Seine Mutter stand an der Tür und sah ihn fragend an.

„Nun will ich, Hedwig," begann sie.

Aber er unterbrach sie und winkte sie zu sich. Ganz nahe am Bett wollte er sie haben. Als sie ihren Stuhl zum Lager gerückt hatte, wendete er sich so, daß sein Blick voll in ihr Gesicht traf. Mit klarer Stimme sprach er: „Du wirst ihr die Kinder lassen, Mutter. Halte dich fern! Sie haben ihre eigenen Wege, Hedwig und die andern, aber sie meinen es gut, und es kommt auf den Kern an, nicht auf die Schale. Aber die Kinder — laß ihr die Kinder ganz. Sie sollen den Weg wissen, den ihre Mutter ihnen weisen kann und brauchen nicht zu lernen, daß der Vater da nicht zu gehen verstand."

Die Frau Säckelmeisterin nickte versonnen. „Ich verstehe dich," murmelte sie aus ihren Gedanken heraus.

Da klopfte es, und sie wußte, daß es Angelika war. Leise ging sie hinüber und ließ sie herein.

Ludwig Heß lächelte. „Sie kommen auch, mir gute Nacht zu wünschen," sagte er. Er bot ihr die schmal gewordene Hand. „Es — scheint mir, daß es das letzte Mal sein wird," fügte er mühsam hinzu.

Sie wollte etwas Tröstliches sagen, aber sie brachte kein Wort heraus.

„Er wird jetzt gut schlafen, mein Sohn," sagte die alte Frau. Ihre Stimme zitterte nicht, nur ihre Lippen waren ein wenig schmal. Es sah so aus, als reichte sie ihm die kluge, feine Hand: „Komm nur, ich geleite dich, bis wo du jetzt hin willst."

„Üben Sie denn auch fleißig, Angelika?" fragte Heß fast mit seiner gewöhnlichen Stimme. „Das schöne Straußsche ‚Ich trage meine Minne' mußt du einmal hören, Mutter."

Angelika stand Rede. Sie sprachen eine kleine Weile ganz so, als ob sie nächstens wieder zusammen musizieren würden. Endlich sagte sie: „Ich ermüde Sie. Ich will gehen — jetzt."

Er hielt sie nicht zurück. Sie gaben einander die Hand so ruhig wie sonst. Dann schritt sie sacht der Tür zu. Erst als die Klinke unter ihrem Griff leise klang, fuhr er jäh auf, daß er im Bett aufrecht saß. Und Angelika blickte zurück. Ihre Augen begegneten sich. Ein Leuchten war in beiden. Es erlosch wie das leise Licht, daß die Sonne noch in die Stube getragen hatte. Nur die Frau Säckelmeisterin hatte es gesehen. Einen Augenblick später lag Ludwig Heß wieder in den Kissen. Angelika war gegangen.

„Deine Frau," sagte die Frau Säckelmeisterin. „Sie kommt nicht, solange ich hier sitze. Aber sie wartet. Ich rufe sie jetzt."

Er lag ganz still, wendete nur die Augen ihr flüchtig zu, solange sie sprach. Da ging sie.

Als Frau Hedwig eine Weile später ins Zimmer trat, schlief Pfarrer Ludwig Heß. Er wachte aus diesem Schlafe nicht mehr auf.

Achtes Kapitel.

Pfarrer Ludwig Heß war begraben. Wochen nachher kam Frau Hedwig nach dem Seegut. Sie hatte die Schwiegermutter seit dem Begräbnis nicht mehr gesehen.

Die Frau Säckelmeisterin wunderte sich über den Besuch.

Frau Hedwig führte sich mit dem Worte ein, sie hätte es für ihre Pflicht gehalten, zu kommen. Die andre wußte, daß das nicht der Grund ihres Kommens war. Hedwigs Wesen war zerstreut, halb scheu, halb hochfahrend, und es lag ihr etwas auf den Lippen, das sie nur mühsam zurückhielt, weil Angelika Ziegler bei ihnen in der hohen, dunkeln Stube saß.

Angelika war seit einigen Tagen der Gast der Frau Säckelmeisterin. Frau Hedwig hatte das Pfarrhaus auf der Johannes-Hofstatt verlassen und war mit den Kindern in das große Haus ihrer Mutter übergesiedelt. Angelika war für eine Weile in ihr Heimatdorf zurückgekehrt; aber von der Frau Säckelmeisterin gerufen, hatte sie für einige Tage bei ihr Wohnung genommen. Die beiden Frauen hatten einander nichts anzuvertrauen; aber sie sprachen von einem, der tot war, und beiden tat es wohl, von diesem Toten zu sprechen.

Als die Mahlzeit vorüber war, die nach Frau Hedwigs Ankunft eingenommen wurde, begab sich Angelika in den Garten. Die beiden andern versprachen, ihr zu folgen. Sie erhoben sich von ihren Sitzen und standen plötzlich eine diesseits, die andre jenseits des Tisches einander gegenüber und sahen einander an, als ob sie auf diesen Augenblick des Alleinseins gewartet hätten. Draußen flammte der Sommer. Zwischen den langen, dunkeln Vorhängen hindurch stahlen nur Funken des reichen Tages sich in die Hessische Stube. Auf dem dunkeln Bodenteppich lag ein brennendes Flecklein Sonne, ein andres leuchtete an der Konsole aus Ebenholz, auf der das Bild des Pfarrers Heß neben dem seiner Kinder stand.

Die beiden Frauen fügten in ihren Trauerkleidern sich wohl dem hohen, dunkeln Raume an. Da standen sie, die eine in schlichter Seide, die andre in einem modern zugeschnittenen, mit Puffen und Falten geschmückten Wollkleid, schlank und zart und klein jene, diese stark, breit in den Schultern, mit einem schönen, jungen Gesicht, dessen Farbe reiche Lebensfreude widerspiegelte, obwohl in seinen Zügen jetzt eine heiße Trauer lag. Frau Hedwig hatte ihre starken Hände ineinander gelegt, wie um ihre Erregung zu verbergen, und die Frau Säckelmeisterin legte weiße, schlanke Finger auf die hohe Lehne ihres Stuhles, daß es da sich ansah, als trage die Ebenholzlehne einen Schmuck von Elfenbein.

„Mutter," sagte Frau Hedwig. „Er — Ludwig — mein Mann, er ist unglücklich gewesen?" Die Worte sprangen so aus ihr heraus, daß leicht zu erraten war, wie sie die Frage Tage, Wochen vielleicht mit sich herumgetragen und auf den Augenblick gewartet hatte, da sie sie tun konnte.

„Quäle dich nicht damit," sagte die alte Frau.

„Wer ist schuld daran?" beharrte sie. „Warum habe ich das nicht ändern können?"

„Warum fragst du jetzt? Jetzt auf alle Fälle ist es nicht mehr zu ändern."

Die Frau Säckelmeisterin sprach ruhig, fast leise. Ihre Stimme hatte einen leisen Beiklang von Schärfe, so daß ihre Worte etwas Blinkendes bekamen.

„Ihr seid auch nicht unfehlbar, ihr — ihr vornehmen Leute," brach Frau Hedwig grollend aus. Ihr Zorn war ihre Waffe, sie griff gleichsam nach ihm wie ein Schwächerer mit heißem Mut nach einer Wehr greift.

Da strich die alte Frau mit der Hand langsam über die dunkle Stuhllehne, als besänne sie sich, und trat einen Schritt vor.

„Siehst du, Tochter," sagte sie, „ich will es dir sagen."

Sie neigte den klugen, alten Kopf in schärferem Nachdenken, so daß die zwei grauen Locken ihre Wangen streiften.

„Du hast recht, wir sind nicht unfehlbar, wir andern, ebensowenig als ihr. Ihr steht mehr in der Mitte des Lebens, wir halten uns gerne seitwärts. Vom Lärm, der euch umgibt, wird eure Stimme rauher. Eure Hände sind fest, weil ihr stark zugreift, wo das Leben Arbeit gibt. Wir reden nicht gerne laut, und es liegt uns mehr an dem, was wir sagen, als daß viele es hören. Wir scheuen die Arbeit nicht, aber wir verstehen nicht, jede zu tun. So seid ihr ihr und wir sind wir; wir wissen es und begreifen es, aber einander verstehen können wir nicht. Zwischen uns ist ein Raum wie ein Wasser oder eine Kluft. Weil keine Brücke war, seid ihr nicht zusammen gekommen, mein Sohn und du."

Frau Hedwig hatte zugehört und nur halb verstanden. Ihr Zorn verwandelte sich in Trotz. Die Stirn wurde heiß.

„Aber — er — ich weiß es, ich war immer um ihn — ich kannte ihn doch — keine andre Frau ist ihm je etwas gewesen, keine als ich!"

Ein kleiner Triumph sprach jetzt aus ihren lauten Worten.

Die Frau Säckelmeisterin war an eines der Fenster getreten und öffnete es; vielleicht weil die Stube heiß war. „Du sagst es," gab sie Hedwig Bescheid.

Unter ihr lag der von Sonne leuchtende Garten. Zwischen den hohen Bäumen erschien Angelika, schlank, blaß. Ein Ausdruck herber Stille lag in ihrem feinen Gesicht. Da wendete oben die Frau Säckelmeisterin sich zu der jungen, noch immer zürnenden Frau. „Und wenn ihm je," sagte sie mit ihrer langsamen, klaren Stimme, „eine Frau begegnet wäre, die meinem Sohn mehr hätte sein können, so hätte das nichts geändert. Wir verlangen vielleicht viel von andern, aber wir wissen auch, was man von uns verlangen darf."

Als sie das gesagt hatte, hob sie ihr feines Taschentuch an die Lippen, vielleicht gedankenlos, vielleicht um den knappen Ausdruck ihres Mundes zu verbergen. Als sie das Tuch senkte, lächelte sie, ging auf die Schwiegertochter zu und nahm ihren Arm. „Nun aber laß uns in den Garten gehen," sagte sie.

Da mußte Frau Hedwig gehorchen, ob sie wollte oder nicht. Die Scheu kam ihr zurück, das Unbehagen. Sie kam nicht auf wider die kleine, alte Frau, neben der sie nun aus dem Hause schritt.

Das neunzehnte Jahrhundert

im Spiegel der klassischen Dichtung des achtzehnten.

Von

Bernhard Suphan[1]).

„Mein Acker ist die Zeit!“ sagt Goethe, und Schiller mahnt, „in die Furche der Zeit Taten zu streuen.“ Die Tat ist das Korn; die Kraft aber, die den Keim erfüllt, ist die Hoffnung. Im Anfang war das Hoffen. Jedes Anheben und Beginnen schließt ein Element der Hoffnung in sich. Frühlings Anfang — „Nun muß sich alles wenden“. Der Dichter, der uns dies Sursum corda! recht als Frühlingsherold in die Seele singt, schildert in seinem Drama die deutsche Kaiserwahl; da webt es um uns wiederum wie ein Welt- und Völkerfrühling: „Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn“. Und so ergeht es uns im eigensten Erleben. Wir sehen im Neuen das Bessere, im Künftigen das Günstige, wir schauen und greifen nach einem Glück in der Ferne; wir hoffen, und hoffend wünschen wir. „Witterung des Glücks“ ist ein Goethisches Wort. Der Dichter meint die Vorahnung des Gelingens und zugleich das Organ, den Sinn, der das Wehen eines günstigen Hauches fernher vernimmt.

Die Fähigkeit, Fernes wahrzunehmen, ist in höherem Grade als den Menschen mit mittleren Sinnen denen verliehen, die ihrem Zeitalter voranschreiten. Und ein Bewußtsein solcher erhöhten Denkkraft ist wohl schon bei der Geburt in die Seele eines jeden gesenkt, den der Weltgeist zu hohem Berufe auserkoren hat. Im Reiche des Schönen hat er die Führerschaft denen anvertraut, die Schiller im hohen Verstande die „Künstler“ nennt. An sie, die Seinigen, hat er jene stolzen Worte gerichtet:

Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.

[1]) Eine Vorlesung, gehalten zu Karlsruhe am 21. März 1906. — Als Gratulationsschrift in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren hergestellt und zum 20. September Ihren Königlichen Hoheiten dem Großherzog und der Frau Großherzogin von Baden zugeeignet.

Das Jahrhundert war, als dieser Aufruf in die Welt erging, längst nicht zu Ende — im Jahre 1789 ist das Hohe Lied der Kunst entstanden, dessen Präludium:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,

den Ablauf und das Ende so kühn vorausnimmt. Aber den Auserwählten ist es eben gewährt, in ihrem Spiegel einen Vorglanz des neuen Zeitalters aufzufangen. So streift das Licht die Spitzen des Hochgebirges, wenn in den Tälern noch die Nacht weilt. In seinem letzten, unvollendeten Werke hat der Dichter des „Tell" dies Naturgeschehen auf die Welt des Geistes angewandt: es „erhellen sich" in dem Momente, der für das Leben Epoche macht, an einer Schicksalswende (also läßt er den Demetrius sagen) „die höchsten Sonnengipfel des Bewußtseins". „Sonnengipfel", das wäre auch das rechte Wort für jene Bevorzugten, die echten Künstlernaturen selbst. Und so brauchte ich kaum zu bekennen, daß ich mir das Thema meines Vortrages gewissermaßen von Schiller selbst habe diktieren lassen. In dem Spiegel der Künstler, der Wissenden und Weisen erscheint, wenn auch nur dämmernd, ein neues Zeitalter.

Wie eine so hohe Meinung von geistigem Vermögen zur Wirklichkeit, zum Ereignis werden kann, wollen wir uns von einem andern unsrer Geistesfürsten auslegen lassen, von Johann Gottfried Herder, dem Verfasser der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Es ist ihm, dem Philosophen der Geschichte und dem Philosophen der „Menschheit", das heißt des menschlichen Wesens, in einem ungewöhnlichen Grade verliehen, Sinn und Gefühl, Gedanke und Empfindung zu paaren. Am auffälligsten wird uns das überall, wo er sein Lieblingsthema, die Welt der menschlichen Seele, anrührt und seine Hörer bis an die dunkleren Regionen hinanführt, die sich den Blicken des schlichten Sterblichen verhüllen. Da ist es, als ob er mit zartem Finger an einem Schleier zöge. Ich deute auf etliche Stücke seiner „Zerstreuten Blätter": „Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft; Über Wissen, Ahnen, Wünschen, Hoffen und Glauben" — Kapitel, die sämtlich 1797 veröffentlicht sind, im Angesichte des neuen Jahrhunderts. Die Vorstellung der neuen Zeit ist es, die unausgesprochen den Verfasser leitet und seine einzelnen Auslassungen zum Ganzen bindet.

„Es schlafen in uns weissagende Kräfte und Geister. Was ist Wissenschaft des Schicksals, so fern dies in unserm Gesichtskreise liegt, als: Einsicht in die Konsequenz der Dinge. Eine Fertigkeit im Verbinden und Trennen der Begebenheiten mit ihren Wirkungen und Folgen macht den praktischen Verstand, ein tieferer, durchdringender Blick macht jene höhere Klugheit ausgezeichneter Menschen . . . Wissenschaft der Zukunft schließt einen klar übersehenen Zusammenhang von Ursachen und Folgen in sich; sie ist, auch in einem von Menschen übersehbaren Kreise, nur wenigen gegeben. Es gibt gewisse edlere Seelen, die nur w ü n s c h e n sollten; der Geist der Zukunft steht unsichtbar da, ihre Wünsche in sein Buch einzuzeichnen und seinerzeit zu gewähren. Was schadet es, daß sie selbst sodann ihres erfüllten Wunsches

nicht mitgenießen? Sie genossen ihn wünschend. Glaube endlich ist weder Wissen noch Ahnen, weder ein bloßes Hoffen noch Wünschen, er ist eine stille Zuversicht des Unsichtbaren nach dem Maßstabe des Sichtbaren. Im Namen der Welt sollte man sich freuen, daß es einen sicheren, festen Glauben an die Natur und an die Konsequenz der Dinge gebe."

In diesen Sätzen treten „Seelenforderungen" hervor, mit Goethe zu reden, Überzeugungen also, die aus dem tieferen Binnenleben emporsteigen. Auch in Goethes Wesen hat das „Ahndevolle" eine Stelle, und es läge nahe, Verwandtes, wie er es wohl im engeren Vertrauen auszusprechen sich bewogen fand, hier anzuschließen. Richtig verstanden, ist in dem allen, wie bei Herder, nicht von einer überirdischen Inspiration die Rede, sondern von dem, was die Seele vorzüglicher Individuen in erhöhtem Zustande vermag, und wie sie sich äußert. Der Muse der Geschichte legt Herder die Worte in den Mund: „Ich blick' in die Gegenwart und horch' aus dem Vergangenen die Zukunft." So ist denn auch jene Definition gemeint, der Historiker sei ein rückwärts gewandter Prophet. Und welche Würde und Seelenkraft legt unser Schiller dem Sänger, dem Dichter bei:

Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheime Saat.

Auch die Form, in der die Lehrer der Menschheit zu einem jüngeren Geschlecht reden, ist frei von Mystik und nicht Prophetensprache. Sie geben Ausblicke in die Weite, reden von der Zukunft und dem Berufe ihres Volkes, mahnend, warnend, hoffend, ermutigend. Denn sie kennen ihres Volkes Gemütsart, fühlen seinen Herzschlag; sie hören es über ihren Häuptern rauschen und in der Tiefe rinnen, ehe die andern einen Laut wahrnehmen. Sie erkennen Zeichen der Zeit, die der Welt sich noch lange verbergen, und Züge, die jenen nichts sagen und unkenntlich vor dem Auge schweben, bilden sich ihnen zur lesbaren Schrift. Sie merken auf den Gang der Völker- und Weltschicksale. Sie haben zumal das Verständnis für das, was Schiller den „großen Moment" nennt. Moment (momentum) ist der Wortbedeutung nach das, was den Ausschlag gibt, das Gewicht, das die eine Wagschale herabzieht, die andre steigen läßt.

Doch jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird —

wen müßte ich hier an dies Wort des Wallenstein-Prologs erinnern, das Schiller recht eigentlich als ein Momentverständiger gesprochen hat. Denn nicht des Jahrhunderts Ende an sich macht, wenn wir den Dichter recht verstehen wollen, die Epoche. Wohl hat es den Menschen, wenigstens früheren Geschlechtern, in der Vorstellung gelegen, den Eintritt eines Jahrhunderts für etwas an und für sich Bedeutendes anzusehen. Vor unsrer Geschichts- und Weltbetrachtung kann das nicht bestehen, und Schiller, der Historiker und Denker, hatte sich von jener alten Auffassung abgekehrt. Aber die Volksseele, für die er doch ein so feines Verständnis hatte, war damals noch nicht so weit, ist sie es doch auch in unsern Tagen noch nicht gewesen. Mit dieser

Vorstellungsart hat auch der Dichter noch gerechnet. Wäre es auf ihn angekommen, so hätte Weimar im Jahre 1801 (denn auf 1801, nicht 1800 hatte sich die gebildete Welt schließlich geeinigt) eine Säkularfeier von mehrtägiger Dauer gehabt, mit ernsten, dem Zeitpunkt angemessenen Aufführungen, Fremdenzuzug usw. Schiller hat über dieses Vorhaben mit Goethe verhandelt, den Freund dafür interessiert und, soweit es angehen wollte, zum Mitwirken geworben. Wenn er für seine Person das Bedürfnis hegte, den Beginn des 19. Jahrhunderts aus der einförmigen Folge der Jahreswechsel hervorzuheben, so hat ihm die epochale Ausnahmestellung gerade dieser Jahrhundertwende lebhaft vor der Seele gestanden. Wir wissen überdies aus einer vertraulichen Äußerung, daß er die gedrückte Stimmung der Zeitgenossen beherzigt hat, die er mit der geplanten festlichen Veranstaltung in der Zeit des Übertrittes in das neue Säkulum zu heben und aufzuhellen hoffte. Es lagerte der Druck eines politischen Minimums über Deutschland, auch dem nördlichen, das durch eine damals noch als Wohltat empfundene künstliche Schutzgrenze, dank einer im Grunde undeutschen Diplomatie, vor den Schrecken des Krieges bewahrt blieb, die der westliche und südliche Teil des Vaterlandes seither fast Jahr für Jahr hatte erfahren müssen.

Ein Säkulargedicht glaubte man in einem groß angelegten Entwurf zu besitzen, der, in des Dichters Nachlaß gefunden, dem engeren Gelehrtenkreise seit dem Jahre 1871 bekannt war; in die für den weiteren Kreis der Gebildeten bestimmten Ausgaben der Schillerschen Werke ist dies Stück erst vor etlichen Jahren übergegangen. Es liegt mir fern, meine Zuhörer mit den Erörterungen zu beschäftigen, durch die jene anfängliche Vorstellung von einem „Säkulargedicht" ihren Halt verloren hat. Denn für unsre Betrachtung macht es nichts aus, ob der Eintritt des neuen Jahrhunderts den unmittelbaren Anlaß gegeben, oder ob ein andres Ereignis dem Dichter die „gebietende Stunde" herbeigeführt hat, der er Folge leistete. Um so unerheblicher ist das, da wir die Jahrhundertwende nicht kalendermäßig ansetzen, sondern uns die Freiheit wahren wollen, auch hüben und drüben mit unsrer Betrachtung zu weilen. Die machtvollen Ansätze des Gedichts üben auf jeden vaterländisch Gesinnten ihre Anziehungskraft. Ich habe sie mir zu eingehendem Studium werden lassen und so vor etlichen Jahren die drei Blätter, auf denen der Entwurf erhalten ist, in der Urgestalt bekannt gemacht zu literarischer Nachfeier unsrer Jahrhundertwende. Zur Überschrift wählte ich die Worte, die zweimal im Gedichte selbst an hervorragender Stelle begegnen: „Deutsche Größe", und so wird es nun allgemein zitiert.

In einer Zeit des Niederganges und Tiefstandes der politischen Macht erklärt der Dichter die Entwicklung seines Volkes für einen Lebenslauf in aufsteigender Linie. „Darf der Deutsche sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?" Der tapfere Schwabe wagt es, die Frage aufzuwerfen, und beantwortet sie mit einem entschiedenen: „Ja, er darf's!" Schiller sieht sein Volk auf dem Wege, das Herrlichste zu erobern und einen Kranz zu erringen, der alle Siegerkränze überstrahlt: die Krone der Kultur, der Gesittung.

Das ist nicht des Deutschen Größe,
Obzusiegen mit dem Schwert;
In das Geisterreich zu dringen,
Männlich mit dem Wahn zu ringen,
Das ist seines Eifers wert.

Es schließt sich daran eine Ausführung in dichterischer Prosa. „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben nur irgend Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen und das langsamste Volk alle die schnellen, flüchtigen einholen. Der Deutsche ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfes an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten. Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen." Schiller meint den in stetem Fortschreiten sich vollziehenden Prozeß, der ohne Aufsehen („nicht mit äußerlichen Gebärden", sagt Luther) das geistige Reich kommen läßt. „Dieses geistige Reich" — fährt der Dichter fort — „blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen, und mitten unter den Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus" —

Lebendige Blumen grünen
Über gothischen Ruinen.

Worauf fußt dies großartige, mutvolle Vertrauen des Dichters zu seiner Nation? Zuerst und zuletzt auf ihrem Geist und Charakter, der sich ausdrückt in ihrer Sprache und in ihren Großtaten für die ganze Menschheit, für das „Menschengeschlecht", wie man damals noch sagte. Wir lassen Schillers Rede weiter auf uns wirken, die Energie seiner blühenden Sprache, den Hauch seiner Freiheit atmenden Seele.

„Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele — die voll Sinn ist. Unsre Sprache wird die Welt beherrschen. Die Sprache ist der Spiegel einer Nation. Wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Wir können das jugendlich Griechische und das modern Ideelle ausdrücken."

So hatte schon vor Jahrzehnten Klopstock, der für die Kraft und Milde der deutschen Sprache begeisterte Barde, von ihrer mannigfaltigen Uranlage in einem bekannten Epigramm geredet.

Nun aber das zweite, die „Aristeia", der Sang von den Großtaten des deutschen Geistes. Dieses Preisen des geistigen Befreiungskrieges ist — bezeichnend für Schillers Denken — der Teil seiner Dichtung, der zu vollkommen poetischer Gestalt am nächsten herangeführt ist, zum kraft- und schönheitsvollen Gebilde, aus dem uns schon entgegenklingt, was Schiller nachmals (1800) „die deutsche Muse" in einem Freiheits- und Selbständigkeitsgefühl, wie nur Klopstock es vorher in sich genährt hatte, verkünden läßt:

Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang.

Die zwei Strophen, die sich an jene eine, schon angeführte, nicht ganz vollendete, „Das ist nicht des Deutschen Größe", anschließen, lauten:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.

Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

Das Lied von deutscher Größe zu singen „in einem alten sturzdrohenden Hause" — in solchem Bilde stellt Schiller selbst den Zustand des Reiches hin — dazu gehörte der zuversichtliche Mut und Glaube des Dichters, „der, stets erhöhter, sich kühn hervordrängt". Ist es doch, als ob er seinem Volke das Lob zueignete: „Ihr seid das Salz der Erde!" Zu diesem Glauben bekannten sich auch andre edle Naturen damals. Friedrich Hölderlin, Schillers jüngerer Landsmann, betrachtet die Deutschen als Nachfolger der Griechen in der Führung der Menschheit, und ihm, dem andachtsvollen Enthusiasten, war ja Griechenland der Gipfel der Humanität. Auf ihn ist das schöne Wort bezogen worden: „daß in unberührten Seelen die Götter sich kund tun und die Zukunft der Dinge offenbaren". Hölderlin hat Schillers persönlichen Einfluß erfahren. Ebenso wie er auch Friedrich v. Hardenberg, als Dichter mehr bekannt unter dem Namen Novalis, der tiefste und reinste Geist unter den Poeten der romantischen Schule. Es ist in der Tat, als hörten wir Schiller noch einmal, wenn wir unter Hardenbergs Aufzeichnungen (1799) folgende Sätze lesen: „Deutschland geht einen langsamen, aber sicheren Gang vor den übrigen europäischen Ländern voraus. Während diese durch Krieg, Spekulation oder Parteigeist beschäftigt sind, bildet sich der Deutsche mit allem Fleiß zum Genossen einer höheren Epoche der Kultur, und dieser Vorschritt muß ihm ein großes Übergewicht über die andern im Laufe der Zeit geben." Wundersame Stimmen allesamt, die wir da vernehmen. Kundgebungen eines echt deutschen Idealismus, die uns verehrlich sind, was wir auch von dem Standpunkte der Zeit aus, „in der wir strebend uns bewegen", dagegen einzuwenden haben. Aber auch nur im Rahmen ihres Jahrhunderts wollen wir sie auf uns wirken lassen, und da gilt es, noch auf andre Züge zu merken.

Auf die Zeichen der Zeit haben wenige damals so sorgsam geachtet wie der Mann, dessen Wort vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft uns zur Prämisse, zu einer seelischen Grundlage unsrer Betrachtungen geworden ist. Er, dessen Wesen und Gaben zu schildern, Goethe mit den Versen anhebt:

Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn erprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.

Herder, Prediger und Lehrer ohnegleichen, hat immer den Trieb in sich verspürt, auf Mit- und Nachwelt zu wirken, zumeist indem er zum Ausleger der Vorwelt wurde. Vorwelt ist in Goethes und Herders Sprachgebrauch nicht „Urwelt“ (was wir gewöhnlich bei dem Worte denken), sondern einfach, was der Gegenwart, der Mitwelt vorangeht. So ist ihm auch das Ende des Jahrhunderts zu einer Aufforderung geworden, das neue bedeutsam einzuleiten. Er hat das Wort „zeitgläubig“ geprägt. Zeitgläubige sind die, die der Zeit als solcher einen ideellen Einfluß beilegen. Diese Vorstellung oder dieses Gefühl hat wenigstens dabei mitgewirkt, daß in dem Manne, der seiner Zeit so viel zu sagen hatte, der Plan zu einer Zeitschrift reifte, die mit dem Anfange des Jahrhunderts hervortreten sollte; als Anfang nahm er (wie Schiller und Goethe) zuerst 1800 an, dann entschied er sich für 1801. Alles Beste, was er in Geist und Herzen trug, wollte er dieser periodischen Schrift anvertrauen, und ihr dachte er den Namen der Göttin zu, der er, in seinen besten Zeiten ein Frühaufsteher wie Goethe, die schönsten Freuden dankte: Aurora sollte sie heißen, mit dem Morgenrot des neuen Jahrhunderts aufgehend. „Sie verkündigt und gibt Licht.“ An die Spitze gedachte er drei Gespräche mit ihr, als einer göttergleichen Erscheinung, zu stellen: er der Fragende, sie die Auskunft, Trost Erteilende, auf das künftige Bessere Deutende. Die Beiden unterhalten sich so von der Erschütterung, die aus dem Westen hereingebrochen ist. „Laß den Aufruhr,“ sagt die Göttin, „da wo er entstand, verlaufen. Die Nachbarin, an die du gedenkst, ist an Charakter und innerer Art von deiner Nation vor allen in Europa verschieden, es gibt keine natürlich und künstlich verschiedenere Völker.“ Und er pflichtet ihr mit ganzer Seele bei. „Mit aller Menschen- und Völkerfreundschaft lasse ich fremde Nationen vollenden, was sie angefangen haben.“ Schmerzvoll setzt er hinzu: „O hätte Deutschlands Geist dem französischen immer, wie der Geist Italiens widerstanden!“ Sie aber entgegnet: „Er hat's kräftiger als jener. In den Landschaften selbst, die längst französisch waren, ist der deutsche Geist nicht ausgetilgt; durch Gesetze, Manieren und Sprachen läßt sich der französische Geist nicht lernen. Bleibet euch also treu, ihr Deutsche. An ihnen, nicht von ihnen dürft und sollt ihr lernen.“ So hatte ja auch Goethe am Ausgang des alten Jahrhunderts wie ein getreuer Eckart die Stimme erhoben:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzupflanzen und auch zu wanken hierin und dorthin; —
Dies ist unser! So laßt uns sagen, und so es behaupten!

Aber Herder sieht weiter und will weiter wirken. „Mit freudigem Antlitz,“ sagt seine Göttin, „begrüßte ich täglich die Stadtgemeinden Deutschlands, die durch Einrichtung und Ordnung, durch Fleiß und Treue hoch über jenen des alten Roms oder des neuen Italiens standen; ich übergüldete sie, wie prächtige Linden, in deren Walde von Gerüchen und Blüten zahllose Schwärme Honig

suchten und fanden . . . . . Einige stehen noch da; und an mir soll es nicht fehlen, daß die fleiß- und treuevollen Völker Deutschlands, wo sie vom Gewinn ihres Fleißes verdrängt sind, auf ihre Bahn wieder eintreten mögen. In allen Weltteilen floß ihr Blut, nicht für sich, sondern für andre Nationen; ich will die Zeit befördern, daß Deutschland an sich denke, für sich arbeite und sich seiner Kraft, seines Charakters und Landes erfreue in allen Ständen."

Wir spüren es wohl, dieser Ton, erst ein gemäßigtes Brausen, kommt aus einer andern Richtung. Es ist Frühlingswehen. Ein wie andrer Hauch als in der elegischen Epistel, die Schillers Empfinden ausdrückt in dem bekannten Neujahrsgedichte von 1801:

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz,
Aller Länder Freiheit zu verschlingen
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Da legt der Franke seinen ehrnen Degen in die Wage der Gerechtigkeit, und seine Handelsflotten streckt der Britte gierig wie Polypenarme aus . . . Dem Friedlichen gewährt man keinen Frieden. So gibt es denn nur einen Zufluchtsort: nur im inneren Heiligtum des Menschen lassen sich die Ideale der Freiheit und Schönheit verwirklichen. Dies spätere Gedicht Schillers verhält sich zu dem großen unvollendeten, mit dem ich begann, wie die blasse Seite des Blattes zu der oberen grünen. Es endigt mit einem Verzicht auf das Mitwirken im Zeit- und Weltkampf. Auch Herder hat solche Stimmungen gekannt. Auch von ihm haben wir eine poetische Epistel, geschrieben im Jahre 1797 für die „Briefe zu Beförderung der Humanität", im Druck aber, der Zeitläufte wegen, zurückgezogen, so daß sie erst 1812, als der große Völkerfrühling zu brausen begann, einzeln erschienen ist, wie ein Anruf aus dem Jenseits an das deutsche Volk, überschrieben „Der deutsche Nationalruhm". Auf das Schicksal seiner Nation sieht der Dichter das alte römische Schlagwort geprägt: Sic vos non vobis, „So ihr, doch nicht für euch!" Aber Entsagen, sich drein Ergeben auf der einen, Hoffen auf der andern Seite halten sich doch die Wage, und es überwiegt schließlich die Hoffnung:

Ein hohes Wort,
Wenn uns die Schickung wert hält, nicht für uns,
Für andere zu sein. Es wendet sich
Der Zeiten Blatt. Was sinket, ist darum
Das Schlechtre nicht. Wir lernen jetzt, und stets,
Stets laßt uns lernen! Laßt uns fröhlich sä'n,
Im Nebel auch; die Ernte kommt gewiß.

Aus Nebel und Dämmerung erhebt sich Herders Morgengöttin, und ihr Gebot lautet: „Strebend und hoffend hinan!" wenn wir, der Stimmung entsprechend, uns die Sprache Herders, der jetzt fast wie Nathan der Weise redet, zu der feurigeren des jungen Goethe erhöhen wollen.

Woran ermutigt sich Herder? Womit stärkt er sein Auge, daß es ein neues Zeitalter heraufkommen sieht, wo Deutschland sich auf seine eigenen Füße gestellt hat, für sich und nicht für andre arbeitet und streitet, wo auch die verloren gegangenen Landschaften im Westen, „die längst französisch sind,"

den deutschen Geist bewahren, deutsche Sitte in Ehren halten? wo der Deutsche auch im Auslande sich den Gewinn seines Fleißes zu sichern versteht? Ich glaube den Grund angeben zu können. Herder hat vor vielen bedeutenden Zeitgenossen — ich nehme Schiller und Goethe nicht aus — voraus gehabt: ausgebreitete geschichtliche Bildung, vereint mit ausgebreiteter Anschauung der politischen Wirklichkeit. Selbst Goethes Beobachtungsfeld ist nicht so weit ausgedehnt wie das des philosophischen Geschichtsschreibers der Humanität. Preußen seine Heimat, und die baltischen Provinzen von Rußland sein zweites Vaterland. Er verläßt es als Fünfundzwanzigjähriger an Bord eines holländischen Kauffarteischiffes, segelt durch die Ostsee, die Nordsee, den Kanal, den atlantischen Ozean in die Loire; von Nantes geht er nach Paris; seine weitere Route Holland, Hamburg, Holstein, linksrheinische Gaue, Elsaß. Wird ansässig in Westfalen, seßhaft in Thüringen. Später mannigfache Fahrten ins Reich, nach Böhmen. Auf der Höhe des Mannesalters, im vierundvierzigsten Lebensjahre, Italien bis Rom und Neapel. Auf Hin- und Rückfahrt Tirol, Schwaben, Franken. In Riga, in Amsterdam, in Hamburg das Nachleben der deutschen Hansa, in Nürnberg und Augsburg wenigstens Reste des Glanzes der deutschen Renaissance, in Straßburg eine noch ungebrochene Deutschheit der Bürgerschaft. Das Frankfurt des jungen Goethe war doch nur ein beschränktes Gemeinwesen, dem gegenüber sich Leipzig als ein klein Paris auftat; jedenfalls war es keine Schule politischer Bildung und Weltkenntnis. Schiller ist nicht herausgekommen aus den kleinkreisigen Verhältnissen, die einen Geist mit hohem Anspruch und Aufflug fast mit Notwendigkeit dem Weltbürgertum zuführten. Und in einem Dritten noch ist Herder durch Anschauen und Erleben gegen die beiden größeren Dichter im Vorteile: in seinem großstaatlichen Bewußtsein. Er hat dem Preußen Friedrichs des Großen, dem Rußland Katharinas der Zweiten angehört. Auf sein geschichtliches und politisches Urteil glaube ich darum mehr Wert legen zu dürfen, als dies bisher der Fall ist. In den nicht gedruckten Briefen seiner klugen (bis heute auch nicht nach Verdienst anerkannten) Gattin an Friederike Caroline v. Berg, die Freundin der Königin Luise und des Freiherrn vom Stein, die dem Herderschen Hause nahe stand, befindet sich das Wort (22. September 1803): „Sein Metier und seine Liebhaberei ist, die Kunst der Regierung zu bemerken". Die mit leichter Hand geschriebenen Essays der Zeitschrift „Adrastea", die ihn in seinen letzten Lebensjahren anstatt der „Aurora" hauptsächlich in Anspruch nahmen, geben dafür manchen beachtenswerten Beleg. Ich will nur auf das eine im Jahre 1802 geschriebene Stück „Preußische Krone" verweisen. Er sieht in dem jüngsten Königreiche den Staat, der „vereint mit Österreich (dessen natürlicher Bundsgenosse Brandenburg ist,) ein Teil der Mittelmacht werden sollte, die das feste Land aller Deutschen Völker sowohl als die nordischen Reiche vor Unterdrückungen fremder Nationen und Sprachen mitbeschützen helfe. Wiche diese Zwischenmacht nordwärts, Österreich südwärts, wie stände es um Deutschland? das sodann westwärts die Kaufmanns-Nationen nie retten werden. Feindselig ist daher die Politik derer, die Österreich und Preußen als ewige Nebenbuhler, als nie zu

versöhnende Gegner betrachten. Der Zwist, der sie trennte, ist fast erloschen, und bald ist die Zeit zu hoffen, da zum gemeinsamen Wohl Europas, zu Aufrechterhaltung der Deutschen und von Deutschen abstammenden Völker ein dringendes Interesse beide innig verbindet. Zu diesem der ganzen Menschheit ersprießlichen Zweck wird jedermann Preußen eine breitere, tiefere Basis gönnen, damit die zum Wohl Europas nötige Last seinen Untertanen nicht zu drückend werde." Die politische Überzeugung steigert sich zu dichterischer Vision in einer Ode. Er sieht zum Heil Deutschlands einen Genius herniederschweben —

. . . Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Österreich.

Das politische Hoffen, Wünschen und Voraussagen ist bei der Schätzung des außerordentlichen Mannes nach der praktischen Seite hin nicht außer acht zu lassen. „Ich blicke in die Gegenwart und horche aus dem Vergangenen die Zukunft" war auch er berechtigt zu sagen wie seine Muse. Nun würdigen wir es erst recht, wenn seine Göttin der Frühe sagt: „Mit freudigem Antlitz begrüßte ich täglich die deutschen Stadtgemeinden." Der Historiker hat dem Götterworte die Behauptung vorausgeschickt: „Es gab Zeiten, da viele Verfassungen Deutschlands anerkannt die ersten in Europa waren." Noch eins schließlich ist Herder eigen in seinen guten Stunden: er weiß die Grenze zwischen Humanität und nationaler Gesinnung zu finden. Für ihn gilt der einzig gesunde Grundsatz: „Bei aller Menschen- und Völkerfreundschaft lasse ich fremde Nationen vollenden, was sie angefangen haben." In diesem Zuge fährt er fort, alles Unheil anzuführen, das von der Nachbarnation im Laufe der Jahrhunderte über Deutschland gekommen ist. In vertraulicher Aussprache aber wird er deutlicher. Dem Historiker Joh. v. Müller, der eine Flugschrift wider die Franzosen: „Die Gefahren der Zeit", veröffentlicht hatte, schüttet er sein Herz aus: „Ich, der von jeher eine Antipathie gegen die Nation hatte, die jetzt die Welt so jämmerlich, schändlich betrogen, aufgeregt, verwirrt und verwüstet hat, finde wider meinen Willen diesen Haß in mir schrecklich gewurzelt" (Oktober 1796). Das nationale Temperament ist ein Zug zum Charakterbilde Herders, den bis jetzt nur wenige richtig geschätzt haben. Ich möchte ihn nicht darin entbehren: denn politisches Fühlen ist einmal exklusiver Art, und es kommen für jede Nation die Zeiten, wo sie ihren Schutzgeist anzurufen hat:

Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!

Verlebt und abgelebt aber ist eine Nation, wo nicht diese beiden Kräfte bei ihr stehen. Freiheit und Herrschaft bezeichnet Schiller im Wallenstein-Prolog als „der Menschheit große Gegenstände", Freiheit und Macht sind die Ziele, zu denen hin des Menschen Geist strebend und streitend sich bemüht. Sie sind auch die Siegespreise im friedlichen Wettkampfe. Wissen ist Macht, Wissenschaft befreit. Zu diesem Glauben neigten denn auch die besten, selbst als die Wirklichkeit jenem edlen Traume Schillers:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige!

grausam Hohn sprach. Unbeirrt verfolgten die Wegweiser ihre Bahn. Freiheit! wir kennen den Siegeston, mit dem sie in Schillers Gedichten und philosophischen Abhandlungen gepriesen wird. Freiheit ist die Seele der Philosophie Kants und Fichtes. Sie ist das Licht, zu dem die reinen Jugendgeister sich damals alle hinkehren. Noch einmal sei Hölderlin genannt, dem Schiller als einem Gesinnungsverwandten sein Gepräge gegeben hat, und ein Bekenntnis des begeisterten deutschen Griechen zu dem früheren gefügt: „Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig: die Freiheit muß einmal kommen. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage." So schwebt der Jüngling in einem seligen Traume. So ermuntert er die Gleichgesinnten: „Das Reich Gottes komme, und unsere Hände seien nicht müßig im Schoße."

Vernehmen wir denn auch noch einmal Herders feierliches Laboremus: „Stets laßt uns lernen!" Im rein Geistigen ist ja Lernen Arbeit und Tat. Nur einen flüchtigen Blick gestattet uns die Stunde zu werfen auf die Fluren der Wissenschaften, deren fortgehende Bestellung im künftigen Jahrhundert Herder voraussieht — er, der Universalgeist, der Leibniz seines Jahrhunderts. In seinem Nachlaß hat sich ein Blatt gefunden, auf dem er einen Entwurf zu der Zeitschrift des neuen Jahrhunderts niedergeschrieben hat. An den Aussichtspunkten hoher Berge ist wohl ein Fernrohr angebracht über einer Scheibe, welche die ganze weite Umschau, Gipfel und Ebenen, angibt. Solch eine Tafel haben wir vor uns in jenem Blatte. „Aussichten auf die Zukunft" ist als Summe zuletzt notiert. Aber das ist der Zweck des Ganzen. Denn so lauten schon die ersten Zeilen:

Geschichte des Himmels; künftige Geschichte.
Geschichte der Erde, Bildung der Erde: künftige Geschichte (der Erde).

Im weiteren Verfolge dann:

Künftige Entdeckungen in Asien, Afrika, Amerika.
Camoëns für unsere Zeit — die Forsters, Cook usw. —

Also ein Gedicht über die Seefahrten der Neueren, wie Camoëns die seiner Landsleute in den Lusiaden gefeiert hatte. Welche kühnen Ausblicke und wie treffend gerade dadurch, daß sie sich auf die Gegenwart wie auf die Vergangenheit des Jahrhunderts stützen und gründen. Das künftige Jahrhundert werde eines der Naturwissenschaften sein, mehr noch als das gegenwärtige, hatte Herder schon längst vorausgesagt. Jetzt gibt Laplace, der große Zeitgenosse, dessen Traité de la mécanique céleste zu Paris 1799 erschienen war, seinem Geiste Flügel, sich aufzuschwingen in den unendlichen Raum — Laplace, für dessen wissenschaftliche Tat Herder dann die monumentale Fassung findet: „Er berechnete die Wirkungen des allgemeinen Gesetzes der Schwere auf alle Körper des Sonnensystems, er sicherte hiermit Äonen hindurch unser Weltall." Mit erstaunlicher Betriebsamkeit erhält der Verfasser der „Ideen" sich auf dem Laufenden. Seine Adversarien erstrecken sich bis zuletzt auf das neueste in den Naturwissenschaften, z. B. die Prolusiones ad Chemiam seculi XIX von Winterl (Budae = Ofen 1800). Und unter den Begriff des Fortschrittes

der Wissenschaft bezieht der große Denker, in dessen Geiste sich die kosmische Anlage, der Weltensinn mit dem Zukunftssinn und Zukunftstriebe vereinigte, mit ein die Entdeckungs- und Forschungsreisen, die Weltumsegelungen des neuen Zeitalters. Ich führe nur noch eine Zeile des Aurora-Entwurfs an:

Tendenz der allgemeinen Vernunft in Kriegen, in Handel, Negotiationen.

Den Handel verknüpft Herder mit der Idee des geistigen Fortschritts, und wieder sehen wir den Denker und Weisen Hand in Hand mit Schiller, dem Dichter:

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann; Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Als das Zeitalter rastloser Erfindertätigkeit hat Herder das kommende Jahrhundert vor Augen gehabt: in der Handschrift seines säkularen Werkes, der „Ideen", fand ich die um die Mitte der achtziger Jahre geschriebenen Sätze, die Herder nicht hat drucken lassen: „Mathematik, Erfahrungen und Künste sind fortgerückt, und es steht ihnen noch eine große Bahn offen. Man wird Erde und Himmel unstreitig noch mehr kennen lernen, als wir sie kennen, zumal wenn uns das Glück neue Sinne bescherte, wie uns in Betrachtung des Entfernten und Kleinen das Glas beschert hat." Neue Sinne! in der Tat: zu dem Auge nun auch das Ohr, das sich mit der fernsten Ferne in Beziehung setzt. Und wer gäbe nicht doch, wenn ihn sein Haustelephon im Sinnen und Betrachten stört, dem weisen Manne recht beim Lesen jener Worte, die nun noch folgen: „Zur Glückseligkeit eines einzelnen Lebens gehört, nicht alles Erfundene zu gebrauchen."

Nun aber muß ich doch die Linie, deren Gang wir verfolgt haben, in sich zurückzuführen suchen. Ob es freilich ein Kreis ist, zu sagen, würde nicht mir zustehen. Einen Ausschnitt jedoch mit möglichst großem Bogen möchte ich gegeben haben. Darum versuche ich noch einmal, den Mittelpunkt zu bezeichnen. Die hohe Idee, die Schiller von seinem Volke hegte, es werde im Rate der Völker voranstehen, werde „den Prozeß der Zeit gewinnen", zeigt das Ziel, aber nicht den geraden, sicheren Weg dahin. Nur im Vollbesitz und im Vollgefühl seiner nationalen Selbständigkeit kann ein Volk sein Eigenstes hervorbringen nnd vollenden. Es war nicht das Rechte, wenn Schiller meinte, nicht „obzusiegen mit dem Schwert" sei des Deutschen Größe. Auf die Bahn nationalen Wesens zu treten und auf dieser entschlossen voranzuschreiten, mußte die Losung seiner Deutschen sein, wie es die Losung der Schweizer, der Franzosen in seinen Dramen war, die hierin wahrere Vorausspiegelungen der neuen Ära Deutschlands sind:

Dies ist unser! so laßt uns sagen, und so es behaupten.

So indessen haben auch damals schon führende Männer echten Schlages gedacht. Unter ihnen gebührt es sich hier, einen fürstlichen Mann zu nennen, dessen vaterländisches Wirken in Ehren bleibt, soweit geschichtliche Bildung in deutschen Landen besteht: Markgraf Karl Friedrich von Baden, der Freund Karl Augusts von Weimar und sein Genosse in dem Bemühen, den politischen Zusammenhalt der Deutschen durch den „Fürstenbund" anzubahnen. Er war es, der die Idee einer Vereinigung der geistigen Kräfte Deutschlands zur Hebung

des Nationalgeistes hegte. Der Plan, den Herder, seit 1771 bekannt mit dem Fürsten, auf Karl Friedrichs Anregung verfaßt hat, führt den Titel: „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands“; er ist im zweiten Jahre nach dem Tode des großen Königs niedergeschrieben. Als ein Denkmal des nationalen Idealismus muß dieser Entwurf uns wert bleiben. Bald nach Herders Tode, 1804, kam er ans Licht, also freilich „zur Unzeit“; unter den Nachwirkungen der ersten großen Epoche jedoch, die das neue Jahrhundert

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg

gezeitigt hat, ist er wenigstens stückweise ins Leben getreten, dank der patriotischen Tatkraft des Restitutor Germaniae, des Freiherrn vom Stein.

Das 18. Jahrhundert hat seinen Nachfolgern die Aufgabe hinterlassen, innerhalb der Grenzen nationaler Entfaltung und kraft derselben der Humanität ihr Recht zu geben. Das leidige Xenion, das die Dioskuren von Weimar vor hundertundzehn Jahren haben in die Welt gehen lassen:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus —

dieser Spruch aus dem Heiligtum des Klassizismus konnte den Deutschen jener Tage nicht frommen.

Bildet zur Nation euch, ihr könnt es, Deutsche! doch bleibt auch
Treu dem andern Gebot: Bildet zu Menschen euch aus —

das wäre das rechte gewesen und wird es immer sein.

Wiederum kam ein deutscher Frühling, auf des Jahrhunderts Höhe. Am 21. März, vor fünfunddreißig Jahren, hat Kaiser Wilhelm den ersten deutschen Reichstag eröffnet. Kein schönerer Schluß unsrer Betrachtung läßt sich denken als das Wort, mit dem der greise Herrscher seine erste Ansprache an die geeinte deutsche Nation geschlossen hat:

„Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott — —“

Wie eine Antwort zu dem Worte des alten Kaisers klingt uns jetzt, was der größte unsrer Poeten einst beim Beginn eines Jahreslaufs „zwischen dem Alten, zwischen dem Neuen“ gesungen hat:

Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

König Wilhelm und Bismarck
in Gastein 1863.

Ein neuer Beitrag zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen".

Von

Max Lenz.

Will man den Moment bezeichnen, in dem Bismarck von der Fülle der Widerwärtigkeiten am schwersten umdrängt wurde, so kann man kaum an dem Sommer 1863 vorübergehen. Nicht als ob er selbst damals den Druck besonders stark empfunden hätte. Man darf vielmehr umgekehrt sagen, daß er niemals wieder so leicht an der ungeheuren Last getragen hat, die er sich im September 1862 auf die Schultern hatte legen lassen. Je weiter er vorwärts drang, um so zornmütiger ward der große Kämpfer, um so persönlicher und grimmiger der Haß, mit dem er die Gegner verfolgte, um so schwerer legte sich seine Hand auch auf alle diejenigen, die er zu Freunden und Mitarbeitern an seinem großen Werke gewonnen hatte. Und nur die Verachtung, die er seinen Feinden entgegensetzte, war in den Anfängen des Kampfes so groß wie in seinen späteren Jahren. Ja, hat er diese Empfindung niemals wieder so ungescheut an den Tag gelegt als in dem ersten Jahr seines Ministeriums — damals, als er die Wortführer der Nation im Parlamente und in der Presse wie Schuljungen behandelte, die Abgeordneten auseinander trieb, die liberale Beamtenschaft unter ein unerhörtes System von Chikanen drückte, und durch die Preßordonnanz vom 1. Juni die öffentliche Meinung selbst zu knebeln versuchte. „Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reifen Jahren genötigt werden würde, ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen Ministers zu betreiben. Als Gesandter hatte ich, obschon Beamter, doch das Gefühl, ein gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot. Ich bin heruntergekommen nnd weiß doch selber nicht, wie": so schreibt er seinem alten republikanischen Freunde John Motley aus jener Sitzung im Abgeordnetenhaus am 17. April 1863 heraus, in der er, mitten in der Debatte über Schleswig-Holstein, um der Rede Virchows zu entgehen, sich in das Nebenzimmer begab, und danach auf die Beschwerde des Parlamentes über diese Brüskierung kein andres Wort hatte, als daß er bei den sonoren Stimmen der Herren Vorredner auch hinter der Türe, am Tische arbeitend, ihre Reden hören könnte. Vielleicht war es

gerade dieser Brief, an dem er in jenem Moment schrieb, „in einem Augenblick unfreiwilliger Muße", wie er darin sagt, zwischen den „ungewöhnlich abgeschmackten Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker", die er anzuhören genötigt sei. Geflissentlich fast vermehrte er die Zahl seiner Gegner. Es war darin etwas von jener Freude am Kampf, die das Gefecht um des Gefechtes selbst willen liebt; eine Stimmung wie diejenige, zu der er sich nach dem Duell mit Georg Vincke in dem Briefe an seine fromme Schwiegermutter bekannt hatte: während die andern, Sekundanten und Zeugen, sich fast unter Tränen die Hand geschüttelt, habe er Lust gehabt, das Gefecht fortzusetzen.

Sobald er seine ersten Siege errungen, schon im Mai 1864, sah er eine stets wachsende Schar von Anhängern, bald Bewunderern um sich. Im Sommer 1863 dagegen stand er noch ganz allein einer Welt von Feinden gegenüber. Wohin war es mit jenen Stimmungen in Deutschland gekommen, von denen sich König Wilhelm im Anfang seiner Regierung hatte tragen lassen! Nördlich und südlich vom Main waren alle Herzen Preußen entfremdet. Gerade die besten Freunde, und die auch jetzt noch nicht am Staate der Hohenzollern verzagten, ein Heinrich v. Sybel und Heinrich v. Treitschke, stemmten sich dem Minister am stärksten entgegen. Im tollen Wirbel, so meinten sie, reiße der Übermütige den Wagen des Staates dem Abgrunde zu. Nicht einmal die Partei, auf die er sich allein stützen konnte, wußte, wohin er ihn lenkte. Auch sie wäre ihm untreu geworden, hätte sie es ahnen können, und niemals ward sie den Verdacht gegen ihn los; nur weil sie hofften, durch den Minister die eigenen Ziele fördern zu können, stellten sich ihm die Reaktionäre so eng zur Seite. In der Umgebung des Königs selbst begegneten Bismarck Argwohn und Feindschaft; der Kronprinz hatte sich soeben vor dem Lande gegen ihn und seine Politik erklärt, hatte sich von dem Vater um des Ministers willen losgesagt. Wie glücklich war Wilhelm gewesen, als er in Baden-Baden an der Spitze deutscher Fürsten für Deutschlands Recht und Unabhängigkeit Napoleon gegenüber getreten war! So war auch noch unter Bernstorffs Ministerium die auswärtige Politik in den Bahnen geleitet worden, die dem Programm der neuen Ära entsprachen; nur die Langsamkeit und das Zaudern hatte die Opposition damals zu tadeln gewußt, nicht das Ziel, in dem sie sich mit der Regierung eins wußte. Jetzt aber war der König durch den starken Arm seines neuen Ministers aus dieser Richtung weit hinweggeführt worden. Weder in der hessischen Frage noch in der der Herzogtümer war die deutsche Note angeschlagen, sondern immer nur auf Preußens Interesse war der Ton gelegt worden. Es war, als ob Bismarck es darauf angelegt hätte, den Staat zu der Isolierung zurückzuführen, die er im Krimkriege eingenommen hatte. Die Petersburger Konvention vom 8. Februar, die dem Zaren preußische Truppen gegen die polnische Revolution zur Verfügung stellte, hatte nicht nur einen Sturm des Unwillens im liberalen Lager entfesselt, sondern sie beleidigte auch Kaiser Napoleon und half dazu, daß sich abermals jene Koalition Österreichs und der Westmächte zu bilden drohte, vor der Wilhelm im Jahre 1854 so große Sorge gehabt hatte. Was er damals

als eine „Gymnasiastenpolitik" des Frankfurter Gesandten bezeichnet und bekämpft hatte, das mußte er nun befolgen. Gerade zu Beginn des Sommers umdunkelte sich rings der Horizont: als die drei Mächte auf Grund der Verträge von 1815 in strengen Noten von dem Zaren die Einführung liberaler Verfassungsformen für Polen forderten. Ein Ausweg aber zeigte sich nirgends. Auch Bismarck wußte keinen andern Rat, als die Ereignisse abzuwarten und sich bis dahin auf die eigene Macht furchtlos zu verlassen.

I.

So war Preußens innere und äußere Politik beschaffen, als König Wilhelm am 22. Juli mit seinem Minister, der von Berlin her in Regensburg zu ihm gestoßen war, und seinen militärischen Vertrauten, Manteuffel, Alvensleben und Steinäcker in Gastein zur Nachkur der Karlsbader Wochen eintraf.

Dort kam es zu einer neuen Krisis, in der alle Schwierigkeiten sich zu cumulieren drohten. Am 2. August erschien Kaiser Franz Josef in dem Alpenbade, um seinem königlichen Oheim den Plan einer Bundesreform im Sinne der nationalen Bestrebungen zu überreichen und ihn zu einem Kongreß aller deutschen Fürsten in der alten Kaiserstadt Frankfurt einzuladen. Österreich schickte sich an, die Rolle zu übernehmen, auf die König Wilhelm unter Leitung seines Ministers soeben verzichtet hatte, und seinerseits den Weg der „moralischen Eroberungen" in Deutschland zu beschreiten. Nicht in der Art, wie es noch im Jahre vorher dem Grafen Bernstorff gegenüber versucht hatte, gegen dessen unionistisch gerichtete Politik es den Bund selbst mobil gemacht hatte. Diese Pläne waren bereits an dem stahlharten Willen Bismarcks gescheitert, der die Wiener Diplomatie wie die Herren am Bundestage keinen Moment darüber in Zweifel gelassen hatte, daß Preußen jeden Versuch der Majorisierung mit dem Austritt aus dem Bunde, d. h. mit dem deutschen Kriege beantworten würde. Der Bundestag war in dem neuen Reformplan ganz beiseite gelassen. Ausdrücklich war darin gesagt, daß es ohne Preußens bundesfreundliche Mitwirkung für die Aufgabe der Reorganisation des Bundes keinen definitiven Abschluß gäbe; daß Preußen durch den Umfang seiner Bundeslande und die Bestimmungen der Bundesverträge die Reform der Gesamtverfassung Deutschlands faktisch und rechtlich verhindern könne. Aber um so stärker war betont worden, daß Preußen mit einer rein negativen Haltung sich der Verantwortung aussetzen würde für alle inneren und äußeren Gefahren, die aus dem Verfall des Bundes erwachsen müßten. Dieser Zustand der Zerrüttung, „vollständiger Zerklüftung und allgemeiner Zerfahrenheit" war in der Denkschrift mit den dunkelsten Farben geschildert worden. „Man denkt in der Tat nicht zu nachteilig von diesem Zustande," so heißt es unter anderm, „wenn man sich eingesteht, daß die deutschen Regierungen im Grunde schon jetzt nicht mehr in einem festen gegenseitigen Vertragsverhältnisse zusammenstehen, sondern nur noch bis auf weiteres, im Vorgefühle naher Katastrophen, nebeneinander fortleben." Der Status quo der deutschen Bundesverhältnisse sei schlechthin chaotisch; der Boden der Verträge schwanke unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stelle; der Bau der vertragsmäßigen Ordnung der Dinge in Deutsch-

land zeige überall Risse und Spalten, und der bloße Wunsch, daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten möchten, könne ihnen die nötige Festigkeit nimmermehr zurückgeben. An die konservativen Grundsätze des Königs appellierte die Wiener Regierung, wenn sie die deutsche Revolution prophezeite, und an seine nationalen Empfindungen, wenn sie die Ohnmacht Deutschlands schilderte, die aus dem Verfalle seiner Verfassung hervorgehen müsse. Und sie verhehlte schließlich nicht, daß, wenn Preußen sich versage, Österreich und seine Freunde die Hand an ein Werk der Not legen und innerhalb des Bundes nach ihrem freien Bündnisrechte partielle Reformen unternehmen, das hieß den Weg beschreiten würden, den Preußen mit dem Zollverein und den Militärkonventionen schon gegangen, und den Bismarck unter Umständen selbst zu gehen entschlossen war.

Bisher hatte König Wilhelm seinem Minister zur Seite gestanden. Die Konvention vom 8. Februar mochte ihm in Erinnerung an den Krimkrieg Bedenken genug gemacht haben. Aber dieses Abkommen war schließlich gar nicht realisiert worden, und seitdem hatte weiteren Anträgen Rußlands gegenüber auch Bismarck sich spröde gezeigt. Auch hatte die starre Haltung gegenüber der liberalen Opposition, in der Bismarck ihn mit ganzer Kraft unterstützte, auf die Haltung des Königs in der auswärtigen Politik zurückgewirkt; und gegen seinen Sohn war er fast schärfer aufgetreten, als der Minister selbst es für gut hielt. Nun aber sollte Wilhelm dem Rivalen die Stellung einräumen, die seinen eigenen innersten Neigungen entsprach; er sollte vor der Nation die Politik verleugnen, zu der er sich bereits vor der neuen Ära bekannt, und die er in Baden-Baden, in Teplitz, in Compiègne vertreten hatte. Noch niemals hatte der Pakt, den er im Park von Babelsberg am 22. September 1862 mit Bismarck geschlossen, eine so starke Belastungsprobe erfahren.

So kam es zum ersten Male zu einem schweren Konflikt zwischen dem König und seinem Minister. Den Höhepunkt erreichte die Krisis, wie man weiß, in Baden-Baden, als der alte würdige Freund Wilhelms, König Johann von Sachsen selbst von Frankfurt herübergekommen war und ihn im Namen des Kaisers und aller Bundesgenossen einlud, seinen Sitz unter ihnen einzunehmen. Bismarck selbst hat oft, zuletzt noch in den „Gedanken und Erinnerungen", von dem Kampfe erzählt, den er am 20. August mit seinem königlichen Herrn gehabt habe. Im Gegensatze dazu geht er in seinen „Erinnerungen" über die Tage in Gastein auffallend leicht hinweg. Was er darüber sagt, ist eigentlich nur die Einleitung zu der Szene in Baden und beschränkt sich auf eine Anekdote, den Bericht von einem kleinen Erlebnis, das der Minister um die Stunde hatte, als Franz Josef jenen folgenschweren Besuch bei seinem königlichen Oheim machte. Da das Geschichtchen, ein wahres Kabinettsstück Bismarckscher Erzählerkunst, für unsre Untersuchung in jeder Einzelheit wichtig ist, so wird mir der freundliche Leser gestatten, es hier wörtlich einzufügen:

„In Gastein saß ich am 2. August 1863 in den Schwarzenbergschen Anlagen an der tiefen Schlucht der Ache unter den Tannen. Über mir befand sich ein Meisennest, und ich beobachtete, mit der Uhr in der Hand, wie oft in der Minute

der Vogel seinen Jungen eine Raupe oder andres Ungeziefer zutrug. Während ich der nützlichen Tätigkeit dieser Tierchen zusah, bemerkte ich, daß auf der andern Seite der Schlucht, auf dem Schillerplatze, König Wilhelm allein auf einer Bank saß. Als die Zeit herangekommen war, mich zu dem Diner bei dem König anzuziehen, ging ich in meine Wohnung und fand dort ein Briefchen Sr. Majestät vor, des Inhalts, daß er mich auf dem Schillerplatze erwarten wolle, um wegen der Begegnung mit dem Kaiser mit mir zu sprechen. Ich beeilte mich nach Möglichkeit, aber ehe ich das Königliche Quartier erreichte, hatte bereits eine Unterredung der beiden hohen Herren stattgefunden. Wenn ich mich weniger lange bei der Naturbetrachtung aufgehalten und den König früher gesehen hätte, so wäre der erste Eindruck, den die Eröffnungen des Kaisers auf den König gemacht haben, vielleicht ein andrer gewesen."

Das ist alles, was uns Bismarck von den Tagen in Gastein zu berichten hat. Daß sich die Verhandlungen in dem Alpenbade noch bis tief in die zweite Augustwoche hineinzogen, sagt er nicht; so wenig wie er daran denkt, daß sein Herr dem Kaiser sogleich persönlich, wenn auch mit höflichen und ausweichenden Wendungen, eine Absage gegeben, und jedenfalls die Einladung, sobald sie schriftlich in seine Hände gelangt war, umgehend abgelehnt hat. Man erhält aus Bismarcks Bericht den Eindruck, als sei die Abreise des Königs nach Baden gleich nach dem Besuche des Kaisers erfolgt, und die Absage nach Frankfurt überhaupt erst in Baden ausgesprochen worden.

„Der König," so fährt er an jener Stelle fort, „fühlte zunächst nicht die Unterschätzung, die in dieser Überrumpelung lag, in dieser Einladung, man könnte sagen Ladung, à courte échéance. Der österreichische Vorschlag gefiel ihm vielleicht wegen des darin liegenden Elementes fürstlicher Solidarität in dem Kampfe gegen den parlamentarischen Liberalismus, durch den er selbst damals in Berlin bedrängt wurde."

Und daran schließt er sogleich den Besuch bei der Königin Elisabeth im Wildbad und die weitere Fahrt durch den Schwarzwald nach Baden, „wo wir im offenen, kleinen Wagen wegen der Leute vor uns auf dem Bock die deutsche Frage französisch verhandelten". Er glaubt, den Herrn überzeugt zu haben, als sie in Baden anlangen. Dort aber finden sie den König von Sachsen, der im Auftrage aller Fürsten die Einladung nach Frankfurt erneuert.

„Diesem Schachzug zu widerstehen, wurde meinem Herrn nicht leicht. Er wiederholte mehrmals die Erwägung: ‚Dreißig regierende Herren und ein König als Courier!' Und er liebte und verehrte den König von Sachsen, der unter den Fürsten für diese Mission auch persönlich der Berufenste war. Erst um Mitternacht gelang es mir, die Unterschrift des Königs zu erhalten für die Absage an den König von Sachsen. Als ich den Herrn verließ, waren wir beide infolge der nervösen Spannung der Situation krankhaft erschöpft, und meine sofortige mündliche Mitteilung an den sächsischen Minister v. Beust trug noch den Stempel dieser Erregung. Die Krisis war überwunden worden, und der König von Sachsen reiste ab, ohne meinen Herrn, wie ich es befürchtet hatte, nochmals aufzusuchen."

Man sieht, wie hier die Vorgänge von drei Wochen zusammengerückt und die Erzählung mit künstlerischer Absicht bis zur Höhe der Krisis, die zugleich ihre Lösung wird, gesteigert ist. Gastein ist nur Vorspiel, wenn auch das Ganze auf dem Gedanken aufgebaut ist, in dem Erlebnis in der Achenschlucht eine neue Bestätigung des alten Satzes zu geben von der großen Wirkung kleiner Ursachen.

Wenden wir uns jetzt der Kritik unsres Berichtes zu, so müssen wir mit einer chronologischen Richtigstellung beginnen. Es kann nicht am Mittag des 2. August gewesen sein, als Bismarck unter den Tannen der Schwarzenbergschen Anlagen in Gastein saß. Denn erst am Nachmittag dieses Tages hielt Kaiser Franz Josef seinen Einzug, und erst am 3. hat er die Verhandlungen mit König Wilhelm begonnen.

Wir sind durch die Zeitungen über die äußeren Vorgänge beider Tage recht genau unterrichtet. Am 1. August war der Kaiser von Wien nach Salzburg, damals der Bahnstation für Gastein, gekommen, und von da aus am 2. im Wagen in Begleitung zweier Adjutanten weitergefahren. Um 5 Uhr traf er in Gastein ein und stieg in der Villa der Gräfin von Meran, der Witwe des Erzherzogs Johann, ab. Dort empfing er, während er noch die Anreden der Behörden und die Blumenspenden und Poesien der weißgekleideten Jungfrauen entgegennahm, den König. An den Gegenbesuch des Kaisers im Badeschlößchen, Wilhelms Quartier, schloß sich alsbald das Diner, bei dem der Kaiser des Königs Gast war und Bismarck, „im schwarzen Frack", wie ein Korrespondent zu berichten weiß, die Ehre hatte, an des Kaisers Seite zu sitzen. Der Tag schloß mit einer glänzenden Illumination, bei der die beiden Monarchen und ihre Begleitung bis 10 Uhr sich unter der festlich gestimmten Menge bewegten.

So die Chronik des ersten Tages nach dem Bericht der Zeitungen. Daß er zu politischen Besprechungen noch nicht verwandt wurde, erfahren wir aus einem Berichte Bismarcks an den Botschafter in Wien, Freiherrn von Werther, vom 14. August. Ausdrücklich heißt es hier:

„Nachdem der Kaiser Franz Josef am 2. d. M. hier eingetroffen war, nahm Se. Majestät bei einem am 3. stattfindenden Besuche bei unserm allergnädigsten Herrn Gelegenheit zur Besprechung der deutschen Bundesverhältnisse, unter Vorlage des Ew. Exzellenz mit dem Erlaß vom 13. übersandten Promemoria."

Bismarck bemerkt weiterhin, daß an demselben Tage noch zwei Unterredungen zwischen den beiden Herrschern stattgefunden, und daß der Kaiser unmittelbar nach der dritten abgereist sei.

Nun besitzen wir das Briefchen des Königs, dessen Bismarck in seiner Erzählung gedenkt; es steht im Anhang der „Gedanken und Erinnerungen" (Band I S. 74) und ist wirklich unter dem 2. August abgedruckt. Aber das Datum ist dort nur am Rande beigefügt und, wie mir der Herausgeber des Briefwechsels, Herr Horst Kohl, auf meine Anfrage bestätigte, von dem Fürsten nachträglich mit Bleistift beigeschrieben worden; das Original hat weder Tag- noch Ortsbezeichnung. Da es für unsern Zweck in jedem Wort von Wichtigkeit ist, teile ich es wieder nachstehend mit:

Wenn Sie gelesen haben, wollen Sie mich auf der Schiller Höhe aufsuchen, d. h. vor ½2 Uhr.
Fürsten Congreß am 16. d. M. in F. a/M.
Execution à 5!
Délegirte dereinst; berathende Stimme.
Fürsten Collegium als Oberhaus. W.

Sofort bemerken wir eine schwerwiegende Differenz zwischen dem Brief des Königs und dem Bericht des Fürsten Bismarck. Zunächst setzt des Letzteren Erzählung voraus, daß eine Unterredung der beiden hohen Herren überhaupt noch nicht stattgefunden hat. Ausdrücklich spricht er, es ist ja eben die Pointe seiner Erzählung, von dem ersten Eindruck, den die Eröffnungen des Kaisers auf den König gemacht hätten Wilhelm dagegen bezieht sich bereits auf diesen ersten Besuch selbst; und wenn er Bismarcks Kommen zum Schillerplatz fordert, so geschieht es, um ihn gerade deshalb vor dem Diner, zu dem er den Kaiser auch an diesem Tage geladen hatte, zu sprechen. Auch sonst bietet die Interpretation des Billetts wichtige Aufschlüsse. Zunächst ist klar (die Worte: „Wenn Sie gelesen haben" machen es ganz deutlich), daß der König noch ein Schriftstück beigelegt hat, über das er sich eben mit seinem Minister vor dem Diner unterhalten will. Und wir brauchen nicht lange danach zu suchen: es ist kein andres als das Promemoria über die Bundesreform, dessen Hauptgedanken wir vorhin kennen lernten. Daß Franz Josef in der Tat eben dieses bei seinem ersten Besuche übergeben hat, lasen wir bereits in dem vorhin zitierten Bericht Bismarcks an Freiherrn v. Werther.

„Zu demselben," so fährt Bismarck darin an der zitierten Stelle fort, „gab Se. Majestät der Kaiser die mündlichen Erläuterungen, daß zunächst ein Fürstenkongreß sich am 16. d. M. in Frankfurt a. M. versammeln, daß an der Spitze des Bundes ein Direktorium von fünf Fürsten stehen, daß der Bundestag fortfahren solle, die laufenden Geschäfte zu verhandeln, daß aber aus sämtlichen Souveränen des Bundes ein zeitweise zusammentretendes Oberhaus und aus Delegierten der Landtage der einzelnen Staaten ein mit beratenden Attributionen versehenes Unterhaus gebildet werden solle."

Das sind genau die Punkte, die der König in den vier letzten Zeilen seines Billetts anführt, und worin er also ein Resumé der mündlichen Eröffnungen des Kaisers gibt.

Daß letzterer erst an diesem Tage seine Eröffnungen gemacht hat, bestätigen diese Worte. Doch wäre es immerhin denkbar, daß Franz Josef seinen Bundesfreund am Abend vorher auf seinen Plan andeutend vorbereitet habe. Überhaupt aber wird man in Gastein nicht so völlig überrascht gewesen sein, wie man nach Bismarcks Erzählung vermuten könnte. Der Besuch des Kaisers bei dem König war längst geplant; er war schon in Karlsbad für Ende Juni in Aussicht genommen, dann aber von Woche zu Woche verschoben worden. Und ohne Frage sahen König Wilhelm und seine Minister, worauf mir auch der Tenor des Briefes hinzudeuten scheint, voraus, daß die Besprechung der deutschen Frage gewidmet sein würde. Waren doch schon seit zwei Tagen oder mehr in der Wiener und der süddeutschen Presse Mitteilungen enthalten, die direkt auf ein solches Programm der bevorstehenden Monarchenbegegnung hinwiesen, und ihren Ursprung offenbar im Wiener Ministerium selbst hatten. Am 1. August hatte die Wiener „Presse" es offen ausgesprochen, daß der Besuch des Kaisers den Zweck habe, den König persönlich für die deutsche Reform zu gewinnen; sei das nicht möglich, so werde Österreich selbständig vorgehen. Daran knüpfte das offiziöse Blatt einen Artikel aus dem „Nürnberger Courier", dem der inspirierte Ursprung ebenfalls auf der Stirn ge-

schrieben stand: die erste Hälfte des August, so war hierin ausgeführt, werde nicht vorübergehen, ohne daß Österreich Ernst mit der Bundesreform mache; ein Delegiertenparlament als Unterhaus, eine Fürstenkammer, Herausbildung einer Zentralgewalt und andre Punkte waren darin bereits namhaft gemacht worden. Ich dächte, man darf annehmen, daß solche Zeitungsstimmen Bismarck und seinem königlichen Herrn schon vor die Augen gekommen waren, und daß sie eine Zusammenkunft, die der Kaiser und König Max von Bayern kurz vorher, am 28. Juni, in Regensburg gehabt hatten, und bei der sich Franz Josef diesem über seine Absichten zuerst eröffnet hatte, ebenfalls darauf gedeutet haben.

Ich möchte aber nicht einmal so unbedingt annehmen, daß König Wilhelm in dem Maße, wie Bismarck es erzählt, an dem Vorschlage seines Bundesfreundes Gefallen gefunden: das Ausrufungszeichen, das er in seinem Brief hinter den Worten „Exécution à 5“ macht, spricht keineswegs dafür. Eine Exekutivgewalt, die neben den beiden Großmächten drei Könige hatte, mußte das Übergewicht ganz auf die Seite Österreichs legen. Es war ein Vorschlag, wie diejenigen, mit denen Fürst Schwarzenberg schon bei den Verhandlungen vor und nach Olmütz Preußen bedrängt und die im Prinzen von Preußen immer den schärfsten Gegner gefunden hatten.

Gehen wir jetzt dazu über, die Zeit zu bestimmen, in der die Vorgänge, die wir kennen gelernt, passiert sind. Die Stunde des Besuchs Franz Josefs bei dem König wie auch des Diners hat uns der Korrespondent des Wolffschen Bureaus aufbewahrt:

„Heute Morgen,“ so schreibt er am 3. August, „gegen 11 Uhr, stattete der Kaiser dem König einen Besuch ab. Um 2 Uhr wird bei Sr. Majestät dem König Diner sein und abends 8 Uhr Se. Majestät der Kaiser die Rückkehr nach Salzburg antreten.“

Nehmen wir an, daß der Besuch eine kleine Stunde gedauert und der König unmittelbar darauf das Billett in die Wohnung des Ministers gesandt hat, so wird Bismarck, den es ja nicht zu Hause traf, etwa in der Mittagsstunde seinen Spaziergang gemacht und in der Achenschlucht gesessen haben, so wie der König um dieselbe Zeit noch einen Ausgang zur Schillerhöhe machte. Sein Quartier kann Bismarck kaum viel vor 1/2 2 erreicht haben. Dort also findet er das Billett vor, das ihn schon vor dieser Zeit bei dem König auf der Schillerhöhe wünscht. Man kann denken, welche Erregung sich seiner bemächtigt hat, wie rasch er das Promemoria durchflogen, in wie fieberhafter Eile er sich in den Gesellschaftsanzug geworfen hat, um wenigstens nun Seine Majestät noch zu finden, bevor der Kaiser und sein Gefolge im Badeschlößchen einträfen.

Ist er noch zur rechten Zeit gekommen? Eine Frage von entscheidender Bedeutung, denn dort, während und nicht lange nach dem Mahl, sind die entscheidenden Verhandlungen zwischen beiden Herrschern geführt worden, und noch am Abend hat der Kaiser seine Rückfahrt angetreten. War der Kaiser da, bevor Bismarck eintraf, so hat, da sich während des Diners für Bismarck nicht die Gelegenheit gefunden haben kann, seinen königlichen Herrn zu endoktrinieren, Wilhelm dem Kaiser seine Antwort aus eigener Entschließung gegeben. Zum Glück hat uns der Korrespondent der „Wiener Presse“ den Tatbestand überliefert.

„Heute Morgen," so schreibt er, „5 Uhr schon, sahen die Bewohner den Kaiser einen Spaziergang machen. Während wir dies niederschreiben, steht der König mit Bismarck in eifrigem Gespräch auf der Terrasse des Schlosses, in welchem der Kaiser eben erwartet und wo er um 2 Uhr speisen wird."

Nun ist alles klar. In den „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks lebt vor allem der Eindruck fort, den er in dem Moment empfand, als er Billett und Promemoria in seiner Wohnung vorfand und nun befürchten mußte, daß er, wie zum Schillerplatze, so auch zur Besprechung vor dem Diner zu spät kommen würde. In Wirklichkeit aber hat er den König noch allein getroffen und auf der Terrasse des Badeschlößchens ihm über die Absichten der Österreicher und den Weg, wie man ihnen begegnen müsse, Vortrag gehalten.

Über den Inhalt der Besprechungen beider Herrscher erfahren wir aus den Zeitungen schlechterdings nichts. Ihre Berichterstatter wissen wohl zu erzählen, welche Uniformen Kaiser und König bei ihren Besuchen getragen haben, was für Fahnen geweht, schwarz-gelbe, rot-weiße, blau-weiße, (auch ein paar schwarz-rot-goldene hatten sich hervorgewagt, waren jedoch noch zum Glück vierundzwanzig Stunden vor der Ankunft des Kaisers entfernt worden, während schwarz-weiße nirgends erwähnt sind); sie nennen die gereimten Inschriften der Triumphbogen; sie schwärmen von der Pracht der Illumination der Wasserfälle: aber über den Inhalt und die Bedeutung der Begegnung kann niemand auch nur ein Wort verraten.

Hier aber treten für uns die offiziösen und die offiziellen Schriftstücke ein. Bismarck selbst drückt sich darüber in der genannten Note an Freiherrn von Werther und im Anschluß an die schon zitierten Worte folgendermaßen aus:

„Bei dieser und zwei an demselben Tage nachfolgenden Unterredungen sprach Se. Majestät der König die entgegenstehenden Bedenken in dem Sinne des anliegenden Promemoria aus und erklärte schließlich bei dem Abschiede beider Monarchen, daß ein Fürstenkongreß mit Nutzen für die ganze Angelegenheit der notwendigen geschäftlichen Vorbereitungen wegen keinenfalls vor dem 1. Oktober eingeleitet werden könne."

Nähere Angaben hat der König selbst gemacht, eben in dem von Bismarck hier genannten Promemoria, das er unmittelbar nach der Begegnung, noch am Abend — es ist wenigstens vom 3. August datiert — niederschrieb, und das zusammen mit einer amtlichen Absage der Einladung am 4. August an die Wiener Regierung gesandt wurde. Dies Promemoria war, wie Stil und Komposition zweifellos machen, ganz von der Hand Sr. Majestät. Inhaltlich aber hält es sich durchweg auf den Linien, die Bismarck gezogen hatte, seitdem er im Spätherbst 1862 den Kampf gegen die Reformpläne der Österreicher und der Mittelstaaten aufgenommen, so wie es sich auch mit allen weiteren Schritten der kühnen Politik des Ministers bis hin zu den Erklärungen vom 9. April und 10. Juni 1866 deckt. Von einem Schwanken des Königs kann man danach in jenem Augenblick nicht mehr sprechen. In fünf Punkten faßt Wilhelm die Gründe zusammen, die er vor dem Kaiser gegen eine Beteiligung Preußens an einem Fürstentage, der schon am 16. August beginnen solle, geltend gemacht habe. Zunächst ist es der zu kurz gestellte

Termin: die Fürsten würden sich auf diesen „unendlich weittragenden Schritt" gar nicht vorbereiten können. Aber auch bei weiterer Hinausschiebung nennt er es gewagt, die Angelegenheit gerade einem Kollegium von Fürsten zu unterbreiten, denen, wie das die Erfahrung öfter bewiesen habe, die Arbeitsfähigkeit dazu mangele. Er würde es daher durchaus vorziehen, daß zunächst die Minister der siebzehn stimmführenden Staaten in einer vorläufigen Beratung die Frage geschäftsmäßig vorbereiteten, „welcher Arbeit dann durch die zu konvozierenden Fürsten die Sanktion erteilt werden könnte." Gegen die Berufung einer aus Delegierten der deutschen Kammern zusammengesetzten Versammlung macht er das konservative Bedenken geltend, daß die Abgeordneten, die daheim schon beschließende Stimme hätten, mit bloß beratender niemals zufrieden sein, sondern alsbald nach weiteren Attributionen streben würden. Wenn er aber statt dessen im Namen der konservativen Interessen für alle Bundesstaaten ein gleiches Wahlreglement aufstellen möchte, d. h. ein direkt aus Volkswahlen hervorgegangenes Parlament vorschlägt, so wird er mit dieser Motivierung bei dem Kaiser und dessen Ministern kaum Anklang gefunden haben. Ausdrücklich war in dem Wiener Promemoria dieser Modus verworfen worden und zwar im Hinblick auf den gleichlautenden Vorschag, den Bismarck schon im Januar beim Bundestage hatte einbringen lassen.

„Einrichtungen," heißt es dort, „wie eine einheitliche Spitze oder ein aus direkten Volkswahlen hervorgehendes Parlament passen nicht für diesen Verein; sie widerstreben seiner Natur, und wer sie verlangt, will nur dem Namen nach den Bund oder das, was man den Bundesstaat genannt hat; in Wahrheit will er das allmähliche Erlöschen der Lebenskraft der Einzelstaaten, er will einen Zustand des Überganges zu einer künftigen Unifikation, er will die Spaltung Deutschlands, ohne die dieser Übergang sich nicht vollziehen kann. Solche Einrichtungen wird Österreich nicht vorschlagen."

In Wahrheit, nichts konnte richtiger sein. Ein aus der Nation unmittelbar hervorgehendes Parlament widerstrebte ebensowohl dem deutschen Bunde wie dem Lebensprinzip des österreichischen Staates. Es war der Gedanke, der, seitdem Bismarck im Januar ihn aufgenommen hatte, aus seinem Programm nicht wieder verschwand, und der das Quecksilber werden mußte, das die Fugen des bundestäglichen Deutschlands auseinandertrieb. Es war die Idee der Revolution von 1848, die schon damals zur Ausscheidung Österreichs, dem Willen ihrer Urheber selbst entgegen, geführt hatte. Und wenn der König gar hinzufügte, daß einem solchen Parlament, das sich die Kräftigung, aber nicht die Lähmung der Regierung zur Aufgabe stelle, noch ausgedehntere als nur beratende Befugnisse verliehen werden könnten, so mußte das in Wien fast als eine Kriegserklärung aufgefaßt werden.

An dritter Stelle weist der König in seinem Memoire auf die Schwierigkeiten hin, welche die Wahl der drei Glieder des Exekutivdirektoriums, die außer Preußen und Österreich darin sitzen sollten, haben würde; und daß, je größer die Machtvollkommenheit der Exekutive wäre, desto schwieriger die Zustimmung der dabei unbeteiligten Staaten zu gewinnen sein würde.

Schließlich macht er noch auf die bedenklichen Folgen aufmerksam, die sich aus der bei der Übereilung des Planes drohenden Uneinigkeit ergeben

würden; je höher durch eine so außerordentliche Maßregel, wie sie seit dem Wiener Kongreß noch nicht getroffen wäre, die Erwartungen gespannt wären, um so leichter würde es der Revolution werden, das Ergebnis als ungenügend darzustellen und die beteiligten Monarchen hierfür persönlich verantwortlich zu machen.

Daß diese Erklärungen nicht bloß im Sinne Bismarcks waren, sondern daß er sie in dem Gespräch, das sie beide vorher auf der Terrasse des Badeschlößchens gehabt haben[1]), im wesentlichen inspiriert hat, wird man danach, denke ich, nicht mehr in Abrede stellen können.

Die Zeit der Besprechungen zwischen beiden Herrschern können wir wiederum einem Telegramm des Wolffschen Bureaus (vom 4. August) entnehmen:

„Nach Beendigung des bei Sr. Majestät dem König von Preußen stattgehabten Diners unterhielten sich beide Majestäten längere Zeit auf dem Balkon des Schlosses. Abends 8½ Uhr verließ Se. Majestät der Kaiser Gastein, nachdem er Sr. Majestät dem König einen Abschiedsbesuch gemacht hatte, den der König mit seinem Gefolge erwiderte."

Dazu die Angabe der „Presse", daß der Kaiser nach 6 Uhr seinen Abschiedsbesuch gemacht habe. Hiernach werden wir wohl ohne Bedenken sagen dürfen, daß die beiden Nachmittagsunterredungen mit der auf dem Balkon und dem Abschiedsbesuch des Kaisers zu identifizieren sind[2]). Wie lebhaft gerade die Szene auf dem Balkon dem König in der Erinnerung blieb, erfahren wir aus einer Notiz in den Lebenserinnerungen Rudolf Delbrücks. Delbrück hatte im Jahre darauf auf einer Reise, die ihn auch nach Gastein führte, die Ehre, hier von dem König zum Diner geladen zu werden.

„Nach dem Diner", so erzählt er, „trat der König mit mir auf den Balkon nach dem Straubinger Platze. Heute vor einem Jahre, sagte er, stand ich hier mit dem Kaiser von Österreich, der gekommen war, um mich zum Fürstentage nach Frankfurt a. M. einzuladen. Die Betrachtungen über den Unterschied zwischen damals und heute, die er an diese Erinnerung knüpfte, waren charakteristisch für den hohen Herrn durch die Dankbarkeit, die Gottes Führung, und die Bescheidenheit, die seinem Heere und seinen Räten die Ehre ließ. Befriedigung klang aus seinen Worten, nicht Triumph."

Wie nun aber alles im einzelnen verlaufen ist, ob die Erklärungen Wilhelms, zumal bei der ersten Besprechung, nicht doch vielleicht nachgiebiger gelautet haben, als es nach den amtlichen Schriftstücken den Anschein hat, läßt sich nicht sagen. Hier nützen uns auch die offiziellen Kundgebungen nichts, die vielmehr den Tatbestand eher verwirren als aufklären. Die Österreicher hatten natürlich das Interesse, den König nachgiebig erscheinen zu lassen. So meldete die Wiener „Presse" gleich am 6. August im Anschluß an die Meldung von dem Besuch: „Wir glauben hinzufügen zu können, daß König Wilhelm zwar sein Erscheinen noch nicht bestimmt zugesagt, aber noch weniger abgelehnt hat, zu kommen, und daß man hier in Wien glaubt, der

[1]) Und vielleicht noch einmal in der Zwischenzeit zwischen dem Diner und der dritten Unterredung. Das Diner dauerte eine Stunde.

[2]) Den Abschiedsbesuch des Königs setzt die „Presse" auf präzis 8 Uhr, der „Staatsanzeiger" auf 7½ Uhr. Auch damals widmete man der Sache gewiß noch ein kurzes Wort.

König von Preußen werde bei dem Kongresse nicht fehlen." Eine Woche darauf brachte die ebenfalls offiziöse Frankfurter „Oberpostamtszeitung" einen aus Wien vom 11. datierten Rückblick auf die Verhandlung, der davon ausging, daß der Zweck des Kongresses von beiden Monarchen sehr eingehend und vom König von Preußen in durchaus entgegenkommender Weise erörtert worden sei; seine definitive Erklärung zu geben habe sich der König indes bis dahin vorbehalten, wo er Muße gehabt, das unmittelbar vor der Abreise ihm von dem Kaiser[1]) überreichte formelle Einladungsschreiben zu lesen.

Dementsprechend beeilte sich die Wiener Regierung, vollendete Tatsachen zu schaffen. Kaum war der Kaiser nach Wien zurückgekehrt, so gingen am 5. August sämtliche Einladungsschreiben ab, begleitet von einem Exposé des Ministers des Auswärtigen vom 4. August über Veranlassung und Zweck; auf den folgenden Tag lud Graf Rechberg die Gesandten der deutschen Höfe zu sich, um ihnen nähere Mitteilungen über den Plan zu machen, der am Morgen des 6. August in allgemeinen Umrissen in der „Wiener Zeitung" angekündigt wurde. Graf Rechberg erwähnte dabei, daß er selbst den Kaiser begleiten werde, und forderte die Gesandten auf, ihren Höfen den Wunsch des Kaiserlichen Kabinetts zu übermitteln, mit den Fürsten auch deren Minister in Frankfurt zu sehen.

Umgekehrt die Preußen. Wenn Bismarck dem Absagebrief vom 4. August das eigenhändige Memoire des Königs beilegte, so war das eine Maßregel, offenbar dazu bestimmt, jedem Mißverständnis der mündlichen Äußerungen des Königs in Wien vorzubeugen. Denselben Zweck hatte ein Zirkular an die preußischen Gesandten, das gleich am 4. August telegraphisch nach Berlin abging und schon am 5. August von Berlin aus versandt wurde. Und entsprechende Mitteilungen brachten die von Bismarck inspirierten Zeitungen.

Zu voller Klarheit werden wir an diesem Punkte nicht gelangen können. Die Wahrheit wird hier wohl einmal (was ja sonst keineswegs immer der Fall ist) in der Mitte liegen. Ohne Zweifel haben die Österreicher übertrieben. Die Gründe, welche Wilhelm in seinem Promemoria angibt, hat er sicherlich auch in dem Gespräch mit dem Kaiser vorgebracht. Anderseits war die Form der Absage weder in dem Absageschreiben noch in dem Promemoria ganz unumwunden, sondern der König verschanzte sich an beiden Orten hinter der Unzweckmäßigkeit und der Unmöglichkeit, die Dinge so rasch zu regeln. Für den Gedanken der Reform selbst hatte er nur sympathische Worte, und selbst das Zustandekommen des Kongresses stellte er als sehr wohl möglich hin, sobald nur jene Umstände beseitigt wären. Es klingt daher ganz glaublich, was die in Berlin erscheinende „Feudale Correspondenz" von sehr verläßlicher Seite, wie sie schreibt (man könnte an Steinäcker, Alvensleben oder Manteuffel denken), zu berichten weiß. Als der Kaiser vor der Abreise dem König die Worte zugerufen habe: „Ich darf Sie also, lieber Oheim, in Frankfurt a. M. erwarten," sei ihm vom König erwidert: „Jawohl, auf Wiedersehen in Frankfurt a. M.!" Es fragt sich nur, worauf der König bei den Besprechungen

[1]) Vgl. unten. Man bemerke die leise Abweichung von der Wahrheit.

mehr den Accent gelegt hat, ob auf die Gründe, die gegen den Kongreß sprachen, oder auf den Wunsch, an den Beratungen für Deutschlands Wohl teilzunehmen. Und ich halte es nicht für unmöglich, daß Franz Josef wirklich mit dem Eindruck geschieden ist, als könne der König am Ende doch noch zur Reise gebracht werden.

Wie dem auch sei, so darf man doch immerhin annehmen, daß König Wilhelm durch die überraschende Wendung chokiert wurde, welche die Angelegenheit nahm, als gleich nach dem Abschied des Kaisers sein Flügeladjutant die Einladung überreichte, und daß er unter diesem Eindruck sowohl das Promemoria niedergeschrieben als den Absagebrief unterzeichnet hat. Denn mehr noch als in dem Besuch und den Besprechungen selbst trat hierin der Versuch einer Überrumpelung Preußens hervor; ich zweifle nicht, daß Bismarck dabei das Seine getan hat, um diese Empfindung der „Unterschätzung" in seinem königlichen Herrn zu verstärken.

Leider hielt diese Stimmung bei König Wilhelm nicht an. Sondern wie es in seiner Art lag, nachdem er sich den Wegen seines Ministers angeschlossen, kamen ihm erst recht die Bedenken.

Ich möchte diese Abwandlung schon in dem Wunsche entdecken, den Wilhelm gleich am Morgen des 4. August gegen seinen Minister, zunächst schriftlich, zum Ausdruck brachte, durch ein Telegramm an den Kaiser allen weiteren Schritten desselben zuvorzukommen.

„Was meinen Sie," so schreibt er, „ob es nicht gut wäre dem Kaiser gleich zu télégraphiren, daß nach unserer Unterredung und dem heute erfolgenden Resumé derselben, ich das Schreiben vom 31. July als non avenu betrachtete und erwartete, daß ähnliche Schreiben daher nicht übergeben würden. So wäre es vielleicht noch möglich, die Uebergabe der Einladungen nach F. a/M. zu sistiren. ½11 Uhr bin ich zu Haus. W."

Bismarck war gewiß eher dafür, den Konflikt zu verschärfen, als ihm aus dem Wege zu gehen. Ob er sich in dem Sinne ausgesprochen hat, wissen wir nicht. Jedenfalls ging das Telegramm ab. Da es uns im Wortlaut nicht vorliegt, bleibt auch der Inhalt zweifelhaft. In der mehrfach genannten Depesche an Freiherrn v. Werther vom 14. August, die zur Veröffentlichung bestimmt war und noch vor Ende des Monats herauskam, bemerkt Bismarck lediglich folgendes darüber:

„Um dem Kaiserlichen Kabinett Gelegenheit zu geben, seine Entschließungen mit Kenntnis der diesseitigen zu treffen, richtete Se. Majestät noch am 4. ein Telegramm an Se. Majestät den Kaiser, in dem die Ablehnung der Einladung zum 16. bestimmt ausgesprochen wurde."

Eine wesentlich andre Färbung hat hingegen eine Notiz der Wiener „Presse" vom 9. August: Der Kaiser, schreibt diese, sei kaum von Gastein zurückgekehrt, als ein Telegramm angekommen sei, in dem der König das Erscheinen in Frankfurt aus Rücksichten der Gesundheit abgelehnt habe. Und damit stimmt wiederum auffallend überein, was uns von einem Handschreiben König Wilhelms an den Kaiser mitgeteilt wird, das von preußischer

Seite völlig ignoriert wird, dessen Existenz aber gar nicht bezweifelt werden kann. Schon am 9. August teilte die „Presse“ ein Wort darüber mit. Ein Telegramm aus Frankfurt, schreibt sie, bringe heute „völlige Klarheit über den Entschluß des Ministeriums Bismarck: es refüsiert; gleichwohl versichert man uns, daß noch zwischen Kaiser und König eine persönliche Korrespondenz über den Gegenstand fortdauert“. Näheres brachte dann wieder der vorhin genannte Artikel der „Oberpostamtszeitung“. Nachdem sie zunächst des Absagebriefes vom 4. gedacht, schreibt sie folgendes:

„Am 6. August traf ein zweites, diesmal ganz von der Hand des Königs geschriebenes Schreiben ein, worin derselbe nachträglich geltend machte, daß es ihm nicht tunlich erscheine, unmittelbar nach beendeter Badekur sich den Anstrengungen einer Begegnung in Frankfurt zu unterziehen.“

Auch über ein Gegenschreiben des Kaisers weiß sie zu berichten:

„Am 7. August antwortete der Kaiser, daß er in der Überzeugung nicht wankend geworden sei, wie gerade die persönliche Begegnung der Fürsten sich am geeignetsten darstelle, eine Verständigung herbeizuführen, und daß die Einladungsschreiben übrigens auch bereits abgegangen seien; er bitte daher den König, falls sein Zustand ihn wider Verhoffen hindern sollte, selbst nach Frankfurt zu kommen, einen Prinzen seines Hauses dorthin zu senden.“

Nun wird uns erst eine Stelle in der Depesche Bismarcks an Werther klar, welche an sich in den Zusammenhang dieses Schriftstückes nicht recht hineinpaßt: „Am 7. des Monats,“ so schreibt der Minister in Anknüpfung an den Satz über das Telegramm und den Absagebrief vom 4. August,

„wurde durch einen Kaiserlichen Flügeladjutanten Sr. Majestät dem Könige eine erneute Einladung unter Beifügung des abschriftlich anliegenden Promemoria überbracht. Dieselbe enthielt mit Rücksicht darauf, daß Sr. Majestät des Königs Badekur, wenn sie regelmäßig beendet werden solle, Allerhöchstdemselben nicht gestatte, am 16. in Frankfurt anwesend zu sein, den eventuellen Vorschlag, einen der Königl. Prinzen in Vollmacht zu dem Kongreß zu senden. Se. Majestät der König lehnte wiederholt in einem eigenhändigen Schreiben vom 7. c. sowohl das eigene Erscheinen als die Entsendung eines Königl. Prinzen ab. Hierauf beschränkt sich der in der Sache bisher stattgehabte Schriftwechsel.“

Der bestimmten Absage vom 4. August gegenüber wäre eine erneute Einladung durch den Kaiser ohne das Zwischenglied eines besonderen königlichen Briefes sehr auffallend gewesen. Und noch auffallender wäre die in den von mir gesperrt gedruckten Worten entwickelte Rücksicht auf die Badekur des Königs. Denn das von Bismarck erwähnte Promemoria, das zu den von preußischer Seite später publizierten Aktenstücken gehört[1]), enthält von diesen Umständen nichts und ist nur bestimmt, die in dem Memoire des Königs vom 4. vorgetragenen Bedenken zu widerlegen. Durch den Brief des Königs aber, bezw. auch das Telegramm, wird der neue Schritt des Kaisers völlig erklärt.

Wir haben also drei Handschreiben der beiden Monarchen anzunehmen, die noch in den Archiven verborgen sind: einen Brief des Königs vom 5., die Antwort des Kaisers vom 6. (denn so ist die Angabe der „Oberpostamts-

[1]) Gedruckt Staatsarchiv, Bd. X, Nr. 1845.

zeitung" zu verbessern) und die Replik des Königs, die auf den 7. August datiert ist[1]).

Wie Bismarck über diesen Schritt des Königs gedacht hat, brauchen wir kaum zu sagen; er wird ihm wenig Freude gemacht haben. Ob es aber darüber zu einer Szene mit dem Monarchen gekommen, ob Wilhelm am Ende diesen persönlichen Schritt ganz auf eigene Hand getan und Bismarck nur darüber orientiert hat, läßt sich wieder nicht ausmachen. Jedenfalls betrachtete Bismarck diese Korrespondenz als non avenue und verwischte in den amtlichen Kundgebungen nach Möglichkeit ihre Spuren. Das zeigt uns ein Dementi des „Staatsanzeigers" (im nichtamtlichen Teil) vom 17. August, das jenen österreichischen Indiskretionen ausdrücklich entgegengesetzt war und für die Diplomatenhand unsers großen Staatsmanns (denn daß es direkt von ihm stammt, bezweifle ich keinen Moment) zu charakteristisch ist, als daß wir es dem Leser vorenthalten möchten.

„Nachdem," so lautet es, „die ‚Wiener Presse' den Inhalt eines von Sr. Majestät dem Kaiser am 6. an Se. Majestät den König gerichteten eigenhändigen Schreibens teilweise veröffentlicht hat, sind wir in den Stand gesetzt, über die . . . Einladung zum Fürstenkongreß . . . Nachstehendes mitzuteilen: Nachdem im Laufe des 3. d. M. in Gastein zwischen Ihren Majestäten dem König von Preußen und dem Kaiser von Österreich mehrere Besprechungen über die Bundesreformfrage stattgefunden, wurde am Abende, nachdem beide Monarchen sich voneinander verabschiedet hatten, Sr. Majestät dem Könige das die Einladung zum 16. d. M. nach Frankfurt enthaltende kaiserliche Schreiben vom 31. v. M. durch einen Adjutanten überbracht. Am 4. d. M. lehnte Se. Majestät der König definitiv, sowohl telegraphisch als auch durch ein gleichzeitig nach Wien abgesandtes Allerhöchstes Schreiben, die Einladung ab, unter Bekundung der Genugtuung über die Anerkennung des Bedürfnisses einer Reorganisation der Bundesverfassung, sowie der Bereitwilligkeit, zu derselben mitzuwirken, und mit Wiederholung der mündlich schon geltend gemachten Bedenken gegen Form und Inhalt der von Österreich in Aussicht gestellten Maßnahmen. Hierauf beschränkt sich bisher die amtliche Korrespondenz Preußens und Österreichs über die von letzterem angeregten Reformpläne."

Dadurch, daß der Ton auf das Wort „amtlich" gelegt wird (aber freilich nur dadurch), korrespondiert die Mitteilung mit den Tatsachen.

Wir bemerkten vorhin, daß das zweite Handschreiben des Königs vom 7. August datiert war. Aber auch in bezug darauf stimmen uns österreichische Mitteilungen bedenklich. Gleich die „Oberpostamtszeitung" hat wieder eine differente Mitteilung:

„Der kaiserliche Flügeladjutant, der das Schreiben des Kaisers nach Gastein brachte, kam ohne bestimmte Antwort zurück; der Telegraph meldete am folgenden Tage, daß der König sich die Antwort vorbehalte; bis gestern Abend (10. August) war dieselbe noch nicht eingetroffen."

Und ähnlich noch mehrere Stimmen aus derselben Quelle.

Aber dem setzten sich sofort preußische Erklärungen entgegen, die von Wien selbst in die Presse lanciert oder doch von dort datiert waren. Es sei unbegreiflich, so lautete die eine, wie die Generalkorrespondenz (ein hoch offiziöses Wiener Blatt) zu der Angabe komme, daß noch keine definitive

[1]) Vgl. Anhang zu „Gedanken und Erinnerungen", Bd. I, Nr. 79.

Ablehnung zu der Einladung zum Fürstentage erfolgt sei; denn seit dem 9. August liege die definitive Ablehnung des Königs Wilhelm in Wien vor.

Widersprüche, zwischen denen man sich kaum auskennt. Daß der kaiserliche Flügeladjutant, der am 9. abends in Wien wieder eintraf, das Handschreiben vom 7. mitbrachte, werden wir allerdings festhalten dürfen; und insofern haben die Preußen recht. Aber was ist es mit dem Telegramm? Und hat vielleicht der Adjutant über mündliche Äußerungen des Königs berichtet, die den Österreichern noch gewisse Hoffnung ließen? Oder waren von König Wilhelm in den Brief Wendungen gebracht worden, die so verstanden werden konnten? So zwar, daß er für sich bei der Ablehnung blieb, aber den Vorschlag des Kaisers, sich durch den Sohn vertreten zu lassen, doch nicht ganz zurückwies?

Folgende Tatsachen führen uns vielleicht einer Antwort näher.

Am 8. Juli, während also der kaiserliche Flügeladjutant noch in Gastein auf seine Antwort wartete, erhielt der Kronprinz ein Telegramm, das ihn nach Gastein einlud, „um zu beraten", wie der Befehl sehr lakonisch lautete[1]). Es muß schon am Morgen oder am Abend vorher abgesandt sein, denn bereits abends 7 Uhr reiste der Thronfolger, von seinem Adjutanten, dem Hauptmann von Loucadou begleitet, von Potsdam ab, wohin er soeben erst, am 5. August, mit seiner Familie aus Putbus zurückgekehrt war. Am 10. abends 7 Uhr traf er, nachdem er in Salzburg übernachtet hatte, in Gastein ein. Der König war ihm entgegengefahren, und so legten sie von Hofgastein ab die Strecke gemeinsam zurück. Niemand hat das Gespräch der beiden hohen Herren auf jener Wagenfahrt belauscht, und wohl nur ihre Tagebücher oder Briefe an ihre Gemahlinnen könnten uns einmal authentischen Aufschluß darüber geben. Und doch brauchen wir nicht lange zu fragen, was der Inhalt gewesen sei. Es war das erste Wiedersehen zwischen Vater und Sohn, seitdem der Kronprinz offen gegen die Politik des Ministeriums Bismarck aufgetreten war, und seitdem der König ihn dafür mit seinem Zorn und seiner Ungnade als Vater und Kriegsherr bedroht hatte. Schwerer vielleicht noch als der Sohn hatte Wilhelm an dem Konflikt getragen. Seine Umgebung hatte versucht, die Indiskretion, welche die Freunde des Kronprinzen durch die Bekanntmachung ihres Briefwechsels in der „Times" begangen hatten, vor ihm zu verbergen. Aber durch Zufall war ihm in Karlsbad am 14. Juli ein Artikel der „Weser-Zeitung" mit dem Abdruck jener Mitteilung in die Hände geraten „und seitdem", schreibt Bismarck seiner Frau am 22. Juli, „scheint die gute Laune fort; er ist still und in sich gekehrt, forciert sich heiter zu sein! Es tut einem das Herz weh, ihn zu sehen, wie er sein Gefühl niederkämpft, aber die Einsamkeit liebt."

Wer kann hiernach zweifeln, daß Wilhelm seinem Sohne vor allem deshalb entgegengefahren ist, um sich über das, was zwischen ihnen vorgefallen war, mit ihm auszusprechen? Damit steht also die Berufung des Kronprinzen nach Gastein ohne Frage in Zusammenhang. Hatte der König ihm doch schon

[1]) Philippson, Das Leben Kaiser Friedrichs III., S. 122.

in den Tagen vorher einen Brief gesandt, worin eben das ausgesprochen war: er wünsche ihn nach allem Vorgefallenen dort in der Stille wiederzusehen, ehe er ihm vor Fremden begegne. Auch mit Bismarck hatte der Kronprinz noch in der Stunde der Ankunft, um 7 Uhr, eine Aussprache. Der Ministerpräsident kam, wie ein Korrespondent meldet, eine Viertelstunde später ins Schloß, und, während er bei dem Prinzen war, weilte der König auf dem Balkon. Bismarck hat in den „Gedanken und Erinnerungen" dieser Begegnung gedacht, und er macht hier Mitteilungen, die, wenn sie ohne Bedenken hingenommen werden könnten, über die Haltung des Kronprinzen mehr Licht verbreiten würden.

„In Gastein," so schreibt er, „erhielt ich [!] im August den Besuch des Kronprinzen, der dort, von englischen Einflüssen freier, sein Verhalten im Sinne seines ursprünglichen Mangels an Selbständigkeit und seiner Verehrung für den Vater, bescheiden und liebenswürdig aus seiner ungenügenden politischen Vorbildung, seiner Fernhaltung von den Geschäften erklärte, und ohne Rückhalt in den Formen eines Mannes sprach, der sein Unrecht einsieht und mit den Einwirkungen, die auf ihn stattgefunden hatten, entschuldigt."

Die Worte entsprechen der Stimmung, welche Bismarck in den Jahren seiner Verbannung gerne über Kaiser Friedrich äußerte, der es ihm, wie er ein paar Seiten vorher sagt, durch seine Liebenswürdigkeit und sein Vertrauen leicht gemacht habe, die Gefühle, die er für seinen Herrn Vater gehegt, auf ihn zu übertragen: alle Behauptungen, daß zwischen Kaiser Friedrich und ihm dauernde Verstimmungen existiert hätten, seien unbegründet. Nun haben wir gleichzeitige Mitteilungen aus dem Kreise des Kronprinzen, nach denen der Prinz bei seinem Vater einen gütigen, von ihm selbst innig erwiderten Empfang gefunden habe; eine Versöhnung zwischen ihnen sei damals erfolgt, und, so heißt es weiter, infolge davon sei der Kronprinz auch dem Minister freundlicher entgegengetreten[1]). Das letztere bestätigt Bismarck in einem Brief, den er zwei Tage darauf, kurz vor der Abreise des Kronprinzen, an seine Gemahlin schrieb; von dem Verhältnis des Prinzen zum König aber sagt er umgekehrt: „oben kühle Beziehung". Jedenfalls werden wir doch wohl sagen dürfen, daß die Entschuldigung des Kronprinzen nicht so rückhaltslos gewesen ist, wie Bismarck in seinen Erinnerungen annimmt, eine Annahme, die auch die genannten Mitteilungen aus dem Kreise des Kronprinzen bestätigen.

Kann man nun aber glauben, daß hierin der einzige Zweck der Reise des Kronprinzen zu seinem Vater zu suchen ist? Wenn offiziöse Kundgebungen ein Evangelium wären, so müßten wir es wohl. Denn stärker noch, als die Angaben über die persönliche Korrespondenz zwischen Kaiser und König wurden die Nachrichten der Wiener „Presse", daß der Prinz wegen des Fürstenkongresses berufen sei, in den Bismarckschen Journalen dementiert. Um so schärfer, als nicht bloß von Wien, sondern auch von Berlin her ganz anders lautende Meldungen in die Welt gingen. Selbst die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" meinte anfangs, daß es wohl wichtige politische Beratungen seien, zu denen der Kronprinz nach Gastein berufen worden wäre. Die „Kölnische Zeitung" ließ sich unter dem 11. aus der Hauptstadt melden, man halte es

[1]) Philippson, S. 122.

dort für möglich, daß Se. Majestät sich durch den Kronprinzen in Frankfurt vertreten lassen werde; daß die Berufung damit in Verbindung stehe, werde in Berlin nicht bezweifelt. „Unbeschreibliche Sensation," so meldet ein Wiener Korrespondent am 10. der „Deutschen Zeitung", erregt hier die Nachricht, daß der Kronprinz über Salzburg nach Gastein gereist ist; man versichert auf das bestimmteste, daß er berufen sei, um den Beratungen über den Kongreß beizuwohnen." Es sei kein Zweifel, daß die Reise mit der Verzögerung der Antwort des Königs auf des Kaisers Handschreiben zusammenhänge. Sehr merkwürdig ist es, was dieser Korrespondent von dem Freiherrn v. Werther zu berichten weiß. Derselbe sei vorgestern nach Gastein abgereist, ausgerüstet mit allem Material bezüglich der österreichischen Propositionen, nachdem er vorher eine lange Unterredung mit Graf Rechberg gehabt habe. Der Gesandte, der persönlich den österreichischen Plänen zugetan sei, werde den definitiven Entschluß des Königs zurückbringen. Ich lasse es dahingestellt, ob Werther diese Reise, die auch noch an andren Orten gemeldet wird, wirklich angetreten hat. Besonders interessant wäre, wenn richtig, die Angabe, daß er den österreichischen Vorschlägen geneigt gewesen sei; er würde damit dieselbe schwächliche Nachgiebigkeit bewiesen haben, die ihm im Juli 1870, als er Preußen in Paris vertrat, seine Stellung kostete. Zu seiner Anwesenheit in Gastein würde vortrefflich passen, daß auch Roon dorthin berufen war; am 7. nachmittags kam dieser an, am 8. August reiste er, wie Bismarck seiner Frau schreibt, wieder nach Berchtesgaden zurück. Von ihm heißt es in seinen Denkwürdigkeiten, daß er Bismarck damals beigestanden und ihm viel geholfen habe.

Näheres noch wußte ein Berliner Korrespondent der Wiener „Presse" zu melden, indem er die Reise des Kronprinzen mit den Intentionen der Königin Augusta in Verbindung brachte. Sie sei es, die das Erscheinen des preußischen Thronfolgers auf dem Frankfurter Fürstentage dringend gewünscht habe, damit er daselbst in Gemeinschaft mit den Großherzögen von Baden, Weimar und Oldenburg Opposition mache und die Vorschläge des Kaisers von Österreich überbiete. Zumal diese Wendung erregte den Zorn der preußischen Offiziösen und zog die stärksten Dementis über sich herab. Ein Berliner Korrespondent konnte der „Kölnischen Zeitung" „aus einer sehr zuverlässigen Quelle" versichern, daß diese Nachrichten vollständig erdichtet seien: „Es ist nie davon die Rede gewesen, daß Se. Königl. Hoheit der Kronprinz eine Vertretung für Se. Majestät in Frankfurt übernehmen solle, und ebensowenig begründet, daß Ihre Majestät die Königin eine solche Vertretung dringend gewünscht habe."

Allen diesen Ableugnungen zum Trotz ist dennoch nichts gewisser, als daß die Berufung des Kronprinzen auch wegen des Kongresses erfolgt ist, und ebenso wenig kann in Abrede gestellt werden, daß die Königin Augusta sich für die Teilnahme, vielleicht nicht des Kronprinzen, aber des Königs ausgesprochen hat. Für ersteres ist eine Denkschrift Max Dunckers beweisend, die er als der persönliche Rat des Kronprinzen am 8. August aufgesetzt und seinem Herrn auf die Reise nachgeschickt hat; möglich, daß dieser sie noch unterwegs, in Salzburg, bekommen hat. Darin hatte Duncker drei Wege der Abwehr gegenüber diesem Angriff Österreichs vorgeschlagen; darunter

an zweiter Stelle die Beteiligung an dem Fürstentage, eben im Sinne jener Opposition: der Kronprinz würde dann den König zu vertreten haben; Österreichs liberale Anerbietungen müßten überboten, dem von Österreich vorgeschlagenen Direktorium die Forderung einer zwischen Nord- und Süddeutschland geteilten Exekutive entgegengestellt werden. Und daß die Königin Augusta und die Kronprinzessin mit dahintersteckten, bestätigen wieder die Mitteilungen, die Philippson aus dem kronprinzlichen Kreise hat geben können.

Weiter aber als in diesen dürftigen Umrissen können wir die Geschichte dieser neuen Krisis nicht verfolgen. Ob die Königin sich mit ihrem Gemahl direkt in Beziehung gesetzt hat oder von diesem mit hineingezogen worden ist, ob Bismarck der Berufung widerstrebt, ob Roon, der im Juli, als es sich nur um den Konflikt mit dem Vater handelte, für die Zitation des Kronprinzen gewesen war, jetzt noch in demselben oder in welchem Sinne sonst gesprochen hat, was Werther geraten, wie das Telegramm an den Kronprinzen zustande gekommen, ob es der König selbst oder Bismarck aufgesetzt hat — das alles liegt noch unter Schleiern verborgen, die vielleicht niemals, vielleicht, wie bemerkt, erst dann gehoben werden können, wenn die Tagebücher und der Briefwechsel der hohen Herren mit ihren Frauen ans Licht gezogen sein werden.

Soviel dürfen wir immerhin sagen, daß der Kronprinz sich im Sinne der Beschickung des Kongresses ausgesprochen hat. Ob er sich direkt zur Verfügung gestellt oder dafür eingetreten ist, daß der König persönlich hingehe, bleibt zweifelhaft. Philippsons Nachrichten sprechen für die letztere Alternative, die auch mir als die wahrscheinliche erscheint: der Prinz habe in Übereinstimmung mit der Königin und seiner Gemahlin die Anschauung entwickelt, sein Vater solle sich nicht ausschließen, sondern nach Frankfurt gehen, dort die Anschauungen und Pläne Preußens offen darlegen und den Versuch machen, hierfür die deutschen Fürsten zu gewinnen[1]).

Als Friedrich Wilhelm Abschied nahm, am 12. August, sah er jedenfalls seine Hoffnungen gescheitert. So hat er sich auf der Rückreise in Koburg gegen Herzog Ernst ausgesprochen, der natürlich ebenfalls im Hintergrunde dieser Versuche, auf die preußische Politik Einfluß zu gewinnen, stand. Am 14. August traf er wieder im neuen Palais ein. Am 17. August wurde die durch jenes Intermezzo hinausgeschobene Reise nach Thüringen angetreten; von der Rosenau aus, wohin auch Königin Viktoria gekommen war, mußten er und seine Gemahlin mit ihren Gedanken die weitere Entwicklung der Ereignisse in Baden-Baden und in Frankfurt verfolgen.

Bismarck aber hatte von neuem den König in die Hand bekommen. Die erste Krisis war überwunden. Er sah jetzt eine freiere Bahn vor sich und zögerte keinen Augenblick, auf ihr vorzudringen, um den König noch fester an seine Politik zu fesseln.

[1]) Vgl. übrigens Wilhelm an Bismarck, Baden, 23. August (Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen", Nr. 74). Auch Duncker hatte in seinem Gutachten an dritter Stelle die Ablehnung der Einladung als den „einfachsten Weg" genannt.

Die Berliner Zeitungen meldeten in diesen Tagen übereinstimmend, daß der Minister jetzt Urlaub nehmen, und daß der König ohne ihn nach Baden gehen werde. Und in der Tat hat Bismarck zunächst diese Absicht gehabt. Sein Sinn stand nach der See, in erster Linie nach Biarritz, wo er im vorigen Jahre mit den Orloffs so wundervolle Ferien genossen hatte. Er war schon nach Karlsbad nur ungern mitgegangen. Und schon Anfang Juli sprach man allgemein davon, daß er in das Pyrenäenbad gehen wolle. Aber er hatte die Reise immer wieder ausgesetzt, weil er den König nicht allein lassen und Wilhelm selbst ihn nicht entbehren wollte. Dann suchte besonders Roon den Freund festzuhalten, den er auch gedrängt hatte, den König in die Alpen zu begleiten. Beide fürchteten immer, daß der königliche Herr, der im Juni leidend gewesen war, unter dem Druck seiner Stimmung und der rivalisierenden Einflüsse weich werden würde. In Hinblick darauf war vielleicht von Roon selbst der Sommeraufenthalt in Berchtesgaden gewählt worden, von wo er leicht nach Gastein hinüberkommen konnte. Bismarck war darum auch in Karlsbad fast bis zuletzt beim König geblieben und nur auf drei Tage (vom 15. bis 18. August) nach Berlin zurückgekehrt. So beschloß er denn auch jetzt, seine Feriensehnsucht zu unterdrücken und dem König nach Baden zu folgen. „Ich kann wegen der Frankfurter Windbeuteleien nicht vom König fort", so schreibt er kurz und vielsagend seiner Frau am 12. August, eine halbe Stunde bevor der Kronprinz den Wagen bestieg, der ihn von Gastein nach Salzburg zurückbrachte. Der Minister war in diesen Tagen in rastloser Tätigkeit. „Gesund bin ich," schreibt er schon am 8., „aber Zeit habe ich keine, Arbeit über Kopf, Österreich macht Bocksprünge." Am 12.: „Mir geht es wohl, mein Herz, aber Kurierangst in allen Richtungen." Und am 14.: „Ich schreibe seit vier Stunden und bin so im Zuge, daß die Feder nicht zu halten ist, heiße Sonne, seit acht Tagen, abends Gewitter, der König wohl, aber doch angegriffen vom Baden; er badet täglich und arbeitet wie in Berlin, läßt sich nichts sagen! Gott gebe, daß es ihm bekommt . . . Mir ist sehr wohl, aber Arbeit über Kopf! Zietel ganz abgehetzt. Beiliegende Dame ist recht nett, Amerikanerin (Nord!) von Geburt, ich widme ihr meine geringe Muße; ich bin so beansprucht, daß ich wenig Leute sehen kann."

Unter die Arbeiten dieser Tage gehören die beiden Erlasse an Werther vom 13. und 14. August, die, wie bemerkt, von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmt waren; darunter auch mit Sicherheit eine Reihe von Zeitungsartikeln, die der große Journalist entweder selbst geschrieben oder seinem Zietel, wie er seinen Adlatus, Regierungsrat Zietelmann, zu nennen liebte, in die Feder diktiert hat. Denn das Eisen mußte geschmiedet werden, solange es heiß war; statt abzuwarten, was in Frankfurt geschehen würde, ging der Minister sofort angriffsweise vor. Wohin seine Intentionen sich richteten, macht der Schluß des Erlasses an Werther vom 14. deutlich. Anknüpfend an die Drohung der Österreicher, mit partiellen Reformen im Bunde vorzugehen, stellt Bismarck eine Anfrage an die Wiener Regierung in Aussicht, ob sie und die Staaten, die an dem Frankfurter Kongresse teilnähmen, die vertragsmäßigen Bundespflichten rückhaltslos anerkennen wollten oder nicht: „Es ist einleuchtend," schreibt er,

„daß die Entscheidung hierüber von dem wesentlichsten Einfluß auf die maßgebenden Grundlagen unsrer Gesamtpolitik sein muß“: ein Wink dahin, daß Preußen auch in seiner außerdeutschen Politik Wege einschlagen könnte, die in Wien nicht willkommen sein dürften. Der Botschafter erhielt den Auftrag, in diesem Sinne mit dem Grafen Rechberg zu sprechen und unter Mitteilung des gegenwärtigen Erlasses ihn um eine offene und entschiedene Erklärung der kaiserlichen Regierung zu ersuchen. Der Erlaß vom 14. August enthielt einen noch weiteren Vorstoß. Ohne eine Erklärung über den Inhalt der beabsichtigten Reformvorschläge erbitten zu wollen, so hieß es hierin, wozu für den preußischen Minister keine Veranlassung vorliege, könne er doch nur die schon am 22. Januar in Frankfurt ausgesprochene Meinung wiederholen, daß er nur in einer nach dem Verhältnis der Volkszahl der einzelnen Staaten aus direkten Wahlen hervorgehenden Vertretung des deutschen Volkes, mit Befugnis zu beschließender Mitwirkung in Bundesangelegenheiten, die Grundlage von solchen Bundesinstitutionen erkenne, zu deren Gunsten die preußische Regierung ihrer Selbständigkeit in irgendwelchem erheblichen Umfange entsagen könnte, ohne die Interessen der eigenen Untertanen und die politische Stellung wesentlich zu benachteiligen. Werther wurde ermächtigt, auch diesen Erlaß dem österreichischen Minister des Auswärtigen vorzulesen.

Gleichzeitig wurden die Zeitungen im Sinne dieser Erörterungen informiert. Am 12. ward der „Ostdeutschen Post“, die unter des alten Demokraten Kuranda Redaktion stand[1]), eine Notiz über die Beratungen mit dem Kronprinzen gegeben, mit dem Zusatz, man stelle den eventuellen Austritt Preußens aus dem Bunde in Aussicht. Der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ ging eine von Berlin, den 13. August datierte längere Zuschrift zu, deren Ursprung sicher ebenfalls in Gastein zu suchen ist. Darin war das Zirkular vom 5. August referiert, ferner waren Angaben über die mündlich von dem Kaiser vorgebrachten Punkte des österreichischen Reformprogramms gemacht und zum Schluß wieder Preußens Aufgaben im Sinne der Erklärung vom 22. Januar präzisiert. Unter Aufrechterhaltung der Bundesverfassung, so ward ausgeführt, könne ein Delegiertenparlament nur beratende Stimme haben, was von der öffentlichen Meinung längst abgetan sei. Preußen könne nur an einer nationalen Vertretung festhalten, die nach Maßgabe der Bevölkerung aus unmittelbaren Wahlen erfolge, weil dieser Gedanke ein Produkt jenes Verhältnisses Preußens zu Deutschland sei, in dem Preußen sich durch Lage, Bevölkerung und Geschichte befinde. Eine solche Reform sei aber mit der Aufrechterhaltung des Bundes unvereinbar, also sei die Berufung des Fürstenkongresses nichts als ein neuer Schachzug gegen Preußen. Man wolle die Unterordnung Preußens unter Österreich oder seine Herausdrängung aus Deutschland. „Nun mag“, so schließt der Artikel, „ein Deutschland ohne Österreich ein Übel sein; Deutschland ohne Preußen ist aber gewiß noch ein größeres Übel.“

Wer erkennt nicht in diesen Preßäußerungen, die sich noch vermehren ließen, die Hand des preußischen Ministers! Es sind seine eigensten Ge-

[1]) Kuranda war selbst in Gastein.

danken. Man findet sie in seinen Briefen und Denkschriften, aber nirgends sonst in dieser Ausprägung bei einer der deutschen Parteien. Es ist das Programm, welches er seinem Könige zuerst im Sommer 1861 in Baden vorgetragen hatte, das er bereits im Januar 1863 am Bundestage kundgetan und das er von nun an jedesmal wieder vor der Welt entfaltete, wenn Österreich den Kampf mit ihm aufzunehmen Miene machte, bis es am 10. Juni 1866 Preußens Kriegsruf für den Kampf um die Hegemonie in Deutschland werden sollte. Die preußische Politik war dadurch bereits festgelegt. Eine Annahme der Einladung nach Frankfurt war ohne ein Zurückweichen nicht mehr möglich: sie wäre ein Eingeständnis der Niederlage, ein zweites Olmütz geworden. Niemals hätte Bismarck sie mitgemacht.

Unter diesem Gesichtspunkt verstehen wir erst die Empfindungen, die Bismarck durchzumachen hatte, als nun in Baden sein Herr, „von Intrigen umlagert", Miene machte, dem Drängen der in Frankfurt versammelten Fürsten und seiner nächsten Angehörigen nachzugeben. Es handelte sich dabei für Bismarck um Sein oder Nichtsein. Wäre Wilhelm nach Frankfurt gegangen, so hätte er seinen Minister verloren. Bismarck wird in jenen Stunden gewiß nicht verfehlt haben, den König auf diese Konsequenz aufmerksam zu machen, und nichts wird Wilhelm mehr bestimmt haben, dem Wege, auf den ihn sein eigenwilliger Minister in Gastein hinübergeführt hatte, treu zu bleiben, als die Furcht, den Mann zu verlieren, der vor einem Jahr fast als einziger und jedenfalls als erster von allen sich ihm bedingungslos gegen seine inneren Gegner zur Verfügung gestellt hatte: er wäre dadurch auch in der inneren Politik in die Lage zurückgeschleudert worden, aus der Bismarck ihn gerettet hatte: und wieviel größer wäre jetzt die Demütigung für ihn geworden, nachdem er fast ein Jahr im schärfsten und erbittertsten Kampfe ausgeharrt hatte! Die Rücksicht auf die innere Politik, so haben wir zu schließen, hat vor allem andern damals Wilhelm dazu gebracht, seinem Minister auf die ihm noch ungewohnten und von seinen alten Ansichten weit hinwegführenden Wege zu folgen.

Es würde nun eine fast noch reizvollere Aufgabe sein, die Szenen in Baden zu schildern und den Kampf bis zu seinem Abschluß im Oktober zu verfolgen, als Rechberg nach dem Abfall seiner kaum erworbenen Frankfurter Freunde, auf alle Reformprojekte verzichtend, Bismarck die Hand reichte, an der ihn dieser alsbald in den Krieg gegen Dänemark hineinführte. Aber dies Thema wäre schwieriger und jedenfalls umfangreicher als das, welches uns die Gasteiner Tage boten. Weil wir dann die Verhandlungen des Fürstentages selbst und überhaupt den Kampf der deutschen Parteien, der damit heftiger als je entbrannte, mit heranziehen müßten: Ereignisse, denen die Aktion Bismarcks in jedem Schritt parallel geht und ohne die sie nicht zu verstehen ist. Hierzu aber fehlt es mir leider andrer Verpflichtungen halber durchaus an Zeit und Muße, und so muß ich diese Aufgabe schweren Herzens andrer Gelegenheit oder auch einer andren Feder überlassen.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Drei Frühlingsfahrten in den Orient.

Stimmungsbilder

von

Generalleutnant z. D. **von Hoffmeister.**

III. Ägypten, der Sudan und Palästina.

1906.

Was ist Wahrheit?
(Joh. 18, 38.)

Zu Anfang Februar, abends, verließ ich den Hafen von Genua. Stürmische Wogen, schwarze Wolken, eisiger Wind! Machtvoll schnitt das stolze Schiff in die hochschäumende Flut, und bald versanken die flimmernden Lichter der altehrwürdigen Stadt in die Nacht. Und so schwand auch manches Durchlebte hinter mir, und die Brust hob sich, und es spannten sich die Sehnen zu neuem Kampf und zu neuem Leben.

Der Golf von Neapel mit all seiner Herrlichkeit war verhüllt. Lange Jahre waren vergangen, seit ich ihn voll Begeisterung zum erstenmal gesehen hatte. Ich war damals kaum vom Feldzug zurück, arm an Barschaft und Erfahrung, aber reich an Jugend.

O Jugend, mit all deinem Sehnen und Hoffen, deinem Suchen nach Wahrheit und Recht, deinem Glauben an Gott und Menschen, deinem Selbstvertrauen und deiner Unklarheit, deinem unmittelbaren Empfinden und Genießen — o Jugend! Wie bist du so töricht sorglos und doch so wunderschön! Viel kann ein gütiges Geschick dem Manne gegeben haben und doch wird er wehmütig empfinden, daß er das Köstlichste im Leben unwiederbringlich verloren hat: die Jugend!

Alexandrien hat aus seiner bewegten Vergangenheit nur wenig gerettet, und gerne eilt man mit der Bahn weiter durch das von zahllosen Kanälen durchzogene Nildelta, vorbei an üppig grünenden Fluren und armseligen, von Palmen und Sykomoren überschatteten Fellachendörfern nach Kairo.

Kairo ist die schönste Stadt, die ich gesehen habe, und vielleicht die schönste der Welt. Es vereinigt in sich alles: Ungeheuerliche, den Beschauer andächtig

stimmende Zeugen einer großen Geschichte und brodelndes, quirlendes Leben der Gegenwart, Reichtum und Kultur des Abendlandes und bunteste Bilder des Orients, Luxus und Armut, die Fluten eines ungeheuren Stromes und die graue leere, endlose Wüste, ursprünglich wie am ersten Schöpfungstage, und dies alles in herrlichem Klima und überstrahlt von einem Sonnenlicht, das Farben schafft, selbst wo sie nicht sind, und in ewiger Liebe alles überflutet und umzittert, das Lebendige und das Tote! Und wer vermöchte erst den unendlichen Zauber einer Mondnacht bei den Pyramiden zu beschreiben, wenn das silberne Licht die geheimnisvoll lächelnden Züge der Sphinx umspielt! Sie hat wohl vieles gesehen und, selbst unvergänglich, reichlich Zeit gehabt, über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzudenken!

Die Bahn nach Suez führt zunächst in weitem Bogen durch das Fruchtland des Delta und vorbei an dem heute noch gesegneten Lande Gosen, das nach biblischer Überlieferung vor Tausenden von Jahren ein Pharao in Unterschätzung der jüdischen Rasse und ihrer Fruchtbarkeit Joseph und seinen Nachkommen überwiesen hat, und dann zwischen Wüste und Suezkanal nach dem verrufenen Roten Meer. Als ich dieses auf dem Zuge nach China vor sechs Jahren in der heißesten Zeit durchfuhr, hätte ich nicht gedacht, daß ich es noch einmal in meinem Leben aus freien Stücken aufsuchen würde. Und doch sollte es so kommen, und wie ganz anders gestaltete sich die Fahrt! Damals ein qualvolles Dulden in erstickender Hitze und diesmal ein herrliches Genießen bei fast kühlem Wind, das Meer leicht bewegt und die würzige Luft so rein und klar, daß die weiß schimmernde Pilgerstadt El Tor und der dahinter aufragende, scharfgeränderte Sinai fast greifbar nahe lagen und die zackigen Randgebirge Ägyptens und Arabiens bald rechts, bald links in violettem Duft sich silhouettenartig von dem tiefblauen Himmel abhoben.

Ein neuer Hafen, eine neue Bahn, eine neue Stadt: Port Sudan! Neun Monate nur vor meiner Ankunft war dort noch nichts als Wüste und ein muschelbesäter Strand, und jetzt regten sich Tausende von Händen in rastlos schaffender Arbeit. Der Verkehr auf der bis zum Hafen führenden Bahn, Magazinbauten, Baggermaschinen, abgesteckte breite Straßen und Plätze, Bretterbuden, luftige Wohnbaracken, Zelte und Hütten, Post und Telegraph: unter englischer Leitung überall Leben und dabei Ordnung und Ruhe.

Wohl mögen uns die Engländer in Wesen und Eigenart nicht immer ansprechen, eine hohe Achtung kann und darf man ihnen aber nicht versagen, denn sie sind pflichttreu, zielbewußt, kaltblütig, praktisch und vor allem — gesund. Auch das uns Deutsche bisweilen wunderlich anmutende Halten auf Formen hat sein Gutes; es bildet eine Schranke davor, sich gehen zu lassen, und macht dem Engländer selbst die entlegenste Gegend zur Heimat. Wo ich auf Erden die englische Flagge wehen sah, da habe ich Ordnung gefunden und Reinlichkeit und Freiheit des einzelnen. Was die Engländer vollends in Ägypten geleistet haben, das man zu seinem Heil getrost eine englische Provinz nennen kann, ist bewundernswert. Gewiß schlummern unter der Oberfläche noch Bitterkeiten und Verstimmungen, die auch bisweilen nach außen treten mögen: denn die oberen Schichten der Bevölkerung haben viele Vorteile ver-

loren, die untern sind in ihrem Beharrungsvermögen gestört und glauben sich von den Fremden religiös beengt. Dies alles ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Engländer in Ägypten aus einem verlotterten Staatswesen mit einer durch Mißwirtschaft und Beamtenwillkür bis zur Unmöglichkeit geknechteten und verarmten Bevölkerung einen neuzeitlichen, gut verwalteten, aufstrebenden Staat geschaffen haben, in dem ich öffentliche Sicherheit und Verkehrswesen so gut fand, wie in irgendeinem andern Lande. Auch was ich vom englisch-ägyptischen Militär auf Märschen und bei Übungen gesehen habe, hat mir gefallen, namentlich Anzug und Verhalten auf der Straße. Und dies ist ein großer Wertmesser für eine Truppe.

Die neue, vorläufig eingleisige Bahn nach dem Sudan muß von hoher Bedeutung werden für die Erschließung und Entwicklung dieses weiten und reichen Landes, denn sie bringt es in unmittelbare Verbindung mit dem Meere und macht es unabhängig von Ägypten. Als Ausgangspunkt dieser Bahn wird auch Port Sudan, vielleicht selbst unter Beeinträchtigung Alexandriens, sich bald mächtig entwickeln, es wird Suakim lahm legen und die Beherrscherin des roten Meeres werden. —

Wie im Vorjahre auf der Strecke Taschkent—Orenburg, so hatte ich auch auf dieser neuen Bahn den nach mancher Richtung hin zweifelhaften Vorzug, einer der ersten Ausländer zu sein, der sie befahren konnte. Da sie noch unfertig war und keinen regelmäßigen Verkehr hatte, so mußte ich drei Tage auf die Abfahrt warten und die doppelte Zeit auf der Strecke liegen. Die Wasserversorgung bot noch große Schwierigkeiten, die Stationen waren erst dem Namen nach vorhanden oder nur durch ein paar Zelte oder Baracken kenntlich, und zu essen gab es nichts. Aber wie alles Störende hatte auch dieses Ungemach sein Gutes: es gab mir reichlich Zeit, das nahegelegene altertümliche Suakim gründlich anzusehen, stundenlang am Meeresstrand und in der Wüste umherzuwandern und unterwegs manches kennen zu lernen, was mir sonst entgangen wäre. Eine immer neue Anregung bot mir, wo ich auch war und besonders in Ägypten, das Be- und Entladen der Schiffe und das unaufhörliche, geschäftige Ab- und Zufluten der Arbeiter, schwarzer, harmlos fröhlicher Gesellen. Sie sind bedürfnislos und zufrieden, sie kennen und wollen nichts andres.

Wie man mir erzählte, ist zur Zeit eine rege Missionstätigkeit bei den Schwarzen im Zuge. Ich kann dies nicht verstehen, selbst wenn ich von persönlichen Erfahrungen mit Missionaren ganz absehe. Wer die Völker des Orients und der gelben Rasse kennt, der sollte meinen, es sei viel besser, ihnen ihre Religion, die ihrem Lande und ihrem Denken und Empfinden angepaßt ist und mit der sie zufrieden und glücklich sind, zu lassen, als, wie ich es besonders in China gefunden habe, durch das sich selbst befehdende Christentum vielfach Haß und Streit und Minderwertigkeit der Sitten unter sie hineinzutragen. —

Die Bahn führt durch eine gelbsandige Steppe, welche mit nackten, rotgebrannten Felsblöcken bestreut und vielfach mit grünem Gesträuch überzogen ist. Dann überschreitet sie mit erheblicher Steigung das kahle, zackige Nubische

Randgebirge, wo es nachts so kalt war, daß man selbst unter wollenen Decken kaum warm werden konnte, und senkt sich dann nach Atbara und dem Nil hinunter. Kurz vor Chartum übersieht man vom Zuge aus das an zwei Hügelreihen erkennbare Schlachtfeld von Kerreri, wo erst vor acht Jahren die wild anstürmenden Derwische dem Feuer des englisch-ägyptischen Heeres erlagen; dann öffnet sich der Blick auf den grün umränderten Nil und auf Chartum. So war denn das Ziel erreicht, wenn auch eine Woche später als geplant. Wer aber im Orient reisen will, darf eben an die Zeit nicht knapp gebunden sein und muß, wie bereits bei früherer Gelegenheit erwähnt, Geduld und viel Geduld haben, wenn ihm das Vergnügen nicht zur Qual werden soll. Auch wird er meines Erachtens gut daran tun, sich keiner der sogenannten Gesellschaftsreisen anzuschließen, bei denen die reichen armen Teilnehmer jeder Selbstbestimmung verlustig gehen und schonungslos wie eine Herde umhergeschleppt werden.

Chartum, die Hauptstadt des Sudan, liegt am Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nil und ist eine neu erstandene Stadt mit hübschen Gärten und Anlagen und einem herrlichen Denkmal Gordons, der hier den Tod finden mußte.

Ich hatte eine Empfehlung an Slatin Pascha, einen geborenen Österreicher, der bekanntlich lange Jahre in Gefangenschaft des Mahdi war und jetzt Generalinspekteur des Sudan ist. Er empfing mich auf der Veranda seiner in einem Park gelegenen Villa. Als ich unter anderm zu ihm sagte, es müsse ihm doch wie ein Märchentraum vorkommen, daß er heute an demselben Ort fast die höchste Stelle einnehme in Glanz und Reichtum und geliebt und verehrt, wo er vordem jahrelang in Sklavenketten geschmachtet und in Lumpen gehüllt und barfuß die niedrigsten Arbeiten habe verrichten müssen, da erwiderte er nur bescheiden: „Ja, Sie haben ganz recht, ich kann meinem Geschick dankbar sein!“

Gegenüber Chartum, am linken Nilufer, liegt Omdurman, die ehemalige Residenz des Mahdi. Heute ist es eine ausgedehnte Eingeborenenstadt mit regem Handel und Verkehr. Wenn man sich jetzt auf dem früheren Sklavenmarkt und unter den zahllosen Buden mit den Erzeugnissen ganz Sudans umherbewegt und die Schwarzen fröhlich bei friedlicher Arbeit sieht, so kann man sich kaum vorstellen, daß auf derselben Stelle noch vor acht Jahren Tausende und Abertausende grausam hingeschlachtet und die wildesten Orgien gefeiert wurden. Am sehenswertesten sind in Omdurman denn auch die noch gebliebenen Reste aus der jüngsten Vergangenheit, die Stadtumwallung mit den Gefängnissen, das wohlerhaltene Haus des Kalifah mit seinen Hof- und Haremsräumen und das von Lord Kitchener zerstörte Grab des Mahdi. Was haben diese Lehm- und Steinmauern alles gesehen und was könnten sie erzählen, wenn ihnen Sprache verliehen wäre!

Von Chartum ging es wieder fast 1000 km durch die fürchterliche Nubische Sandwüste bis Wadi Halfa und von dort den Nil hinunter nach Kairo.

Der Nil, der Schöpfer und Erhalter eines Königreiches, sowie der Reiz einer Nilfahrt sind so oft beschrieben worden, daß es wohl ein nutzloses

Unterfangen wäre, dem noch Neues hinzufügen zu wollen. Eine lange Nilfahrt ist eintönig, wenn sie auch wohltuend wirkt durch die Ruhe und das Schweigen in der Natur und anregend durch die zahllosen Reste großartiger Tempel- und Gräberanlagen, durch die Luft und das Licht. Der Nil wälzt seine lehmig gelben Fluten teils unmittelbar durch die Wüste und zwischen grauen Kalkfelsen dahin, teils sind seine Ufer mit schmalen grünen Streifen, Palmenhainen und grauen, aus Lehm gebauten Fellachendörfern besäumt. Die Abende auf dem Nil, wenn die Sonne endlich mit einem letzten blutigroten Aufleuchten über den Wüstenrand hinuntergleitet, werden mir ebenso unvergeßlich sein wie eine Vollmondnacht, die mir in den Tempelruinen von Karnak zu verbringen vergönnt war. Auf dem weiten Trümmerfeld herrschte Totenstille; ein leiser kühler Hauch bewegte die schwül lastende Luft. Die schwarz gekleideten Wächter wandelten geräuschlos umher und hoben sich geisterhaft ab von den in bleichem Mondlicht wie traumumfangen daliegenden Sphinx-Alleen, Säulenhallen, Mauern und Steinbildern: riesenhaften Zeugen einer riesenhaften Vergangenheit. Andächtig kann man da nur die Hände falten und sich beugen vor dem Unfaßbaren und Ewigen. Es ist auch dies ein Gebet, und nicht das geringste! Und mit welch ursprünglichen Mitteln haben die Hunderttausende von Menschen, getrieben von *einem* unbeugsamen Herrscherwillen, sich jahrzehntelang in schwerster Arbeit und schweißgebadet abgemüht, um die Tempel und Grabstätten zu errichten, bald zum Himmel anragend, bald in die Felsen hineingewühlt! Wie viele mögen entbehrungsvoll in glühendem Wüstensand zusammengebrochen sein, um erbarmungslos von immer neuen Menschenfluten ersetzt zu werden — alles zum unvergänglichen Ruhm ihrer Götter und Könige! Drängt sich da nicht die Frage auf: Was ist ein Menschenschicksal, und was ist der Mensch? Waren da Liebe und Güte und Gerechtigkeit der Vorsehung oder Härte und Grausamkeit und Ungerechtigkeit? Was ist der Sinn alles Daseins? *Was ist Wahrheit?*

Staunend steht man vor dem über dreitausend Jahre alten Felsentempel von Abu Simbel, vor den zierlichen, fast koketten Bauten auf der lieblichen, leider jetzt durch das Wunderwerk des Staudammes von Assuan fast völlig überfluteten Insel Philae, vor den gewaltigen Tempelanlagen von Edfu, Karnak, Luxor und Theben, vor den wunderbar erhaltenen Mosaiken und Reliefs in uralten Grabkammern und endlich vor den Pyramiden.

Einen tieferen und nachhaltigeren Eindruck als all die erwähnten Schöpfungen menschlicher Kraft und Arbeit haben mir jedoch die auf dem Totenfelde von Sakkara erst neuerdings freigelegten Apis-Grüfte gemacht. Es sind dies in den Felsboden eingehöhlte, weite, zusammenhängende Grabgewölbe, in deren Seitenkammern die nach ihrem Verenden einbalsamierten heiligen Stiere in riesigen Granitsarkophagen beigesetzt wurden. Man steigt in die Apis-Grüfte durch einen langen Schacht hinunter. Das Tageslicht erlischt, dumpfige, heiße Luft umgibt uns, und man beleuchtet mit Kerzen die Steinsärge, in denen drei- und viertausend Jahre lang, unberührt vom Hauche der Zeit, nicht etwa große Könige oder gewaltige Menschen geruht haben, sondern einbalsamierte Stiere! Auch Einsiedler sollen damals, wie man mir

sagte, dort unten in Zellen gehaust haben, die vermauert und nur mit einer Öffnung versehen waren, durch welche den Lebendig-Toten die Nahrung gereicht wurde. Wahrlich, eine ungeheuerliche Macht der Religion und Priester und ein ungeheuerlicher Glaube!

Ägypten ist modern geworden und von Fremden förmlich überflutet. Das kann ich wohl verstehen. Denn während seine Nebenbuhlerin Indien weit abliegt, ein schwieriges Klima hat und für den Besuch sehr viel Geld und Zeit beansprucht, ist Ägypten leicht zu erreichen, gesund und bietet seine Wunderwerke so zusammengedrängt an und bequem, daß man sich dort wie von ihnen gebannt fühlt und nur mit Wehmut von dem herrlichen Lande scheiden wird.

Ein Jugendtraum war es mir, einmal im Leben Palästina zu sehen und all die Orte aufzusuchen, mit deren Namen und Bedeutung unsre frühesten Empfindungen verbunden sind. So faßte ich denn in Kairo den Entschluß, dorthin zu wandern, und zwar über Suez nach El Tor und von dort mit Karawane über den Sinai und das neuerdings so viel genannte Akaba nach Jerusalem, — eine lange und beschwerliche Wüstenreise, aber gerade deshalb um so reizvoller. Leider verboten jedoch damals die gerade im Zuge befindlichen und erst neuerdings beigelegten ägyptisch-türkischen Grenzstreitigkeiten mit Rücksicht auf die Stimmung der Beduinenstämme diese Route, und ich mußte mich wohl oder übel zu dem gewöhnlichen Seeweg von Port Said nach Jafa bequemen. Jafa ist aber ein gar unsicherer Faktor in einem Reiseplan. Die Reede ist offen und bei hochgehender See und starker Brandung ein Ausbooten unmöglich. So mußte auch ich es liegen lassen und nach Beirut weiterfahren. Es war dies eine ärgerliche Störung, für die mich die auf der stürmischen Fahrt stets in Sicht bleibenden anmutigen Uferhöhen Palästinas und Syriens nur ungenügend entschädigen konnten.

Mit der Landung in dem hübsch gelegenen Beirut, wo eben die Maulbeer- und Feigenbäume einen grünen Schimmer zeigten und an den Hängen hinauf dunkle Olivenhaine sich ausdehnten, tritt man gleich in die jämmerlichen Verkehrsverhältnisse der Türkei mit der unglaublichen Paß- und Zollwirtschaft mitten hinein und bleibt auch darin, solange man auf türkischem Boden ist. Der Türke ist würdig, kraftvoll, genügsam und von Alkoholgenuß ungebrochen; die türkische Verwaltung aber ist erbärmlich, und es ist wahrhaft traurig, zu sehen, wie durch eine jahrhundertelange Mißwirtschaft alles zugrunde gerichtet und einstmals blühende Länder in Steinwüsten verwandelt wurden.

Sehr lohnend, mit immer wechselndem Ausblick auf Meer und Gebirge ist eine Fahrt über den Libanon, der damals noch bis tief herunter verschneit war, nach den Ruinen von Baalbek. Diese glänzendsten Zeugen römischer Baukunst liegen vereinsamt in der kahlen Hochebene Kölesyrien. Sie sind trotz aller Erlebnisse durch zwei Jahrtausende noch sehr gut erhalten und wirken mit ihren Säulenreihen auf dem Hintergrund der Schneeberge und von der Sonne beleuchtet so großartig, daß man aus der Bewunderung gar nicht herauskommt und es vollkommen versteht, warum gerade hier in der

sonst so öden Gegend dem Sonnengott und der Venus unsterbliche Tempel errichtet wurden.

Wer Palästina bereist und prächtige Landschaftsbilder mit tropischer Pflanzenwelt erwartet — und das sind die meisten — wird und muß enttäuscht sein, denn von all dem wird ihm wenig oder nichts geboten werden, dafür aber desto mehr Steine, Ödland und Armut; wer es aber wie ein Pilger durchwandert und überall den Spuren des Erlösers nachgeht, der wird befriedigt und dankerfüllt sein, daß es ihm vergönnt war, mit eigenen Augen die Stätten zu sehen, von denen die edelste Weltreligion ihren Ausgang genommen hat.

Das zwischen Hügeln eingebuchtete, hochgelegene Nazareth ist ein freundlicher Ort; seine würfelartigen Steinhäuschen und buckligen Gassen werden wohl im wesentlichen heute noch dasselbe Aussehen haben wie zu Jesu Zeiten. Da auch damals nur ein einziger Brunnen, der jetzige „Marienbrunnen", vorhanden war, an dem die Frauen von früh bis spät ab und zu gehen, um Wasser zu schöpfen und es in gehenkelten Steinkrügen auf Kopf oder Schulter nach ihren ärmlichen Behausungen zu tragen, so dürfen wir uns auch Maria in solcher Arbeit dort denken. Mit der ganzen Umgebung ein anziehendes Bild!

Es war ein herrlicher Tag, als ich von Nazareth nach dem See Tiberias hinunterstieg. Spiegelglatt lag die leuchtend blaue Wasserfläche vor mir, umsäumt von lieblichen Höhen und überragt von dem langgestreckten Schneerücken des Hermon. Hier war die engbegrenzte Welt Jesu und der Mittelpunkt seines Wirkens; hier lagen an dem von Fischerbooten belebten See in blühenden Gärten Magdala, Bethsaida und Jesu Lieblingsaufenthalt Kapernaum. Heute ist der See verödet, und die genannten Orte sind kaum noch an Trümmerresten erkennbar. Vielfach führt der einzige, sie verbindende Pfad notgedrungen so unmittelbar am See entlang, daß man den Erlöser wirklich vor sich zu sehen meint, wie Er mit seinen Jüngern darauf hinwandelt und ihnen, unmittelbar aus der Natur und dem Leben ringsum schöpfend, Seine Gleichnisse erzählt. Was aber ist aus Seinen einfachen Lehren durch Menschensatzungen und Formenkram geworden! Feindselig stehen sich die christlichen Bekenntnisse gegenüber und, das ist das Betrübendste, nirgends mehr als in Palästina und wiederum besonders in Jerusalem. Ist es nicht für den Christen beschämend, daß zur Zeit des Osterfestes, zu dem alljährlich zahllose Pilger in gläubiger Verehrung nach Jerusalem ziehen, die türkische Regierung genötigt ist, die dortige Garnison zu vermehren, um in der Stadt ein Gemetzel der Christen untereinander zu verhüten, und desgleichen die — mohammedanischen — Tempelhüter in der Grabeskirche, damit sich die Christen nicht vor ihren heiligsten Altären totschlagen?

Wenn ich die deutschen und andern fremden Siedelungen ausnehme, so ist die Bevölkerung Palästinas wohl mit die minderwertigste und erbärmlichste, die ich irgendwo gefunden habe. Überall, selbst auf dem vielbegangenen und trotzdem großenteils geradezu trostlosen Weg von Nazareth nach Jerusalem, den auch Jesus, wenn nicht alljährlich, so doch häufig, hinaufgezogen sein

muß, dürfte man nur wenige Eingeborene finden, die nicht auch bei der Feldarbeit eine Flinte umgehängt haben, um sich vor Räubern zu schützen oder vielleicht gelegentlich selbst das Räuberhandwerk auszuüben. Hinter Sichem nahm ich einmal mehrere Stunden weit zwei Landbewohner mit, die um Schutz baten, weil sie Geld bei sich trügen und wüßten, daß ihnen an einer gewissen Wegestelle Räuber auflauerten. Und mein Führer bestätigte dies und zeigte mir später die Räuber auf den Bergen!

Das Land ist zum überwiegenden Teil so steinig, daß mir mehr als einmal die Worte des Uhlandschen Gedichtes einfielen: „Viel Steine gab's und wenig Brot!" In mancher Beziehung könnte man an Gegenden unsrer hohen Rhön erinnert werden, — wenn nicht die schwarzbraunen Männer, unglaublich häßlichen Frauen und fürchterlichen Wege wären! Man sagte mir, man könne mit den Eingeborenen nichts anstellen, sie wären zu faul. Das mag sein; aber die Arbeit hat ja für sie auch gar keinen andern Wert, als das nackte Leben zu fristen. Alles Mehr erarbeiten sie doch nur für Steuern und Beamte. Haben sie viel, so wird ihnen viel genommen; gelassen wird ihnen nichts. Als ich irgendwo eine ganze Gruppe schwarzbrauner Gesellen auf steinigem Acker umherliegen sah, fragte ich sie durch den Führer, ob denn heute Feiertag sei, und warum sie nicht arbeiteten. Da schauten sie mich vorwurfsvoll an und einer erwiderte: „Laß uns ruhen! Warum sollen wir arbeiten?"

Das Verkommene und Klägliche der Bevölkerung, besonders der jüdischen, ist mir nirgends so sehr aufgefallen wie in Jerusalem, von dem ich mir überhaupt etwas andres erwartet hätte. Klöster und Stiftungen und Krankenhäuser mögen gewiß dort wohl am Platze sein, es sind aber deren so viele und meist so große moderne Steinbauten, daß man ordentlich Mühe hat, die Vorstellung festzuhalten, daß man sich in Jerusalem befindet, wo die ergreifendste Tragödie der Menschheit sich abgespielt hat. Man sieht Hunderte von Örtlichkeiten und Gegenständen, die eine große Verehrung genießen, und zu denen die Pilger hinwallen, die aber Zweifel und Widerspruch geradezu herausfordern und so dem religiösen Empfinden direkt entgegenwirken müssen. Wenn in Nazareth die Stelle gezeigt wird, wo Maria gekocht hat und wo ihr der Engel erschienen ist, und in Bethlehem, wo sie das Jesuskindlein genährt hat, so mag das noch hingehen, ja es liegt darin sogar etwas rührend Kindliches; wenn wir aber in Jerusalem allen Ernstes zu dem Stein geführt werden, von dem Jesus vor dem Hosianna-Einzug das Eselsfüllen bestiegen haben soll, oder in Gethsemane, dem Orte höchster Todesnot des Erlösers und Seiner Gefangennahme, einen von stilvollem Eisengitter umzäunten Ziergarten mit Blumenbeeten und Kieswegen finden, so muß jede Illusion schwinden, und man geht ärmer, als man gekommen ist.

Die mehrfach zerstörte und wiedererrichtete Kirche des heiligen Grabes ist von außen nur unansehnlich; eine weihevolle Stimmung aber umfängt uns, wenn wir das Innere betreten. Sobald sich die Augen an das herrschende Halbdunkel gewöhnt haben, gewahrt man gewölbte Kuppeln, zahllose Kapellen über und unter der Erde, große und kleine, goldbeladene und armselige, die

Wände mit kunstvollen Mosaiken bedeckt und daneben nackten, schwarzen, nassen Fels, und in ihnen und vor ihnen, unablässig drängend und schiebend und betend und singend, Priester und Pilger und Wanderer aller Bekenntnisse, arme und reiche. Es ist schließlich ein müßiger Streit, ob sich hier tatsächlich Christi Kreuzesstätte und Grab befinden. Von Anfang der Christenheit an haben Millionen Menschen hier gebetet und im Gebet Trost gefunden, die Kreuzfahrer haben auf diesen Steinen gekniet und mit Inbrunst den heiligen Boden geküßt, und wir stehen hier von Weihrauch umzogen und hören den dumpfen Klang der Glocken — und das ist erhebend und ergreifend!

Die größte Sehenswürdigkeit Jerusalems bildet der ausgedehnte Tempelplatz, und zwar weniger durch seine Bauwerke als durch seine Geschichte und Bedeutung für Juden, Christen und Mohammedaner. Er wurde zu Jesu Zeit überragt und beherrscht von der Antoniaburg, deren vorhandene Reste mich besonders anzogen, weil die Burg als der Ort gilt, wo das Verhör Jesu vor Pilatus stattfand und dieser die Frage tat, die zu allen Zeiten so viele zweifelnde Herzen bewegte: „Was ist Wahrheit?“

Die Richtung des Weges von dem steinigen, traurigen Jerusalem nach Jericho hinunter wird ziemlich dieselbe sein wie zur Zeit Jesu, und auch das zerklüftete, ausgebrannte Felsengebirge ringsum kann nicht viel anders gewesen sein. In diese für Räuber wie geschaffene öde Gegend hat der Erlöser in sinniger Weise das herrliche Gleichnis vom barmherzigen Samariter gelegt, und hierher, in die Wüste Juda, hat Er sich nach Art großer, innerlich reicher Menschen zurückgezogen, um in der Einsamkeit die Kraft für Seinen Beruf zu finden und Sich auf ihn vorzubereiten.

Nördlich des Weges, der sich in langen Windungen nach Jericho hinabsenkt, und jenseits einer steil eingeschnittenen Schlucht liegt ein Kloster. Es ist halb in die senkrechte Felswand eingehöhlt und eine Art Strafanstalt für Priester. Die Gegend und das Kloster und der Aufenthalt darin sind so trostlos, daß ich mir keine Sünde denken könnte, die, dort abgebüßt, nicht Vergebung fände.

Jericho ist eine Vereinigung jämmerlicher Hütten inmitten tropischen Wachstums und mit feuchtheißer Luft; für Europäer muß das Leben daselbst eine Qual und fast unerträglich sein. Und dann wird alles wüst und leer, kein Baum, kein Strauch, kein Blatt, nichts, was Odem hat. Tief hängen dunkle Wolken auf eine vor uns sichtbar werdende graugelbe Flut herab, salzschwere Wogen greifen schäumend über das sandige Ufer und lecken an ein paar armselige Beduinenhütten heran: wir sind am Toten Meer. Es ist sturmbewegt und scheint uferlos, denn die „Berge Judas und Moabs“ sind verhüllt, so leider auch der Berg Nebo, der hochragend sonst im Osten sichtbar sein muß, und auf dem nach der Bibelsage Moses starb, nachdem er noch das seinem Volke verheißene Land hatte sehen dürfen.

Die Wasser des Jordan sind trübe und reißend, seine Ufer schlammig und dicht bewachsen. An einer Stelle, wo der Fluß eine Biegung macht und das Geäst der Bäume tief auf die gurgelnde Flut sich neigt, erweitert sich das Bett und gewährt einen sandigen Zugang. Man sagte mir, dies sei die

„Taufstelle“. Alles ringsum ist düster und stumm, schwere Wolken bedecken den Himmel, mein Boot gleitet langsam im Strome. Da steigt vor mir die finstere, in härenes Gewand gekleidete Gestalt des Predigers in der Wüste Johannes herauf. Mit zürnender Rede ruft er seine geängstigten und erschreckten Zuhörer zur Buße und Bekehrung und tauft die Zerknirschten und Reumütigen „mit Wasser“.

Erstickend heiße Luft benimmt den Atem, und bald regnet es in Strömen.

Kurz ist das Erleben, und wenn es schön war, so war es schön, weil es kurz war. Lang, bleibend ist nur die Erinnerung.

Die sonntägliche Reisezeit liegt hinter mir und hat dem Werktagsleben Platz gemacht; die tausendfachen Bilder und Eindrücke sind längst in die stillen Kammern des Gedächtnisses hinabgeglitten. Aber bisweilen treten sie urplötzlich hervor, gewinnen Gestaltung und ziehen hastend vorüber: Eisberge, flammenübergossene Wüsten, flutende Ströme, gelbe, braune und schwarze Menschen, buntes Treiben und eintönige Stille, Freude und Leid, Leben und Tod, alles, wie es war, und doch nicht so, denn es fehlt das leuchtende, wärmende Licht. Und das kann keine Phantasie ersetzen.

Glücklich der Mensch, dem starkes Empfinden gegeben ist, und der hinausziehen kann in die Welt; dreimal glücklich aber dann, wenn er wieder heimkehrt mit dem tiefinnersten Bewußtsein, wie herrlich die Schöpfung ist und wie vielgestaltig und groß und weit unsre Erde.

Auch ich bin hinausgezogen und heimgekehrt, Dank im Herzen. Viel habe ich gesucht und viel gefunden, eines aber habe ich — auch im Heiligen Lande — nicht gefunden, die Wahrheit. Ich habe sie nicht finden können und bin ihr doch nachgegangen ohne Rast und Ruh als Wanderer und Pilger.

So bleibt auch mir des Pilatus Frage ungelöst und ohne Antwort.

Brahms und das Volkslied.

Von

Dr. **von Graevenitz.**

Überschauen wir, etwa an der Hand des 1897 bei Simrock erschienenen thematischen Verzeichnisses sämtlicher im Druck erschienener Werke von Johannes Brahms, das Lebenswerk des Meisters, so finden wir in dem Op. 1 des damals Zwanzigjährigen, einer Klaviersonate, das Thema des zweiten Satzes mit der Anfangsstrophe eines Volksliedes überschrieben: „Verstohlen geht der Mond auf, blau blau Blümelein, durch Silberwölkchen geht sein Lauf, blau blau Blümelein. Rosen im Tal, Mädel im Saal, o schönste Rosa;" den vier Strophen des Liedes entsprechend wird das Thema viermal variiert. Und dasselbe Volkslied tritt uns als letztes in seinen „Deutschen Volksliedern mit Klavierbegleitung" entgegen, die ohne Opuszahl im Jahre 1894 erschienen und uns wie eine Abschiedsgabe des 1897 von uns geschiedenen Meisters anmuten. Mit bewußter Wärme hatte sich der Einundsechzigjährige am Ende seines Lebens dem Volksliede wieder zugewendet und nun auch jenes Volkslied wieder gesetzt, diesmal für Vorsänger und kleinen Chor. Und so konnte Brahms mit Recht von sich selbst sagen, das Ende laufe bei ihm wieder in den Anfang zurück!

Da wären wir ja wohl mitten drin in unserm Thema „Brahms und das Volkslied", und wir hätten weiter nichts zu tun als das reiche Leben eines urdeutschen Tondichters an uns vorüberziehen zu lassen und hie und da an diesem Lebenswege eine besonders schöne und anziehende Blume aus der Fülle der Brahmsschen Schöpfungen zu pflücken!

Ein solcher Gang zwischen den wogenden Ährenfeldern des musikalischen Schaffens des Meisters soll nicht ausbleiben; aber er wird, möchte ich glauben, noch anziehender und genußreicher sein, wenn wir erst einmal dem Volksliede selbst tiefer in die blauen Augen geschaut, nach seiner Geschichte gefragt haben und uns ganz kurz haben erzählen lassen, wer denn zuerst das Volkslied dichtete, wer es sang, was es besang, und wie es ihm ergangen ist, bis der junge Brahms gleich Goethe das anspruchslose Pflänzlein fand, mit allen Wurzeln ausgrub und am stillen Ort seiner Arbeitsstube fortzweigen und fortblühen ließ. Und dabei brauchen wir uns von seinem Op. 1, dem zweiten Satz jener Klaviersonate, garnicht so weit zu entfernen. Der aufmerksame Zuhörer und Leser wird empfinden, daß der Kehrreim des Liedes

„Rosen im Tal, Mädel im Saal, o schönste Rosa“ zusammenhanglos an die ersten Zeilen gefügt ist, daß er selbst fremdartig und rätselhaft anmutet. Wir haben hier ein wohl aus mindestens zwei verschiedenen Quellen geflossenes Lied vor uns, das die Literaturgeschichte mit glücklichem Ausdruck ein „zersungenes“ nennt. Jahrhunderte haben an solchen Liedern verändert und gefeilt, sie verbessern und sangbarer machen wollen; volksdialektische, später vielleicht mißverstandene Formen, mit denen der Sänger sich und seinen Zuhörern das Lied mundgerecht machen wollte, sind dazugekommen. Sich und seinen Zuhörern! Wir stehen wieder vor den Fragen: „Wer dichtete das Volkslied? Wer sang es? Was besang das Volkslied?“

Natürlich war es nicht das Volk in seiner Gesamtheit, auch nicht eine Gemeinschaft, welche die anspruchslosen Verse fügte, sondern ein einzelner, der die altgewohnte Technik des Dichtens, Singens und Sagens, von Hebungen und Senkungen, von Reim und Gleichklang beherrschte, dem der Rhythmus, die Melodien der Volksdichtung in Fleisch und Blut übergegangen waren. Wer im 15. oder 16. Jahrhundert, der Zeit, in der das Volkslied festere typische Formen annahm, es dichtete, der knüpfte wohl an ältere Stoffe Formen und Motive an, an uralte und neuere epische Dichtungen, an das Nibelungen- und Gudrunlied, an die ritterliche Dichtung. Aber er tat von eigenem hinzu; der Geist der Zeit und seiner Volksgenossen, seiner Zuhörer schlug Wurzel im Liede und wuchs und blühte daraus empor. Und die Blüten mit ihrem Samenstaub trugen die Zuhörer singend weiter. Es sang nicht nur die zahlreiche Gesellschaft der Fahrenden, mochten sie auch die eigentlichen Pfleger des Volksgesangs sein. Wie im Fürstensaal und in der Ratsstube gesungen wurde, so sang der Fischer im Kahn, der Bauer im Feld, der Soldat auf der Wahlstatt und im Lager, es sang der Traurige und der Fröhliche, der Liebende und die Geliebte. Denn ist in jenen Zeiten ungebrochenen Empfindens alle Dichtung Volksdichtung, so ist auch alle Volksdichtung Gesang, unzertrennbar verbunden mit der Melodie, sei es mit der von dem Sänger gehörten, sei es mit einer selbstempfundenen. Und andrerseits verband sich mit dem Gesang unter der Dorflinde, am Feierabend, am Lagerfeuer beim frohen Fest auch wohl eine Art dramatischer Handlung. Der Vorsänger sang in epischer Weise das Geschehene, der Chor begleitete mit dem Kehrreim. Oder das Lied forderte zu schreitenden und tanzenden Bewegungen heraus, das Volkslied wurde zum Tanzlied. Nennt doch selbst der Geschichtsschreiber der Heimat der Familie Brahms, der Dithmarschen, Neocorus das alte Kampflied von der Schlacht bei Hemmingstadt (1500) einen Tanz. So mag unter Leitung des Vorsängers bei lebendiger Mitwirkung und Anteilnahme des Chors und des zuhörenden Kreises wohl gar eine Art „Gesamtkunstwerk“ einfachster Art entstanden sein.

Damit ist die Antwort auf die dritte Frage schon fast gegeben: „Was besang das Volkslied?“ Wenn es sich an alle Kreise des Volkes wandte, wenn es von allen und von jedem Einzelnen innere und äußere Anteilnahme verlangte und gewann, dann mußte es auch alles erklingen lassen, was damals des Menschen Herz bewegte. „Das Volkslied steigt hinab in alle Tiefen des Menschenherzens und hinauf in alle Höhen des Menschengeistes.“ (J. Sahr,

Das deutsche Volkslied.) Es scheut nicht vor gesunder Sinnlichkeit zurück, und es erörtert die Frage nach Gott, Leben und Tod. Es begleitet die Scharen der fanatischen Geißler, wie es dem Burschen das Geleit gibt, der von der Liebsten scheidet. Es erzählt von der Schlacht von Sempach und bewahrt als historisches Volkslied das große geschichtliche Ereignis auf, wie es in Auffassung und Erinnerung des Volkes sich widerspiegelt. Es verspottet übermütig die Schwächen der Zeit, es schildert behaglich und traulich das Leben der Kleinen und Gedrückten im Volk, denen so am rauschenden Strom der Geschichte ein bescheidenes Denkmal gesetzt wird. Das Volkslied kennt keine Grenzen von Staat und Land und Volk: Dieselben Stoffe, Stimmungen und Motive finden wir in den Volksliedern der verschiedensten Nationen verwertet und verwoben, und so ruht z. B. Bürgers Leonore auf einem Motiv, das uns fast bei allen europäischen Völkern entgegentritt.

Und dies ganze schier unübersehbare Material von Volksempfinden, das im Volksliede aller Nationen, aber doch vorzugsweise der nordisch-germanischen niedergelegt ist, ist stets in frischestem, lebendigem Flusse der Entwicklung gewesen. Es war — das muß betont und festgehalten werden — stets herrenloses Gut, das jedem gehörte, und mit dem nach Gutdünken geschaltet wurde, so daß dasselbe Motiv oft in unzähligen Varianten auftritt, während von andern Weisen uns nur noch Bruchstücke erhalten sind und selbst diese in verstümmelter, rätselhafter Form. Solche rastlose, nie zum Stillstand kommende Entwicklung erschwerte die Niederschrift, die Festlegung dessen, was man besaß und was sich täglich mehrte, aber auch wandelte. So ist denn unser Besitz von Sammlungen aus der Blütezeit des Volksliedes kein sehr reicher. Und überdies war das Bedürfnis, den geistigen Allgemeinbesitz festzulegen und zu umschreiben, nicht lebhaft, so lange das Volkslied die frische Lebenskraft besaß, sich von Mund zu Ohr und vom Ohr wieder zum Munde fortzupflanzen. Als man in neueren Zeiten begann, Volkslieder aufzuzeichnen, da geschah es, auch aus dem Gefühl heraus, retten zu müssen, was zu retten war. Der Wirbelsturm des Dreißigjährigen Krieges hatte, wie so manche andre Blüte des Volkslebens, so auch die frischeste der Volksdichtung, des Volksgesanges geknickt. Die Pflanze starb nicht aus; aber sie lebte ein kümmerliches, dürftiges, unbeachtetes Leben, und bei den Kleinen und Geringen des Volkes rettete sie sich in bessere Zeiten hinüber, dank auch namentlich der religiösen Volksdichtung, die in den trüben Zeiten nach dem Dreißigjährigen Kriege erstarkte.

Solche bessere Zeit und damit ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Volksliedes begann mit Herder, und neben ihm sind in erster Linie Bürger und Goethe zu nennen. Ihnen verdanken wir die Sammlung und Aufbewahrung des gefährdeten geistigen Volksbesitzes, ihnen auch die Wiederbelebung des Volksliedes in der Literatur. Erinnert sei z. B. daran, daß in Herders Sammlung „Volkslieder“, die später „Stimmen der Völker“ genannt wurden, Goethes Heidenröslein als Volkslied und ohne Dichternamen erschien. Auf den Schultern dieser Männer stehen volkstümliche Dichter wie Eichendorff, Uhland, Heine, Sternau, Kugler u. a., stehen Sammler von Volksliedern wie F. Nicolai mit seinem „kleynen, feynen Almanach“ von 1778, wie Arnim und

Brentano, die Herausgeber des „Wunderhorns“, Uhland, der Sammler „alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder“, Zuccalmaglio mit seinen „deutschen Volksliedern mit ihren Originalweisen“, Erk und Böhme mit ihrem „deutschen Liederhort“. Unter den lebenden Forschern auf diesem Gebiet sei, um nur einen Namen zu nennen, an Rochus v. Liliencron, den Herausgeber der „historischen Volkslieder der Deutschen“ erinnert. Auf diesen Nestor der Volksliedforschung möchte ich zurückgreifen, wenn ich mit einem Worte auf das „Wie“ dieser Forschung und damit auf ihre gehäuften Schwierigkeiten eingehe. Liliencron legt sich die Frage vor: „In welchem Augenblick der steten Fortentwicklung, oft auch der Verwilderung des einzelnen Volksliedes soll der Forscher bei Festlegung des einzelnen Liedes oder Liedbruchstückes eingreifen? Soll er z. B. das oft Unmögliche anstreben, auf eine Urform etwa des dreizehnten Jahrhunderts zurückzugehen und sie dann zu geben?“ Und er antwortet in feinsinnigem Bilde: „Man kann ein vielgesungenes und weit umhergetragenes Volkslied dem Stein vergleichen, den der Fluß rund und glatt geschliffen hat, so daß er vor den stromabwärts spülenden Fluten leicht dahinrollt. Wo eben nun die Welle uns den Stein ans Ufer wirft, da müssen wir ihn aufheben, und wie er im Herabrollen geworden ist, so müssen wir ihn hinnehmen.“ Des weiteren billigt Liliencron das Recht, die gefundene letzte Aufzeichnung und Form wieder und weiter umzuschmelzen, demjenigen zu, der wie die Herausgeber des Wunderhorns „das Lied für heutige praktische Zwecke des Gesanges zubereiten möchte.“

Bei den bisherigen mehr literaturgeschichtlichen Ausführungen ist Brahms nicht genannt worden, aber der geneigte Leser wird unsern Meister hoffentlich nicht aus dem Auge verloren haben. Vielleicht dachte er an ihn und an jenes Volkslied „Verstohlen geht der Mond auf“ bei dem Vorsänger, dem der Chor antwortet; vielleicht kam ihm manches Brahmssche Lied ins Gedächtnis, dessen Text die gesunde Sinnlichkeit des Volksliedes nicht verleugnet, vielleicht erwog er bei dem Tanzlied den engen Zusammenhang, der für Brahms, den Komponisten der „Liebesliederwalzer“, der Walzer für Pianoforte zu vier Händen, den Bearbeiter der ungarischen Tänze, zwischen dem Tanz und volksliedmäßiger Musik bestand. Ein „historisches“ Volkslied, wahrscheinlich des 14. Jahrhunderts, komponierte Brahms, als er die 1771 von Goethe im Elsaß für Herders „Volkslieder“ aufgezeichnete Volksweise vom „Herrn von Falkenstein“ durch seine markige Melodie und Begleitung wieder zu neuem Leben erweckte; allerdings ist der historische Hintergrund des Liedes im Lauf der Jahrhunderte sehr verblaßt. Von der Vertiefung in religiöse Volksliedbichtung sprechen in erster Linie seine Marienlieder. Die Erwähnung des „Wunderhorns“ hat vielleicht die Erinnerung an das „Wiegenlied“ („Guten Abend, gut Nacht“) geweckt, das jener Sammlung entnommen ist und von allen Liedern des Meisters am meisten Aussicht hat, einmal Volkslied in des Wortes allgemeiner Bedeutung zu werden, d. h. ohne Begleitung im Volke gesungen zu werden. Bieten so bekannte Schöpfungen von Brahms ohne weiteres einen Beleg dafür, wie Brahms in seiner ganzen Musikerlaufbahn dem Volksliede reichste Anregung verdankte, so stehen wir mit den Lilienceronschen Worten

in ganz besonderem Sinne vor dem Pfleger und Sammler, Komponisten und Bearbeiter des Volksliedes Brahms. Denn in jenen Worten ist niedergelegt, wie auch er über die Wiederbelebung, die geistige Nutzbarmachung des Volksliedes dachte.

Lag vielleicht schon in der Herkunft unsers Meisters und seiner Familie vom Stamm der Dithmarschen ein Antrieb für ihn zur Pflege des Volksgesanges, zum „Poeterieren, Singen und Dichten"? Denn solche Gaben, die in den alten dithmarsischen Gesängen von „ernster Gravitetischeet odder frowdiger Lustigeheit" ihren Niederschlag gefunden haben, rühmt Neocorus an seinen Landsleuten. Jedenfalls verbanden sich bei Brahms von Jugend auf literarische Neigungen mit einem glühenden Bildungseifer und einem ausgesprochenen Sammlertrieb für alte und neue Werke über Volkslied und Volksgesang. Schon zu Ende der vierziger Jahre hat er in einer „Schatzkästlein des jungen Kreisler" von ihm getauften Anthologie Zeugnisse seiner ausgebreiteten und vielseitigen Lektüre auf allen Gebieten der schönen Literatur niedergelegt, und die Arbeit an seinen Sammlungen von Volksliedern und Kopiaturen seltener Musikwerke begleitet ihn durch sein Leben hindurch. Aber allerdings ein Literaturhistoriker, der mit philologischer Gründlichkeit Herkunft und Quellen der Liedertexte untersucht und poetische und sangbare verworfen hätte, weil sie vielleicht nicht vor dem Richterstuhl der Fachkritik bestehen könnten, das war Brahms nicht. Auch er nahm den Stein des Volksliedes auf, wie der Strom der Entwicklung ihn ihm vor die Füße rollte; aber er hat über sein Recht dazu nicht gegrübelt, er hat die Schönheit und Sangbarkeit eines Textes beim Volkslied wie beim Kunstliede als oberstes Gesetz empfunden, er hat unter Umständen auch selbst mit dem einzelnen Wort, der einzelnen Zeile dessen, was ihm als Volkslied überliefert wurde, als herrenlosem Gut nach Gutdünken und künstlerischem Empfinden geschaltet. In zahlreichen Fällen allzu großer Redseligkeit des einzelnen alten Liedes hat er ganze Strophen getilgt oder zusammengezogen, einzelne Ausdrücke sind aus ästhetischen oder musikalischen Gründen geändert. Eine völlige Umdichtung, ein völliges Abgehen von seiner Quelle zeigt, um nur ein Beispiel anzuführen, Nr. 10 der „Deutschen Volkslieder": „Es ritt ein Reiter wohl durch das Ried".

Vorwürfe, die in solchen Beziehungen erhoben werden, richten sich namentlich gegen die kritiklose und gläubige Benutzung von zwei Volksliedersammlungen durch Brahms, des „kleynen feynen Almanachs" von Fr. Nicolai und der „deutschen Volkslieder mit ihren Originalweisen" von A. W. v. Zuccalmaglio. Beruht doch die bedeutendste Volksliedschöpfung unsres Meisters, die sieben Hefte umfassende Sammlung von „deutschen Volksliedern mit Klavierbegleitung von Johannes Brahms" (Berlin bei Simrock) textlich und musikalisch in der Hauptsache auf den Arbeiten von Nicolai und Zuccalmaglio. Und so müssen beiden Männern und ihrem Einfluß auf Brahms einige Worte gegönnt werden.

Wie Friedrich Nicolai, der Freund Lessings und Mendelssohns, der Vertreter des rationalistischen Protestantismus, überall in erster Linie des Kampfes für Aufklärung, gegen Gefühlsschwärmerei, Mystizismus und Aberglauben stand,

darf als bekannt vorausgesetzt werden. Auch in den Tendenzen des Sturmes und Dranges, und besonders in der überströmenden Verehrung der Volksdichtung, mit der die damalige literarische Welt durch Herder, Goethe und Bürger erfüllt wurde, witterte er Gefahren für klares Denken und nüchternes Empfinden, das ihm immer mehr zum Palladium seiner eigenen Stellung in den Strömungen jener Zeit wurde. Ein Aufsatz Bürgers „Herzenserguß über Poesie" brachte die Schale seines Zornes zum Überfließen, und als Antwort darauf erschien im Jahre 1777 „Eyn feyner kleyner Almanach Vol schönerr echterr liblicherr Volkslieder, lustigerr Reyen unndt kleglicherr Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich weyl. Benkelsengernn zu Dessaw, herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schustern tzu Ritzmück ann der Elbe". Der Titel, die grotesken Überschriften der einzelnen Lieder und die verzerrte altertümlich übertreibende Rechtschreibung lassen zunächst auf einen parodistischen Zweck des Werkchens, auf die Absicht schließen, die übertriebene Begeisterung für das Volkslied lächerlich zu machen. Die Literaturgeschichte ist denn auch ziemlich einig in der Verurteilung des Almanachs als eines plumpen Machwerks, das, wie schon Lessing bemerkte, auf eine Identifizierung von Pöbel und Volk hinauslaufe. So ganz einfach liegt aber die Sache denn doch nicht. Nicolai selbst hatte ein unleugbares Interesse für Volkslieder, er hatte mancherlei wertvolles Quellenmaterial gesammelt und besaß namentlich ein Exemplar der wertvollen Sammlung von Bergmannsliedern „Berkreyen" (etliche schöne Gesänge, Hans Daubmann, Nürnberg 1547). So sind uns tatsächlich durch seinen Almanach manche schöne Stücke der Volksdichtung erhalten und überliefert worden. Die Theorie einer lediglich parodistischen Absicht wird dann aber namentlich durch die musikalische Ausstattung des Almanachs und durch den Komponisten, mit dem sich Nicolai verbündete, ins Wanken gebracht. Der Almanach bringt nur 27 wirkliche Volksweisen, 11 Weisen von Nicolai selbst und 22 von Joh. Friedrich Reichardt. „Zu Gedichten, deren Lächerlichkeit man aufdecken will, schreibt man nicht selbst Melodien, und Reichardt, ein fein gebildeter Weltmann, hätte sich gewiß nicht dazu herbeigelassen, Texte, die dem allgemeinen Spott preisgegeben werden sollten, mit seiner Musik zu versehen" [1]). Dieser kurzen Charakteristik des Berliner Kapellmeisters und Komponisten Reichardt (1752—1814) ist hinzuzufügen, daß er ein Meister gerade des volkstümlichen Gesanges, ein das Beste wollender und vielfach bahnbrechender Musiker war, daß er die literarischen Strömungen seiner Zeit kannte, namentlich aber, daß er Zeit seines Lebens ein Freund und Bewunderer Goethes gewesen ist, der besser als alle andern gleichzeitigen Ton-

[1]) Dieser, soviel ich weiß, neue Gedanke für die Beurteilung des Nicolaischen Almanachs ist dem warm geschriebenen, sehr wertvollen Aufsatz von Hohenemser, „Brahms und die Volksmusik" (Die Musik. Zweiter Jahrgang. Heft 15, S. 214) entnommen. Der Satz richtet sich gegen die fleißige und gründliche Arbeit M. Friedländers, „Brahms' Volkslieder" (Jahrbuch der Musikbibliothek Peters. 1902. S. 71), der ich manches entnommen habe. Ich stehe in der Gesamtauffassung des Schaffens von Brahms auf dem Gebiete des Volksliedes auf der Seite von Hohenemser. Über Reichardt existiert eine neuere sorgfältige Monographie von Walter Pauli. (Heft 2 der musikwissenschaftlichen Studien. Berlin, E. Ebeling. 1903.) Leider nimmt Pauli zu der vorliegenden interessanten Frage in keiner Weise Stellung. Der Verfasser.

dichter die andeutungsvolle Naivität der Goetheschen Lieder verstanden und musikalisch zu behandeln gewußt hat. Reichardt hatte schon 1774 die Werke Goethes kennen und lieben gelernt, und über die Lektüre der „Leiden des jungen Werther“ im Freundeskreise — desselben Werther, dessen tiefgehende Wirkung Nicolai vergeblich durch seine Parodie „Freuden des jungen Werther“ zu bekämpfen suchte — schreibt er in seiner Selbstbiographie: „Des Genusses war kein Ende mehr und gewiß, nur an wenigen Orten werden die herrlichen Erscheinungen der ersten Goetheschen Geniewerke mit so inniger Liebe genossen und immer wieder gelesen worden sein als in diesem kleinen Künstlerzirkel.“ Und ein solcher Mann hätte sich an einer ausgesprochenen Spottschrift gegen Goethe und ihm nahestehende Freunde tätig beteiligt?

Will man aber auch die Unstimmigkeit der bisherigen einfach verurteilenden Auffassung des Almanachs nicht anerkennen, will man auch nicht zugeben, daß in Nicolais Brust zwei Seelen wohnten, eine, die das Volkslied verehrte, eine andre, die seine Wirkungen auf die Kunstdichtung verabscheute, eins muß dann jedenfalls zugestanden werden: sein Büchlein hat Gutes geschaffen; es hat nicht nur alte Quellen des Volksliedes erschlossen, es hat sie auch auf Erdreich geleitet, wo sie erfrischend und befruchtend gewirkt haben, und der eindrucksvollste Beleg dafür ist, daß Zuccalmaglio und Brahms unmittelbar und mittelbar auf ihn zurückgegriffen haben und durch ihn beeinflußt und angeregt worden sind. Aus diesem Grunde mußte die literarisch und musikgeschichtlich interessante Frage hier etwas eingehender behandelt werden.

Mahnt uns bei dem Almanach die Persönlichkeit Nicolais, der sich in seinen späteren Jahren immer mehr zu einem dünkelvollen Rechthaber und unduldsamen Fanatiker seiner Überzeugungen ausbildete, sich nicht durch die tatsächliche Verdienstlichkeit seines Büchleins zu übergroßem Wohlwollen gegen den Herausgeber verleiten zu lassen, so tritt uns bei dem Herausgeber der „Deutschen Volksweisen“, A. W. v. Zuccalmaglio, eine in jeder Beziehung sympathische Persönlichkeit und eine anmutende Eigenart entgegen, die auch bei der Beurteilung seines literarischen und musikalischen Schaffens veranschlagt werden muß. Auch er wie Nicolai kann hier natürlich nur unter dem Gesichtswinkel seiner Bedeutung für Brahms betrachtet werden. Der Mann mit dem italienischen Namen und italienischer Familienabstammung, 1803 als Sohn eines Advokaten in Waldbröhl im Rheinlande geboren, war ein Deutscher in des Wortes vollster Bedeutung, der dem Deutschtum selbst mit Überschwang huldigte und in seinem schriftstellerischen Beruf seinen italienischen Namen durch Florentin v. Waldbröhl ersetzte, wie er in Robert Schumanns „Neuer Zeitschrift für Musik“ in der typisch-deutschen Figur des Dorfküsters Gottschalk Wedel auftrat. Von welchen Seiten seiner vielverzweigten Tätigkeit wir ihn auch betrachten mögen, ob in seinen Bestrebungen der Veredelung des Volkslebens seiner engeren Heimat oder der Hebung des Männergesanges und der rheinischen Musikfeste, ob wir den Pädagogen auf seinen Wanderfahrten mit seinen Zöglingen begleiten, ob wir dem naturwissenschaftlichen Schriftsteller und vergleichenden Sprachforscher nähertreten, ob wir ihn in seinem Verhältnis zu Robert Schumann be-

trachten, überall empfangen wir das Bild einer reinen klaren und selbstlosen Persönlichkeit. Schumann widmet ihm das schöne Briefwort: „Ich bewundere an Ihnen das leise und tiefe Versenken ins Gemüt und die Klarheit, mit der Sie es an den Tag bringen, was Sie unten gesehen.“ Diese Kraft des Versenkens ins Gemüt bewährte Zuccalmaglio auch der Poesie des Volksliedes gegenüber. Fünfzig Jahre lang sammelte er Volksweisen, beginnend mit der Aufzeichnung von Liedern, die er noch aus dem Munde seiner Mutter gehört hatte, und gab eine Sammlung davon schon 1829 zusammen mit dem Heidelberger Professor Baumstark heraus. 1840 erschienen dann die „deutschen Volkslieder mit ihren Originalweisen“, an denen, neben Maßmann und Kretschmer, Zuccalmaglio der Hauptanteil gebührt. Der Titel muß zumal vom heutigen literarisch strengeren Standpunkt aus als irreführend bezeichnet werden: wie Nicolai in seinem Almanach verwob auch er Eigenes in Text und Melodien mit dem alten Volksgut. Aber geschah das bei Nicolai vielleicht in parodistischer Verspottung, jedenfalls nicht ohne Nebenabsichten, so entsprang bei Zuccalmaglio das eigene Schaffen zweifellos dem reinen Streben, in die tausendjährige Entwicklung des Volksliedes fördernd und befruchtend einzugreifen, den Strom volksmäßigen dichterischen Empfindens neu zu beleben. Und wenn er so im Bewußtsein eigener dichterischer Kraft neuen Wein in alte Schläuche füllte, tat er im Grunde nichts andres als Herder, der auch einst Kunstdichtungen unbedenklich in seine „Volkslieder“ aufgenommen hatte, wie Arnim und Brentano, die im „Wunderhorn“ durch Modernisierungen und Veränderungen alte Lieder sang- und gangbar gemacht hatten.

Es wird an einzelnen Brahms näher angehenden Beispielen zu zeigen sein, wie Zuccalmaglio sich mit wildem Gestrüpp von Volksdichtung abfand, wie er schwache verkümmerte Pflänzchen sorglich pflegte, wie er eigenen Besitz im Erdreich des Volksliedes heimisch machte, und wie er auch auf musikalischem Gebiet sich „leise und tief“ in das Gemüt des Volksliedes versenkte und klar an den Tag brachte, „was er unten gesehen“. Und bei dieser Tätigkeit, die nachträglich in der dankbaren Ausnutzung und Anerkennung von Brahms ihre Rechtfertigung gefunden hat, trat er selbst völlig in den Hintergrund; seine eigenen Texte und Melodien haben jahrzehntelang für Volkslieder und Volksweisen gegolten, und auch Brahms hat sie ebenso wie die Schöpfungen von Nicolai und Reichardt als solche aufgefaßt und dementsprechend behandelt. Das Alles mag vom philologischen und literatur-historischen Standpunkt aus zu verwerfen sein; aber um wieviel Schönes, wieviel Gelungenes wären wir ärmer, wenn Nicolai, Reichardt, Zuccalmaglio und seine Mitarbeiter, wenn endlich Brahms nicht unphilologisch und unkritisch im heutigen Sinne verfahren wären!

Wie gesagt, an einzelnen Schöpfungen von Brahms, die wir auf keine Weise wissen möchten, mag das nachgewiesen werden, und wiederum können wir, wie schon wiederholt, den zweiten Satz der Klaviersonate Op. 1 heranziehen. Brahms entnahm jene Volksliedstrophe „Verstohlen geht der Mond auf usw.“ der Sammlung Zuccalmaglios, und die Geschichte dieser Strophe

und der Benutzung des ganzen Liedes durch Brahms ist bezeichnend für den steten Fluß der Entwicklung, in dem das Volkslied sich befand und befindet. Zuccalmaglio fand im Volksmund nur die eine Strophe:

Wo geht sich denn der Mond auf?
Blau, blau Blümelein,
Oberm Lindenbaum da geht er auf,
Blumen im Tal,
Mädchen im Saal,
O du tapfre Rosa!

Sie wurde an den sogenannten Schwingtagen bei der Flachsbereitung von jungen Mädchen in feierlicher Weise in Molltönen gesungen und so oft wiederholt, als Schwingerinnen da waren. Dabei wurde dann jedesmal das Haus, der Wohnort der einzelnen Mädchen als Aufgangsort des Mondes bezeichnet. Über solche Bruchstücke früherer Lieder schrieb Bürger einmal: „Selten ist mir ein sogenanntes Stückchen zu unsinnig und albern gewesen, daß nicht wenigstens etwas, und sollte es auch nur ein Pinselstrich des magisch-rostigen Kolorits sein, poetisch mich erbaut hätte." Von dem Golde solcher Gebilde, meint er, sei manche Schlacke zu scheiden, die mündliche Tradition hinzugefügt hätte. Zuccalmaglio, der an die heutigen praktischen Zwecke des Gesanges dachte, ging über solchen Rat hinaus. Unter seiner, des nachempfindenden Poeten Hand entstand ein abgerundetes sangbares Volkslied.

Vorsänger: Verstohlen geht der Mond auf,
Chor: Blau, blau Blümelein,
Vorsänger: Durch Silberwölkchen geht sein Lauf,
Chor: Blau, blau Blümelein,
Rosen im Tal,
Mädel im Saal,
O schönste Rosa.

Er steigt die blaue Luft hindurch,
Blau, blau Blümelein,
Bis daß er schaut auf Löwenburg,
Blau, blau Blümelein,
Rosen im Tal ꝛc.

O schaue Mond durchs Fensterlein,
Blau, blau Blümelein,
Schön Trude lock mit deinem Schein,
Blau, blau Blümelein,
Rosen im Tal ꝛc.

Und siehst du mich und siehst du sie,
Blau, blau Blümelein,
Zwei treuere Herzen sahst du nie,
Blau, blau Blümelein,
Rosen im Tal ꝛc.

Die Stimmung der ursprünglichen Strophe ist durch Zuccalmaglio im Ausspinnen der Motive so festgehalten, und das Ganze mit so feinem Gefühl für das Volksliederartige aufgebaut, daß es nicht wundernimmt, daß Brahms sich dem Zauber dieses kleinen Kabinettstückchens anheimgegeben hat und ihm treu geblieben ist. Wir werden sehen, daß es ihn dieses Zaubers auch nicht

reute, als er erfuhr, daß das Lied textlich fast eine Neuschöpfung Zuccalmaglios sei.

Hätten Brahms literargeschichtliche oder philologische Bedenken gehindert, die Zuccalmagliosche Sammlung zu benutzen, wir besäßen auch einen andern Edelstein unter seinen Volksliederbearbeitungen nicht, das bekannte „Schwesterlein, Schwesterlein". So wie es uns heute vorliegt, darf es mit Hohenemser und sicher im Sinne der meisten, die es kennen, als „ein Gedicht allerersten Ranges" bezeichnet werden, „das in knappster Form eine tieferschütternde Tragödie darbietet". Wie aber ist das Lied entstanden? Ähnlich wie bei „Verstohlen geht der Mond auf" hat unser rheinischer Volksliederfreund dem Material der Volksdichtung nur ein Motiv entnommen. In dem eine Art Kehraus darstellenden ziemlich banalen Liede neueren Datums mit der Überschrift „Nur noch einen Walzer" und mit dem Anfang „Laß doch meine Jugend, meine Jugend florieren", fand er die fünfte Strophe:

Brüderchen, ach Brüderchen, wann gehn wir nach Haus?
Früh, wenn der Hahne kräht,
Der Tau auf dem Felde steht,
Brüderchen, ach Brüderchen, dann gehn wir nach Haus.

Auf diese eine Strophe hat Zuccalmaglio seine schwermütige Dichtung aufgebaut und ihr das Gewand einer wunderbar charakteristischen klagenden Melodie umgetan, die übrigens vier Takte der Volksweise verwendet.

Schwesterlein, Schwesterlein, wann gehn wir nach Haus?
Morgens wenn die Hahnen krähn,
Woll'n wir nach Hause gehn,
Brüderlein, Brüderlein, dann gehn wir nach Haus.

Schwesterlein, Schwesterlein, wann gehn wir nach Haus?
Morgen, wenn der Tag anbricht,
Eh endet die Freude nicht,
Brüderlein, Brüderlein,
Der fröhliche Braus.

Schwesterlein, Schwesterlein,
Wohl ist es Zeit!
Mein Liebster tanzt mit mir,
Geh ich, tanzt er mit ihr,
Brüderlein, Brüderlein,
Laß du mich heut.

Schwesterlein, Schwesterlein,
Was bist du so blaß?
Das macht der Morgenschein
Auf meinen Wängelein,
Brüderlein, Brüderlein,
Die vom Taue naß.

Schwesterlein, Schwesterlein,
Du wankest so matt?
Suche die Kammertür,
Suche mein Bettlein mir,
Brüderlein, es wird fein
Unterm Rasen sein.

Fürwahr, wenn sich Zuccalmaglio irgendwo als feinsinniger Dichter erwiesen hat, dann ist es hier, wo er das Volksliedmotiv durch veränderte und vertiefte Auffassung zu seinem Eigentum gemacht hat, indem er diesem Motiv die Stimmung des Ganzen anpaßte. Und wenn er von Brahms an einer Stelle seiner Briefe ein „lieber neuer Komponist" genannt wird, so erhält solch Urteil durch den musikalischen Wert dieser Melodie seine Begründung. Allerdings, der Philologe Hoffmann v. Fallersleben hatte Recht, wenn er im Weimarischen Jahrbuch (Bd. VI., 1857) über das Lied schrieb „als Volkslied eingeschwärzt." Aber es hatte auch Magnus Böhme, der Herausgeber des „Deutschen Liederhortes" von Ludwig Erck (1856) Recht, wenn er in der ihm 1893 gegebenen Fassung hinter das poetisch recht wertlose ursprüngliche Volkslied die Anmerkung setzte: „Auf Grundlage dieses Textes dichtete Zuccalmaglio ein Trauerlied über die Folgen der Tanzwut eines Mädchens und setzte dazu eine wie Mazurka klingende Mollmelodie, darin er als Mittelsatz den zweiten Teil hier verwendete." Er, der mit Verständnis doch auch an die volkstümlichen Kunstlieder des 18. und 19. Jahrhunderts herantreten mußte, die, wie er selbst sagt, einen Theil des Volksgesanges der Gegenwart bilden und das zukünftige Volkslied sein werden. Leider läßt sich aus dem „Liederhort" in der 1893 ihm von Böhme gegebenen Fassung mit Leichtigkeit eine Sammlung solcher spöttisch-philiströsen und geschmacklosen Urteile herstellen. Sie beeinträchtigen den Wert dieses großen Sammelwerkes schwer, und haben, wie wir sehen werden, gerade den künstlerisch so fein empfindenden Brahms besonders erregt. Im Gegensatz zu Böhme wußte er dem Dichter und Komponisten Zuccalmaglio Dank, und er drückte ihn mit jener wunderbaren Begleitung zu der von jenem gesetzten Melodie des „Schwesterlein" aus, die deren Wirkung so außerordentlich steigert und vertieft. Hohenemser weist mit Recht noch darauf hin, wie von der vierten Strophe an „Schwesterlein, Schwesterlein, was bist du blaß", die Harmonien mit ihren einschneidenden Nebentönen wie wankend einherziehen. „Wer dieses Stück einmal auf sich hat wirken lassen, der wird an der Berechtigung, das Volkslied zum Kunstlied zu erheben, nicht mehr zweifeln."

Und nun endlich noch ein Beispiel für die Befruchtung des Schaffens von Brahms durch die Sammlung von Nicolai. Es führt uns auf jenes Gebiet des Volksliedes, wo das epische Element gegenüber dem lyrischen vorherrscht, wo das einfache Lied sich zur pathetischeren Ballade erhebt. An der alten, von Nicolai den „Berkreyen" von 1547 entnommenen Dichtung „Es reit ein Herr und auch sein Knecht" hat sich, wenn er die Absicht hatte, durch spöttische Ironie der Begeisterung für das Volkslied Abbruch zu tun, jene Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, besonders bewährt. Er gab das alte Lied in der geschilderten bizarren Rechtschreibung, mit der selbstgefertigten Überschrift „Eyn klegliche Mordgeschichte, von ey'm Hern, der wz tot", mit der Vortragsbezeichnung „seer kleglich undt stönend" und einigen Abänderungen des Textes wieder. Die Handschrift seiner Sammlung, von der F. v. d. Hagen eine Abschrift nahm, enthält bei den hastig zu singenden Achteln im drittletzten Takt jedes Verses die spöttische

Apostrophe an die Volkslieder-Freunde Goethe und Bürger: „Möge man sich in Weimar und Göttingen die Zungen daran zerbrechen", ein Vermerk, der aber — vielleicht auf Zutun von Reichardt? — nicht abgedruckt wurde. Der Zweck Nicolais ist in keiner Weise erreicht worden. Die Ballade ist ein außerordentlich charakteristisches und fesselndes Produkt der Volksdichtung: als echtes Volkslied läßt sie vieles nur wie in fahlem Zwielicht aufblitzen, Motive der Handlung nur erraten und fordert so den Hörer zum Mitempfinden und zum Mitdichten auf; für unser heutiges, darin wenig ausgebildetes Können bietet Vilmar in seinem „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes" eine feinsinnige Erklärung. Nicolai gab der alten Weise aber auch aus Eigenem eine sehr charakteristische Melodie, die in bezug auf Stimmungsmalerei bis an die Grenze des Zulässigen geht, sie aber nicht überschreitet. So entriß er eine Perle der Volksdichtung, die Goethe, als er sie im „Wunderhorn" fand, „bedeutend, seltsam und tüchtig" nannte, der Vergessenheit, Zuccalmaglio nahm sie in seine vielbenutzte Sammlung, und so vielleicht fiel das Auge von Brahms auf sie. Und er faßte diese Perle in das Gold einer echt volksliedermäßigen, düsteren balladenhaften Begleitung. Sie tut das ihre dazu, daß heute bei dem Hören des Liedes in unser Empfinden ein Ton jener Stimmung mit hinein klingt, deren voller Klang einst dem Liede, als es entstand, bei den Hörern jener Zeiten eine volle Resonanz erweckte.

Die vorstehenden Beispiele und Ausführungen werden einen Begriff davon gegeben haben, auf welches Material von Volksliedd ichtungen und -Melodien Brahms in seinem Schaffen zurückging und wie er dies Material tatsächlich verarbeitete; aber sie geben keine Antwort darauf, wie er über dies Material und seine Verwertung dachte und darüber gesprochen hat. Seine Stellung zu dieser Frage ist, da der zweite Band der großen Kalbeckschen Biographie noch nicht erschienen ist, noch wenig bekannt. Noch ungedruckte briefliche Äußerungen des Meisters setzen mich in den Stand, zur geschichtlichen Festlegung seines Standpunktes etwas beizutragen. Sie sind bezeichnend für sein des anscheinend so verschlossenen Mannes impulsives und warmherziges Empfinden wie für alles Schöne und Edle, so auch für seine geliebten Volkslieder; weiter für seine energische Ablehnung jedes philologischen Kleinkrams auf dem Gebiet der Bestrebungen einer Neubelebung des Volksliedes in Kreisen, die ihm gemäß der Richtung unsrer heutigen Bildung fernstehen; endlich für seine Auffassung, wie diese Bestrebungen positiv zu fördern seien.

Man erfährt aus diesen Äußerungen, daß Brahms sogar die Absicht hatte, unter die Schriftsteller zu gehen und eine „Streitschrift" gegen die Auffassung zu veröffentlichen, mit der Böhme und Erck im „Altdeutschen Liederbuch" (1876), namentlich aber im „Deutschen Liederhort" das Volkslied behandelt haben, eine Streitschrift gegen „diese ganze Sorte Pächter des Volksliedes". „Ich weiß nicht, ob ich ihnen damit ins Fleisch schneide. Aber finden sie im ganzen Liederbuch *einen* Takt Musik, der sie im geringsten interessiert, ja nur berührt? Könnten sie danach jemanden (und gar „fremder Nation") auch nur den geringsten Begriff von unsrem Volksliede geben? Ist es denn für die Wissenschaft gar so nötig, daß man wie ... jeden Wisch

Papier . . . abdruckt oder jeden Dreck von der Landstraße so breit tritt wie Böhme?“ [1])

Die Übersendung des Manuskriptes der sieben Hefte seiner „Deutschen Volkslieder mit Klavierbegleitung“ kündigte Brahms mit folgenden Worten an: „Mit der Streitschrift war es ernst. Aber Sie kriegen sie in, wie ich hoffe, schönerer Verwandlung. Während ich nämlich eifrig und heftig schrieb, dachte ich an diese meine alten lieben Lieder. Ich meine mich selten und wenig in meinem Leben gehäutet zu haben; so war ich begierig, ob die alte Liebe gar so unwürdig gewesen. Joachim könnte sich erinnern, daß er Anno 52 in Göttingen mit für Gunhilde und „das Schwesterlein“ schwärmen mußte. Ich sehe sie heute mit denselben Augen an und empfinde für sie mit demselben Herzen.

Ich weiß nicht, wie weit Ihnen die Lieder Neues bringen. Nach den Quellen brauchen Sie keinesfalls zu suchen. Bis auf wenige, die ich vom Rhein mitbrachte, stehen sie alle in Nicolai und Zuccalmaglio.“

Für den Entschluß der Bearbeitung führt Brahms, der sich hier also auch als selbständiger Sammler von Volksliedern zu erkennen gibt, zwei Gründe an: zunächst seien die von Nicolai und Zuccalmaglio gegebenen Lieder sehr wenig gekannt, dann aber hätte ihn ihre stete Verunglimpfung, namentlich durch Böhme, gewurmt. Und durchblättern wir heute den „Liederhort“ unter solchem Gesichtspunkt, so erscheint uns die Erregung von Brahms berechtigt. Er nimmt ausdrücklich diese Männer in Schutz, „denen wir die Erhaltung (oder meinetwegen die Lieder selbst) verdanken“; er antwortet auf den Vorwurf, daß Zuccalmaglio nicht echte, ursprüngliche Volksweisen gebracht hätte: „Keine Volksweise? Gut, so haben wir einen neuen lieben Komponisten mehr, und für diesen brauche ich nicht wie für mich bescheiden zu sein.“ Und über ihre Sammlungen als Ganzes hatte er schon 1880 an seinen Freund Deiters geschrieben: „Beides viel und, wie ich meine, mit Unrecht geschmähte Bücher, die nicht aufhören, mich zu interessieren.“

Die literarische Streitschrift ist also nicht geschrieben, und das war gut, denn vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus hätte Brahms sich vielleicht manche Blöße gegeben, und sicher wäre die Streitschrift nicht so viel wert gewesen wie die Gabe seiner Volksliederbearbeitung, die in ihrer klaren und leicht zu erfassenden Schönheit und Volkstümlichkeit sich an alle Volkskreise wendet und noch viel zu wenig bekannt ist. Denn wenn Brahms im Hinblick auf sie fragt: „Scheint ihnen die Bedeutung derart, daß die Lieder den Leuten ans Herz gehen?“ so sagen wir heute dankbar und froh bewegt: „Ja, lieber Meister, sie gehen uns ans Herz, ja auch ins Herz“ und denken an das begeisterte Wort Simrocks: „Das Ziel der Volkspoesie ist das Herz der Nation!“

Was ergeben denn nun die eigenen Worte des Meisters zusammen mit andren Tatsachen, wie dachte er sich die Wiederbelebung des Volksliedes?

Er sieht die Möglichkeit einer solchen Wiederbelebung nicht in philiströsen, literarischen und musiktechnischen Untersuchungen, die im Kreise der Fach-

[1]) Gekürzt in Rücksicht auf einen noch lebenden Schriftsteller und die echt Brahmssche Derbheit des Ausdrucks. Der Verfasser.

gelehrten verhallen, er fragt bei Sichtung des Stoffes nur, was „den Leuten ans Herz gehen könnte“. Er will die durch viele Jahrhunderte bewährte Fortbildungskraft und Anpassungsfähigkeit des Volksliedes auch in unsrer Zeit verwertet wissen; er ist dankbar für feinsinnige und verständnisvolle Pflege und Weiterbildung des Volksliedes in textlicher und musikalischer Beziehung seit Herder und Goethe und bis in unsre Zeit hinein. Er sucht weiter das Heil in dem Kampf gegen Bänkelsängerei und Tingeltangelei unsrer Tage nicht allein in den hochachtbaren und verdienstlichen Bestrebungen der Schule und von Vereinen, das Volkslied in den unteren und mittleren Schichten zu erhalten und wieder einzuführen, Bestrebungen, wie sie schon Zuccalmaglio vertreten hatte; er weist ihm in unserm modernen Leben auch noch einen andern Wirkungskreis zu, er verpflanzt es an die Stätten der Kunst-, der Haus- und der ernsten Konzertmusik. Wie unsre großen Dichter, allen voran Goethe, es taten, erhebt auch er das Volkslied zum Kunstlied. Die Weiten, aber auch die Grenzen der Einwirkung des Meisters auf unser Volk umschreibt sein Biograph Kalbeck treffend und schön mit den Worten: „Brahms, der sich durch seine hohe Kunst und seine weit in die Vergangenheit verlierenden Forschungen vom Volke entfernt hat, kehrt immer mit verdoppelter Liebe zu ihm wieder, um das Beste, was er lernte, ihm zuzuwenden und sich mit ihm des gewonnenen Besitzes zu erfreuen. Er besingt nicht das Volk, läßt sich nicht zu ihm herab, sondern zieht es zu sich empor, daß es mit ihm singe oder doch erfahre, wie schön es eigentlich singen könnte. So wird er zum idealen Vorsänger des Volkes und legt seine vollsten Liederkränze vor ihm nieder, als erstatte er ein geliehenes Gut wohlverwaltet und bereichert mit Zinseszinsen zurück.“

Wie Brahms vom Volksliede ausgeht, immer wieder zu ihm zurückkehrt und mit dem vollen Akkord seiner sieben Hefte deutscher Volkslieder sein Leben abschließt, läßt, wie gesagt, im einzelnen das thematische Verzeichnis seiner Werke erkennen. Hier kann von dem Baume seines musikalischen Schaffens nur die eine oder andre Frucht gepflückt werden, um zu erläutern, wie weit dieser Baum seine Äste ausbreitete und wie weit die Wurzeln reichten, mit dem er aus dem ganzen weiten Bereich der Volksdichtung und der volkstümlichen Dichtung überhaupt immer neue Nahrung zog. Weisen die ersten drei Sonaten viele volksliedmäßige Themen und einzelne Sätze ausgesprochenen volksliedartigen Charakter auf[1]), so bricht in Op. 7 (1854) das volkstümliche Element auch im Liede durch, um in Liedkompositionen dann immer wieder aufzutauchen, wo das schlichte und einfache, das lyrische und innige der adäquate Ausdruck für die gewollte Stimmung ist. Zwei

[1]) In den zweiten Satz der zweiten Sonate klingt ein altdeutsches Minnelied des Grafen Toggenburg: „Mir ist leide, daß der Winter beide, Wald und Heide, hat gemachet kahl“, in die Schumannsche Florestan- und Eusebiusstimmung hinein, und der zweite Satz der dritten Sonate trägt das Motto der Sternauschen Verse:

Der Abend dämmert, das Mondlicht scheint,
Da sind zwei Herzen in Liebe vereint
Und halten sich selig umfangen,

und baut sich auf eine an „Steh ich in finstrer Mitternacht“ erinnernde Melodie auf.

echte Volkslieder, das schwäbische schwermütige „Die Schwälble ziehet fort“ und das tieftraurige, durch seinen seltsamen Wechsel von Dur und Moll musikalisch charakterisierte „Mei Mutter mag mi net“ geben diesem ganzen Liederheft das Gepräge, dem sich volkstümliche Dichtungen von Eichendorff und Uhland aufs beste anpassen. Drei Opuszahlen weiter und wir stehen vor einem Heft Klavierballaden (1856), und eröffnet und eingeleitet wird es mit der wuchtigen Schöpfung der Edward-Ballade. Wie die Kompositionen von Gesängen Ossians in Op. 17 und 24 hebt auch diese Ballade sich von dem düsteren nordischen Hintergrund des schottischen Hochlands ab und erinnert uns so daran, daß das Volkslied ein Allgemeinbesitz aller phantasiebegabten Nationen ist. Sie weist endlich auf die Anfangszeiten der Wiedererweckung des Volksliedes durch Herder hin. Damals schrieb er: „Wenn ich an die britische Küste komme, will ich alles andre nur flüchtig genießen, und dann will ich nach Schottland und den westlichen Inseln, wo auf einer Macpherson wie Ossians jüngster Sohn sitzt. Da will ich die keltischen Lieder des Volkes in ihrer ganzen Sprache und Ton des Landherzens wild singen hören, die jetzt in Hexametern und griechischen Silbenmaßen so sind, wie eine aufgemalte Papierblume gegen jene lebendige schöne Tochter der Erde, die auf dem wilden Gebirge duftet.“ Als solche wilde Felsblume steht jetzt die Ballade „Edward“ vor uns, die Brahms nach zwei Richtungen hin musikalisch angeregt hat, zu einer Komposition für Alt und Tenor (Op. 75, 1878) und zu einer Klavierballade. Diese, wie manche seiner in der Volksdichtung wurzelnden Kompositionen — ich erinnere auch an die akademische Festouvertüre — zeigt uns übrigens Brahms als besonnenen und maßhaltenden Programmusiker: es ist bezeichnend, daß Bülow für den Vortrag dieses düsteren wundervollen Tongedichts verlangt, daß „der Dialog auf der ersten Seite recht charakteristisch wiedergegeben werde.“

Ausländische literarische Anregungen verwerten auch die sechs Volkslieder umfassenden „Lieder und Romanzen“ des Op. 14 (1861). In dem schottischen Volkslied, das um den edlen Murray klagt, der sterben mußte, weil er der schönen Maria Stuart gefiel, und weiter in dem am Ende zum Anfang zurückkehrenden Ringelliede oder Rondeau — die Bezeichnung ist richtiger als die von Herder gewählte: Sonett — des Grafen Thibault von Champagne aus dem 13. Jahrhundert sind Stimmungen angeschlagen und Motive der kompositionellen Schilderung gegeben, wie sie Brahms im deutschen Volksliede nicht gefunden hätte. Aber Brahms wird in solchen Kompositionen nicht zum Diener des Auslandes. Der Freund, Verehrer und Berater des Meisters, Ph. Spitta, sagt darüber in „Zur Musik“: „Wenn Brahms Volkslieder der verschiedensten Nationen in Musik setzt, so geschieht es doch nicht, um den Charakter ihrer Nationalmusik nachzuahmen. Er kann gelegentlich von dort ein Motiv entnehmen, aber der Hauptzweck ist ihm, Musik im Sinne seiner eigenen Individualität zu machen. Wäre es anders, so würden wir in den „Liebesliedern“ Walzer im Charakter der Russen, Polen, Serben, Türken, Perser, Malayen haben, die „Kränze“ (Op. 46) wären hellenisch und das tief deutsch empfundene „Es träumte mir, ich sei dir teuer“ (Op. 57)

spanisch". Man kann auf die musikalische und technische Beherrschung fremder Volksmusik durch Brahms auch den Gedanken Wagners anwenden, mit dem er Mozarts Stellung zur italienischen Opernmusik charakterisierte, daß er nämlich fremde Kunst zu beherrschen gelernt hatte und sie zur allgemeinen Kunst erhob.

Auch das slawische Volkslied hat im Lauf der Geschichte das deutsche Volkslied wesentlich beeinflußt, und slawische Melodien haben wie im Schaffen andrer deutscher Tondichter so auch in dem von Brahms Einwirkungen hinterlassen. Aber auch das gewaltige Lied, das Brahms diesem Kreise von Vorstellungen entnommen hat, „von ewiger Liebe", ist doch wieder völlig ein deutsches Lied geworden, nur der melancholisch-träumerische dunkle Hintergrund des slawischen Volkscharakters, wie er in der prachtvollen Übersetzung von Wenzig[1]) seinen Niederschlag gefunden hat, ist ihm geblieben. Welche Gegensätze zu solchen Schöpfungen bilden aus etwa der gleichen Schaffensperiode des Meisters Kompositionen wie die Volkskinderlieder, der Begräbnisgesang „Nun laßt uns den Leib begraben", die Marienlieder und endlich der großartige Romanzenzyklus aus Tiecks Magellone, Werke, die alle in dem Jahrzehnt 1858—1868 entstanden sind! Die Volkskinderlieder, die 1858 ohne Autornamen erschienen, und unter denen das „Sandmännchen" wohl die meiste Verbreitung gefunden hat, tragen ihre Bezeichnung trotz der hinzugefügten geistvollen und klangschönen Begleitung doch zu Recht: jeder Erwachsene im Volke kann sie verstehend genießen, und auch das Kind kann diese einfachen Weisen fassen und singen, und so sind sie denn auch den Kindern von Robert und Klara Schumann gewidmet und bilden eine traute Erinnerung an den innigen Verkehr von Brahms im Schumannschen Hause. Die Marienlieder von 1862 entnehmen ihren Stimmungsgehalt stark katholisierenden, legendenartigen Texten früherer Jahrhunderte und sind a capella komponiert; die Texte kehren aber auch in ein und mehrstimmig komponierten Volksliedern wieder. Der Begräbnisgesang, der wie eine Vorstudie zum deutschen Requiem anmutet, leider aber noch so wenig gekannt ist, geht auf die textliche Unterlage eines geistlichen Gedichtes des 16. Jahrhunderts zurück. Über seine musikalische Gestaltung urteilt ein Brahmskenner wie Spitta „durchaus volksliedartig, jeder Ton wie gemeißelt". In dem Romanzenzyklus der Magellonenlieder ist es Tieck trefflich gelungen, das wechselnde lyrisch-epische Empfinden der Volksdichtung, wie es die Romanze im Gegensatz zur episch-lyrischen Ballade in den Vordergrund stellt, in plastische Formen zu gießen, und das musikalische Gewand, in das Brahms sie gehüllt hat, wird dem stets verschiedenartigen Stimmungsgehalt gerecht, ohne daß in dem großen Zyklus die Einheit des Stils verloren ginge.

Nicht immer ist die Befruchtung des musikalischen Schaffens unsres Meisters durch ein Schöpfen aus dem Jungbrunnen des Volksliedes und der Volksdichtung überhaupt eine so starke gewesen wie in dem eben skizzierten Jahrzehnt, aber zutage tritt sie dauernd und überall auf vokalem wie auf

[1]) Wenzig, Slovakische Volkslieder. Halle 1830.

instrumentalem Gebiet. Einen besonders wertvollen Beitrag zu einem Studium dieses Einflusses, auf das hier ja nur gewissermaßen empfehlend hingewiesen werden kann, bietet die Tatsache, daß eine Reihe von Volksliedtexten Brahms sogar zu wiederholten Malen musikalisch angeregt haben. Sein Bestreben, das Volkslied der Kunstpflege, der Haus- und Konzertmusik und damit weiten Kreisen, die ihm fernstehen, zurückzugeben, schlägt verschiedene Wege ein. In den Liederheften Op. 14 und 97, um diese mit ihren bekannteren Liedern: „Soll sich der Mond nicht heller scheinen", „Dort in den Weiden steht ein Haus", „Da unten im Tale läuft's Wasser so trüb" als Beispiele heranzuziehen, erhebt der Meister musikalisch vollkommen selbständig Texte des Volksliedes durch eigene Melodie und Begleitung in die Sphäre des Kunstgesanges, ohne daß Blütenstaub und Duft des Volksliedes abgestreift würden. Am Ende seines Lebens aber kehrt er mit seinen „deutschen Volksliedern mit Klavierbegleitung" noch einmal, wie wir von ihm selbst gehört haben, zu seinen „alten lieben Liedern" zurück. Aber nun läßt er sie so wie sie ihm die Sammlungen von Nicolai und Zuccalmaglio nach Text und Melodie überliefert haben, und er „bekleidet die nackten" nur ein wenig durch seine Klavierbegleitung. Daß diese so bescheiden eingeführte „Bekleidung" heute für uns mit den Hauptreiz der Lieder ausmacht, ist eine Sache für sich. Es ist äußerst reizvoll, in musikalischem Hören den Unterschieden in Auffassung, Vortragsbezeichnung, Rhythmus, Takt, Begleitung zwischen den früher komponierten und den später nur gesetzten Text- und Melodievorlagen nachzugehen.

So führt also auch diese Betrachtung und Vergleichung auf die umfangreichste und eindrucksvollste Gabe des mit dem Volksliede schaltenden und waltenden Meisters, auf seine Abschiedsgabe an sein Volk, auf die „deutschen Volkslieder", führt uns auch wieder auf die Pfleger und Komponisten des Volksliedes Nicolai und Zuccalmaglio zurück, auf die sich Brahms in erster Linie und neben Herder und Arnim-Brentano gegründet hat. Wie dankbar er den „neuen lieben Komponisten" war, als er erfahren hatte, daß zahlreiche Weisen der beiden Sammlungen, die er vornehmlich benutzte, nicht alte Volksweisen, sondern neue im Charakter der alten Texte erfundene und empfundene waren, daß an diesen alten Texten und Liedüberresten unter verständnisvoller Pflege sich die ewige Lebens- und Fortbildungskraft des Volksliedes bewährt hatte, das haben uns seine eigenen Worte gesagt. Er hat seiner Dankbarkeit gegen die alten Lieder und Weisen und die neuen Dichter und Melodienfinder das herrlichste Denkmal gesetzt, indem er zu den alten und neuen Gebilden Klavierbegleitungen schuf, die, auf ihre Feinheiten und Eigenarten eingehend, sie tragen und stützen, umschmeicheln und umrauschen und sie so zu Kunstwerken zugleich des Volksgesanges und des Kunstgesanges allererster Art erheben. Wie eindrucksvoll weist Brahms in seiner Weise und mit seinen künstlerischen Mitteln auf die Mahnung Goethes hin, die er dem Volksliede gegenüber erhebt:

Nur nicht lesen, immer singen!
Und ein jedes Blatt ist dein!

Maria Stuart.

Die Katastrophe und die Kassettenbriefe.

1566—1568.

Von

Lady Blennerhassett.

IV.

„Die Kassettenbriefe". Unter diesem Namen sind Schriftstücke bezeichnet, die Bothwell im Schloß zu Edinburgh, dessen Befehlshaber jetzt Sir James Balfour, sein Mitverschworener, war, im Juni 1567 in einer silbernen Kassette aufbewahrte. Nach Bothwells Flucht, am 19. Juni, schickte dieser von Dunbar, wo er sich befand, drei seiner Leute, Hepburn, Cockburn und George Dalgleish, in das Edinburgher Schloß zurück. „Ein gewisser Mann" brachte Lethington und Morton, die an jenem Tag zusammen speisten, Kunde davon, daß diese drei Leute Bothwells in das Schloß eingetreten seien. Morton schickte unverzüglich einige seiner Leute, um die drei bei ihrem Austritt aus demselben festzunehmen. Mortons Leute kamen zu spät. Hepburn entschlüpfte; Cockburn wurde erwischt, aber nichts Verdächtiges bei ihm gefunden. Erst nach langem Suchen, in einem Haus der „Potterrow" genannten Straße Edinburghs, gelang es, Dalgleish aufzufinden. Er hatte Schriftstücke Bothwells in seinem Besitz und bekannte, am nächsten Tag der Tortur unterworfen oder wenigstens damit bedroht, daß er auch eine silberne Kassette unter dem Bett seines Zimmers im Haus des Potterrow verborgen habe. Dort fand man die Kassette, ein kostbares Geschenk des ersten Gatten Marias an seine Frau, das 1568 noch an vielen Stellen des Beschlages den Namenszug Franz II., das „F" mit einer Königskrone darüber, aufwies.

Am 20. Juni, abends 8 Uhr, gelangte diese Kassette in Mortons Hände; er behielt sie die Nacht über, und am Morgen des 21. Juni wurde sie in Gegenwart von protestantischen und katholischen Lords des Geheimen Rates, Atholl, Home, Sanquhar, dem Laird of Tullibardine, dem Master of Graham, dann Mar, Lethington, Morton selbst und seinem Vetter Archibald Douglas aufgebrochen. Die ersten fünf Namen dieser von Morton aufgestellten Liste waren die von Anhängern Marias. Keiner der Genannten wurde später von Morton als Zeuge aufgerufen. Nach Mortons Erklärung enthielt die Kassette

acht nicht datierte, nicht adressierte und nicht unterzeichnete Briefe in französischer Sprache, angeblich von Maria an Bothwell gerichtet, zwei Heiratsverträge zwischen ihnen und eine Reihe von Liebesgedichten, mehr oder weniger in Form von Sonetten. Der späteren Rolle dieser Dokumente in der Geschichte der Königin soll noch gedacht werden. Mr. Andrew Lang, der die Kassettenbriefe einer genauen und erschöpfenden Untersuchung unterzogen hat[1]), glaubt nicht an die Möglichkeit einer vollständigen, integralen Fälschung. Aber er läßt die Frage offen, ob die Briefe teilweise authentisch, teilweise gefälscht, d. h. interpoliert worden seien, und zwar durch Lethington, im Einverständnis mit Sir James Balfour, in den Tagen zwischen dem 14. und 19. Juni, folglich bevor Bothwells Diener George Dalgleish sich am 19. Juni der Kassette bemächtigte. Gegen diese Hypothese, die Mr. Andrew Lang selbst nicht zu einer einwandfreien Behauptung steigern will, erhebt sich ein andrer Kenner ersten Ranges in Sachen der Kassettenbriefe, Mr. T. F. Henderson[2]). Er beruft sich vornehmlich darauf, daß Lethington in diesen Tagen gar nicht über die Zeit verfügte, eine so mühsame und langwierige Arbeit, wie die Fälschung sie vorausgesetzt haben würde, durchzuführen; ferner daß nicht Balfour, sondern Bothwell den Schlüssel zur Kassette in Händen hatte, endlich daß Maria auch dann, als sie Lethington tödlich haßte, ihn niemals, weder direkt noch indirekt, einer solchen Fälschung beschuldigte. Er schließt: „Selbst Mr. Lang ist es nicht gelungen, ein bestimmtes und endgültiges Zeugnis dafür aufzubringen, daß Maitland-Lethington in irgendeiner Weise an der Fälschung beteiligt gewesen sei; nicht die leiseste Anspielung auf etwas derartiges ist in den zeitgenössischen Denkwürdigkeiten, Briefwechseln oder Pamphleten, ob schottisch, englisch, französisch, italienisch oder spanisch, zu finden. Nicht einer seiner Zeitgenossen, Freund oder Feind, träumte jemals die Voraussetzung, als habe Lethington Anteil an einer solchen Sache gehabt; und dennoch versichert uns Mr. Lang, wenn eine Fälschung vorgenommen worden sei, kein andrer wie Lethington ihr Anstifter gewesen sein könne." Nach Mr. Henderson fand überhaupt keine Fälschung statt.

Am Tag der Entdeckung der Briefe, 21. Juni, schickten die Lords den George Douglas mit Aufträgen, deren Inhalt unbekannt ist, an Königin Elisabeth, und Lethington gab ihm einen Brief an Cecil mit, in dem gesagt war, der Überbringer werde ausführlich über die Gründe der gerechten und ehrenhaften Sache der Lords berichten. Zu dieser Zeit waren sie im Aufstande gegen Maria, und Lethington hatte sich ihnen angeschlossen. Von den Kassettenbriefen ist in dieser Mitteilung nicht die Rede.

Die erste Erwähnung derselben innerhalb und außerhalb Schottlands findet sich in einem Brief des spanischen Gesandten in London, de Silva, an

---

[1]) Andrew Lang, „The Mystery of Mary Stuart". Revised Edition 1904. London, Longman & Green.

[2]) T. F. Henderson, „The Casket-Letters and Mary queen of Scots, with Appendices". 1 Vol. 2d Edition 1899. Edinburgh, Adam & Charles Black. — „Mary queen of Scots, her environment and tragedy". A Biography. 2 Vols. London, Hutchinson & Co. 1905. — Appendix A: „The latest phase of the Casket-Controversy."

Philipp II., vom 12. Juli 1567. De Silva schreibt, der französische Gesandte bei Maria, du Croc, sei auf dem Rückwege von Schottland durch London gekommen. Der französische Gesandte dortselbst, La Foreſt, habe ihm, de Silva, gesagt, Marias Gegner behaupteten bestimmt zu wissen, daß sie am Morde ihres Gatten beteiligt gewesen sei und zwar durch den Inhalt eigenhändiger Briefe von ihr, deren Abschriften in seinem (?) Besitz seien. „Seinem" bezieht sich auf du Croc. Dieser nahm die Kopien mit nach Frankreich. Dort verlautete nie mehr etwas von ihnen, aber die bloße Kenntnis von ihrem Vorhandensein mußte selbstverständlich allein spätere Fälschungen erschweren. So lagen die Dinge im Juni—Juli 1567. — Die französischen Originale oder vorgeblichen Originale der Briefe, bis dahin im Besitz von Mortons Erben, sind unter Marias Sohn, Jakob VI I, verschwunden. Eine Kassette im Besitze des Herzogs von Hamilton, von einer Ahnfrau desselben im 17. Jahrhundert zurückgekauft, ist, trotz der damit verbundenen Überlieferung, von zweifelhafter Authentizität. Nur von den Briefen III, IV, V, VI sind französische Kopien nach dem französischen Originaltext vorhanden. Von den beiden wichtigsten Briefen I und II ist nicht wie von VII und VIII gesagt, daß sie aus dem Französischen in das Schottische und Englische übersetzt, sondern nur, daß sie mit dem französischen Text verglichen worden seien. Briefe I und II, die sog. Glasgow Letters, können ganz bestimmt nur nach Marias Trennung von Bothwell auf dem Weg nach Glasgow, 20. Januar 1567, aber in Glasgow, die übrigen, soweit nachweisbar, in Stirling, vor Marias Entführung durch Bothwell nach Dunbar, am 24. April, geschrieben worden sein, aber die dem Inhalte angepaßte Datierung dieser letzteren Briefe ist nicht sicher. Brief II aus Glasgow ist tatsächlich Brief I der Serie und von solcher Wichtigkeit, daß Henderson sagt, „wenn seine Authentizität erwiesen ist, wird der ganze übrige Streit gegenstandslos". Seine gegen Mr. A. Lang gerichtete Beweisführung zugunsten der Echtheit dieses Briefes II beruht darauf, daß Briefe im Juni 1567 vorhanden waren, von denen du Croc Kopien besaß, und daß die Übereinstimmung vieler Stellen des Briefes mit Crawfords „Erklärung" seine Echtheit und nicht etwa, wie behauptet worden ist, das Gegenteil beweise; denn sie geben dieselben Gespräche zuweilen in denselben Worten wieder, von denen Crawford eidlich aussagte, daß er sie unmittelbar, nachdem sie ihm von Darnley mitgeteilt worden seien, niedergeschrieben habe.

Wir halten uns infolgedessen berechtigt, den Brief II zum mindesten als Zeugnis für Marias Seelenstimmung anzuführen, weil selbst ein Fälscher den logischen Zusammenhang zwischen dieser Stimmung und Marias tatsächlichem Verhalten nicht erdichten konnte.

Wir folgen dem schottisch-englischen, einzig vorhandenen Text des Briefes. Die Verfasserin schrieb am ersten Abend vor und nach dem Essen, bis in die Nacht hinein, nachdem „sie den Ort verlassen, wo sie ihr Herz zurückließ". Wie Crawford, so berichtet auch sie über die Entschuldigungen von Lennox, den sie nicht sah, obwohl er im selben Hause vorgeblich krank lag. Sie erzählt von ihrem Empfange durch verschiedene Lords, worüber Crawford schweigt. Wie dieser, so läßt auch sie Darnley sprechen. Sie nennt ihn nie mit Namen,

einmal „den König", dann „He". Ihr Bericht ist viel ausführlicher als Crawfords „Erklärung". Aber in beiden Schriftstücken sagt u. a. Darnley: „Gott weiß, wie ich dafür gestraft bin, daß ich meinen Gott aus Ihnen machte und keinen andern Gedanken wie an Sie hatte"; ferner, daß „er wegen Hiegaits Worten ihr nicht mißtrauen könne, denn er vermöge nicht zu glauben, daß sein eigen Fleisch (‚das meinige' steht eingeklammert im Text) ihm Schaden zufügen werde".

„Niemals," so heißt es hierauf im Brief, „hörten Sie ihn besser oder demütiger sprechen, und hätte ich keinen Beweis, daß sein Herz von Wachs, das meinige von Adamant ist, das kein Streich, er käme denn von Ihrer Hand, brechen kann, so hätte ich Mitleid gefühlt. Aber fürchten Sie nicht, der Platz wird halten bis zum Tode. Gedenken Sie, zum Lohn dafür nicht zu leiden, daß das Ihrige durch eine falsche Rasse, die nicht weniger gegen Sie tun würde, gewonnen werde . . . Dieses ist mein erster Tag; ich will morgen schließen."

Am nächsten Tage, nachts:

„Hier tue ich ein Werk, das mir sehr verhaßt ist. Haben Sie etwa nicht Lust, zu lachen, wenn Sie mich so gut lügen oder wenigstens verstellen und Wahrheit beimischen sehen . . . Nur durch vieles Schmeicheln und Bitten gelang es mir, ihm die Würmer aus der Nase zu ziehen." (D. h. alles von ihm zu erfahren. Der häßliche Ausdruck ist dem Französischen „tirer les vers du nez" entlehnt.)

Darnley, so sagen Crawford und der Brief II, sei bereit, mit Maria nach Craigmillar zu gehen. Der Brief allein sagt abermals:

„Wir sind durch zwei falsche Rassen aneinander gebunden. Der Teufel möge uns trennen und Gott uns auf immer vereinigen, als das treueste Paar, das er jemals zusammenband. Das ist mein Glaube; in diesem will ich sterben. Entschuldigen Sie, wenn ich schlecht schreibe, während andre schlafen und ich es nicht kann, wie ich es gern zu tun wünschte, nämlich in Ihren Armen, mein liebes Leben . . . Lassen Sie mich wissen, was Sie beschlossen haben, damit wir unsre gegenseitigen Absichten kennen und nichts verderben.

„Verdammt sei dieser verpestete Geselle, der mich so stört, denn wäre es nicht seinetwegen, so hätte ich angenehmere Dinge mit Ihnen zu besprechen. Er ist nicht sehr entstellt, obwohl er viel bekommen hat. Mit seinem Atem hat er mich fast getötet; der ist schlimmer als jener Ihres Verwandten, aber ich komme ihm nicht nahe; ich sitze auf einem Stuhl zu seinen Füßen, während er am andern Ende des Bettes liegt."

Der Brief, „auf einzelne Blätter, wegen Papiermangels" niedergeschrieben, enthält nach dieser Stelle eine Reihe von Notizen über Dinge und Personen, die zu besprechen sind, dann eine weitere Notiz über den „Herrn von Livingston", der, während die Briefstellerin an seine Schulter gelehnt, sich am Feuer wärmte, zu ihr gesagt habe, größer als die Freude der einen über ihre Ankunft sei der Kummer eines andern, den sie heute verlassen habe. Auf die Frage, wer es sei, habe Livingston sie fester umschlossen und erwidert, es sei einer, der sie verlassen habe: „Sie können erraten, wer das ist," fährt die Schreiberin fort. Für ihn habe sie in Eile ein Armband gefertigt, das er nicht zeigen solle, damit es nicht wieder erkannt würde.

Nun folgen die kompromittierendsten Bekenntnisse. Der Ton des Briefes wechselt, der Stil wird abgebrochen, die Erzählung gerät in Unordnung, in Widersprüche des Gefühls. Das „Herz von Adamant" empfindet Reue, Ge-

wissensbisse, Grauen, Eifersucht, bekennt sich zu einer Leidenschaft, die dennoch alle Dämme überflutet, verpflichtet sich zum Gehorsam bis zum Verbrechen:

„Ach, niemals habe ich jemanden betrogen; aber ich will mich ganz Ihrem Willen ergeben; und schicken Sie mir Botschaft, was ich tun soll; was mir auch geschehen möge, Ihnen will ich gehorchen. Denken Sie auch darüber nach, ob Sie nicht eine geheimere Erfindung durch Arznei wissen, denn in Craigmillar soll er Arznei und auch Bäder nehmen und lange Zeit nicht ausgehen.

„Um kurz zu sein, nach allem, was ich erfahren kann, ist er von größtem Mißtrauen, obwohl er sich auf mein Wort verläßt, aber nicht so sehr, daß er mir bis jetzt alles anvertrauen würde; trotzdem würde ich alles aus ihm herausziehen, wenn es Ihr Wille ist, daß ich ihm alles bekenne; aber niemals werde ich willens sein, einen, der mir vertraut, zu betrügen. Sie aber können mir in allen Dingen befehlen. Denken Sie deswegen nicht geringer von mir, denn Sie sind die Ursache davon. Denn um meiner eigenen Sache willen würde ich es nicht tun."

Über Darnley folgen noch verschiedene Äußerungen. So in bezug auf die in Glasgow anwesende Lady Reres: „Er mißtraut ihr wegen dessen, was Sie wissen, und wegen seines Lebens;" in bezug „auf Lethington, auf Sie, auf meinen Bruder gerät er außer sich, wenn er von ihnen hört":

„Jetzt, mein liebes Leben, wenn ich, um Ihnen zu gefallen, weder Ehre noch Gewissen, noch Gefahr, noch Größe spare, so nehmen Sie es gut auf und nicht nach der Auslegung Ihres falschen Schwagers (Huntly ist gemeint), dem ich keinen Glauben gegen die treueste Geliebte zu schenken bitte, die Sie jemals hatten oder haben werden.

„Sehen Sie auch nicht auf sie (Lady Jane Gordon, Bothwells Frau), deren vorgebliche Tränen Sie weder schätzen noch loben sollten angesichts der Mühseligkeiten, die ich erdulde, um ihren Platz zu verdienen. Um ihn zu erhalten, verrate ich, gegen meine eigene Natur, diejenigen, die mich daran verhindern könnten. Möge Gott mir verzeihen und Ihnen, meinem einzigen Freund, das Glück und den Erfolg verleihen, die Ihre treue und demütige Geliebte Ihnen wünscht, sie, die zur Belohnung ihrer harten Anstrengungen hofft, Ihnen bald etwas andres zu sein und, obwohl nie müde, Ihnen zu schreiben, endigen muß, denn es ist sehr spät, indem sie Ihnen die Hände küßt . . . Lieben Sie mich immer, wie ich Sie liebe."

Diesen Brief überbrachte Paris. Der als Brief I bekannte, dem Inhalte nach aber unzweifelhaft zweite Brief aus Glasgow klagt über fehlende Nachrichten von Bothwell. Höre sie nichts weiteres von ihm, so erfülle sie ihren Auftrag und „bringe am Montage den Mann nach Craigmillar":

„Er ist der Fröhlichste, den Sie jemals sahen, und erinnert mich an alles, womit er mir glauben machen will, daß er mich liebt, was mir ein so großes Vergnügen bereitet, daß ich nie bei ihm eingetreten bin, ohne vom Schmerz in meiner Seite befallen zu werden. Ich habe ihn heute. Wenn Paris mir bringt, weswegen ich ihn sandte, wird es mir viel wohler werden . . . Diesen Brief schicke ich an Lethington . . . Handeln Sie nicht weise, so fällt die ganze Last auf meine Schultern."

Im Abschnitte, worin Mr. A. Lang diese beiden Schriftstücke prüft, entringt sich seiner Wahrheitsliebe das Geständnis: „Die Kunst des Fälschers scheint übermenschlich . . . Ich vermag kaum an einen so gewandten Fälscher zu glauben." Lang denkt an die fieberhafte Erregung der einsamen Schreiberin in der Stille der Nacht, an die furchtbare Versuchung, der sie, noch kämpfend,

erliegt; an die Qual der sie verzehrenden Eifersucht gegen die geopferte und dennoch geliebte Gattin Bothwells, an die sklavische Unterwerfung der stolzen, selbstbewußten Königin unter den Willen des Mannes. Auch dieser Zug ist nicht zum wenigsten der Wirklichkeit abgelauscht. Es war eine ganz hervorragende Charaktereigenschaft Marias, daß sie Männern gegenüber, die sie achtete oder liebte, das Bedürfnis der Unterwerfung empfand. In Frankreich gehorchte sie den Guisen unbedingt. Nach Randolphs Berichten fand selbst Darnley sie anfänglich zum Gehorsam gegen ihn bereit. Dieselbe Unterwürfigkeit hat sie später einem Freier wie Norfolk versprochen.

Diese Einsicht in ihr Wesen ist wichtiger und ausschlaggebender als das Schuldbekenntnis der Briefe, die über den letzten Akt des Dramas zu Kirk-o'-Field nichts enthalten. Auch ohne diese Briefe steht ja fest, daß Maria, wie Moray und Morton, vom Vorhandensein eines Komplottes gegen Darnley spätestens seit Ende November 1566 und zu Craigmillar wußte, daß sie, wie diese beiden nicht direkt Beteiligten, nichts tat, um seine Ausführung zu verhindern. In Glasgow tritt die Königin aus dieser passiven Rolle. Vom Augenblick an, wo sie den Entschluß gefaßt hatte, Darnley nach Craigmillar oder nach Edinburgh zu bringen, wußte sie, daß sie ihn seinen Todfeinden in die Hände lieferte. Gleichviel, ob die schlimmsten Stellen der Briefe echt sind oder nicht, wie es ja u. a. auch nie aufgeklärt werden wird, ob das Pulver zu Kirk-o'-Field mit Marias Vorwissen und in ihrem Schlafgemach oder in den Kellern und ohne, daß sie davon wußte, aufgespeichert wurde. Nicht auf solchen Einzelheiten beruht die Überzeugung von Marias Schuld. Sie kannte Bothwell und seine Mitverschwörer, sie war es, die ihnen das Opfer auslieferte; nicht ihre Worte, sondern ihre Taten sprechen ihr das Urteil. Ihr Verhältnis zu Bothwell dagegen setzen die Schriftstücke der Kassette in ein andres Licht. Sie war in seiner Macht, sie konnte und wollte sich nicht von ihm befreien, und die notwendige Ergänzung der Briefe I und II sind die Sonette, von denen niemand zu behaupten wagt, daß Lethington, oder Sir James Balfour, oder Archibald Douglas, oder wer sonst immer, dem Fälschungen zugetraut wurden, sie erfunden haben könne.

Diese nur französisch vorhandenen 11 Sonette von im ganzen 158 Verszeilen sind dem Inhalte nach Ende April 1568, Mr. A. Lang sagt in zwei Tagen, 21. bis 23. April, und folglich zu Stirling niedergeschrieben worden. Vom toten Darnley ist nicht mehr die Rede. Es sind glühende Liebeserklärungen an einen Ungenannten, der nach allen Opfern, die eine Frau ihm gebracht hat, und die wie im Briefe II aufgezählt werden, dennoch an der Liebe dieser Frau zweifelt. Für ihn hat sie den Sohn, die Ehre, das Gewissen, das Land, das Volk, die Verwandten, die eigene Seele hingegeben, um seinetwillen hat sie bitteres Leid gelitten, zuerst, „als er sich ihrer Person bemächtigte, ohne ihr Herz zu besitzen", und dann als sie aus Schmerz über seine Verwundung, aus Angst, ihn zu verlieren, fast das eigene Leben einbüßte. Alles das genügt ihm nicht. Er leiht der Verleumdung sein Ohr, er verdächtigt sie einer andern Liebe! Seine Liebe aber besitzt eine andre, seine Frau, die ihm einen ärgerlichen Toren vorgezogen und nur trauernd

die seinige geworden ist. Dennoch lasse er sich jetzt von ihrer späten Neigung, ihren Tränen, ihren lauten Klagen und Briefen rühren,

Et si l'aymes et croyez plus que moy.

Die rechtmäßige Gattin zog von ihm, dem Gatten, nur Ehre und Vorteil, nur Glück und Genuß: er möge ihr Los mit dem der Frau vergleichen, deren Liebe für ihn ihr zum Vorwurf gereiche und die ihn dennoch überzeugen werde, daß kein Gehorsam, keine Hingebung, keine Liebe die ihrige übertreffen könne.

Nach diesen Sonetten, nach Briefen I und II sind die Briefe III, IV und VIII zu wenig bedeutend, um einer besondern Erwähnung zu bedürfen. Briefe V, VI und VII dagegen sind, wenn echt, wie die Sonette zu Stirling geschrieben und beweisen, daß Maria mit ihrer Entführung durch Bothwell einverstanden war. In Brief V wird Bothwell abermals vor seinem Schwager Huntly gewarnt, von dem Maria Ausführliches über Zeit und Art der Entführung erwartete, und der statt dessen „ihr predigte, es sei ein wahnwitziges Unternehmen und mit ihrer Ehre unverträglich, einen verheirateten Mann, der sie entführe, jemals zu heiraten: seine Leute würden es nicht dulden und die Lords ihr Wort zurücknehmen". Der letzte Satz bezieht sich auf den von den Lords am 19. April unterschriebenen Ainslie-Bond, worin dieselben Lords sich verpflichtet hatten, Bothwells Heirat mit Maria, falls diese ihn zum Gatten wähle, zu fördern. Im Brief erklärt Maria, nachdem sie so weit gegangen, könne weder Überredung noch selbst der Tod sie veranlassen, ihr Wort zu brechen. An Bothwell aber sind, seiner gleichgültigen Haltung wegen, Vorwürfe gerichtet:

„Ich wollte, ich wäre tot. Denn ich sehe, wie alles schlecht geht. Sie versprachen viel Besseres. Aber die Trennung vermag alles über Sie, die Sie zwei Stränge an ihrem Bogen haben."

Brief VI sendet Ratschläge an Bothwell in bezug auf die Rechtfertigungsgründe, deren er sich gegen die Lords zu bedienen habe. Sie stimmen mit jenen überein, die Maria nach ihrer Heirat mit Bothwell in den Instruktionen an den Bischof von Dumblane nach Paris schickte. Ob sie oder Lethington das Schriftstück verfaßte, wissen wir nicht.

Brief VII, ebenfalls aus Stirling, enthält eine neue Warnung Huntlys, daß die Maria begleitenden Lords sich eher niedermetzeln, als ihre Entführung dulden würden, worauf Maria Bothwell beschwört, eine um so stärkere Streitmacht mitzubringen. Ihr Verdacht gegen Huntly ist gewichen. Sie nennt ihn „einen ehrlichen Mann". Den Beweis, den sie forderte, gab er ihr bald darauf, indem er, der seine Schwester gegen ihre Neigung an Bothwell verheiratet hatte, sie nun zur Scheidung von ihm veranlaßte. Du Croc beruft sich auf Lethington für die Mitteilung, auch nachdem Bothwell mit der Königin lebte, habe der Briefwechsel zwischen ihm und seiner Frau fortgedauert; nach andern hätte er ihr darin versichert, sie allein sei sein Weib, Maria nur seine Konkubine, und er habe Zusammenkünfte mit der Gattin gehabt.

V.

Es gab Grenzen, — auch für schottische Gewissen. Bereits vor der Heirat Marias mit Bothwell, am 27. April, boten die Lords des Nordens, zu Aberdeen vereinigt, sich an, die Königin zu befreien. Am 5. Mai meldete Elisabeths Gesandter, Drury, daß Morton, Atholl und Bothwells Mitverschworne zu Stirling den Entschluß gefaßt hätten, den kleinen James VI. krönen zu lassen. Robert Melville fügte hinzu, Frankreich habe ihnen Hilfe zugesagt, sie zögen aber vor, eine solche von Elisabeth zu erhalten. Kirkcaldy of Grange, ein tapferer Soldat und Cecils geheimer Agent, sagte offen, er müsse Darnley rächen oder das Land verlassen: die Absicht der Lords sei Marias Befreiung und die Rettung ihres Sohnes. Sir James Melville bezeugt, daß das Entsetzen, mit dem Europa die Kunde von den Ereignissen in Schottland aufnahm, das Verhalten der Lords bestimmte. Lethington, obwohl in Dunbar gefangen gehalten, gelang es, wie bereits gesagt, mit ihnen in Verbindung zu treten und, so heißt es, seinen Verwandten und Freund Atholl zum Übertritt zu ihrer Sache zu bestimmen. Diejenigen unter den Lords, die noch am 19. April den Ainslie-Bond zur Verteidigung des „unschuldigen" Bothwell und zur Förderung seiner Heirat mit Maria unterzeichnet hatten, machten jetzt geltend, sie hätten es „durch Waffengewalt gezwungen" getan. Daß wenigstens ein Teil derselben, ohne Unterschied des Bekenntnisses, an Marias unfreiwillige Entführung durch Bothwell glaubte und, wie ganz Schottland, die dem ganzen Lande zugefügte Schmach und die Erniedrigung der Königin empfand, darf als feststehend angenommen werden. Am 6. Juni entwischte Lethington vom Hof und trat über zu den Lords.

Die Königin und Bothwell waren sich der Gefahr ihrer Lage wohl bewußt. Bothwell ging zur Predigt, um seine calvinischen Anhänger zu versöhnen. Bischof Leslie behauptet, im Mai, nach der Heirat, habe Maria reuig und öffentlich die Sakramente ihrer Kirche empfangen. Die goldene Schüssel, das Patengeschenk Elisabeths für den kleinen Jakob VI., wurde eingeschmolzen, und die königlichen Wachen wurden mit dem Erlös bezahlt. Unter dem Vorwand eines Kriegszuges nach dem Grenzland sammelte Maria Truppen. Als Huntly um Erlaubnis bat, nach dem Norden zu gehen, sagte sie ihm bitter, er wolle ein Verräter wie sein Vater werden. Holyrood schien nicht mehr sicher. Am 7. Juni begaben sich die Königin und Bothwell nach Borthwick Castle, wohin jetzt die Lords marschierten. Da der Platz nicht verteidigt werden konnte, entfloh Bothwell in der Nacht vom 10. Juni nach Dunbar. Wilde Reden wurden gegen die Königin laut: sie möge Bothwell ausliefern, was sie verächtlich ausschlug. Gegen ihn vorzugehen, waren die Lords jetzt entschlossen, aber Hand an Maria zu legen, wagten sie noch nicht und zogen sich vorläufig wieder nach Edinburgh zurück. Dorthin sandte Maria eine Proklamation, in der die Einwohner zu ihrer Befreiung, nicht von Bothwell, sondern von den Lords aufgerufen wurden. Zugleich schickte sie den Sohn von Lady Reres an den Befehlshaber des Edinburgher Schlosses, Sir James Balfour, und ließ ihm sagen, seine Geschütze gegen die Lords zu wenden. Er gehorchte nicht. Am 11. Juni warf sich Maria in Männerkleidern aufs Pferd,

begegnete ihrem Gatten und ritt mit ihm zurück nach Dunbar. Dort, wo keine passenden Kleider für sie zu finden waren, legte sie die Landestracht, einen kurzen roten Rock, das Mieder mit von Bändern gehaltenen Ärmeln, den Schleier und den Samthut an.

In beiden Lagern wurden jetzt eilig Wehrkräfte gesammelt. Maria und Bothwell standen an der Spitze von über 1600 Mann, die sich am 15. Juni in starker Stellung zu Carberry Hill mit der Streitmacht der Lords trafen. Wieder zögerten diese vor einem direkten Angriff auf die Königin; durch du Croc, der mit ihnen war, leiteten sie Verhandlungen mit ihr ein, die auf Verstärkungen durch die ihr treuen Hamiltons wartete. Bothwell schlug vor, den Streit durch einen Zweikampf, in den Lord Lindsay willigte, auszutragen. Dagegen legte die Königin ihr Verbot ein, und unterdessen gingen ihre wankend gewordenen, von den Leuten der Lords überredeten Anhänger so zahlreich zu diesen über, daß an einen Kampf nicht mehr zu denken und selbst die Flucht unmöglich war. Edinburgh war verloren. Sir James Balfour, durch Lethington überredet, hatte die Festung den Lords ausgeliefert. Unter der von diesen angenommenen, einzig bestimmt bekannten Bedingung, ihrem früheren Mitverschworenen Bothwell die Flucht zu gestatten, ergab sich jetzt die Königin dem wenigstens an Darnleys Mord nicht beteiligten Kirkcaldy of Grange, nachdem es ihren Bitten und Tränen gelungen war, Bothwell dazu zu vermögen, daß er ging. Sie schieden unter Umarmungen und Küssen am Abend der ersten Wiederkehr ihres Hochzeitstages mit Beteuerungen der Liebe und sahen sich niemals wieder! Du Croc bezeugt, Bothwell sei so kampfesmutig und kaltblütig geblieben, daß er ihm ein Beispiel aus klassischen Tagen für die bevorstehend geglaubte Schlacht anführte. Bevor er von der Königin sich trennte, gab er ihr ein Schriftstück in die Hand, das sicherlich nicht der Craigmillar Bond, aber immerhin ein Dokument war, das den Beweis von Mortons, Sir James Balfours und Lethingtons Mitschuld an Darnleys Ermordung enthielt. Sie ließ Bothwell noch Zeit, einen Vorsprung zu gewinnen. Dann wandte auch sie ihr Pferd und ritt furchtlos und ungebeugt in das Lager der Rebellen. Dort entfesselte ihr Anblick die Wut der calvinischen Soldateska. „Tod der Gattenmörderin! Auf den Scheiterhaufen mit der Buhlerin!“ schrien sie. Mit einem Zorn, der den ihrigen überbot, drohte Maria jetzt Lindsay, der es gewagt hatte, sich mit Bothwell messen zu wollen, „sie werde seinen Kopf dafür nehmen“ und alle andern hängen lassen. Dann verlangte sie Lethington und Atholl, die beide, obwohl anwesend, erklären ließen, sie gehörten nicht zu den Lords. Herausfordernd rief sie Morton an: „Wie geht das zu, Mylord Morton, ich höre, das geschehe um der Gerechtigkeit willen und gegen des Königs Mörder. Ich höre auch, Sie seien einer von diesen.“ Sie war außer sich. Unter dem Vortragen eines Banners mit dem Bild ihres ermordeten Gatten und ihres um Rache zum Himmel flehenden Sohnes brachten sie die Königin mit aufgelöstem Haar, staubbedeckt und erschöpft nach Edinburgh in ein Haus der Highstreet, während das zusammengeströmte Volk sie mit Flüchen und Beschimpfungen begleitete.

Es war Abend geworden. Seit 5 Uhr früh war sie zu Pferd geblieben und hatte nichts genossen. Sie verweigerte jede Nahrung, schrieb an Bothwell einen

Brief, der den Lords ausgehändigt und nicht bestellt wurde, verbrachte die Nacht schlaflos, von Soldaten bewacht, und erschien früh des Morgens hilferufend, ihre Kleider in Unordnung, am Fenster, ein Bild der Verstörung und des Jammers. So sah sie Lethington, der durch die Straße kam; sie rief ihn zu sich herauf und klagte über die Trennung von Bothwell. Lethington, sagt du Croc, erwiderte, daß Bothwell seine Frau viel lieber als die Königin habe. Die grausame Wahrheit verfehlte ihren Zweck. Maria verlangte mit Bothwell zu Schiff gebracht und den Winden überlassen zu werden. „Dann", bemerkte du Croc gegen Lethington, „hoffe er, das Schiff werde in Frankreich landen, wo der König gerecht urteilen werde! Die unglücklichen Tatsachen seien nur zu sehr erwiesen!"

Marias Sekretär, Nau, der später in seinen Aufzeichnungen ihre Darstellung der Ereignisse wiedergab, behauptet, in einer zweiten Unterredung mit Lethington am selben Tag habe sie Lethington der Teilnahme an Darnleys Ermordung und auch dessen beschuldigt, daß er, mit Morton und Balfour, die Bestrafung der Mörder verhindert habe. Sie erinnerte ihn ferner daran, daß er zu Dunbar ihr das Leben verdankte. Nur Randolph weiß zu sagen, daß Lethington damals geraten habe, die Königin zu töten. Dieser selbst versichert, daß er ihre Sache nie aufgegeben habe, und dazu riet die Klugheit: er mußte sie im eigenen Interesse schonen, denn sie wußte zu viel.

Da sie Bothwell nicht aufgeben wollte, brachten sie Morton und Atholl am Abend des 16. Juni nach Holyrood, wo zwei ihrer treuen Hofdamen, Mary Semple und Mary Seton, sie wieder anständig kleideten, und in derselben Nacht mußte sie zu Pferd nach dem Schloß von Lochleven, auf einer kleinen Insel nahe am Nordufer des gleichnamigen Sees. Es gehörte Sir William Douglas, der durch seine Mutter, der einstigen Geliebten König Jakobs V., ein Halbbruder Morays war. In Lochleven brach Maria physisch zusammen vierzehn Tage lang fürchtete man für ihr Leben. Von der Außenwelt horte sie nichts. Sie wußte nicht, daß Bothwell zu seinem Onkel, dem alten Bischof von Moray, geflohen war, dessen drei illegitime Söhne sich jetzt mit Huntly gegen ihn verschworen. Bothwell tötete einen derselben, versuchte Bundesgenossen zur Befreiung der Königin zu gewinnen und ging, als das fehlschlug, nach den Orkneys, wo er Piratenschiffe ausrüstete. Kirkcaldy wurde beauftragt, ihn auf offener See zu fangen. Aber Bothwell erreichte Dänemark im Herbst 1567 und verschwand für immer aus der Geschichte Marias und Schottlands.

Auch zu Lochleven verweigerte sie die Scheidung von Bothwell und zwar auf den Grund hin, daß sie seit sieben Wochen guter Hoffnung von ihm sei. Nach den einen folgte eine Fehlgeburt, nach andern gebar die Königin Zwillinge, nach Labanoff, dem Herausgeber der Briefe Maria Stuarts, wurde ihr zu Lochleven eine Tochter geboren, die als Nonne in Frankreich starb.

Die Lords mußten jetzt mit Elisabeth rechnen, und Elisabeth hatte einen hohen Begriff von der Unantastbarkeit der königlichen Würde. Sir James Melville vertrat, seit 5. Juni in London, zuerst Maria, dann die Lords, hörte aber nie auf, Marias Sache zu verteidigen. Wann die Nachricht von den am

21. Juni zu Edinburgh gefundenen Kassettenbriefen Elisabeth zuerst erreichte, ist nicht festgestellt. Sie wußte aber bereits davon, als de Silva am 21. Juli ihr mitteilte, er habe von den Lords vernommen, sie hätten Briefe in der Hand, die Marias Mitwissenschaft am Mord ihres Gatten bewiesen". Elisabeth antwortete, „das sei nicht wahr, obwohl Lethington schlecht in der Sache gehandelt habe; und wenn sie ihn sähe, würde sie etwas zu ihm sagen, das gar nicht nach seinem Geschmack wäre." Was sie eigentlich mit diesen Worten sagen wollte, ist nicht festzustellen. Gewiß ist nur, daß sie nicht von Fälschungen sprach, daß sie wegen Lethingtons Übertritt zur Sache der Lords gegen ihn erzürnt war, Marias Befreiung aus Lochleven wollte und seit Mitte Juli Throckmorton zu diesem Zweck als ihren Spezialgesandten nach Edinburgh geschickt hatte. Er nahm das Verdienst für sich in Anspruch, Maria vom Tode gerettet zu haben. Am 25. Juli berichtete nämlich Throckmorton, die Lords hätten Zeugen und Beweise in der Königin eigener Handschrift, daß sie am Mord ihres Gatten beteiligt gewesen. Dafür, „wegen Tyrannei" und „wegen Vergehen (incontinency) mit Bothwell und andern" wollten sie sie richten, wenn sie nicht abdanke. Am 24. Juli unterschrieb Maria, auf den Rat Robert Melvilles und Throckmortons, die sie über die Ungültigkeit eines unter solchen Umständen geleisteten Verzichtes beruhigten, zu Lochleven drei Dokumente. Durch das erste verzichtete sie „wegen gebrochener Gesundheit" auf die Krone zugunsten ihres Sohnes. Durch das zweite ernannte sie Moray zum Regenten, durch das dritte berief sie einen Regentschaftsrat bis zu Morays Rückkehr. Am 29. Juli wurde zu Stirling der kleine James VI. gekrönt. Knox, der, aus der Verbannung zurückgekehrt, den Tod der Königin verlangt hatte, hielt die Predigt. Nach schottischem Gesetz, das kein leerer Buchstabe geblieben war, wurden Ehebrecherinnen mit dem Feuertode bestraft. Die Lords gaben Throckmorton zu verstehen, daß Maria verloren sei, wenn er offen für sie Partei nähme.

Moray, der nie nach Italien gegangen, sondern in Frankreich geblieben war, kehrte über London nach Edinburgh zurück, wo er am 11. August eintraf. Am 15. und 16. August sah er Maria zu Lochleven. Die Begegnung, die stürmisch begann, endigte mit gegenseitigen Zugeständnissen. Moray hielt Sittenpredigten, versprach nur bedingt und insoweit er es vermöge, Leben und Ehre Marias zu retten und ließ sich von ihr bitten, die Regentschaft und ihre Juwelen zu übernehmen. Letztere verkaufte er zum Teil, den Rest gab er seiner Frau. Den Schwur, Ordnung in Schottland wieder herzustellen, hielt er, ließ aber die Lords gewähren, als sie in dem im Dezember versammelten Parlament alle Schuld für die Tat von Kirk-o'-Field auf die Königin und auf Bothwell wälzten und sich selbst von Rebellion freisprachen. Throckmorton verließ Schottland, ohne im Auftrag Elisabeths, die aus Furcht vor einer Einmischung Frankreichs zugunsten der Lords nicht mit ihnen brechen wollte, entscheidende Schritte zu tun. Bothwells Diener wurden hingerichtet, und einer derselben, Hay of Talla, beschuldigte auf dem Schafott Huntly, Argyll, Lethington, Sir James Balfour und andre der Teilnahme an Darnleys Ermordung, worauf die Genannten aus Edinburgh entweichen

mußten, um sich der allgemeinen Entrüstung zu entziehen. Die Königin blieb durch Parlamentsbeschluß mit der Mitwissenschaft und Teilnahme am Gattenmord belastet, wie das ihre Briefe und ihre Heirat mit Bothwell bewiesen.

Während solches zu Edinburgh sich zutrug, hatte Maria, obwohl von der Außenwelt geschieden, zu Lochleven nicht nur Spannkraft und Gesundheit wiedergefunden, sondern auch der Zauber, der die Menschen an sie fesselte, bewährte seine alte Kraft. Ihr Wächter, Lord Ruthven, mußte entfernt werden, weil er ihr von Liebe sprach. Lethington schickte einen symbolischen Schmuckgegenstand, eine Maus darstellend, die den gefangenen Löwen befreite. Sir James Melville, der sie sehen durfte, tröstete sie damit, daß die Unterschriften einer Gefangenen ungültig seien. Der schmucke Bruder des Lord von Lochleven, George Douglas, wurde gleichfalls weggeschickt, weil er sich mit der Hoffnung trug, das Herz der Königin zu gewinnen. Sie soll von ihrem Bruder Moray die Erlaubnis erbeten haben, Douglas zu heiraten. Jedenfalls blieb er, ob fern oder nah, ihr getreuer Ritter und bereitete ihre Flucht und eine Erhebung zu ihren Gunsten vor.

Am 25. März 1568 wagte sie, als Waschfrau verkleidet, den ersten Versuch, aus Lochleven zu entkommen. Sie schnürte sich ein Bündel auf den Rücken, verbarg ihr Gesicht, erreichte das Boot, in dem die Frau gekommen war, wurde aber von den Bootsleuten an ihren weißen Händen erkannt und unerachtet ihrer Bitten und Tränen in das Schloß zurückgebracht, aber nicht von ihnen verraten. Die eigene Mutter Morays und der Douglas zeigte sich der Gefangenen hilfreich und günstig. Ihr Sohn, der Laird und Schloßherr selbst, sprach gegen seinen Vetter Morton die Ansicht aus, Maria sei genug gestraft und nichts Schlimmes in ihr; man möge ihr die Krone zurückgeben. Herrn und Diener erleichterten ihr die Haft und ließen es weder an schuldiger Ehrfurcht und Rücksicht noch an Zerstreuungen und Vergnügen für die königliche Gefangene, die jetzt wieder ihrem Rang entsprechend gehalten und mit ihren Hofdamen und einem Hausstand umgeben war, fehlen. Sie verkürzte sich die Zeit mit schönen Stickarbeiten, die sie zu fertigen liebte, und zeigte sich heiter, selbst fröhlich. Keine Äußerung der Reue mahnte an Darnley, keine Tränen flossen mehr für Bothwell. Die Vergangenheit mit ihren Schrecken, der drohende Feuertod und die Schatten des Mordes, alles schien vergessen, überwunden, begraben. Nur ein Oratorium, das Maria hatte einrichten lassen und häufig besuchte, mahnte an die Rückkehr zum alten Glauben und vernahm Geheimnisse, nach denen die Welt vergebens spähte. Maria habe ihre Schuld erkannt, sie sei wieder katholisch, teilte ihre Jugendfreundin, Elisabeth von Spanien, dem Madrider Nuntius mit. In Wahrheit lebten längst wieder Hoffnung und Zuversicht auf eine neue Zukunft in dieser unbeugsamen Seele. Sie fand Boten, die Briefe von ihr mit Gefahr des Lebens bestellten, und einen Pagen, den etwa siebzehnjährigen Willy Douglas, „den Findling", wie man ihn nannte, der sich der Schlüssel des Hauses bemächtigte. Während der Laird und die Seinen ihre Abendmahlzeit hielten, öffnete der kleine Douglas zwei verhüllten Gestalten die Tore, sperrte sie sorglich hinter ihnen wieder ab und brachte sie glücklich in das bereit gehaltene Boot, worauf er die Schlüssel in den See warf.

Das geschah am 2. Mai 1568. Unfern davon warteten Beatons, Hamiltons, Setons, lauter Anhänger der Königin, dazu einige Parteigänger Bothwells mit George Douglas auf die Flüchtlinge, die auf Lochlevens Pferden glücklich entkamen. Mit Willy Douglas war nur ein kleines Mädchen der Königin gefolgt. Sie hatte sich entschlossen, zu den Hamiltons zu gehen und traf mit ihren Getreuen nach einem wilden Ritt noch während der ersten Nacht in Lord Setons Haus zu Langriddy ein. Am nächsten Tag vereinigte sie sich mit den Hamiltons. Zwischen ihr und ihnen war lange Feindschaft gewesen; auch diese Hamiltons hatten im Juli 1567 auf ihre Hinrichtung gedrungen. Aber sie haßten, wie jetzt sie, Moray und die Lennox, und strebten nach der Krone. Nun, da Maria gegen ihren Willen lebte, hatten sie eine Kandidatur für ihre Hand, Arrans jüngeren Bruder, Lord John Hamilton, Abt von Arbroath.

Der erste Gebrauch, den Maria von ihrer Freiheit machte, bestand darin, daß sie ihrem Gesandten in Paris, Erzbischof Beaton, Nachricht von ihrer glücklich vollzogenen Flucht zukommen ließ. Hepburn of Riccarton, Bothwells Vetter, sollte seine Feste Dunbar zurückerobern und dann ihm Kunde nach Dänemark bringen.

Am 5. Mai erließ Maria eine Proklamation, die nichts mehr von den wütenden Anklagen „gegen die verpesteten Verräter und den rebellischen Bastard Moray" enthielt, die von den Hamiltons, vielleicht vom Erzbischof, aufgesetzt, aber von Maria nicht unterzeichnet wurde. Das offizielle Dokument führt eine gemäßigte und würdige Sprache zur Verteidigung ihrer königlichen Rechte und Ansprüche. Zu Glasgow, am 3. Mai, erfuhr Moray das Geschehene. Er war unvorbereitet, aber die Stadt ihm treu, und sie lag auf dem Weg nach dem befestigten Dumbarton, von wo, wenn Maria es erreichte, der Weg nach Frankreich ihr offengestanden hätte. Sie hatte jetzt bereits 5000 bis 6000 Mann; nur etwa 3000 bis 4000 Streiter sammelten in Eile Morton, Mar, Kirkcaldy und andre Lords und führten sie Moray zu, den Cecil auffordern ließ, „schnell und scharf zuzuschlagen". Morays numerische Schwäche wurde durch die Fähigkeit der Führer aufgewogen. Sie zogen mit ihrer kleinen Heeresmacht jener der Königin entgegen und zwangen sie am 13. Mai 1568 bei Langside zur Schlacht. Vom Hügel aus, von wo sie die Walstatt überblicken konnte, sah sie, wie Kirkcaldy, der beste Soldat in Schottland, ihren Hauptführer Argyll, der gänzlich versagte, nach tapferer Gegenwehr der Hamiltons in die Flucht schlug. Ein Gemetzel der Ihrigen folgte, sie selbst ergriff jetzt Panik bei dem Gedanken, noch einmal in des falschen, unbarmherzigen Bruders Gewalt zu fallen. Zu ihrem Unheil zögerte sie um einige Minuten zu lange, bis es nicht mehr möglich war, das Boot, welches sie nach Dumbarton gebracht hätte, zu erreichen. Mit George Douglas, einem zweiten Ritter desselben Namens, und nur sechs andern floh sie in der Richtung gegen Südwesten über das Moor, sechzig Meilen ohne Unterbrechung. Der märchenhafte Ritt führte in ein armes Bauerngehöft auf den Gütern von Lord Herries, wo saure Milch und Haberbrot und einige Stunden Schlaf auf dem Lehmboden der Hütte genossen wurden. Lord Herries erbot sich, die Königin zu beschützen, bis neue Wehrkräfte zu ihren Gunsten gesammelt werden konnten. Aber Marias Vertrauen auf die Schotten war dahin, ihr Plan gefaßt. Von der

Abtei von Dundrennan, wo sie die letzte Rast auf schottischer Erde hielt, schrieb sie am 15. Mai an Elisabeth.

Diese hatte Moray in London auf dem Weg nach Schottland aufgefordert, seine Schwester zu befreien. Das Königtum Jakobs VI. erkannte Elisabeth nicht an. Zu Lochleven erhielt Maria Briefe der englischen Königin, die Worte des Trostes und der Freundschaft mit Ermahnungen zur Besserung ihres Lebens verbanden. Ein Bote mit Glückwünschen zu ihrer Befreiung war unterwegs, als Maria an Elisabeth schrieb: von ihren rebellischen Untertanen aus ihrem Reich verjagt, suche sie Schutz bei der königlichen Schwester. Diese möge ihr die Ehre erweisen, sie in England zu empfangen und über ihre Angelegenheiten mit ihr zu konferieren. Sie wartete die Antwort nicht ab; von den Lords Herries, Fleming und Claud Hamilton begleitet, überschiffte sie am 16. Mai, einem Sonntag Nachmittag, den Solway und landete abends 7 Uhr zu Workington in Westmoreland auf englischem Boden.

So endigte das Drama Maria Stuarts in Schottland. Unter dem Zeichen Elisabeths begann das Drama in England, das, kaum weniger blutig und schuldbelastet als das erste, auf dem Schafott zu Fotheringay am 8. Februar 1587 abschließen sollte.

Aus der Masse und dem Wirrsal widersprechender Zeugnisse und Dokumente, des diplomatischen und sonstigen Klatsches eines Randolph oder Drury der verlässig befundenen Depeschen von du Croc, Melville, Throckmorton, Cecil, Lethington, de Silva und andern haben wir versucht, ein wahres, zuverlässiges Bild der Ereignisse in Schottland während der Regierung Maria Stuarts und ihres Verweilens auf schottischem Boden zu gewinnen. Dem Leser bleibt es anheimgestellt, selbst darüber zu entscheiden, ob ein Moray oder Lethington von schwerer Schuld freizusprechen, ein Morton oder Sir James Balfour viel weniger schuldig als etwa ein Bothwell selbst seien. Das Tun und Lassen der Königin haben wir geschildert, ohne etwas zu beschönigen oder zu verbergen, ohne eine Apologie zu versuchen oder das Maß ihrer Verantwortung bestimmen zu wollen. Einen Mitverschworenen aber hatten sie und alle, die Verrat und Mord wie erlaubte Waffen gebrauchten, und dieser Mitverschworene war der Geist der Zeit. Von Verbrechern umgeben, sank auch Maria Stuart zum Verbrechen herab. Nicht hundert Jahre später, und Marias Enkel, Karl I., fand in einem Schotten, dem fleckenlosen „Kavalier", Graham, Marquis of Montrose, das Urbild des Loyalisten zur heroischen Verteidigung seiner Krone. Von Karls unwürdigem Sohn, Karl II., seinen Feinden ausgeliefert, schritt Montrose „wie ein Bräutigam" zum Galgen: „Der König hat befohlen. Seine Befehle an mich waren höchst gerecht und ich gehorchte." Mit dieser edelsten Lüge, die jemals von eines Mannes Lippen fiel, starb Montrose. Besser als Karl II. hätte Maria Stuart einen solchen Helden verstanden und seine Treue gelohnt. Sie fand ihn nicht. Ihre Schotten hießen Moray, Lethington, Darnley, Bothwell. Sie entlasten sie nicht, aber sie erklären, wie es kam, daß Schuld und Strafe über dem Haupt der Sechsundzwanzigjährigen mit der Furchtbarkeit einer Äschyleischen Tragödie zusammenschlugen.

Holland als Kolonialmacht.

Von

Adolf Mayer.

I.

Nächst England ist kein Staat der Welt in so hohem Grade Kolonialmacht wie das kleine Holland, das ebenso wie jenes die vielfach größere Anzahl von überseeischen Untertanen besitzt als von angestammten. Ja, wenn man die Sache historisch beschaut, so ist Holland sogar in erster Linie zu nennen, da England, obgleich viel mächtiger und das ganze System als Großmacht betreibend, erst später in dieser Richtung sich entwickelt hat und in gewissem Sinne als Spaniens Erbe zu betrachten ist, während Holland schon gleichzeitig mit Spanien und Portugal das überseeische Gewerbe betrieb, und nun trotz des Wandels der Zeiten noch wesentlich auf diese Weise sein Leben fristet.

Mag daher England in der Großartigkeit seines Betriebes und in frischer Energie der Ausführung seiner Unternehmungen dem Holland von heute weit überlegen sein, die Firma mit der rot-weiß-blauen Flagge hat sich doch noch immer ziemlich ungeschmälert auf dem Platze erhalten; sie besitzt die größere Erfahrung, die älteren und bewährteren Institutionen. Das ganze Leben der Holländer hat sich ungleich mehr auf die Tatsache des Kolonialbesitzes in jeder Beziehung eingerichtet, und das Fazit dieses Zustandes in bezug auf Ökonomie und Volkscharakter gezogen. Keine Familie des Adels und des höheren Bürgerstandes in Holland, von der nicht irgendein Sohn oder Vetter in Ost- oder Westindien seinen Wirkungskreis gefunden hätte, um als älterer Mann zurückzukehren und dann gewöhnlich der Heimat das gemütliche Loblied zu singen:

Osten und Westen,
Zu Hause am besten.

Das freilich ursprünglich von Matrosen gedichtet wurde, und so verstanden sein will, daß dies Lob nur gilt, nachdem die brausende Jugend verrauscht und man für dieselbe die nötige Anzahl von Tausendguldenscheinen eingetauscht hat.

Ein solches Land, seit drei Jahrhunderten typische Kolonialmacht, ist also Holland. — Sollte das Studium seiner alten, ausgereiften, kolonialen Institutionen nicht von großem Werte sein, namentlich für Staaten, die sich zu dem kühnen Fluge kolonialer Unternehmungen zum ersten Male rüsten? — „Wer sich an andern spiegelt, spiegelt sich lieblich", heißt ein uraltes holländisches Sprichwort, das ungefähr so viel sagen will, als: wer von andern zu lernen weiß, am wenigsten Lehrgeld bezahlen muß. Aber freilich, einiges Lehrgeld ist immer zu bezahlen.

Was wäre Holland ohne Handel und ohne Kolonien? — Ein Niederungsland, aus Marsch und Geest ziemlich gleichmäßig gemischt, ein Land wie Hannover mit Oldenburg, ein Land der Viehzucht und des Ackerbaues, ein tüchtiges Land vielleicht, aber ohne Weltruf und ohne die Kunstentwicklung (die hier weit mehr auf der erworbenen Kaufkraft als auf dem angeborenen Talent beruht) und auch nicht mit genügender Widerstandskraft gegen von außen sich aufdrängende politische Einflüsse!

Wenn wir von den kolonialen Beziehungen des kleinen und doch so bedeutenden Landes zu reden unternehmen, so müssen wir überall die von Ostindien in den Vordergrund rücken; denn Surinam ist gerade wegen der Kleinheit des Mutterlandes, dessen Mittel eben nicht ausreichten, den ganzen durch kühne Seefahrt und Eroberung gewonnenen Besitz gleichzeitig zu organisieren, entschieden rückständig geblieben. Dort liegen die Bevölkerungsverhältnisse weit schwieriger, und dort hat die benachbarte englische Kolonie die Produktionsquellen des Gold, Zucker und Kakao liefernden Landes weit rascher erschlossen. Die ganze vorhandene Kraft Hollands wurde auf Ostindien, wo der relativ arbeitsame und (bei genauer Kenntnis seiner Eigenschaften) leicht zu lenkende Malaie als Urbevölkerung vorhanden war, verwendet und zumal die Insel Java, mit einer Grundfläche halb so groß wie Deutschland und jetzt mit beinahe 30 Millionen Einwohnern (also ebenso stark bevölkert wie dieses), vollständig organisiert. Diese Insel Java ist also dasjenige Land, an dem man, wenn irgendwo, die kolonisatorische Wirksamkeit Hollands studieren muß. — Sie ist zwar keineswegs die größte der Sundainseln, aber die drei größeren sind entweder nicht ganz der Herrschaft Hollands unterworfen, oder die vorgenommene kolonisierende Organisation ist noch nicht bis ins Innere vorgedrungen, oder es ist beides noch nicht der Fall. Die kleineren aber, wie Timor, Madura, Bali und Lombok, sind so viel kleiner, daß sie Java gegenüber beinahe wie eine quantité négligeable erscheinen.

Wir werden uns deshalb in unsern Ausführungen hauptsächlich auf Java beschränken dürfen, um ein zwar verkleinertes, aber doch zutreffendes Bild von der holländischen Kolonisationsmethode zu zeichnen. Nur wird zur Erläuterung von einzelnen Dingen ein gelegentliches Hinübergreifen auf Sumatra, die nächst benachbarte große Insel, dienlich sein, gerade um den Unterschied von einem roheren Zustande gegenüber dem in seiner Weise vollendeten vorzuzeigen.

Die Insel Java ist sehr in die Länge gestreckt und hat in der Breite kaum mehr als den Durchmesser eines geographischen Grades. Geologisch wird dies bekanntlich erklärt aus der Vulkankette, die gewissermaßen ihr Rückgrat bildet und die sich in den benachbarten Inseln nach Osten und Westen im sanften Bogen fortsetzt, ganz ähnlich den Vulkanen der amerikanischen Kordilleren, nur daß hier in der Alten Welt die Gebirgskette so tief in den Ozean versenkt ist, daß sie hier und da, wie in der Sundastraße, ganz durch Wasser unterbrochen wird, an welcher Stelle nur der berüchtigte Krakatau mit dem äußersten Rande seiner Kraterwand hervorragt, und da er so gezwungen ist, viel Wasser zu schlucken, den in seinem Innern erzeugten reichlichen Dampf gelegentlich mit besonderer Gewalt und also bis in die obersten Regionen unsrer Atmosphäre zu blasen, wovon die Folgen, ein glühendes Abendrot (da der letzte Ausbruch erst vor zwei Dezennien statt hatte) wohl noch in unser aller Erinnerung lebendig sind.

Eine Folge dieser Landesgestalt ist natürlich eine große Küste, viele Landungsplätze, leichte Zugänglichkeit, selbst des Hochgebirges und rasche Vollendung der Kolonisation. Celebes mit seinem Spinnenleib zeigt zwar ähnliche, wenn auch etwas verwickeltere geographische Verhältnisse, aber eine viel schwierigere Bevölkerung. Sumatra ist schon viel massiger und hat unzugängliche Gebirgsgegenden. Dasselbe gilt noch in viel höherem Grade von dem riesigen Borneo, das schon mehr ein kleiner Kontinent als eine Insel ist. Es gibt dort viele Gebirge, auf denen man, auch bei günstiger Fernsicht, nach keiner Seite hin das Meer erblicken könnte.

Als großenteils vulkanische Bildung hat Java einen fruchtbaren Boden, zumal das Hauptgestein, der Andesit, leicht verwittert. Die Abwechslung mit tertiären Kalkschichten trägt zu der Mannigfaltigkeit der Bodenzusammensetzung bei. Obwohl die Vulkane noch größtenteils in Tätigkeit sind, werfen sie keine glühende Lava aus, sondern blasen nur Asche empor, die freilich, vereinigt mit den reichlichen Gebirgswässern, zuweilen wahre Schlammströme erzeugt. Diese und die diesen Wässern manchmal beigemischten sauren Exhalationen sind aber nur lokal dem Pflanzenwuchs gefährlich. Dem großen unterirdischen Dampfdrucke entsprechen freilich auch große Erd- und Seebeben, furchtbar verheerende Ereignisse, die aber doch zu selten auftreten, um nicht von dem Fatalismus und Optimismus der Eintagsfliegennatur der dortigen Menschheit rasch überwunden zu werden.

Zu den fruchtbaren Bodenverhältnissen gesellt sich nun ein Klima, wie es für die Pflanzenwelt kaum günstiger gedacht werden kann. Unter dem (oder nur wenige Grade vom) Äquator gelegen, genießen die Sundainseln zu jeglicher Jahreszeit einen zwölfstündigen Sonnenschein. Die Hitze ist nicht so groß wie in den heißen Zonen des massigen nördlichen Kontinents, also z. B. wie im Sudan oder wie in Arabien, sondern immer ganz nahe dem Optimum alles Pflanzenlebens (29° C.), und selten weiter als zwischen 23—31° variierend, da die wassergesättigte Atmosphäre die nächtliche Ausstrahlung verhindert. Also wie ein heißer, gewitteriger Sommertag bei uns; nur daß eben das Gewitter wohl elektrische Entladung und überflüssigen

Regen, aber keine Kühlung bringt; für die Pflanzen ein Dorado, woran sich aber der Mensch mit seinem komplizierten Nervenleben sehr gewöhnen muß, um es auf die Dauer ertragen zu können.

Die Pflanze braucht neben der Wärme bekanntlich auch Feuchtigkeit. — Nun auch dafür ist auf Java und den Nachbarinseln gesorgt, soweit nicht etwa eine Landschaft im Regenschatten einer andern liegt. An der Küste, in der Gegend von Batavia, schon reichlich der doppelte Regenfall wie bei uns in Mitteldeutschland und auch den des Schwarzwaldes noch übertreffend. Etwas an den als Verdichtungsapparate wirkenden bewaldeten Bergen hinaufsteigend, erfährt die Regenmenge dann nochmals eine Verdoppelung. Dort in der Höhe, in Buitenzorg, liegt der berühmteste botanische Garten der Welt. — Aber für den Menschen hat die triefende Nässe ihre entschiedenen Unbequemlichkeiten, da alle Kleider wöchentlich wenigstens einmal an die Sonne getragen werden müssen, um nicht von Schimmel zu verderben, und der Musikliebhaber sieht seine Geige gar bald im Ahornboden und Fichtendeckel auseinanderfallen, wenn er versäumte, die Teile vor seiner Überfahrt nach Indien mit Schellack statt mit Leim aneinanderkleben zu lassen und nachher während seines Aufenthaltes in einem gut schließenden Blechsarge mit einem Stück gebrannten Kalks zu verwahren.

II.

Allerdings der Regen ist nicht so gleichmäßig wie der Sonnenschein auf das ganze Jahr verteilt, sondern gerade durch die Unregelmäßigkeit desselben gibt es auch auf Java Jahreszeiten, die den unsern einigermaßen entsprechen. Obgleich die Sache sich auf den verschiedenen Teilen der Insel nicht ganz gleich verhält, so läßt sie sich doch im großen und ganzen dahin definieren, daß in unserm Sommer, in dem sich der große asiatische Kontinent erwärmt und die Luft wie ein gut geheizter Schornstein an sich zieht, der Südostmonsun über Java dahinstreift und von dem trockensten aller Kontinente, von Australien, wasserarme Luft heranführt; — also ist dann die regenarme Periode. Und umgekehrt, in unserm Winter, wenn der Kontinent der südlichen Halbkugel, Australien, von der langen Bestrahlung erwärmt wird, führt aus dem heißen indischen Ozean der Nordwestmonsun feuchte Luft heran, die sich an den Tropenwäldern des Hochgebirges der Sundainseln zu massenhaften Niederschlägen verdichtet. — So entspricht dann der Zeit unsres Winters eine Regenperiode, in der es freilich auch nicht den ganzen Tag regnet; aber es ist die Zeit der regelmäßigen täglichen Gewitter; und so regelmäßig sind diese, daß man für „morgen nach dem Gewitter" eine bestimmte Verabredung macht, weil man dann mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, daß wieder die Sonne lächelt oder vielmehr brennt; denn in den Tropen ist ja die Sonne das Mächtige, das Gewaltige, aber nicht das Liebliche und Holde.

Diese Periodizität in den Niederschlägen hat natürlich einen großen Einfluß auf Pflanzenwuchs und Ackerwirtschaft, zwar nicht so stark wie bei

uns. Aber doch stehen in der trockenen Zeit manche Wälder ganz kahl da, z. B. die des in Java herrschenden Tjaddibaums, der das bekannte eichenharte und ulmenrote „Teakholz“ liefert, das bei uns nur in dieser englischen Bezeichnung bekannt ist. Für die Ackerwirtschaft aber muß man in der trockenen Jahreszeit durch Berieselung sorgen; vor allem für das Zuckerrohr, das volle dreizehn Monate das Feld behauptet, und für den Reis, der so besonders viel Wasser bedarf und sogar unter Wasser gesäet wird, und der als hauptsächliches Volksnahrungsmittel eine wichtige Stelle unter den Kulturen einnimmt. Aber auch außerhalb der Berieselungsflächen macht das Land doch im allgemeinen auch in der trockenen Jahreszeit einen Eindruck des immer lebendigen Grüns, das nur zu Eintritt der Regenperiode sich durch die Entwicklung neuer, kurzlebiger Pflanzen und durch das lebhafte Sprossen der noch gebliebenen frisch belebt und dadurch einen Eindruck hervorruft, der wenigstens als ein abgeschwächtes Bild des überwältigenden Frühlingszaubers in der gemäßigten Zone gelten darf. Diese Abschwächung ist freilich so groß, daß der eingewanderte Europäer meist schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in den Tropen die Sehnsucht nach dem nordischen Lenze so mächtig empfindet, daß er sich wohl den einen oder den andern Baum seines Gartens absichtlich kahl pflücken läßt, bloß um das Wunder des Sprossens und Ergrünens wieder voll zu genießen.

Wegen dieses ewig dauernden Grünens und der langgestreckten Form der Inselreihe von Sumatra bis nach Neuguinea hinüber hat ein poetischer Holländer dieselbe den Smaragdgürtel des Äquators genannt. Als solcher taucht sie dem Seefahrer am Horizonte zwischen dem blauen Himmel und dem beinahe ebenso gefärbten Meere auf, bei der Annäherung immer breiter und breiter werdend. Häuser sieht man dabei nicht oder doch viel weniger als in unsrer Landschaft, da die Dächer sich bescheiden unter den Kronen der Pflanzenriesen verstecken, auch selbst aus Bambus und anderm Pflanzenmaterial hergestellt sind, und so mehr als ein Anhängsel der Pflanzenwelt erscheinen, während die steinernen und vielfach weißgetünchten Bauwerke unsres Mittelländischen Meeres und das nordische rote Ziegeldach sich recht bewußt als Werke der Kultur in einen Gegensatz zur natürlichen Vegetation begeben und gerade durch diese Gegensätzlichkeit das Interesse besonders erregen. — In der smaragdgrünen Insulinde aber herrscht noch die Natur mit souveräner Ausschließlichkeit. Mensch und Menschenwerk verschwinden ihr gegenüber. Jener auch schon durch sein kleines Maß gegenüber den Riesen der Pflanzenwelt; und seine Bauwerke erscheinen nach Stoff, Farbe und Form nicht viel anders als die Luftwurzeln eines Waringinbaums, und beide haben auf die natürliche Landschaft und deren Staffage kaum mehr Einfluß als das Treiben der Ameisen auf das Aussehen einer Wiese oder eines Gebüsches. Diese Ausprägung der geringen Bedeutung des Menschen für die Landschaft, die einem den ganzen Tag vor Augen steht, erzeugt natürlich auf stimmungsvolle Naturen den melancholischen Eindruck der eigenen Nichtigkeit, dessen wir wohl von Zeit zu Zeit bedürfen, und den wir auch im Hochgebirge geflissentlich aufsuchen, aber der stetig wirkend als eines

der Imponderabilien bezeichnet werden darf, die auf den Charakter des unter diesen Eindrücken lebenden Menschen einen bestimmenden Einfluß üben.

Nach dem Ausspruche des vielerfahrenen Reisenden Friedrich Ratzel ist ja selbst ein Urwald Nordamerikas oder der Alpen ein wohlgepflegter Park im Vergleich zu den Tropenwäldern. Man muß sich jede Einsicht in ihr Inneres mit Messer und Beil erkämpfen, und wenn der Blick endlich in die Tiefe dringt, nimmt er nichts von der tröstlichen Ruhe wahr, die in unsern Wäldern ein süßes Naturvertrauen ins Herz gießt. Nur ein überflutendes Hervorringen tritt ihm entgegen, in dem tausend verschiedene Formen sich zum Lichte drängen und eine immer auf Kosten der andern Raum zu gewinnen sucht. Für den Geist ist es ein erfreuliches Schauspiel, weil er keine Sympathie, sondern nur Wahrheit sucht. Er kann, wenn irgendwo, sich hier vergewissern, daß nur im Kampfe das gedeihlichste Leben ist. Für alles aber, was über das klare Erkennen hinausliegt, bleibt die schwermütige Frage, die schon der Dichter Lenau an den Wald richtete, offen: „Wo bleibt das Herz?"

Die Ureinwohner Javas gehören bekanntlich der malaiischen Rasse an, deren Hauptcharakterzüge oft beschrieben sind, als friedlich, kindlich, abergläubisch, fatalistisch, zur mäßigen Arbeit wohlgeneigt, aber ohne alle Initiative, also eine Arbeiterrasse für die Tropen wie kaum eine andre. Daß diese Grundlage für Arbeitsunternehmungen in Surinam fehlt, wo nur der arbeitsscheue Buschneger für diese Zwecke zur Verfügung steht, verursacht z. T. die große Rückständigkeit dieses Landes unter der gleichen Oberhoheit. Es ist daher nur logisch, daß man, um auch dort Fortschritte zu erzielen, Malaien nach Westindien zu importieren versuchte. Das ist aber keine einfache Sache, da der einzelne Malaie seine Heimat nicht verläßt, und wenn er sich dazu entschlösse, durch Heimweh zugrunde gehen würde. Auch läßt er sich nicht, wie der chinesische Kuli, der gar nichts anders weiß, als daß er mit seinem Nebenmann eine Art von pädrastischer Ehegemeinschaft schließen kann, als moderner Sklave verschicken. Wer Malaien verschicken will, der muß die Sache so im großen anfassen, daß er ganze Dörfer verpflanzt. Dazu ist viel Kapital nötig; aber erst, als man dieses anzulegen beschloß, marschiert die Sache. — Ich meine, daß auch dieser Zug zu der Charakterisierung des Malaien beitragen kann; denn wir lernen daraus, daß seine gesellschaftlichen Instinkte schon bis zu dem Punkte entwickelt sind, auf dem wir sie gewöhnlich als Gemüt zu bezeichnen pflegen.

Mit dieser Entwicklung steht natürlich auch die Religion in Beziehung. Die beinahe ausschließlich herrschende Konfession ist seit langer Zeit der Islam, durch Araber eingeführt, von denen sich auch jetzt noch eine gewisse Anzahl als Handelsleute auf Java befindet.

Früher waren die Bewohner Javas bekanntlich Buddhisten, wovon der riesige kunstreiche Tempel Borobaedoer im Innern der Insel noch ein Zeugnis ablegt, und man sollte denken, daß dieser Gottesdienst mehr ihrem natürlichen Charakter entspräche als die fanatische Lehre Mohammeds. Aber das hierin ruhende Rätsel ist wohl unschwer zu lösen. Der Malaie ist apathisch und leicht bestimmbar und folgt dem Willen des letzten Einwanderers oder

Eroberers. Man würde ihn auch zum Christentum bekehren können, wenn man sich ernstlich Mühe gäbe. Aber die Holländer sind weise genug (Übelwollende behaupten freilich: schlau genug, und spielen an auf die Vorteile der Mekkafahrten), in dieser Beziehung zurückhaltend zu sein; und theoretisch läßt sich ja die gewünschte Sittlichkeit auch aus der jetzt bestehenden Religion entwickeln. Der Mohammedanismus hat aber auch hier ein praktisches Mittel der Propaganda ausgebildet, dem das Christentum nicht leicht ein ebenso wirksames entgegenzusetzen haben dürfte, und das man auch nicht bekämpfen darf, ohne die herrschende Religion direkt anzugreifen, was natürlich weder aus materiellen noch aus sittlichen Gründen ratsam ist. Dies Mittel ist das Hadschiwesen. — Jeder Mohammedaner, der die Pilgerschaft nach Mekka, an das Grab des Propheten mitgemacht hat, eine Reise, die wegen der damit verbundenen Gefahr, unterwegs die Cholera zu erwischen, lebensgefährlich ist, und von der kaum die Hälfte der Pilger zurückkehrt, ist fortan heilig, von aller Arbeit befreit, trägt weiße Gewänder und muß auf Kosten des Dorfes erhalten werden. Natürlich sind diese sogenannten Hadschis patentierte Propagandisten für den herrschenden Glauben, dessen beide Hauptnachteile, der grausame Fanatismus und die Verachtung der Psyche des Weibes, hier weniger ins Gewicht fallen, da der erste an der malaiischen Gleichgültigkeit völlig zerschellt, während der andre auf dieser Stufe der Entwicklung noch kaum begriffen wird. Der Fatalismus aber stimmt zu den angeborenen Instinkten und läßt die Sundainsulaner leicht die Gefahren der Erdbeben, der wilden Tiere und der tropischen Krankheiten gleichmütig ertragen, die leicht das Herz des christlichen Europäers entweder verzagt machen oder aber verhärten. Allerdings kostet dieser Fatalismus (ebenso wie die Karriere eines Hadschis) manches Menschenleben, da der Malaie den großen natürlichen Gefahren des Urwaldes kaum aus dem Wege geht und ruhig seine Hütte baut, nicht allein „wo die Lava den Berg geschieden", sondern auch wo die Flutwelle eines Seebebens die seines Vorgängers mit Mann und Maus verschlungen. Aber das Menschenleben, das sich in jenen paradiesischen Gegenden so leicht erzeugt, ist quantitativ bald wieder im Überschusse vorhanden, und besitzt bei der fehlenden Individualisierung dieser Kulturstufe auch keine Besonderheiten, die quantitativ unersetzlich wären. Dem Schmerze des Todes aber setzt der Malaie eine natürliche Gefühllosigkeit entgegen, die es ihm auch ermöglicht, nach einem Schlangenbisse das verwundete Glied eigenhändig einfach ab- oder auszuschneiden.

Schon daraus aber geht hervor, daß die Ergebenheit des Fatalismus nicht bis zum völligen Quietismus geht. In der Nähe des Tigers, des gefährlichsten Raubtieres der dichten Wälder, zeigt sich doch die Unruhe des Herzens in allerlei abergläubischen Gebräuchen, die dazu dienen sollen, die Gefahr zu beschwören. So wird auf Zügen durch die Wildnis, an Stellen, wo man die Spuren des Tigers sieht oder man ihn aus andern Gründen in der Nähe wähnt, der Name des gefährlichen Tieres niemals ausgesprochen. Man sagt dann nur „der große Herr" oder gebraucht eine ähnliche umschreibende und zugleich respektvolle Bezeichnung, wenn man nicht vorzieht,

durch einen Zischlaut völliges Schweigen zu gebieten. — Nomen est omen. Dies gilt also für die Denkweise des Malaien wie für die des mittelalterlichen Europäers, der ja auch nicht gerne den Teufel an die Wand malte.

Auch sonst natürlich viel Aberglauben, wie es bei der geringen intellektuellen Entwicklung und den überwältigenden Eindrücken, die auf die Phantasie wirken, als selbstverständlich angesehen werden muß. Bei einer Mondfinsternis vollführen die Eingeborenen einen höllischen Kesselärm, um den Mond dem ihn bedrohenden Untiere zu entreißen, dadurch, daß man die Aufmerksamkeit dieses abzulenken sucht, genau wie man in solchem Falle in unserm Mittelalter sein „Vince luna“ an den Himmel hinaufrief, wie uns z. B. auch Scheffel in seinem Ekkehardt überliefert hat. Auch soll dies Verfahren sich ja in allen Fällen als wirksam gezeigt haben.

Schon diese wiederholte Vergleichung mit unserm Mittelalter dürfte darauf hinweisen, daß wir es in den Malaien Javas keineswegs mit einem barbarischen Volke zu tun haben, an dem die allerdings von außen eingeführten Religionsformen nur äußerlich hängen geblieben wären. Ganz im Gegenteil: Die Malaien Javas sind (offenbar wegen der Zugänglichkeit ihres Landes und im Gegensatz zu den freilich gleichfalls malaiischen Bewohnern des noch wenig erforschten Inneren Borneos oder selbst Sumatras, die zum Teil noch kannibalische Gewohnheiten haben) von einer ganz entschiedenen und weit fortgeschrittenen Bildung, die freilich nicht wesentlich intellektuell ist, sondern mehr in der Richtung der rigorosen (man darf nicht immer sagen: der guten) Sitte geht, deren Nichtbeachtung von seiten der tieferstehenden Eingeborenen sowie der Europäer in ihren Augen auf beide den Schein der Barbarei (ganz in dem Sinne wie die alten Griechen dieses Wort gebrauchten) wirft. — Dieser Punkt ist ungemein wichtig und von dem Begreifen und Würdigen desselben hängt zu einem großen Teile ab, ob die Kolonisation eines Landes, das von einem schon in einer gewissen Richtung entwickelten Volke bewohnt wird, zustande kommen kann, oder ob dieselbe notwendig scheitern muß.

Deshalb müssen wir an diesem Punkte stille halten, um etwas weiter auszugreifen und eine Unterscheidung einzuführen zwischen den verschiedenen malaiischen Völkerschaften Javas, die sich gerade in dieser Beziehung merklich verschieden verhalten. Man muß hier nämlich ganz streng unterscheiden zwischen den Küstenbewohnern, den Malaien im engeren Sinne des Wortes, und den Bewohnern des von dem Weltverkehr noch weniger berührten Binnenlandes oder der weniger zugänglichen Küste des Südens, mehr im Osten und in der Mitte des Landes: den Javanen, und in den Preanger-Regentschaften des Westens: den Sundanesen. Schon sprachlich ist hier ein gewaltiger Unterschied; aber auch dieser Unterschied ist in hohem Grade durch die Sitte bedingt.

Natürlich haben alle diese malaiischen Sprachen die Hauptsache gemeinschaftlich. Die Grammatik ist merkwürdig einfach. Die Wörter werden nicht gebeugt, sondern nur aneinander gereiht. Die im Deutschen sogenannten Zeitwörter sind keine Wörter, die Zeiten andeuten, sondern nur Bewegungs-

wörter. „Gehen" bleibt immer „gehen", wer auch immer geht und wann auch immer gegangen wird. Die Vergangenheit und Zukunft wird nur adverbial ausgedrückt. Also: „Vater ging" etwa: „Vater früher gehen". Ebenso keine Flexion der Substantiva. Der Plural wird ganz kindlich und anschaulich durch Wiederholung des Wortes gebildet und dann auch auf erweiterte Begriffe angewendet. „Alang" heißt z. B. im Malaiischen das Gras; „Alang-Alang": „viel Gras", und dann auch „das Grasfeld", die „Wiese". „Baleh" der „Stab", „Baleh-baleh" die „Pritsche", also ganz analog wie im Deutschen „Planke", „Planken" (der Bretterzaun). — Neue modifizierte Begriffe werden auch wohl mit einem Zusatz direkt aus der sinnlichen Wahrnehmung charakterisiert, so daß, wenn z. B. ein bestimmtes Wort „Wein" heißt, dasselbe Wort mit dem Zusatz „puf" „Champagner" bedeutet.

Das alles ist kindlich einfach, und insoweit läßt sich die Sprache aus dem Wörterbuch erlernen, das nicht einmal durch Fülle erschreckt, da die Zahl der Begriffe beschränkt ist, und wobei nur zunächst die eine Schwierigkeit sich ergibt, daß sehr, sehr oft die Änderung eines einzigen Buchstaben, einen total andern und oft sehr peinlichen Sinn ergibt. Die Wörter sind im Malaiischen (gerade so wie im Chinesischen) wegen der großen Bevorzugung kurzer Bildungen mit der Endung „ong", „ang" und ähnlicher oft sehr ähnlich klingend. — Wer diese Klippen zu vermeiden gelernt hat, für den ist das Malaiische eine äußerst bequeme Sprache, und ich habe oft aus Indien zurückgekehrte denkfaule Holländerinnen mit Vorliebe für seichte Unterhaltung sich noch nach Jahren dieses kindlichen Idioms bedienen hören. Einzelne bezeichnende Wörter, wie „Susa" für Sorge, Lärm, Trouble, das (gerade wie chinesische und japanische Begriffe) zugleich substantivisch und adverbial oder interjektiv gebraucht werden kann, oder „Babu" für indische Kinderfrau oder „Kasjan" für Mitleid und zugleich „wie schade", sind geradezu in den Sprachschatz des Holländischen übergegangen.

Das Küstenmalaiisch ist in der Tat auch leicht zu erlernen, für jeden, der noch jung genug ist, Vokabeln in das Gedächtnis aufzunehmen. Es ist eine verwaschene Allerweltssprache wie unter den europäischen Sprachen die englische, assimiliert auch wie diese fremdsprachliche Bestandteile mit der größten Leichtigkeit. Die eigentlichen Schwierigkeiten entstehen erst für das Javanische und Sundanesische und hängen aufs engste mit den komplizierten, niemals ungestraft zu verletzenden Sitten der von Handel und Wandel noch weniger berührten und noch großenteils in ihrer ursprünglichen Organisation verharrenden, eigentlichen inländischen Bevölkerung zusammen. Diese Sprachen bestehen nämlich aus zwei oder drei ganz voneinander abgeschiedenen Vokabularien, von denen das eine z. B. als Hoch-Javanisch, das zweite als Mittel-, das dritte als Nieder-Javanisch bezeichnet wird. Um die Sache deutlich zu machen, um die es sich hierbei handelt, werden wir gut tun, an Keime eines gleichen Zustandes in unsern europäischen Sprachen anzuknüpfen; denn solche sind da auch vorhanden und haben in ihrer Beschränktheit auch dieselbe Bedeutung, wenn wir uns einer solchen Übereinstimmung auch nicht sogleich bewußt sind.

Des Hochjavanischen Wortschatzes bedient man sich gegen die Hochgestellten des Landes, des Mitteljavanischen gegen die Gleichgestellten und des Niederjavanischen gegen das gemeine Volk. Bei uns ist das System nur für die persönlichen Pronomina ausgebildet: im Deutschen in dem Sie, Du, wozu früher noch das Ihr und Er kam. Für andre Wörter sind nur Andeutungen eines gleichartigen Unterschiedes vorhanden, insofern wir etwa zum Straßenkehrer vom Dreck sprechen, den er nicht weggefegt habe, zu unsresgleichen vom Schmutz und zu einer Salondame von einer Verunreinigung; aber allerdings haben wir ja unsre spezifischen volkstümlichen Redewendungen, die sich nur für den einen oder den andern Ort schicken, obschon sie ganz dasselbe besagen, z. B. „es ist mir wurst“ oder, „ich bin in der angenehmen Lage, die Auswahl Ihnen überlassen zu können“. Und außerdem haben wir unsre Jargons mit ganz eigentümlichen geeichten Ausdrücken, die nur in eine bestimmte Umgebung passen, z. B. unsre burschikose Studentensprache, unsern Offiziersjargon, in dem, da er an die knappen Kommandoworte sich anlehnt, die Artikel fehlen; ferner unsre Börsensprache, unsre Weidmannstermen und bis herab zur Spitzbubensprache, die aus dem Hebräischen der jüdischen Hehler ihre Wurzeln entlehnt — alle mehr oder weniger mit der Tendenz, fremde Elemente und Laien aus dem geschlossenen Kreise abzuschrecken und dessen Geheimnisse unzugänglich zu machen, ungefähr wie seinerzeit bei der sizilianischen Vesper die Aussprache eines bestimmten, für Franzosen schwierigen Wortes darüber entschied, ob einer kein Italiener und darum niederzustoßen sei.

Dieses also auch uns im Keime bekannte System ist im Javanischen (und etwas weniger stark in der Sprache des westlichen Binnenlandes der Insel, im Sundanesischen) auf die Spitze getrieben, und zwar so, daß nahezu jedes Ding: Reis, Haus, Messer, alle Gerätschaften und Gliedmaßen eine andre und grundverschiedene Benennung haben, wenn man zu einem Vorgesetzten spricht, wenn man zu seinesgleichen oder wenn man zu einem Untergeordneten redet; und das erfordert natürlich ein dreifaches Wörterbuch und erschwert über die Maßen die Erlernung der betreffenden Sprachen, über deren simple Grammatik man sich zuerst vergnügt. — Und zwar ist der Gebrauch durchaus rigoros. Wer gegenüber einem inländischen Fürsten irgendeines der gleichgültigsten Dinge mit dem gemeinen Namen benennt, der begeht einen Verstoß genau so groß, als wenn hier zulande jemand zum Minister sagen wollte: „da schnerre se sich aber gewaltig“; und ebenso umgekehrt. Man macht sich furchtbar lächerlich, einen Kuli mit den hochjavanischen Wörtern anzureden. Es ist dies ungefähr so, als wollte man hier zu seinem Dienstmädchen sagen: „Haben Exzellenz geruht, Feuer anzulegen und das Waschbecken auszuleeren?“ — Wer es versäumt, diese Dinge zu lernen, wird zunächst als ein „Totok“, das ist so viel wie „grüner Junge“, aber mit dem Beigeschmack von „Barbar“, belächelt. Lernt er es aber auf die Dauer nicht, so bleibt er als Rüpel verschrien und gelangt niemals zu Einfluß. Dagegen weist man auf Leute, die das dreigespaltene Javanisch innehaben, als auf Hochgebildete, und sie allein eignen sich zu diplomatischen Geschäften, die sich

auch gegenüber einem Dorfbürgermeister nur unter Einhalten der festen und umständlichen Formen mit Erfolg durchführen lassen.

Die Sprache ist uns aber weiter ein Bild der Sitte und der Volksseele überhaupt. Der aufgezeigte Zustand derselben läßt uns sehen, daß wir es in den Bewohnern von Java nicht mit Barbaren oder gar mit Wilden zu tun haben. Sie sind in ihrer Art hochgebildet und jedenfalls Menschen von alter Kultur. Nur daß eben die Entwicklung wie bei allen asiatischen Völkern in eine Richtung gegangen, die der europäischen fremd ist. Bei der kaukasischen Rasse ist der Intellekt zur einseitigen Entwicklung gelangt und hat vieles unnötig gemacht, was früher unbewußt durch gesellschaftliche Instinkte erzeugt, sich in der Sitte vorübergehend festgelegt hatte. Die Sitten wurden daher rudimentär und machten einer freien Sittlichkeit Platz. — Bei den asiatischen Völkerschaften dagegen hat die intellektuelle Entwicklung stillgestanden, physiologisch erklärlich vielleicht aus der frühzeitigen Geschlechtsreife, die dem Auswachsen des Verstandes so feindlich ist, und da das Christentum fehlte, das die Korrelation zwischen Geisteskraft und Keuschheit frühzeitig erkannte und zum Ausgangspunkte seiner Sittenlehre machte. Aber die gesellschaftlichen Instinkte sind gerade unter diesen Umständen, wo sie am wenigsten entbehrt werden können, weiter und weiter gewachsen und zeigen sich uns in einer verknöcherten Form, die äußerst fremdartig anmutet. — Nur das Genie der japanischen Rasse hat sich bis jetzt aus dieser Sackgasse der asiatischen Kultur wieder herausgefunden und nimmt, befruchtet von europäischer Intelligenz, einen höheren Flug. Den übrigen Asiaten und den hochmütigen Chinesen zumeist sind wir Europäer Barbaren, da sie für die klaffenden Lücken in unsern Sitten ein scharfes Auge und für eine freie Gesittung überhaupt kein Verständnis haben.

III.

Diese Ausführungen erschienen mir notwendig, um die Aufgabe, die den Holländern bei der Kolonisierung der Sundainseln oblag, einigermaßen deutlich zu machen. Ein Pferd reiten zu können, heißt nicht bloß mit starken Schenkelmuskeln Schluß gewinnen, sondern vielmehr: die Seele des Pferdes erforschen, um jede Erregung des Tieres zu verstehen und nach Willkür hervorzubringen, um es so regieren zu können. Ein Land kolonisieren, dessen Bevölkerung man nicht dezimieren und austreiben, sondern nach seinem Willen lenken will, heißt natürlich, vor allem dessen Seele kennen. Das übrige ist dann bloß noch eine rein technische Frage, deren Lösung sich, die nötige Energie vorausgesetzt, beinahe von selber macht, nachdem man die Volksseele ergründet hat.

So haben wir auch hier neben dem bloß technischen Teile, der sich an den Zustand des Klimas, des Bodens, der vorhandenen Arbeitskräfte usw. anschließt, einen andern Teil des Problems zu besprechen, in bezug auf den kolonisierende Völker weit öfter fehl gehen, und darum ist Java als koloniales Vorbild so interessant, weil Holland dieses Problem in so tüchtiger Weise gelöst hat, daß die eingeborene Bevölkerung der Insel sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts genau vervierfacht hat, und erst jetzt ist man, gerade infolge

des Prosperierens in dieser Beziehung an Schwierigkeiten angelangt, die aber nur die allgemeinen Schwierigkeiten der Volksvermehrung sind, die uns auch jetzt in Europa quälen, und die auf Java teilweise durch Verbesserung der Fruchtbarkeit des Landes (durch neue Berieselungswerke von Staats wegen), teils durch Überpflanzen der Bevölkerung in noch dünn bevölkerte Gegenden von Surinam, von Neuguinea und von schwächer bevölkerten Sundainseln gelöst werden sollen.

Die rein technische Aufgabe läßt sich leicht wie folgt analysieren: Ein fruchtbares Land mit tropischem Klima zu allen in dieses Klima gehörenden Kulturen geeignet. Selbst die Vanille, die anfangs nicht gedeihen wollte, gab bald reiche Frucht bis zur Überproduktion, nachdem man gelernt hatte, die Befruchtung, die im Heimatlande dieser aromatischen Pflanze durch ein Insekt, das auf Java fehlt, ausgeübt wird, mit Pinsel und Pinzette nachzuahmen. Hauptfrüchte sind neben dem Produkte der Eingeborenen, dem Reis: Kaffee, Tabak, Zucker, Teakholz, Tee, Chinin und Indigo (welchem letztgenannten aber jetzt durch den künstlichen Farbstoff gleichen Namens ein jähes Ende bevorsteht), neuerdings auch Kautschuk, der immer vorhanden war, aber dessen enorme Preissteigerung jetzt die systematische Kultur verlohnt.

Und zu der Fruchtbarkeit gesellt sich die billige Arbeitskraft. Für andre indische Besitzungen gibt es hier freilich Komplikationen, so für Sumatra, wo die eingeborene Bevölkerung für Plantagenarbeit nicht geeignet ist. Dort müssen die Tabakpflanzer, die das berühmte dünne Deckblatt erzeugen, das pro Pfund oft mit mehreren Gulden bezahlt wird, für Pflanzen und Sortieren chinesische Kulis einführen und brauchen die eingeborenen Batakkers nur zur Rodung der Wälder, wofür die Chinesen bei ihrer Gleichgültigkeit gegen das Leben wirtschaftlich nicht geeignet sind; denn sie werden zu oft von den fallenden Bäumen erschlagen, und dann sind die Einfuhrkosten eines Kulis verloren. Außerdem braucht man zur Wartung des Viehs singhalesische Hindus von Ceylon oder Bengalen, da diese sich gegen die Tiere keine Grausamkeiten zu schulden kommen lassen, und für die Bodenbearbeitung Malaien aus Java.

Auf Java selbst ist diese Regelung der Arbeitskräfte viel einfacher. Früher wurde der Frondienst, zu dem die Eingeborenen ihren eigenen Fürsten gegenüber gezwungen waren, diesen abgepachtet und für die Kulturen der holländischen Regierung benutzt, auch gegen Entgelt an private Unternehmungen abgegeben, und Reste dieses feudalen Zustandes bestehen noch heute. So wird z. B. die Kaffeekultur noch größtenteils auf diese Weise betrieben, wie noch weiter besprochen werden wird. Aus diesem harten, aber von den Eingeborenen als geheiligte Verpflichtung und daher als nicht ungerecht empfundenen Zuständen stammen, wie wir sehen werden, die großen finanziellen Überschüsse, die es Holland ermöglicht haben, seine nach der Loslösung von Frankreich zerrütteten Finanzen wieder in gute Ordnung zu bringen. Aber der Liberalismus des 19. Jahrhunderts konnte diese Schmach der Ausbeutung auf die Dauer nicht mehr mit ansehen und setzte den Grundsatz (obwohl hie und da mit unverständigem Doktrinarismus) durch: Indien (nicht für die Indier — nein, so weit ging man denn doch noch nicht — aber) für Indien.

Oder deutlicher: Der Ertrag Indiens für Indien. Das heißt Abscheidung des Budgets des Mutterlandes von dem Budget der Kolonien.

Aber auch jetzt, wo ein Zustand besteht, über den der Liberalismus nicht mehr errötet, und an dem nur Radikale und Sozialisten noch allerlei zu tadeln finden, ist die mehr und mehr freigewordene Arbeit billig und in Gegenden, wo jetzt Übervölkerung herrscht, sogar „spottbillig“: 15—30 Pfennige der Arbeitstag. Die Erhaltung eines Menschen ist eben in jenen gesegneten Gefilden auch so billig, daß zwei Hände voll Reis, einige trockene Fische, ein Höschen und Jäckchen von Kattun und eine Bambushütte genügen; und selbst der verwöhnte Europäer, der so viel mehr bedarf, kann im Binnenlande für 2 M. täglich existieren, vorausgesetzt nur, daß er auf alles spezifisch Europäische verzichtet.

So ist Java gestempelt zur tropischen Kolonie, zum Plantagenland, aber ist seines Klimas wegen gänzlich unbrauchbar zur Auswanderungskolonie, zwei Dinge, die so himmelweit verschieden sind, und die durch in Kolonialfragen unerfahrene Völker doch noch immer miteinander verwechselt werden. Tropische Kolonien dienen immer nur (wie der Handel) zunächst zur Bereicherung der höheren, zu Unternehmern, Beamten und Plantagenverwaltern geeigneten Stände, von denen allerdings indirekt der erworbene Reichtum in dünnerem Strome auch auf die Gesamtbevölkerung fließt. Sie dienen aber nicht zum Abströmen einer überflüssigen Bevölkerung, und diese muß in Holland genau wie bei uns (ja wegen der fehlenden Industrie zeitweise in noch höherem Maße) neue Wohnstätten suchen: in den Vereinigten Staaten und in Kanada trotz des verhältnismäßig so großen Kolonialbesitzes eines Mutterlandes von nur $5^1/_2$ Millionen.

Daher kommt es auch, daß es den höheren Ständen in Holland wohl geht, und daß sie gerade wie die Engländer bessere Lebenschancen haben, als gebildete Deutsche, die eben unter der Überproduktion an Intelligenz leiden wie kaum ein andres Volk. Das niedere Volk (auch der niedere Bürgerstand, der unter den Kapitalismus des höheren physisch und moralisch gedrückt ist) hat es dagegen in Holland gar nicht besonders gut, und im Augenblick, da das Land unter den auf allen Seiten aufgerichteten Zollschranken empfindlich leidet, sogar verhältnismäßig schlecht, während in dieser Beziehung gerade Deutschland (infolge seines industriellen Aufblühens, woran auch der Arbeiter partizipiert und infolge seiner beispiellos fürsorglichen sozialen Gesetzgebung) sich besonders auszeichnet, so daß man sich nur über die Unverfrorenheit der sozialistischen Wortführer verwundern muß, daß sie nicht nachgerade um Argumente zu ihrer weiteren Agitation in Verlegenheit kommen.

Die mehr technische Seite des kolonialen Problems ist also hier, wo man auf weitere Details gerne verzichten wird, bald erledigt. Doch um zu unserm Gegenstand zurückzukehren:

Java wird von den Holländern nicht bewohnt, sondern nur mit dem Sauerteig einer quantitativ gar nicht ins Gewicht fallenden Bevölkerung durchsetzt, aber auf diese Weise organisiert, beherrscht, verwaltet und in einem gewissen Sinne ausgebeutet. Auf 700 Eingeborene kommt etwa nur ein

Europäer, und auch dieser gehört nicht zur eigentlichen ständigen Bevölkerung. Nach zwanzig Jahren Dienst hat der europäische Beamte Pensionsberechtigung, und bleibt er auch zuweilen, wenn ihm das Klima zusagt und die hohen Gehälter der höchsten Stellungen locken, noch einige Jahre länger, so ist die Rückkehr doch durchaus die Regel. Die Kinder werden noch meist, trotz der Errichtung von Schulen nach europäischem Muster, vom sechsten Jahre an in der nordischen Heimat erzogen, wenn sie auch in großer Anzahl (von der Familientradition dazu verlockt, durch die Akklimatisation, die sich in den ersten Kinderjahren vollzogen, dazu geeignet und kaum mehr in die europäischen Verhältnisse passend) später in ihr Geburtsland zurückkehren. Die indischen Schulen werden mehr von den Signos und den Nonas besucht; so heißen die männlichen und weiblichen Individuen der Mischlingsrasse, die hier wie überall einen gefährlichen atavistischen Charakter der Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit an sich trägt und in der Regel auch bei guter intellektueller Begabung sich mit untergeordneten Karrieren begnügen muß. Dies ist aber ein Grund mehr, die Sprößlinge von reiner Rasse nicht auf denselben Bänken Platz nehmen zu lassen und sie lieber nach Holland zu schicken, so sehr das Familienleben auf diese Weise zerrissen wird, da dann die Kinder, wenn sie ihre Ausbildung vollendet haben, gerade zu einem Zeitpunkt zurückkehren, wo die Eltern ermüdet dem indischen Dienste den Rücken wenden. Man hat von den Kindern dann überhaupt nicht viel mehr als die Kosten ihrer Erziehung und entbehrt beinahe jeglichen direkten Einfluß auf ihre intellektuelle und moralische Entwicklung. Aber es geht nicht gut anders; das warme Klima wirkt erschlaffend auf Lernlust und entwickelt zu früh die Pubertät; und dies ist eben das größte Hindernis für eine kräftige intellektuelle Evolution, die wieder ihrerseits als die Voraussetzung zu einer höheren Karriere gelten muß. Auch wirken die vielen malaiischen Dienstboten, von denen man bei den billigen Arbeitslöhnen in einer Familie wenigstens ein halbes Dutzend hält, und unter denen jedes Kind seinen speziellen Leibeigenen hat, der auf der Binsenmatte vor seinem Zimmer schläft und bei Tische hinter seinem Stuhle steht und den Tag über jeden Winkes gewärtig ist, nachteilig auf die Erziehung ein. Im Säuglingsalter hilft wohl diese hündische Dienstbeflissenheit einer Babu, die den ganzen Tag die Glieder des Kindes knetet und es dadurch zu jeder gymnastischen Leistung befähigt, für die bloße physische Entwicklung. Aber später füllen die Dienstboten die Phantasie der Kinder mit unausrottbaren Spukgeschichten und wirken höchst nachteilig auf die Entwicklung des grammatikalischen Sprachgefühls. Die Eltern sind sehr beschäftigt; denn bei den hohen Gehältern muß tüchtig gearbeitet werden; und auch die Mutter hat genug zu tun, um überall ihr wachsames Auge zu haben und alles Wertvolle unter Verschluß zu halten. Sonst erhalten die Pferde im Stalle nicht ihren Hafer, und die Petroleumlampen, bereits gefüllt, sind, bis der Abend naht, wieder abgezapft worden. So sind die Kinder den Dienstboten überlassen, und das alles macht, daß man in den sauren Apfel beißen und die Kinder in Europa erziehen lassen muß.

IV.

Nachdem wir so einen Begriff gewonnen haben von den Verhältnissen des Landes Java als Kulturland und der Art der Bevölkerung, nähern wir uns nun zuletzt der wichtigen Frage: Wie hat Holland dies zustande gebracht? Durch welche Institutionen ist es dem kleinen Lande möglich geworden, eine siebenhundertfach so große Bevölkerung nicht zu vertreiben oder auszurotten, sondern geradezu prosperieren zu lassen, auch wohl in einem gewissen Sinne sittlich zu fördern, und hat dennoch seinen Zweck erreicht, eine große Einnahmequelle für sich selbst zu eröffnen. Natürlich sind im Anfang auch große Fehler gemacht worden, aber der Rahmen dieser Verhandlung erlaubt mir nicht, hierauf einzugehen und die Sache historisch zu behandeln. Ich werde nur kurz auseinanderzusetzen suchen, wie das System jetzt ist, zu dem man nach der Erfahrung von mehreren Jahrhunderten gelangte, und das endlich solche Früchte gezeitigt hat, daß allgemeine leibliche Zufriedenheit besteht und eigentliche Aufstände seit lange nicht mehr vorgekommen sind. Denn so energielos und zahm ist der Malaie von Java keineswegs, daß er dauernde Ungerechtigkeit und Mißwirtschaft ertrüge. Dies zeigt sich schon bei der Behandlung der gewöhnlichen Plantagenarbeiter. Strenge und selbst Tätlichkeiten duldet derselbe, wenn diese durch Herkommen und Sitte bedingt sind. Aber bei einer handgreiflichen Ungerechtigkeit! — Der Beleidigte wird zunächst keine Miene verziehen. Sein Gesicht ist eine Maske, in der wenigstens der Europäer nicht zu lesen versteht; aber im geheimen schleift er seinen Kris und überfällt den ungerechten Aufseher in der Nacht oder in der Einsamkeit, und auch die allen Sundaländern bekannte Erscheinung des sogenannten „Amokmachens" muß in dieser Beziehung zu denken geben. Die Psyche des scheinbar phlegmatischen und für uns unergründlichen Asiaten erleidet einen plötzlichen Schock. Es entsteht eine Art Wahnsinn, der sich aber immer in derselben typischen Art äußert (also ganz analog dem sogenannten „Mebus"-werden verrückter Derwische), so daß das eine Wort Amok genügt, um zu wissen, was sich ereignet hat. Der davon befallene ergreift seinen spitzen Kris und rennt wie ein toller Hund durch Straßen und Dörfer, alles vor sich niederstoßend, was ihm in den Weg kommt. Der Anfall ist unheilbar und die Sache dauert so lange, bis ein Kräftigerer ihm den Weg verlegt und den Amokmacher selbst zu Tode sticht.

Das holländische Regierungssystem nun ist das folgende: Überall die alten feudalen Zustände, die man bei Eroberung des Landes vorgefunden, schonen und nur so weit biegen, als es eben das eigene Interesse erheischt. Die alten Fürsten und Adeligen des Landes sind geblieben, der „Adat", der Ehrendienst, in dem sie das Wesen ihrer Würde erblicken, gehandhabt. Die holländischen Beamten wurden ihnen beigeordnet in der Weise, daß, wie ausdrücklich in ihrer Instruktion steht, der inländische Fürst oder Regent des gleichen Distrikts wie ein jüngerer unmündiger Bruder, der aber auf derselben gesellschaftlichen Stufe stehe, zu behandeln sei. Diese holländischen Beamten haben den Titel von Resident oder für die kleineren Bezirke Assistent-Resident, und ihre Stellung ist ungefähr die eines preußischen Landrates,

nur (den Umständen entsprechend) sehr viel einflußreicher. Man wird sich den Zustand, das Verhältnis von eingeborenen Fürsten zum holländischen Beamten, am besten so denken können, wie man in Bayern die Königswürde dem unglücklichen, geistig umnachteten Otto gelassen und dessen Onkel Luitpold die Regentschaft übertragen hat. Dem einen den Glanz, dem andern die königliche Tätigkeit.

Bei gewissen Festen erscheint der Sultan von Djokjokarta Arm in Arm mit dem holländischen Residenten unter demselben vergoldeten Sonnenschirm, der auf Java die Krone bedeutet, ein für den nicht eingeweihten Europäer lächerliches, aber doch bezeichnendes Bild, und die Menge jubelt ihnen zu. —

Die Fürsten genießen eines großen Einkommens, das ihnen aber jetzt die holländische Regierung bezahlt, für die größten bis zu einer halben Million Gulden und darüber, während der Generalgouverneur nur 150 000 Gulden und die Residenten, Assistent-Residenten nur 12—20 000 Gulden beziehen; aber das Einkommen ist nicht mehr willkürlich und wird nicht mehr durch ungeregelte Frondienste erpreßt, und die Bevölkerung ist dankbar für diese Erleichterung.

Selbstverwaltung und selbst Rechtssprache durch Eingeborene sind so viel wie möglich gehandhabt. Nur die höheren Ressorts laufen überall in die Hände der organisierenden Eroberer. Zu dem niedrigen Dienst auf allen Gebieten, als Schreiber auf dem Bureau, als Landmesser, selbst als Ärzte sind die Eingeborenen zugelassen und werden durch eigene Schulen auf diese Funktionen vorbereitet.

Aber natürlich besteht zweierlei Recht. Überall liest man in den Verordnungen von dem, was gilt für den Europäer, der z. B. niemals einem Gericht von Eingeborenen unterstellt werden kann, und dem, was gilt für diese Eingeborenen und den mit ihnen Gleichgestellten. Das sind die Chinesen, die den kleinen Handel und manche Handwerksgewerbe betreiben, und die Araber.

Die holländischen Beamten müssen die Sprache des Landes vollkommen beherrschen. Ihre Ausbildung auf besonderen Schulen zu Delft und Leiden ist ganz in erster Linie eine sprachliche. Daneben lernen sie natürlich die indischen Institutionen nach einer allgemeinen Vorbereitung, die auf den Realschulen erworben wird. Die Examina sind (wie überhaupt in Holland) schwer: in jedem Examensfach eine volle Stunde Einzelprüfung vor je zwei Examinatoren.

Die javanischen Fürsten rechnen es sich zur Ehre, etwas Holländisch radbrechen zu lernen. Aber die Amtssprache ist doch immer die einheimische und nur im Verkehr der höheren holländischen Beamten untereinander und natürlich mit dem Mutterlande das Holländische.

Einige Besonderheiten über Einrichtung der verschiedenen Gerichtshöfe und deren Kompetenz dürften vielleicht erwünscht sein. Da gibt es zunächst Distriktgerichte, die nur für Eingeborene und über kleine Rechtsobjekte und Strafsachen entscheiden. An der Spitze dieser kleinen Gerichte steht der Regent, ein inländischer, aber durch den Generalgouverneur zu ernennender Beamter,

dem außer der richterlichen auch noch Verwaltungsfunktionen zustehen, und den man häufig den Ring der Kette genannt hat, der die Regierung mit der Verwaltung der Eingeborenen verbindet. Es assistieren aber noch mehrere niedrigere Beamte. In den beiden in Mitteljava gelegenen Fürstentümern Soerakarta und Djokjokarta, die noch am meisten von den ursprünglichen Souveränitätsrechten bewahren konnten, haben in diesen niederen Gerichten auch (mohammedanische) Priester Sitz und Stimme, da ja überhaupt das alte Regiment ein halb hierarchisches war und immerhin die Vertreter der Religion auch zu dem urteilsfähigsten Teile der Bevölkerung gehören.

Höhere Gerichtshöfe, welche die Eingeborenen wegen Mord, Todschlag, Brandstiftung usw. mit dem Tode strafen können, während im Mutterlande diese Strafe seit lange abgeschafft ist, gibt es fünf. Hier ist ein europäischer Richter Vorsitzender, und ihm zur Seite steht ein Sekretär, gleichfalls europäischen Ursprunges. Die übrigen vier Mitglieder dieser Höfe werden durch den Generalgouverneur aus der Reihe des vornehmsten und gebildetsten eingeborenen Adels, aber immer nur für ein Jahr ernannt, und auch hierbei hat der Panghoeloe oder Priester eine beratende Stimme. Schwurgerichte sind natürlich unbekannt, da man selbst im Mutterlande dem Drängen in dieser Richtung nie nachgegeben hat.

Dann gibt es wieder drei noch höhere Gerichtshöfe, die über die Europäer rechtsprechen und deren Mitglieder ausschließlich aus gelehrten Juristen der herrschenden Rasse bestehen, und endlich der oberste Gerichtshof zu Batavia, mit einem Präsidenten, der durch die Königin von Holland ernannt wird, und elf Gerichtsräten. Derselbe spricht Recht über die höheren Beamten und ist zugleich Appelationsgericht. So ist die Organisation systematisch abgestuft.

Sodann ist das spezifisch holländische Kultursystem (über das bisher nur ungenügende Angaben gemacht wurden) zu besprechen. Es verdient schon deshalb unsre Aufmerksamkeit, weil es von der freieren englischen Methode, die in den Jahren, da England Holländisch-Indien verwaltete, eingeführt war, sich so deutlich unterscheidet. Dies Kultursystem besteht nämlich darin, daß von der holländischen Regierung den Unternehmern von Kulturen, also z. B. von der Zuckerrohrkultur, die große Kapitalien zur Errichtung von Fabriken erheischt, erhebliche Vorschüsse gegeben werden; sodann, daß man die Bevölkerung, die an die alten Frondienste gewöhnt ist, einfach zwingt, an diesen Unternehmungen mitzuarbeiten gegen eine ihnen auferlegte Bezahlung, endlich, daß für die Unternehmungen der Grund und Boden gebraucht wird, der Kommunalbesitz ist (das ist der Boden auf Java noch immer großenteils), und der im übrigen alljährlich an die Bevölkerung für ihre eigenen Kulturen (hauptsächlich Reis) verteilt wird. Die Unternehmer dagegen wurden verpflichtet, einen Teil ihres Produkts gegen einen festen Preis der Regierung zu überlassen. Soweit keine Unternehmer zu diesen Bedingungen zu finden waren, trat dann der Staat selbst als Unternehmer auf und erzeugte selbst Tabak, Zucker, Kaffee in großem Maßstabe; und für den Kaffee besteht dies System noch heute in ziemlich unveränderter Weise.

Diesem „Kultursystem", zu dem die javanischen Großen gerne ihre Zustimmung gaben, da sie mit Prozenten an den Gewinnen beteiligt wurden, verdankt Holland seine riesigen Einnahmen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, womit es seine eigenen zu Anfang desselben sehr traurigen Finanzen in Ordnung brachte. Aber man begreift, daß ein so willkürliches System nur durch Beamte von milder Gesinnung ohne Schädigung für Land und Leute gehandhabt werden konnte und stellenweise zu großen Mißständen führte, gegen die endlich der Liberalismus in den Generalstaaten seine Stimme erhob; und diesem gemäßigten Liberalismus gebührt auch das hauptsächliche Verdienst, den größten Härten des Systems die Spitze abgebrochen zu haben, weit mehr als dem wegen Unbotmäßigkeit entlassenen radikalen Assistent-Residenten und Schriftsteller Douwes Dekker, der mit einer allerdings hinreißenden Diktion auch vor dem Auslande und aller Welt unter dem anmaßenden Pseudonym Multatuli als Retter des Vaterlandes posiert. Aber die Schreier werden eben am weitesten gehört, und der genannte Schriftsteller, der seinem Vaterlande durch Verhetzung der Jugend, durch eine ganz falsche Bewertung des Moralischen viel mehr Schaden getan hat, als er durch seinen glänzenden Stil je wieder gut machen kann, wird gegenwärtig als eine Entdeckung behandelt, und seine sämtlichen Werke sind jetzt sogar ins Deutsche übersetzt worden.

Damit soll nun freilich nicht geleugnet werden, daß auch nach Abschaffung der größten Härten des Kultursystems und nach der strengen Durchführung des Grundsatzes: „Indisch Geld für Indien" noch soziale Mißstände bestehen, die in dem alten feudalen System der kolonisierten Länder wurzeln und weiter durch den auch bei uns bekannten „Tropenkoller", dem einzelne Beamte unterliegen, zu erklären sind. — Holland darf sich immerhin das Zeugnis ablegen, daß es den braunen Völkerschaften ein ungleich milderer Herr gewesen ist als deren eigene Fürsten. Dazu ist sichtbarlich das soziale Gewissen auch der herrschenden Völker mehr und mehr aufgewacht, und nicht bloß die Vertreter des Proletariats, sondern alle Parteien bemühen sich, bestehende Härten nach Kräften zu lindern.

Für draußenstehende ist auch die Frage nicht, wie könnte das System verbessert werden, sondern vielmehr, was ist für andre aus der holländischen Kolonialverwaltung zu lernen. Zu lernen ist ja überall, und schon Christus hat uns gelehrt, auch bei dem ungerechten Haushalter in die Schule zu gehen. Von Holland aber ist in dieser Beziehung zu lernen, daß es, durch langjährige Erfahrungen klug gemacht und schon von Haus aus mit eminent praktischem Verstande ausgestattet, die großen Erfolge dadurch erreichte, daß es sich auf das allerengste und auf das allerklügste fremden Verhältnissen anzupassen suchte — nicht nach einem Schema, am grünen Tisch zusammengestellt, sondern in Berührung mit dem wirklichen Leben. Es hat den fremdartigen Gaul reiten gelernt dadurch, daß es die Seele des Tieres auf das genaueste erforschte und hat ihn danach traktiert, wie es seiner Weise entsprach. Der Holländer besitzt trotz seiner nordischen Natur ein merkwürdiges Anpassungsvermögen. — Vorurteilsvoll sind nur in hohem Maße die Bauern

und die kleinen bürgerlichen Kreise. — Er erlernt die indischen Sprachen trotz aller ihrer Selbstschüsse und Fußangeln bis zur Vollendung. Er setzt sich mit den indischen Großen zu Tisch und versteht nach Vollendung der Mahlzeit zum Zeichen der Befriedigung den Laut von sich zu geben, dessen virtuoser Anwendung der Junker Tobias von Rülps seinen Namen verdankt. Auch das gehört zum indischen Anstand. Er kleidet sich (außer für offizielle Gelegenheiten) indisch, geht auf indische Weise von 1—3 Uhr mittags zu Bett, in allen diesen Dingen anders als der Engländer, der überall seine Heimat mit sich schleppt, in Bombay in der Mittagshitze Tennis spielt und nirgends sein Beefsteak und seinen Whisky entbehren kann.

Daß der Engländer trotzdem ein guter Kolonisator geworden ist, verdankt er seiner noch größeren und in der Tat sprichwörtlichen Energie und dann der Größe und der Macht seiner Firma. Vom Holländer dagegen ist zu lernen, wie man auch mit kleineren Mitteln, aber mit hellem Kopfe Schwieriges erreicht.

Erreicht hat er ohne Zweifel, daß sein sumpfiges Mutterland ein blühendes Land von hoher Kultur in jeder Beziehung geworden ist, und daß dem Charakter seiner Bewohner, wenigstens den höheren Ständen, jene Festigkeit erhalten geblieben ist, die nicht nötig hat, nach rechts und links, nach oben und nach unten zu blicken (denn dem tüchtigen ist sein Lohn gewiß), welche Eigenschaft mit einem einzigen Wort bezeichnet werden kann, mit dem schon von Goethe gefeierten Worte: „Persönlichkeit“.

Die blaue Glasvase von Pompeji.

Von

Friedrich Adler.

Alte Liebe rostet nicht, und wenn sie echt ist, so wächst sie mit den Jahren. Am 28. März 1866 schrieb ich nach meiner Rückkehr aus Sizilien über die Alexanderschlacht im Museo nazionale in mein Tagebuch: „Sie ist nie gut veröffentlicht und doch ein Meisterwerk ersten Ranges für Zeichnung und keusche Farbengebung. Sie allein lohnt die Reise nach Neapel."

Diese Ansicht vertrete ich auch noch heute nach vierzig Jahren, zumal ich 1875 bei längerem Aufenthalt in Neapel nach eingehenden Studien des herrlichen Mosaikbildes zur Vermutung kam, daß dasselbe nur in Alexandria entstanden sein könne, weil das Original ein berühmtes Tafelbild in dieser Residenz gewesen sein müsse[1]). Daran knüpfte ich die Hoffnung, daß bei genauerer Untersuchung der antiken Baureste in Alexandrien vielleicht im Schutte oder in den Fundamenten der Königspaläste aus der Ptolemäer Zeit sich ähnliche Kunstwerke vorfinden könnten.

Selbst noch 1893, als ich Alexandria zum ersten Male besuchte, hegte ich diese Hoffnung, doch wurde sie 1898 bei meinem zweiten Aufenthalt daselbst wesentlich vermindert, als ich sah, daß die Zerstörung der Fundamente ganzer Stadtteile in rastlosem Fortschreiten begriffen war, um das Baumaterial — die herrlichen Kalksteinquadern — zum zweiten Male zu verkaufen. Erst in der neuesten Zeit hat sich jede Hoffnung als trügerisch erwiesen, nachdem wiederholte geologische und archäologische Untersuchungen die unumstößliche Tatsache festgestellt haben, daß der nördliche Teil der Stadt Alexandria, wo man nach der guten Stadtbeschreibung des Strabo mit Recht den Standplatz der Ptolemäer Paläste angenommen hatte, *im langsamen Sinken begriffen sei*. Diese Annahme teilte mir mein verewigter Freund Freiherr v. Richthofen schon 1899 mit, während mein Schwiegersohn Wilhelm Dörpfeld jetzt die Tatsache damit zu erklären glaubt, daß der mittlere Wasserstand des

[1]) Man vergl. „Deutsche Rundschau", 1906, Bd. CXXVI, S. 189 ff.: „Die Alexanderschlacht in der Casa del Fauno zu Pompeji". Von *Friedrich Adler*.

Mittelländischen Meeres sich seit Jahrhunderten erhöht habe. Damit schwindet jede Möglichkeit, die etwa in diesen Residenzen noch vorhandenen Mosaikfußböden aufzufinden und für die Wissenschaft und Kunst zu retten.

Einen schwachen Ersatz für diesen wahrscheinlich sehr großen Verlust bildet die blaue Glasvase von Pompeji, weil von ihr, wie ich glaube, durch eine eingehende Prüfung des Kunstcharakters und der bewunderungswürdigen Technik der Beweis geliefert werden kann, daß auch sie aus Alexandria stammt und fast derselben Zeit angehört wie die Alexanderschlacht.

Ich darf wohl hier die Tatsache erwähnen, daß ich am 14. November 1894 in dem Freundeskreise von gelehrten Männern, dem ich seit 1872 angehöre, meinen vor kurzem in dieser Zeitschrift veröffentlichten Vortrag über die Alexanderschlacht in der Casa del Fauno mit den Worten schloß, daß neben diesem kostbaren Mosaik die blaue Glasvase von ganz besonderer Wichtigkeit sei, weil sie wahrscheinlich demselben Besitzer angehört habe wie das Mosaik. Diese Vermutung erregte mehrfaches Bedenken unter meinen Zuhörern, die ich zwar nicht teilte, aber auch nicht widerlegen konnte. In neuester Zeit habe ich mich bemüht, der Sache näher zu treten, um meine damals ausgesprochene Ansicht zu rechtfertigen, und freue mich, jetzt die Gründe vorzulegen, welche dieses auffallende Besitzverhältnis beider Kunstwerke zueinander unzweifelhaft beweisen.

Die Glasindustrie ist schon sehr früh in Ägypten entwickelt worden, wie aus den Tatsachen hervorgeht, daß sowohl in den Gräbern von Beni-Hassan (1800 v. Chr.) als auch in den Königsgräbern von Theben (1450 v. Chr.) Glasbläser in ihrem vollen Betriebe dargestellt sind. Aber infolge der übervorsichtigen Politik der Pharaonen, sich vor dem Auslande durch Absperrung der Grenzen zu schützen, gelang es dann den benachbarten Phöniziern, sich der Ausfuhr so ausschließlich zu bemächtigen, daß man jahrhundertelang glaubte, die Erfindung des Glases ihnen zuschreiben zu müssen. Sie sind es auch gewesen, die frühzeitig verstanden haben, sowohl im Morgenlande (Assyrien die Sargonvase 710 v. Chr.) als auch auf den Inseln, in Griechenland und Kleinasien Glasgefäße einzubürgern, wofür Herodot, Plato, Aristoteles, Pausanias und Athenäus vollgültige Zeugen sind.

Nach der Gründung der Stadt Alexandria hörte dieses Monopol des semitischen Stammes auf. Diese Welthandelsstadt trat an die Stelle von Tyrus, Sidon und Karthago. Ein besonderer Stolz von Alexandrias Einwohnern war die Tatsache, daß die Leiche Alexanders des Großen anstatt des ursprünglichen Goldsarges einen gläsernen erhalten hatte und darin jahrhundertelang ruhte. Selbst in der Zeit nach Eintritt der römischen Weltherrschaft blieb der Ruhm von Alexandrias Glasmacherkunst ungeschmälert. Schon Properz erwähnt in seinen Elegien, daß die römischen Damen Glaskugeln aus Alexandria in ihre Hände nahmen, um sie damit abzukühlen. Seneca kennt die Glasmacher schon als Zunft wegen ihrer Geschicklichkeit, Edelsteine künstlich herzustellen, und rühmt das große Talent eines Arbeiters, den Gefäßen durch bloßes Einblasen so mannigfache Formen zu verleihen, wie man sie mittelst der Hände kaum zu geben vermöchte. Unter Tiberius werden

in Rom schon Glashütten, von ägyptischen Arbeitern geleitet, erwähnt. Die von Plinius genannten caelierten oder mit Reliefs verzierten Gläser werden, wie Martial ausdrücklich bemerkt, nicht mit dem Stichel und der Punze, sondern mit dem Rade angefertigt.

Von mehreren Kaisern wird die Sitte berichtet, daß sie kostbare Glasgefäße aus Alexandria an ihre Freunde und Verwandte geschenkt haben. So sandte Hadrian nach der Rückkehr von Ägypten an seinen Schwager, den Konsul Servianus, die von ihm bestellten Glasbecher, um sich ihrer an Festtagen beim Gastmahl zu bedienen. Das gleiche wird ein Jahrhundert später von Gallienus gemeldet, der seinem Freunde Claudius zehn Glasbecher verschiedenster Arbeit schenkte. Auch die durchbrochenen, mit einer netzartigen Umhüllung versehenen Glasgefäße, die man in Rom nachzuahmen suchte, hatten ihre Vorbilder in Alexandria. Martial bezeichnet sie als ziselierte Gläser; er nannte sie: „Calices audaces“, und wundert sich über ihren hohen Preis. An einer andern Stelle gedenkt er des Künstlers so schwieriger Werke, der in der Absicht, seinem Gefäße noch eine besondere Feinheit hinzuzufügen, leider die ganze schöne Arbeit zerbricht und spricht dabei von dem „ingenium Nili“, das heißt der Sinnesweise der Ägypter.

Ein solcher Becher, der zwei Wände hatte, eine geschlossene und eine in einer Entfernung von 4 mm darüber gelegte durchbrochene Glasschicht, aus einer Kette von kreisförmigen Ringen bestehend, trug die Namensinschrift des Kaisers Maximianus Herculeus (250—310 n. Chr.). Er war in Straßburg gefunden und wurde dort aufbewahrt. In der Bibliothek des Temple neuf habe ich 1862 denselben mehrere Male gesehen und mit dem Bibliothekar Jung bewundert. Leider ging dieses seltene Kunstwerk bei der Beschießung von 1870 zugrunde. Als ein würdiges Seitenstück dazu ist noch eine Vase im Schatze von St. Marco zu Venedig erhalten.

Nur die Bemerkung des Martial „mit dem Rade“ bedarf einer kurzen Erläuterung, weil das Verfahren von den geschulten Schleifern in den Glashütten noch heute allgemein angewandt wird. Sie benutzen ein vertikal gestelltes und mit einer Drehbank verbundenes kupfernes Rad, über welches ein Strahl von feinem Schlamm, aus Smirgel und Wasser bestehend, ununterbrochen läuft. Indem nun das Glas mit der Hand mehr oder weniger gegen das Rad gedrückt wird, findet das Einschneiden langsamer oder schneller statt. Der Smirgel, dessen außerordentliche, dem Diamant nahe kommende Härte schon mehr als zwei Jahrtausende zum Sägen des Marmors sowie zum Schneiden der Edelsteine und Gläser benutzt wird, ist nach Pausanias Bericht, der auf Weiheinschriften beruht, zuerst von den griechischen Architekten Euergos und Byzes aus Naxos um 580 v. Chr. angewandt worden. Denn Naxos, eine der Kykladen, war der einzige Fundort des Smirgel für Europa und ist es geblieben; die Gruben dort sind noch heute in lebhaftem Betriebe. Nur der Smirgel hat die Herstellung von sehr dünnen Marmorplatten in hellenistischer Zeit gestattet, und daran knüpfte sich sehr bald in Alexandria die Kunst musivischer Fußböden, weil man dadurch die Abfälle der Marmorplatten künstlerisch verwerten konnte.

Die beiden obengenannten Kunstwerke königlicher Industrien, die Alexanderschlacht und die blaue Glasvase befinden sich jetzt im Museo nazionale in Neapel: das eine im Erdgeschoß, das andre im ersten Stockwerk. Jenes weltbekannt und dieses nur von erfahrenen Altertumsfreunden gern besucht und nach seinem vollen Werte gewürdigt, weil es ein Prachtstück von seltener Schönheit ist, eine Zierde für jedes Museum. Es ist eine zweihenkelige Amphora mit kurzem, oben offenem Halse von einem Durchmesser von 6½ cm, sie hat keinen Standfuß, sondern endigt unten in einer knopfbesetzten Spitze, auch von Glas. Zunächst fällt ihre Größe auf, denn die Höhe beträgt 32 cm bei einem größten Durchmesser von 12 cm. Bis zu den Henkeln hinauf besteht die Vase aus zwei übereinander geschmolzenen Glasschichten. Die untere Schicht ist durchsichtig, tief dunkelblau gefärbt, die obere dagegen zeigt milchweißes opakes Glas, so daß man hier durch eine höchst mühsame Technik weiße Reliefs auf dunkelblauem Grunde herstellen konnte.

Zu unterst befindet sich zwischen zwei weißen Ringen ein schmaler Reliefstreifen, welcher in höchst anmutiger Weise unter Bäumen weidende und ruhende junge Lämmer und Ziegen darstellt, ein wahres Hirtenidyll, zu dessen friedlicher Stille die obere größere Zone einen lebhaften Kontrast bildet.

Auf dem oberen Abschlußringe — gleich einer neuen Basis — erheben sich sowohl an der Vorder- wie Rückseite paarweis und durcheinander geschlungen zwei Weinstöcke, zwischen deren Stämmen gleich unten zwei große bacchische Masken, eine männliche und eine weibliche, durch Efeublätter und Ranken gekennzeichnet, die vertikale Achse der Amphora zwischen den beiden Henkeln betonen. Oben vereinigen sich diese Weinstöcke jederseits zu einer Laube, indem große Fruchtstränge daran geknüpft sind, die sich durch ihre eigene Last unter den Henkeln tief herabsenken.

Dadurch ist Raum geschaffen für die beiden Hauptdarstellungen, die das fröhliche und ausgelassene Leben und Treiben bei der Weinlese, jedesmal in vier an Raphaels Schöpfungen erinnernden Kindergestalten, zeigen. Auf der ersten Szene sieht man einen solchen nackten Putto mit einer Perlenschnur um den Hals, der, rückwärts blickend, in voller Begeisterung mit der Rechten einen Thyrsus schwingt und in der linken Hand eine Schale hält. Er steht in einer steinernen Kelter und zertritt mit gespreizten Beinen die Beeren, während ein zweiter Knabe, raschen Schrittes herbeigeeilt, die frisch gepflückten Beeren einschüttet. Auf hohen Steinsesseln rechts und links sitzen zwei andre Knaben, welche die rüstige Arbeit der beiden ersten mit fröhlicher Musik begleiten. Der links sitzende Putto bläst begeistert die Doppelflöte, während der an der rechten Seite seine Syrinx abgesetzt hat, um dem andern bewundernd zuzuhören.

Bei der zweiten Szene auf der Rückseite der Amphora geht es ruhiger zu, denn hier bildet das Ruhelager des Weingartenbesitzers mit seinen beiden Insassen den Mittelpunkt. Er selbst in Knabengestalt liegt auf einer niedrigen Kline, behaglich den linken Arm auf das Polster gestützt, den rechten er-

hoben, um Beifall zu spenden. Denn auch hier spielt die Musik eine Hauptrolle. Neben ihm auf dem Lager sitzend singt ein in die Saiten der Lyra greifender Putto, und ein dritter Teilnehmer an dem Feste, wieder rückwärts schauend und höher stehend, begleitet ihn mit schmetternden Kastagnetten. Der vierte endlich ist der große Freudenbringer, denn auch höher stehend trägt er auf dem Kopfe einen Korb mit Beeren und überreicht, wie zur Probe, dem Besitzer eine große Weintraube.

Trotz der Kleinheit der Kindergestalten, ihre Höhe beträgt nur $5^1/_2$ cm, sind sie doch ebenso naturwahr wie lebendig gezeichnet und modelliert. Die verschiedenen Affekte des Sehens und Hörens spiegeln sich meisterhaft in ihren Zügen, so daß man nicht müde wird, die Wahrheit und Schönheit der verschiedenen Situationen in diesen von blühender Gesundheit strotzenden Kindergestalten zu bewundern.

Dabei darf der künstlerisch wertvolle Wechsel von tief und hoch sitzenden wie stehenden Putten nicht übersehen werden, weil er für die oberste Zone der Reliefs den Rhythmus vorbereitet. Denn unterhalb der Henkel bildet das Gewicht der fruchtreichen Laubstränge eine fast parallele Anordnung in dem gegebenen Raume. Der ganze Naturfegen einer fruchtbaren Landschaft ist hier durch die Fülle von edlen und wilden Früchten vereinigt. Granaten, Feigen und Äpfel, daneben Eicheln und Fichtennüsse, selbst die Ähren und Mohnköpfe, diese herrlichen Gaben der Ceres, fehlen nicht. Tief herabhängende Zweige und Blätter sind ebenso anmutig wie naturwahr gestaltet und bilden die beste Füllung des Raumes oberhalb der Figuren. Auch die Reliefbildung ist meisterhaft und zeugt von reifer Erfahrung. Denn das Figürliche ist so flach wie möglich, und die Fruchtstränge sind so stark als zulässig erhaben modelliert. Diese ganze Plastik hat wegen der Größe und Unhandlichkeit des Gefäßes unsägliche Mühe gemacht, denn sie konnte nur sehr langsam und bei höchster Vorsicht vermittelst des Rades bewerkstelligt werden.

Unter vielen Hunderten ist unsre Glasvase eine der vollendetsten und wird nur durch den Adel in der Zeichnung und die Schönheit der dargestellten Reliefs von der Portland-Vase in London übertroffen; doch ist diese letztere kleiner, braun von Farbe, mit milchweißen Reliefs, und als zweihenkeliges Standgefäß weniger günstig in der Form als unsre Vase. Da nun solche Arbeit nur von hochbegabten Künstlern geleistet werden konnte, die unabhängig von Zeit und Kosten waren, so wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß nur Alexandria und die königlichen Werkstätten für den Ort der Entstehung unsrer blauen Glasvase in Betracht kommen können.

Für die wichtigen Fragen, aus welcher Zeit die Vase stammt und welchem Zwecke sie gedient hat, ist entscheidend die Geschichte der Entdeckung und die Lage des Fundplatzes. Die Vase wurde gefunden am 29. Dezember 1837 in Gegenwart Sr. Majestät des Königs beider Sizilien in einem Grabe, das zu dem Hause, genannt „mit den Mosaiksäulen", gehörte. Diese Nachricht, die ich dem Aufsatze von Heinrich Schulz in den „Annali" des Römischen Instituts (1839, S. 84) entnehme, ist sehr bezeichnend für die Ausgrabungspraxis unter der Bourbonischen Herrschaft. Man hatte den König eingeladen,

der Ausgrabung persönlich beizuwohnen, weil man Großes erhoffte, d. h. weil man ein schon gefundenes Stück Sr. Majestät mit entdecken lassen wollte, um den üblichen Dank zu erhalten. Was Se. Majestät als Belohnung damals gespendet hat, weiß ich nicht; es ist aber nicht unwichtig, daran zu erinnern, daß wenige Jahre, nämlich drei Jahre nach der Entdeckung der Alexanderschlacht, dieser herrliche Fund erfolgte, und zwar, wie man schließen darf, infolge der weiteren Aufräumung der Casa del Fauno, denn wie Schulz anführt, hatte man dort bereits zwei wunderschöne Bruchstücke gefunden von blauem Glase, und ebenso geschmückt wie unsre Amphora, mit weißen Basreliefs: ringartig gelegte Weinreben, mit verschiedenen Vögeln darüber darstellend. Die Stücke wurden einzeln aufgefunden, der eine Teil von Sr. Königl. Hoheit, dem Prinzen von Capua, an eine englische Dame verschenkt, der andre verkauft. Die später wieder zusammengesetzte ganze Vase wurde veröffentlicht von dem General Heinrich v. Minutoli — bekannt als der kühne Reisende zum Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste — der zu ihrer Erläuterung in seinem Werke „Über die Anfertigung und die Nutzanwendung der farbigen Gläser bei den Alten" (Berlin 1836) folgendes bemerkt:

„Ich sah im Frühjahr 1834 zu Neapel ein gläsernes Gefäß oder eine mit einem Henkel versehene Kanne von der edelsten Form, die aus einem blauen Grunde besteht, auf dem in einer weißen, undurchsichtigen Masse gar zierliches Laubwerk und darin in allen nur möglichen Stellungen und Handlungen stehende Vögel angebracht sind. Es war zu Pompeji, und zwar in dem Hause des Fauns oder v. Goethe genannt, zertrümmert aufgefunden. Der gegenwärtige Besitzer erstand etwa die Hälfte des Gefäßes, eine Dame erhielt einen andern bedeutenden Teil desselben von einer hohen Person geschenkt, und einige unbedeutende Teile sind entweder im Schutt unbeachtet liegen geblieben oder abhanden gekommen, indem es dem gegenwärtigen Besitzer dieses schönen Gefäßes bisher nicht gelungen ist, etwas Näheres über solche zu ermitteln. Er hat aber dessenungeachtet die meisten vorhandenen Stücke zusammenfügen und das Fehlende durch einen geschickten Zeichner ergänzen lassen, das um so leichter fallen mußte, als es sich nur um einige Repliquen handelte. Der Geschmack und die technische Ausführung dieses Gefäßes überhebt mich eines jeden breiteren Kommentars, denn es ist im besten Stil gearbeitet und scheint abermals dafür zu sprechen, daß jenes aufgefundene Haus des Fauns, in dem man auch die angebliche Schlacht des Alexander gegen den Perserkönig Darius und noch andre Mosaiken und Kunstwerke vorfand, einem ebenso reichen als im Geschmack ausgezeichneten Manne angehört haben mochte."

Dieses kostbare Gefäß ist dann in halber Naturgröße auf Tafel III seines Werkes abgebildet worden, so daß sich eine Höhe von 30—31 cm ergibt, also fast die Höhe unsrer blauen Glasvase. Der Farbendruck, welcher der Kindheit dieser jetzt so vervollkommneten Technik angehört, läßt viel zu wünschen übrig in bezug auf die Farbengebung. Doch erkennt man denselben sicheren Kunstcharakter in bezug auf die Pflanzen- und Tierwelt wie in unsrer blauen Vase.

Über das Grab selbst vor dem Herkulaner Tore in Pompeji äußert sich Professor Mau in Rom in seinem vortrefflichen Werke „Pompeji" (S. 408) wörtlich wie folgt: „Erhalten ist nur der hohe Unterbau aus Travertinquadern mit Resten der marmorbekleideten Stufen auf demselben. Diese trugen ohne Zweifel einen Altar. Der Unterbau enthält die von hinten zugängliche Grabkammer. In drei Nischen ihrer weiß verputzten Wände standen drei Aschenurnen, die eine aus Ton, zwei aus Glas, am Boden fand man elf Statuetten, zwei Tierfigürchen und eine Maske mit phrygischer Mütze, alles dies aus Ton." Ungern vermißt man eine Angabe über die Struktur der Grabkammer, denn ein Gewölbe darf in dieser Zeit schon angenommen werden, aber welche Form es besaß, wird nirgends gesagt. Auch über den Verbleib der zweiten gläsernen Aschenurne wird nichts gemeldet.

Des Generals v. Minutoli oben angedeutete Vermutung, daß der Besitzer der Casa del Fauno auch Besitzer der blauen Glasvase gewesen sei, läßt sich beweisen, wenn man die Örtlichkeit vor dem Tore näher prüft. Das Grab ist eines der kleinsten, denn sein quadratischer Unterbau scheint in der Seite nur 4 m betragen zu haben. Hinter ihm, an der rechten Seite der Gräberstraße, folgt ein Grab mit einer gewölbten Nische, die unten eine gemauerte Bank besitzt und oben in dem Giebelfelde eine Marmortafel zeigt, die ohne Inschrift geblieben ist. Das Grab der blauen Vase und das der Nische gehören zu einer unmittelbar daneben gelegenen Villa nebst einem Garten, der, wie Mau richtig erkannt hat, einen sepulkralen Charakter besaß. Er sagt wörtlich S. 410: „An seiner Rückwand, dem Straßeneingang gegenüber, steht eine mosaikbekleidete Brunnennische. In der Mitte trugen vier Mosaiksäulen (jetzt in Neapel) einen Pavillon, ähnlich dem im Garten der Villa des Diomedes, und wie dieser bestimmt, im Freien zu speisen . . . Mit den Wohnräumen steht aber dieser Garten in keiner Verbindung, sondern nur einerseits mit dem Wirtschaftshofe, anderseits mit den Gräbern. Hieraus ergibt sich zweifellos seine Bedeutung: er ist ein Annex der zu der Villa gehörigen Gräber; unter dem Pavillon wurden die Totenmahle gefeiert." Hiernach steht es also fest, daß alle Teile dieser vor dem Tore an der rechten Seite gelegenen Grundstücke dem Besitzer der Casa del Fauno gehörten, und wie man aus der Entfernung von 60 m von der oskischen Ringmauer für sein Grab schließen muß, ist es eins der ältesten vor dem Herkulaner Tore gewesen, weil es außerhalb des Pomoeriums oder des Außenglacis der Feldseite lag. Es entstammt ungefähr der Mitte des zweiten Jahrhunderts, und dies gilt auch für die blaue Glasvase. Denn sie erinnert an die Idyllen des Theokrit und spiegelt mit ihren Knabengestalten das erste Eindringen von Putten in die antike Kunst, was offenbar mit der Wiederbelebung der Bekanntschaft mit den Zwergvölkern des inneren Afrika unter den Ptolemäern zusammenhängt. Die blaue Glasvase, die einst die sterblichen Überreste eines Kunstkenners von hohem Range aufgenommen hat, ist, wenn man sie mit ihren heiteren Reliefs mit dem Mosaikbilde zusammenstellt, ein anmutiges Satyrspiel zu dem erhabenen Ernste der Tragödie der Alexanderschlacht gewesen. Sie gehören beide zusammen und mögen es bleiben.

Die Heimkehr.

Aus dem Englischen des Joseph Conrad
von
Rudolph Lindau.

II.

Der flammende Schmetterling im Rachen des Drachen leuchtete plötzlich in brennendem Lichte auf, so daß Hervey die Gestalt seiner Frau nur undeutlich erblickte. Sie war, den Rücken an die Tür gelehnt, kerzengrade stehen geblieben und bewegte sich nicht, so daß Hervey nicht einmal erkennen konnte, daß sie atmete . . . Das harte, von oben auf sie herabfallende Licht bedeckte sie mit einem durchsichtigen, glühenden Nebel. Es würde Hervey kaum überrascht haben, wenn die Gestalt ebenso plötzlich wieder verschwunden wäre, wie sie aufgetaucht war. Er starrte sie an und lauschte, lauschte auf irgendein Geräusch — aber tiefe Stille herrschte ringsum. Sein Gehör war ebenso schwach geworden wie sein geblendetes Gesicht. Plötzlich erwachten seine Sinne. Er hörte den Regen gegen die Fenster klatschen und vernahm von der Straße her das dumpfe Rollen der Räder und den im Schmutz patschenden Trab vorbeiziehender Pferde.

Ein lautes, tiefes Stöhnen drang aus unmittelbarer Nähe an sein Ohr. — Hatte er selbst geseufzt? — In demselben Augenblick verließ die Gestalt die Tür, ging an ihm vorüber und setzte sich auf den ersten Stuhl, den sie antraf.

Seine Augen folgten ihr. Kein Zweifel, sie war zurückgekehrt. — Die Verlorene saß leibhaftig vor ihm. — Er konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Sie war ihm geheimnisvoll, unheimlich. Er beugte sich vornüber und starrte sie an, spähend, als gäbe es Neues an ihr zu entdecken, was ihm bisher entgangen war — und unwillkürlich machte er einen Schritt und näherte sich ihr. Da bewegte sie den Arm. Er blieb wie am Boden gewurzelt stehen. — Sie hatte den Schleier gehoben. — Er sah ihr Gesicht.

Der Zauber war gebrochen! Es war, als ob ein Schlag ihn plötzlich aus tiefer Ohnmacht erweckt habe . . . Nein, es war mehr, klareres als das;

denn er hatte ganz deutlich die Empfindung, nun sei er zu sich gekommen, sei ein Teil seines Selbst, der durch den zerrissenen, zu seinen Füßen liegenden Brief verscheucht worden war, in seine Brust zurückgekehrt, sei er wieder der alte Alvan Hervey geworden. Und mit diesem Gefühl verschwand die blinde Wut, deren er sich geschämt hatte, um tiefer Verachtung, einer fast komischen Verwunderung und einem kühlen Gefühl von Sicherheit Platz zu machen. Er war seiner wieder ganz sicher: er würde keinen Fehler mehr begehen; ruhige Vernunft sollte obsiegen. Doch konnte er sich dieses Sieges gesunder Grundsätze nicht freuen. Der Triumph war zu teuer erkauft: er wußte, daß er ihn mit seinem Lebensglück bezahlte. Und verwirrend, schnell vorüberfliegend tauchte der Gedanke in ihm auf, daß es einfach die Rückkehr der unwürdigen Frau war, die ihn wieder zu sich gebracht hatte.

Er konnte den Blick nicht von ihr abwenden. — Sie hatte die Hände auf den Schoß gelegt und die Augen zu Boden geschlagen. Er bemerkte, daß ihre Schuhe und der Saum ihres Kleides abscheulich beschmutzt waren. Es war unglaublich, unwürdig! Aber seine Entrüstung war die eines wohlerzogenen Mannes, dessen Gefühle durch etwas Unschickliches verletzt werden. Es wurde ihm nicht schwer, darüber kopfschüttelnd hinwegzusehen.

Die Gasflammen brannten jetzt ruhig und verbreiteten klares Licht, in dem er die Züge seiner Frau genau betrachten konnte. Sie zeigten einen Ausdruck stumpfer Ermattung.

Die Stille, die im Zimmer herrschte, hatte nichts Ungewöhnliches, Beunruhigendes. So und nicht anders sollte es in einem von anständigen Leuten bewohnten Hause zugehen. Dabei kam ihm der Gedanke, wie gut es wäre, wenn diese Stille nicht mehr unterbrochen, wenn er nicht wieder mit seiner Frau zu sprechen haben würde.

Die saß da wie versteinert mit festgeschlossenen Lippen und starren Zügen. Endlich hob sie langsam die Lider, und ihre müden Augen begegneten dem forschenden Blicke des Mannes. Die Augen hatten die stumme Beredsamkeit der Verzweiflung: wehrlose Ermattung, rücksichtsloses Eingestehen begangener Schuld, der Jammer eines Bekenntnisses, das durch die Folter entrissen worden ist, sprachen daraus.

Eine so schmähliche, schamlose Beichte hatte Alvan Hervey nicht erwartet. — Wofür hielt die Frau ihn? — Wie durfte sie wagen, ihn so anzusehen? — Auf ihm haftete keine Schuld, kein Makel. Die öffentliche Meinung, die Moral, Gott und die Menschen, Gesetz und Gewissen, die ganze Welt — alles stand auf seiner Seite! Glaubte sie die Anklagen, die sich gegen sie erhoben, durch einen frechen Blick allein zurückweisen zu können? — Er suchte nach einem Wort, um sie zu Boden zu schmettern, und alles, was über seine Lippen kam, war:

„Wie lange gedenkst du hier zu bleiben?“

Ihre Augen blickten starr, ihre Lippen blieben geschlossen. Seine Worte hatten nicht mehr Eindruck auf sie gemacht, als hätte er zu einer Toten gesprochen; aber er sah wohl, daß sie lebte: sie atmete schnell und laut. — Er ärgerte sich über seine törichten Worte. Er hatte einen groben Fehler be-

gangen. Und vor seinem Blick, der so starr geworden war, daß es zeitweise dunkel vor seinen Augen war, blieb sie regungslos, stumm sitzen, den Blick vollkommenen Schuldbewußtseins gerade auf ihn gerichtet, aber nicht als sähe sie ihn an, sondern als blickte sie in die leere Luft.

„Dann muß ich wohl gehen?" fuhr er fort. Er wußte, daß er keineswegs sagte, was er sagen wollte.

Eine ihrer Hände, die noch immer auf dem Schoße lagen, machte eine leichte, streifende Bewegung, als wolle sie etwas, das dorthin gefallen war, fortwischen. Ihr Schweigen ermutigte ihn. Es bedeutete vielleicht Reue — oder Furcht. — Sollte seine Haltung das getan haben? — Sie senkte die Lider wieder. Sie litt augenscheinlich. Aber sie sollte leiden. Er hatte ein Recht, es zu verlangen. Er glaubte jetzt ganz klar zu sehen; doch hielt er es für angemessen, mit affektierter Höflichkeit zu sagen:

„Ich verstehe nicht . . . Habe die Güte . . ."

Sie stand auf. Einen Augenblick glaubte er, sie wolle sich entfernen, und er empfand einen stechenden Schmerz in der Herzgegend. Er sprach den angefangenen Satz nicht aus und blieb mit offenem Munde stehen. Sie näherte sich ihm, und zwischen den beiden, zu ihren Füßen, lag der zerrissene Brief.

Sie sagte: „Höre auf . . . Alvan!"

Die Worte wurden langsam, in klagendem Tone gesprochen; doch klang daraus eine Warnung: „ich kann es nicht mehr ertragen."

Hervey fühlte sich tief bewegt durch die Stimme. Seine Gefühle schwankten zwischen Mitleiden und Entrüstung; und eine quälende Unruhe nagte an ihm: sollte er, der starke Mann, großmütig verzeihen? — Wenn er nur gewußt hätte, was tatsächlich geschehen war. Die Unwissenheit, in der sie ihn darüber ließ, war unerträglich.

Sie blickte scheu nach dem zerrissenen Brief und dann auf zu ihm. Seine Augen begegneten den ihrigen und hielten sie fest. — Tiefe Stille herrschte im ganzen Hause und um die beiden, während sie sich fest und lange anblickten. Es nahm sich feierlich aus, und doch war es so häßlich, so niedrig: er fürchtete, sie könne Worte sagen, die „großmütiges Verzeihen" unmöglich machen würden. — Und sie? . . . Hinter der trostlosen Niedergeschlagenheit ihres Äußern barg sich in dem Augenblick nur Bedauern — Bedauern, nicht eine halbe Stunde früher heimgekehrt zu sein. — Beide fürchteten den Ton ihrer Stimmen zu vernehmen, möglicherweise Worte zu sagen oder anhören zu müssen, die nicht wieder zurückgenommen werden konnten. — Worte sind gefährlich, sind schlimmer als Taten! Das fühlte Hervey klar und deutlich. Möchte die Frau nur ihre Zunge wahren — er würde schweigen! Und in demselben Augenblick, da dieser Gedanke ihn erfüllte, öffnete er, wie von einem bösen Feind getrieben, die Lippen und sprach Worte, denen er aufmerksam lauschte, als wären sie von einem andern gesprochen:

„Solltest du irgend etwas vergessen haben . . . so . . . natürlich . . ."

Es kam plötzlich Leben in ihre Augen, und ihre Lippen bebten. — „Was soll das bedeuten, Alvan?" sagte sie leise. „Du weißt, weshalb ich zurückgekommen . . . du weißt, ich konnte nicht . . .

Er unterbrach sie ungeduldig: „So? . . . Und was soll dies bedeuten?“ Er wies auf den zerrissenen Brief.

„Das war ein Versehen,“ murmelte sie.

Diese Antwort setzte ihn in maßloses Erstaunen. Er fand keine Worte und starrte sie an. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer häßlichen Grimasse: „Ein Versehen? . . .“ wiederholte er bitter.

„Ja, . . . es war . . . ehrlich“ — kam es kaum hörbar über ihre Lippen.

Da brach er in Wut aus: „Verdammt sei deine Ehrlichkeit! Wo steckte deine Ehrlichkeit in dem, was du getan hast? Seit wann hast du angefangen, ehrlich zu sein? Weshalb bist du hier? . . . Was bist du jetzt? Noch immer ehrlich?“ — Er schritt ingrimmig auf sie zu. Sie rührte sich nicht. — Jetzt hätte er sie schlagen können! Aber unmittelbar vor ihrem eiskalten, toten Gesichte machte er Halt. — „Du weißt nicht einmal, was ehrlich sein bedeutet,“ stieß er hervor.

Sie wankte nicht um eines Haares Breite, und er, plötzlich ernüchtert, blickte wie ein Erwachender um sich. Die vollkommene Stille, die um ihn herrschte, erschreckte ihn. Die Heftigkeit seines Wutausbruches hatte keine Spuren hinterlassen. Alles hing, stand und lag am alten Platze: die Möbel, die Vorhänge, die Bilder, die Lampen . . . Der Sturm hatte kein Atom hinweggefegt: er befand sich unversehrt in seinem wohlgehaltenen Hause, in seinem Zimmer — vor seiner Frau. Sein Schreien war verhallt; die steinernen Wände gaben kein Echo zurück, und die dunkeln Vorhänge vor Türen und Fenstern hielten den Tumult, der eine Minute vorher sein Unwesen getrieben hatte, von der Außenwelt abgeschlossen.

Er fühlte sich besiegt, ohnmächtig. Noch aber wollte er seine Niederlage nicht bekennen. Mit mühsam errungener Fassung brachte er die Worte hervor: „Was du sagst, genügt mir nicht. Ich wünsche mehr von dir zu hören . . . ob du hier zu bleiben gedenkst?“

„Ich habe nichts zu sagen,“ erwiderte sie kleinlaut. Darauf fand er nicht sogleich eine Antwort, und sie fuhr mit leiser Stimme fort: „Du würdest mich nicht verstehen.“

„Nein?“ Er stieß ein höhnisches kurzes Lachen aus. Er hätte schreien und fluchen mögen, aber er nahm sich zusammen und verhielt sich ruhig.

„Ich wollte wahr sein . . .“ begann sie von neuem.

„Und das?“ rief er, wiederum auf den Brief zeigend.

„Das . . . das war ein Unglück.“

„Ja, ein Unglück,“ murmelte er.

„Ich wollte mir gegenüber wahr sein — und dir ehrlich . . .“

„Es wäre besser gewesen, du hättest auch mich nicht getäuscht . . . Ich . . . ich habe dich nie betrogen . . . Ich bin aufrichtig gewesen. Und du hast mich heimlich zugrunde gerichtet — mich und dich.“ Er machte eine kurze Pause. — Er fühlte, daß er schwach wurde, aber da brach die große Sorge wieder hervor, die Sorge um den äußeren Schein, um sein Ansehen, seine Würde. — „Darf ich mich vielleicht erkundigen,“ fragte er hämisch — denn er wollte

verbergen, daß er sich der Frage schämte —, „seit wann du mich zum . . . Narren gemacht hast?“

Sie warf den Kopf zurück, aber gab keine Antwort.

Er ging langsam an das andre Ende des Gemachs, kam zurück und trat wieder vor sie hin: „Alle Welt wird es wissen. Ich möchte es nun auch erfahren.“

„Ich habe dir bereits gesagt, daß du alles weißt. Du verstehst mich nicht. — Der Brief dort — war der Anfang . . . und ist das Ende.“ Sie sprach wie eine Leidende: matt und leise.

„Das Ende?“ schrie er. „Die Sache hat kein Ende! Kannst du das nicht einsehen? Ich kann es . . . der Anfang . . .“ Er hielt inne und blickte sie scharf an, als wolle er bis in ihr Herz sehen. „Bei Gott,“ brachte er langsam hervor, „bei Gott,“ wiederholte er noch langsamer, und seine Stimme klang so sonderbar, daß sie ihm fremd war, „bei Gott! Ich könnte dir glauben — ich könnte jetzt alles glauben.“

Er wandte sich kurz von ihr ab und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Sie verhielt sich anscheinend vollkommen ruhig, aber der fragende, erstaunte Blick ihrer Augen verfolgte Hervey auf Schritt und Tritt. Er sah davon nichts, er schien etwas auf dem Teppich zu suchen.

„Der Mann war ja früh und spät bei uns,“ hub er plötzlich wieder an. „Er machte dir den Hof — und . . . und —“ er dämpfte seine Stimme, „du ließt es dir ruhig gefallen.“

„Ich ließ es mir ruhig gefallen,“ wiederholte sie in demselben leisen Tone. Es klang wie ein Echo aus weiter Ferne.

„Du ließt es dir ruhig gefallen . . . Sage nur, was konnte dich an diesen fetten, weibischen Esel fesseln? Warst du hier nicht glücklich? Gab ich dir nicht alles, was du verlangtest? . . . Sprich! Habe ich dich in deinen Erwartungen getäuscht? Warst du mit unsrer gesellschaftlichen Stellung nicht zufrieden? Genügte dir die Zukunft nicht, die klar und deutlich vor uns lag? Sprich! — Du kannst nicht in Abrede stellen, daß dir mehr geboten worden ist, als du zur Zeit deiner Verheiratung erwarten durftest . . .“

Er regte sich, während er sprach, so auf, daß er, ganz gegen seine Grundsätze und Gewohnheiten, lebhaft gestikulierte: „Sage mir, was konnte dir der Mensch bieten, was konntest du von ihm erwarten? Er stand gesellschaftlich unter uns. Hätte ich ihn nicht mit Geld unterstützt — hörst du, was ich sage! — wäre mein Geld nicht gewesen, — er hätte sich nicht halten können, wäre untergegangen. Seine Verwandten hatten ihn bereits vollkommen aufgegeben, wollten nichts mehr mit ihm zu tun haben . . . Er besitzt einige Fähigkeiten, und ich konnte ihn nützlich verwenden; als einen Ebenbürtigen habe ich ihn nie betrachtet. Er gehörte nicht zu uns, er war ein Geduldeter, ‚ein Outsider‘.“ — Hervey machte eine kurze Pause und strich sich das Kinn. — „Und das alles hast du nicht verstanden?“ fuhr er fort. „Es ist unglaublich! Hast du denn gar keine Achtung vor der öffentlichen Meinung, ist dir dein Ruf vollkommen gleichgültig, hast du nie daran gedacht, daß du eine verheiratete Frau bist und was du mir schuldest? — Ich bin dir ein zuverlässiger Lebensgefährte ge-

wesen. — Hattest du kein Verständnis dafür? — Wo habe ich gefehlt, was habe ich getan?" — Er drückte die Hände gegen die Schläfen. „Was habe ich getan?" wiederholte er zitternd. „Sprich! Was?"

„Nichts," sagte sie.

„Ja, ja ... nichts! Du hast mir nicht das Geringste vorzuwerfen." Er machte ein paar Schritte und zuckte die Achseln. Dann wandte er sich wieder zu ihr: „Was in aller Welt erwartetest du von mir?"

Ohne ein Wort zu erwidern, erhob sie sich langsam und setzte sich an den Toilettentisch. Sie stützte den Ellbogen darauf und bedeckte ihre Augen mit der Hand. Er sah ihr nach, als erwarte er irgendeine Antwort. Aber weder Worte noch Blicke gaben ihm Aufklärung.

Nach einigen Sekunden fuhr er mit ganz veränderter, ruhiger Stimme fort: „Sollte ich dir etwa ein Gedicht von mir vorlesen, oder dich lange anblicken, oder mich mit dir über Unsterblichkeit, Seele und Ähnliches unterhalten? — Das konntest du wirklich nicht von mir erwarten. Du mußtest wissen, daß ich Besseres zu tun hatte." — Wiederum eine Pause. — „Aber du darfst nicht wähnen, daß ich blind gewesen sei ..."

Es war ihm plötzlich eingefallen, daß er das Paar unabsichtlich verschiedene Male überrascht und dessen Unterhaltung durch sein Erscheinen gestört hatte. Ganz deutlich erinnerte er sich besonders, daß er noch vor wenigen Abenden über die andächtige Aufmerksamkeit gelächelt hatte, mit der seine Frau den Worten des Journalisten zu lauschen schien. Er trug wohl ein Gedicht vor. Seine Stimme hatte etwas Singendes, und seine fetten weißen Hände machten weite Bewegungen, wie Hervey es von schlechten Schauspielern auf kleinen Theatern gehört und gesehen hatte. Als der Journalist seiner ansichtig geworden, war er verstummt, und Mrs. Hervey hatte etwas verlegen dreingeschaut. Hervey war das nicht entgangen, aber er hatte sich nicht darum gekümmert: der Mann war ja ein „Esel"; mochte er schreien, wenn das seine Frau amüsierte! Nein, blind war Alvan Hervey nicht gewesen.

„Ich war nicht blind; aber es erschien mir unter meiner Würde, meine Frau zu beargwöhnen."

Diesen Satz trug Alvan Hervey mit feierlicher Gebärde vor. Er erschien ihm würdevoll, er fühlte sich durch den vollen Klang der Phrasen gehoben. — Welchen Eindruck hatten die Worte auf seine Frau gemacht? Er beobachtete sie aufmerksam. Sie wandte den Kopf und warf ihm über die Schulter einen schnellen Blick zu. Er sah nasse Augenlider und gerötete Wangen. Dann saß sie sogleich wieder in ihrer alten Stellung am Tisch, die Hände vor dem Gesicht.

„Du solltest ganz aufrichtig mit mir sein," sagte er langsam.

„Du weißt alles," antwortete sie undeutlich hinter den Händen.

„Der Brief ... Ja ... aber ..."

„Und ich bin zurückgekommen ... Du weißt alles."

Er mußte sich zu ihr beugen, um zu verstehen, was sie so undeutlich sagte.

„Darüber freue ich mich — deinetwegen." Er sprach mit eindringlicher Feierlichkeit. Er genoß seine Worte, seine Haltung. Bedeutendes ging jetzt

nach seiner Überzeugung im Zimmer vor. — „Deinetwegen," wiederholte er nachdrücklich.

Ihre Schultern zuckten, als ob sie schluchzte. Seine Blicke ruhten schweigend auf der leidenden Gestalt. Da überraschte ihn ein Gedanke. Er fuhr zusammen, als sei er aus dem Schlaf geweckt worden.

„Hast du ihn oftmals aufgesucht?"

„Niemals," gab sie schnell zurück, ohne die Hände vom Gesicht zu heben.

Diese Antwort machte ihn sprachlos. Er bewegte die Lippen, ohne einen Ton hervorzubringen. Endlich kamen ihm Worte, und er sagte mit gehässiger Bitterkeit: „Ihr zogt es vor, eure Zusammenkünfte hier, in meinem Hause zu halten ... das war sicherer." — Er bereute die Worte, sobald er sie ausgesprochen hatte. Er fühlte, daß er von seiner stolzen Höhe wieder hinabgestiegen war.

Sie erhob sich schnell, und die Hand auf die Stuhllehne stützend, blickte sie ihn mit trockenen, brennenden Augen an. „Sobald ich beschlossen hatte, ihn aufzusuchen, schrieb ich dir," sagte sie hart.

„So bist du nicht zu ihm gegangen!? — Weshalb bist du zurückgekommen?"

„Ich hatte mich in mir selbst getäuscht," murmelte sie.

„War er darauf vorbereitet? ... Erwartete er dich?"

Sie nickte kaum merklich.

„Und jetzt wartet er vielleicht noch auf dich?"

Dieselbe leichte Kopfbewegung wie vorher.

Unwillkürlich zog er die Uhr aus der Tasche und sah danach. — Halb acht! — „Also er wartet noch." — Er schüttelte den Kopf. Er lächelte boshaft. Das Trauerspiel begann eine komische Seite zu zeigen. — „Nein, das ist unerhört!" brauste er hervor. „Erst täuschst du mich, und dann hältst du den andern zum Narren! — Es ist gar nicht zu glauben." Das Tragische dieser Komödie gewann das Übergewicht. — „Es ist abscheulich! — Warum gingst du, kamst du zurück? Warum? frage ich."

„Ich hatte mich über mich selbst getäuscht."

„Ach, Unsinn!" rief er ungeduldig.

„Ich bin bereit, wieder zu gehen, wenn du es wünschst," sagte sie schnell. „Ich hielt es für meine Pflicht, dir nichts zu verheimlichen. — Nein, ich konnte — ich konnte nicht..."

„Nun, es ist gut, daß du zur Besinnung kamst, ehe es zu spät geworden war," murmelte er. Er fühlte sich sehr ermattet. Zu viel, zu Schreckliches war während der letzten Stunden auf ihn eingedrungen. Er war schwach geworden. Er konnte, er wollte nicht mehr kämpfen. Er ließ sich treiben. — „Ich habe dich geliebt," sagte er leise, als spräche er nur zu sich selbst.

„Das habe ich nicht gewußt," kam ebenso leise von ihr zurück.

„Herr des Himmels!" sagte er. „Was glaubst du denn, weshalb ich dich geheiratet habe?"

Ihre Gefühle waren durch diese Frage verletzt. — „Ja, weshalb?" Er blickte sie stumm an. Sie fuhr nachdenklich, zögernd fort: „Ich habe damals an mancherlei Dinge gedacht ... Ich suchte zu verstehen ... Ernstlich habe

ich mich bemüht ... Ja, weshalb? ... Um zu heiraten, weil es Gebrauch ist ... zu deinem Vergnügen."

Er wandte sich schnell ab und machte einige Schritte. „Nun," zischte er zwischen den Zähnen hervor, „allem Anschein nach hast du damals auch kein Opfer gebracht ... Ich brauche dich wohl nicht zu fragen, ob du mich geliebt hast."

„Ich weiß jetzt," erwiderte sie ruhig, „daß ich eines solchen Gefühls vollkommen unfähig war. Andernfalls würdest du nicht daran gedacht haben, mich zu fragen."

„Eines ist sicher: Hätte ich dich damals erkannt, wie ich dich heute kenne, ich würde nicht um deine Hand angehalten haben." — Er starrte vor sich hin. Es schwirrte in seinem armen Kopf. Bilder aus alter schöner Zeit tauchten in seiner Erinnerung auf ... Ach, alles war so ganz anders geworden als er gehofft, zuverlässig geglaubt hatte. In einer Sekunde lebte er den schönsten, reinsten Augenblick seines Lebens noch einmal durch; und die Tragik seines Schicksals erschien ihm so unverdient hart, so grausam, daß eine Träne in seiner Stimme zitterte, als er kaum hörbar hervorbrachte: „Mein Gott! Ich habe dich geliebt."

Die traurige, tiefe Erregung, die unverkennbar aus Herveys Stimme sprach, ergriff nun auch die Frau. Mitleid füllte ihr Herz. Ihre Lippen bebten, und sie streckte ihm zögernd die Hand entgegen. — Er war so in seinen Schmerz versunken, daß er es nicht sah. Sie erkannte dies sogleich und ließ den Arm wieder fallen.

Er blieb noch eine kleine Weile unbeweglich stehen; dann richtete er sich hoch auf, atmete tief und rieb sich das Kinn. Er blickte um sich und schüttelte den Kopf. Dann sagte er mit halblauter Stimme, in der aber nicht eine Spur von Rührung mehr zu erkennen war: „Was soll ich nun anfangen?"

Es war keineswegs eine Frage, die er an seine Frau richtete; aber sie gab eine Antwort darauf: sie erhob sich und näherte sich entschlossenen Schrittes der Tür. — Er hörte sie sprechen: „Das ist sehr einfach. — Ich gehe."

Er fuhr zusammen, blickte ihr nach und rief in schneidendem Ton: „Du gehst? — Wohin? — Zu ihm?"

„Nein — allein — leb wohl!"

Sie stand schon auf der Schwelle. Ihre Hand suchte den Türknopf.

„Halt!" hörte sie ihn rufen. Sie schwankte wie geblendet, und ihn durchflog der Gedanke, daß die nächste Sekunde sein Schicksal entscheiden werde. — „Zurück!" rief er, „komm zurück!"

Sie wandte sich wieder zu ihm. „So kann die Sache nicht enden. — Setz dich!" Seine Stimme klang rauh und heiser. Und während sie ihren alten Platz am Toilettentisch wieder einnahm, ging er an die Tür, öffnete sie, blickte auf den Flur und die Treppe und lauschte. Im Hause war alles still. — Gottlob!

„Was erwartetest du als . . ." Er vollendete den Satz nicht. „Ich will keine Fragen mehr an dich richten. Sage mir nur, ist dein Brief an mich das Schlimmste?"

Sie zupfte nervös an dem Taschentuch, das sie, zu einem kleinen Knäuel zusammengepreßt, in der Hand hielt.

„Ich muß eine klare Antwort haben . . . Ich verlange es!"

„Nein! Das Schlimmste ist, daß ich zurückgekommen bin."

Eine kurze Pause trat ein. Darauf sprach er im Schulmeisterton: „Du weißt augenscheinlich gar nicht, was du sagst. Dein Geist muß verwirrt sein, sonst würdest du nicht so reden. — Bemühe dich, wieder Herrin deiner selbst zu werden! Selbstbeherrschung ist Würde, ist Glück . . . ist alles!"

Solche Worte hätten doch Eindruck auf sie machen sollen! Er beobachtete sie gespannt; aber sie tat nichts, was ihn befriedigt hätte. Sie zupfte und knetete an ihrem Taschentuch, und als er den Mund wieder öffnete, um fortzufahren, bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Du siehst, welche Folgen ein zügelloses Leben nach sich zieht! Gram, Erniedrigung, Verlust der Freunde, Verlust alles dessen, was das Leben schön und edel macht." — Seine Beredsamkeit war augenblicklich erschöpft. Er sagte noch: „Jede Art von Schmach und Elend!" und damit gedachte er vorläufig zu schließen.

Es schien zunächst, als ob sie ihn gar nicht verstanden hätte, denn sie verharrte still und unbeweglich. Aber wie er sie vor sich sah: bleich, verweint, zerknirscht, gebrochen . . . und in beschmutzten Kleidern, da erschien sie ihm als die Verkörperung alles Elends, das ein schuldiges Weib auf sich laden kann, und dieser Anblick füllte ihn mit neuen Gedanken und mit großen Worten dafür. Er erblickte sich als den Hohenpriester, der berufen war, den Kultus des Ehrenhaften, Guten und Würdigen zu predigen und zu schützen.

„Ich hoffe," begann er salbungsvoll von neuem, „du erkennst jetzt die Größe deines Vergehens und bereust, gegen die Pflichten verstoßen zu haben, die das Leben dir auferlegt. Dies allein kann dir noch Heil bringen, kann dich retten." Er breitete beide Arme aus und verweilte einen Augenblick, groß und würdevoll, in dieser Stellung. — Seine Spiegelbilder taten dasselbe. Dies gewährte einen eigentümlichen Anblick, der ihm nicht ganz entgehen konnte; aber er war durch das, was er sagte, dermaßen in Anspruch genommen, daß die gestikulierenden Schatten seinen Redefluß nicht störten. Er fuhr deshalb in dem alten Tone fort: „Ja! Selbstbeherrschung, Pflichtgefühl, Treue — dazu mußt du dich erheben: dann werden dir Ruhe und Frieden beschieden sein."

Er erging sich noch geraume Zeit in dieser Weise und wiederholte bei der Gelegenheit verschiedene Male, was er bereits gesagt hatte. Dies bemerkte er selbst endlich, und nach einer längeren Pause schloß er deshalb seine Rede und zwar mit wenigen Worten, die das bisher Gesagte zusammenfassen sollten: „Tue nur, was recht ist!"

„Was ist recht?" fragte sie endlich, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen.

„Du mußt krank sein!" rief er entrüstet. „Du versündigst dich geradezu durch eine solche Frage. Blicke um dich! Alles, was du siehst, wird dir Antwort geben. Als du unrecht tun wolltest, sollte dich dein eigenes Gewissen bereits gewarnt haben, dich nicht gegen das moralische Grundgesetz der

Gesellschaft zu vergehen. Tue recht! Dein Wohl hängt davon ab. Bedenke, was aus dir geworden wäre, wenn du mit jenem elenden Menschen davongelaufen wärest."

Er hatte im Eifer seiner Rede wieder eine theatralische Stellung angenommen, und als er sich in dem großen Spiegel erblickte, der vor ihm stand, bemerkte er, daß er sehr blaß war und sich mit erhobenen Armen über die zusammengesunkene Gestalt seiner Frau beugte. Dieser Anblick mißfiel ihm so sehr, daß er die Arme schnell fallen ließ und die Hände in die Taschen steckte.

„Ja . . . was wäre aus mir geworden? . . . Und was bin ich jetzt!" kam mutlos aus ihrem Munde.

Er aber hatte mit der großen Haltung, die er angenommen, auch das Pathos seiner Rede aufgegeben und antwortete in dem etwas verdrießlichen Tone, der ihm auch im gewöhnlichen Leben eigen war: „Nun, einstweilen bist du noch — zu deinem Glück — Mrs. Alvan Hervey." — Darauf ging er langsam bis ans Ende des Zimmers, und als er dort wieder umkehrte, sah er seine Frau, die, die Hände in den Schoß gelegt, mit dem Blick einer Erblindeten in die große Gasflamme des Drachen starrte.

Er blieb mit den Händen in den Taschen dicht vor ihr stehen und sah auf sie nieder. Das Bild des Jammers vor seinen Augen kümmerte ihn nicht. Er war damit beschäftigt, für den überwältigenden Schwall von Gedanken, die sich in seinem Hirn kreuzten, Worte zu finden. Er begann leise; aber seine Stimme wurde bald wieder laut und heftig: „Du hast mich tief gekränkt. Du hast mich unglücklich gemacht, und ich hatte es nicht um dich verdient. — Was hat dich dazu getrieben? — Wie konntest du mir den Brief schreiben? . . . Du mußtest doch fühlen, daß es unmöglich war . . .?"

„Es war unmöglich."

Diese einfache schnelle Zustimmung beruhigte Hervey nicht. — Natürlich war es unmöglich. Er wußte es; sie gestand es ein, und auch der Mann konnte keinen Zweifel darüber hegen. Aber wie war es dann zu erklären, daß die beiden bereit gewesen waren, sich in ein vollständig aussichtsloses Beginnen zu stürzen, sich zu dem Zwecke gegen ihn zu verschwören? Wahnsinn war es gewesen —, und er hätte dem zum Opfer fallen sollen! Konnte er das je vergessen? . . . Ja! Es mußte vergessen werden, um das Leben überhaupt noch erträglich zu machen, — vergessen wie man die Gewißheit des Todes im alltäglichen Leben aus den Gedanken verliert. — Er wurde ruhiger: es konnte ja vergessen werden, und er wollte es vergessen. Es war dazu nur nötig, sich einfach an Tatsachen zu halten, alle Gedanken an Absichten und Möglichkeiten niederzukämpfen.

Langes Schweigen hatte geherrscht. Es mußte unterbrochen werden. Er räusperte sich: „Ja," sagte er, „es war unmöglich. Du bist dir darüber vollkommen klar. Denn siehst du . . ."

„Ja, ja. Ich sehe es," unterbrach sie ihn.

„Natürlich . . ." Er blickte auf den Teppich. Seine Gedanken begannen schon wieder abzuschweifen. Der Arme! Er nahm sich zusammen und hob die Augen. „Ich kann nicht glauben — selbst nach allem, was geschehen ist·

kann ich nicht glauben, daß du anders, so ganz anders sein solltest, als ich angenommen hatte. Es scheint mir geradezu unmöglich."

„Mir auch," kam leise von ihr.

„Ja . . . In diesem Augenblick. — Aber heute früh — und morgen? Das ist es, was . . ." Er brach kurz ab. Er erkannte, daß er schon wieder auf dem verbotenen Wege war, der ihn vom Vergessen ablenken mußte. Er seufzte beklommen. „Meine Lage ist sehr schwierig . . . sehr traurig . . . Ich fühle . . ." Er suchte nach Worten, er quälte sich sichtlich, er sah zum Erbarmen aus.

„Ich bin bereit, zu verschwinden," sagte sie noch immer ganz leise. „Ich habe alles verwirkt . . . Ich weiß . . . ich weiß . . ." Das Kinn sank ihr auf die Brust, ihre Stimme erlosch, sie schloß die Augen.

„Ja, ja," sagte er ungeduldig, ohne zu bemerken, was mit der Frau vorging. „Das ist alles ganz richtig . . . natürlich — verwirkt — moralisch verwirkt, wenn ich dir noch glauben darf.

Sie sprang auf.

„Nein, nein!" rief er bestürzt. Du mißverstehst mich. Ich glaube dir! Ich glaube dir!"

Sie setzte sich, ebenso schnell wie sie aufgesprungen war, wieder nieder.

Er fuhr in abgerissenen Sätzen fort: „Ich habe gelitten. Ich leide noch in diesem Augenblick. Du kannst nicht verstehen, wie ich leide. Das Leben hat keinen Wert mehr für mich. Es ist mir verdorben. Ganz und gar verdorben . . . Ein Mann soll nicht klagen. Ich habe mich nie beklagt. Ich will auch jetzt nicht klagen. Jeder Mensch hat Pflichten zu erfüllen. Du hast es vergessen. Ich habe es nie vergessen. Gott ist mein Zeuge: nie! . . . In den Augen der Welt sind wir eins. Die Welt hat recht. Wir haben der Welt gegenüber Pflichten zu erfüllen. Die Welt verlangt es. Sie will nicht . . . Ich . . . wir . . ." Er stammelte.

Sie blickte ihn mit weit aufgerissenen Augen sprachlos an.

Er murmelte Unverständliches zwischen den Zähnen, schwieg plötzlich und sagte dann deutlich: „Und wenn in der Tat — wie du behauptest — nichts Unsühnbares geschehen ist . . ."

„Alvan!"

Er schien die Unterbrechung nicht zu bemerken . . . „dann wäre es das beste, das beste für dich und mich . . . für uns alle . . ." Seine Stimme wurde wieder undeutlich, und bald darauf schwieg er, und es wurde ganz still. Endlich fing er an, wieder zu sprechen: „Ich wende mich jetzt an dein Herz, an dein Gewissen: Hilf mir getreulich — ohne jeden Vorbehalt — unser Unglück zu überwinden. Ich bin schwer heimgesucht worden, . . . und meine Anhänglichkeit . . . meine treue . . . Anhänglichkeit verdient . . ." Er stockte, eine Unterbrechung von ihr erwartend.

„Ich mache keinen Vorbehalt," sagte sie. „Ich will tun, was du von mir verlangst. Verlaß dich darauf."

„Und das ist alles, was du mir zu sagen hast?"

„Was soll ich noch sagen? Ich habe die Wahrheit gesagt."

„Die Wahrheit!“ stieß er bitter hervor. — „Hast du denn gar kein Gefühl, kein Bedauern, kein Mitleid, keine Reue? Oder findest du keine Worte dafür?“

„Worte!“ wiederholte sie verächtlich.

Was immer sie sagte, ließ ihn die Ruhe, die er bewahren wollte, sofort wieder verlieren. Er zuckte empor, und von neuem mußte sie dieselben Vorwürfe und Klagen über sich ergehen lassen. Und mit jedem Worte redete er sich mehr in Wut, wurde heftiger, verletzender, lauter.

Sie zitterte am ganzen Körper. „Ich kann ... ich kann das nicht mehr aushalten,“ brachte sie hervor. Sie erhob sich schwerfällig, gebrochen. Sie stützte sich dabei schwankend auf den Tisch; aber gehen konnte sie nicht, und sie sank auf den Stuhl zurück.

Er schien nicht darauf zu achten und lief im Zimmer auf und ab. Nach und nach verlangsamten sich seine Schritte; schließlich blieb er vor ihr stehen und blickte auf die Unglückliche. Sie war schon längst, ohne viele Worte gemacht zu haben, am Ende ihrer Kräfte. Er erkannte wohl, daß sie litt; aber für Mitleiden mit ihr war kein Platz in seinem Herzen. Doch übte ihr Zustand Einfluß auf ihn aus, beruhigte ihn gewissermaßen. Er konnte jetzt sprechen, ohne zu schreien.

„Es ist nicht daran zu denken, daß du mich heute verläßt. Wenn du in der Lage wärst, ruhig zu denken, würdest du dir das selbst sagen ... Ich will nicht öffentlich Ärgernis geben! Um keinen Preis! — Und warum? Ich will es dir sagen, klar und deutlich; aber ich fürchte, du wirst mich wieder nicht verstehen.“

Er gab ihr Zeit, ihn zu unterbrechen; aber sie blieb still und stumm. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Jedermann muß sein Leben durchleben. Das ist die erste Lebenspflicht! Niemand hat das Recht, seine Bürde andern aufladen zu wollen, andre in Mitleidenschaft zu ziehen. Ein öffentlicher Skandal ist ebenso unwürdig wie ein lautes Klagen. Er muß um jeden Preis — ich sagte es bereits — vermieden werden — nicht weniger deinetals meinetwegen.“ Er stockte und atmete beklommen, als ob innere Erregung ihn erstickte. Es kostete ihn Anstrengung, weiter zu sprechen. Seine Stimme war ganz leise: „Deinetwegen, denn ich habe dich geliebt und dir vertraut. Meine Gefühle sind auf das schmerzlichste gekränkt worden; sie können augenblicklich nicht dieselben sein wie früher; aber die Zeit kann Vergessen, Heilung bringen ... Und darum ... darum — ich bin es der Welt schuldig, und ich kann nicht anders: vergebe ich dir.“

Er blickte nachdenklich auf den Teppich. Tiefe Stille herrschte im Zimmer und auf der Straße, gleichsam als ob seine Worte der Versöhnung alles um ihn beruhigt hätten.

Plötzlich wurde er in seinen Betrachtungen durch häßlichen Lärm aufgeschreckt: wildes Schreien, gräßliches Lachen! Er hob erstaunt den Kopf. Da nahm er wahr, daß seine Frau, die noch soeben bewegungslos und still vor ihm gesessen hatte, jetzt, mehr liegend als sitzend, den Kopf auf die Stuhllehne zurückgeworfen — daß seine Frau es war, aus deren verzerrtem Munde

kreischendes, stöhnendes Lachen drang. — Was werden die Leute denken! Er sprang an die Tür, die er verschloß. „Hör auf! Hör auf!“ schrie er und bemerkte mit Schrecken, daß das furchtbare Lachen seine Stimme übertönte. — Er lief zurück zu der Frau. Er sah sich um, ratlos, als erwarte er von irgendwo Hilfe. Dann stürzte er in das nächste Zimmer und kam mit einem Glas voll Wasser zurück.

„Ein Lachkrampf!“ stammelte er. „Hör auf! Hier! Trink das!“ — Sie fuhr fort zu lachen. „Ach!“ schrie er wütend und zitternd und warf ihr das Wasser ins Gesicht. Sie zuckte zusammen, stöhnte — und wurde ruhig. — Es mochte eine Täuschung sein! Nein! Da saß sie ganz still und starrte ihn an.

Sie sah erschrecklich aus: das Gesicht in Tränen und Wasser gebadet, eine nasse Haarsträhne auf der Stirn, eine andre auf der Wange, der Hut schief, als wäre er mit einem Faustschlag beiseite geschlagen, und die Stirn von dem durchnäßten Schleier wie mit einem zerlumpten Fetzen bedeckt.

War das wirklich seine Frau? — Er drückte die Hände an die Schläfen. Unwillkürlich mußte er an morgen denken. Welches Leben stand ihm bevor — mit der Frau! Er konnte die Augen nicht von ihr abwenden. Ihre Züge hatten sich beruhigt, waren die alten bekannten; aber die Frau, die er vor sich sah, war nicht mehr die Frau von gestern. Dies befremdende Gesicht hatte einen geheimnisvollen Ausdruck, der ihm Furcht einflößte. —

Und mit dieser unheimlichen Person sollte er fortan leben! — Er bemerkte, daß er zitterte und ein Glas in der Hand hielt. Er wollte es auf den Tisch stellen; aber da er die Augen nicht von der Frau abwandte, verfehlte er den Tisch. Das Glas fiel zu Boden und zerbrach. Das Klirren der Scherben reizte seine aufgeregten Nerven. „Verdammt!“ fluchte er.

Sie strich mit der Hand über ihre Stirne und versuchte sich zu erheben.

„Was soll das schon wieder bedeuten?“ fuhr er sie an. „Ich bitte mir aus, daß du dich zusammennimmst. — Es war empörend, wie du dich benommen hast, geradezu erniedrigend!“

Sie stand auf; aber sie schwankte und mußte sich an der Stuhllehne halten, um nicht zu fallen. Sie öffnete die Lippen. Sie sprach nicht, sie lachte auch nicht; aber die Furcht, sie könnte einen neuen Anfall haben, genügte, um seine Wut zu dämpfen.

„Ich bitte dich, nimm dich zusammen,“ sagte er eindringlich. „Ich erwarte es von dir. Ich habe das Recht . . .“ Plötzlich beunruhigte ihn ein Gedanke. Er sah nach der Uhr.

Sie hatte beide Hände auf die Brust gelegt, die sie krampfhaft zusammenpreßte.

„Unsinn! Nimm dich zusammen! Du mußt zum Essen kommen. Niemand, niemand darf ahnen . . . niemand! Nimm dich zusammen! Ich bin sicher, du kannst kommen, wenn du nur willst.“

Sie ließ die Arme fallen. Es zuckte in ihrem Gesichte. Er sah es; aber er war jetzt nur von einem Gedanken beherrscht und blickte sie streng an. „Ich wünsche dringend, daß du kommst. Es ist unbedingt notwendig. Verstehst du mich? Antworte mir. Ich wiederhole, du mußt kommen!“

„Ich werde kommen," sagte sie, und dabei griff sie wieder nach der Stuhllehne, um sich zu stützen.

Das hatte er wenigstens durchgesetzt! Er atmete auf. Das neue Leben, das sie nun begannen, würde wie eine Fortsetzung des alten erscheinen. Sie hatten am Morgen zusammen gefrühstückt und würden an demselben Tisch zu Abend essen. Da hatten zunächst die Mädchen keine Veranlassung, Vermutungen anzustellen, Kommentare zu machen. Was sich zwischen den beiden Mahlzeiten ereignet hatte, mußte vergessen werden, würde vergessen werden. Er fühlte sich so erleichtert, daß er fast zufrieden war.

„Ich werde unten auf dich warten," sagte er und näherte sich der Tür. Er erinnerte sich nicht sogleich, daß er selbst sie abgeschlossen hatte, und rüttelte ungeduldig am Schloß. Das verursachte eine kleine Verzögerung, über die er sich ärgerte, weil er annahm, daß die Frau ihm nachblickte. Endlich war die Tür geöffnet. Auf der Schwelle wandte er den Kopf und sagte über die Schulter: „Beeile dich! — Es ist spät." Und da sah er sie noch einmal: alabasterweißen Antlitzes und unbeweglich wie ein Bildwerk.

Alvan Hervey hatte gefürchtet, lange auf seine Frau warten zu müssen; sie gesellte sich jedoch überraschend schnell wieder zu ihm. Die Spuren des letzten Auftritts waren vollkommen beseitigt, und die beiden konnten sich in hergebrachter Weise gleichzeitig zu Tisch setzen.

Er hatte sich vorgenommen, alles zu vermeiden, was auf eine Veränderung in dem Verhältnis zwischen ihm und seiner Frau hindeuten könnte. Er wollte wie gewöhnlich essen, trinken, sprechen, er wollte „ganz natürlich" sein. Die Täuschung der Welt mußte zu Hause beginnen. Die Mädchen durften nichts beargwöhnen können. Er war wie besessen von dem Bedürfnis der Geheimhaltung seines Unglücks. Ein undurchdringlicher Mantel sollte darüber gebreitet werden, es verbergen gleich einem Verbrechen, und die stumme Mauer seines Hauses eine Scheidewand bilden zwischen dem, was sich innerhalb der vier Wände zugetragen hatte, und dem Hohn und Schimpf der Welt. — Er war so erfüllt von diesem Gedanken, daß er, selbst wenn die beiden bedienenden Mädchen das Zimmer gleichzeitig verließen, nicht unterlassen konnte, den Unbefangenen und Hungrigen zu spielen, gerade als ob auch dem Büffett, den Vorhängen und Stühlen des Eßzimmers gezeigt werden müsse, daß das eheliche Glück des speisenden Paares in keiner Weise getrübt worden sei.

Er war besorgt, die Frau könne sich durch ein Wort oder eine Bewegung verraten. Selbstbeherrschung war ja nicht ihre starke Seite! Er vermied deshalb, sie anzusehen oder mit ihr zu sprechen. Nach einer Weile beunruhigte ihn jedoch das tiefe Schweigen, das bei Tische herrschte, und er suchte gerade nach einem unverfänglichen Satz, um es zu brechen, als er plötzlich die ruhige Stimme seiner Frau vernahm, die eine Bemerkung über das Wetter machte.

Er hob den Kopf und starrte auf sie wie auf ein Wunder. — Und in der Tat, ihre Fassung war wunderbar: die Augen hatten den offenen Blick,

den er seit Jahren kannte, die reine, weiße Stirn war nicht getrübt, ihre Sprache bewahrte den alten, vertrauten Tonfall. Sie war blaß — das war sie, zu seiner Freude, stets gewesen. Es sah vornehm aus. — Ihre Züge waren fest und kalt. Diese eisige Ruhe war ihm imposant erschienen, und er hatte darin nichts andres erblickt als den Abglanz einer reinen Seele, die nur für ihn lebte, sich ihm allein enthüllte. Er war stolz gewesen auf die strenge Schönheit seiner Frau, auf die Vornehmheit ihres Gebarens, die sie unnahbar erscheinen ließ. Heute beunruhigte ihn, was ihn ursprünglich zu ihr hingezogen und gestern noch gefesselt hatte. So, wie sie jetzt dasaß, blickte, sprach, — genau so hatte er sie gesehen, als er um sie warb, auch vor einem Jahre, einem Monat, — gestern noch! — Was immer in ihr vorgegangen sein mochte, ihr Äußeres war unverändert geblieben. Was dachte, was fühlte sie eigentlich? Was bedeuteten ihr bleiches, ruhiges Gesicht, die reine Stirn, die ehrlichen Augen? Was hatte sie gestern gedacht — was heute — was würde sie morgen denken? — Er würde es niemals erfahren; und doch mußte er es wissen: seine Ruhe, sein Glück hingen davon ab. — Sie hatte ihn betrogen, auch den Mann, der auf sie gewartet hatte, betrogen, — sich selbst getäuscht. Sie war falsch, falsch in allem! Sie blickte, atmete, lebte Lüge. Sie log, würde bis zum Ende ihres Lebens lügen. — Und er würde nie die Wahrheit erfahren — nie — nie!

Er warf Messer und Gabel beiseite, als hätte er plötzlich Gift entdeckt auf dem Teller, von dem er aß. — Das Speisezimmer war unerträglich warm geworden. Er trank, füllte sein Glas von neuem und trank und bemerkte auf einmal, daß er die beiden Weingläser, die vor ihm standen, mit Wasser gefüllt hatte. — Hatte er den Verstand verloren? Überwältigte ihn der Kummer, unter dem er litt? Das war weibisch, ein Flecken auf seiner Männerehre, die er sein Leben lang rein und stark gehalten hatte. — Er schämte sich. — Ihr Fehler! Einzig und allein ihr Fehler! Daß sie sich selbst vergessen und weggeworfen hatte — das richtete ihn zugrunde! Ihre Verworfenheit hatte ihn angesteckt. Er hatte die krankhaften Gefühle und Gedanken, die ihm am Herzen fraßen, mit der Luft eingeatmet, die sie umgab — verpestete Luft!

Die beiden bei Tisch aufwartenden Mädchen, in Schwarz und Weiß, glitten unhörbaren Schrittes, ohne ein Wort zu sprechen, hin und her, Gespenstererscheinungen gleich. Um seine Frau nicht anzusehen und sich nicht in seine eigenen krankhaften Gedanken zu versenken, folgte er mit den Augen den lautlosen Bewegungen der schlanken Gestalten, ohne die eine von der andern zu unterscheiden. Sie glichen Gliederpuppen in Trauerkleidern. Der Ausdruck hölzerner Gleichgültigkeit, der auf ihren Gesichtern lag, berührte ihn als unnatürlich, verdächtig, entschieden feindlich. — Die Idee, sich um einen Dienstboten zu kümmern, war Hervey bisher nie gekommen. In seinen Augen waren solche Geschöpfe vollkommen uninteressant. Und nun war er so tief gesunken, daß er viel darum gegeben haben würde, um in die geheimen Gedanken der beiden Mädchen eindringen zu können. Er versuchte auf ihren Gesichtern zu lesen. — Unmöglich! Sie wechselten seine Teller. Ihn selbst übersahen sie dabei ganz und gar. — Welch niederträchtige, undurchdringliche

Falschheit! — Weiber, nur Weiber um ihn! Alle falsch, alle falsch! — Irgendein männliches Gesicht würde eine Beruhigung für ihn gewesen sein. Er beschloß, sofort männliche Diener in das Haus zu nehmen — einen Kammerdiener zum wenigsten.

Das Ende der Mahlzeit war gekommen. Es war ihm, als sei eine Ewigkeit verflossen, seitdem er sich seiner Frau gegenüber zu Tisch gesetzt hatte; doch war er überrascht, als er sie jetzt sich erheben sah.

Alvan und Mrs. Hervey hatten den Eßsaal gleichzeitig verlassen und sich, wie üblich, in das Empfangszimmer begeben. Dort sah es behaglich aus: im Kamin glühte ein gutes Kohlenfeuer, und in den Ecken gegenüber brannten auf langen, dünnen Stangen aus blank geputztem Messing zwei Lampen mit rötlichen Schirmen bedeckt, die in dem großen Gemach ein warmes, trauliches Licht verbreiteten.

Frau Hervey hatte sich nachlässig auf einen niedrigen Sessel vor dem Kamin fallen lassen und von einem kleinen Tisch einen elfenbeinernen Fächer genommen, den sie halb geöffnet zum Schutz gegen das Kaminfeuer vor sich hielt.

Hervey ging rastlos im Zimmer auf und ab. Er war zu aufgeregt, um daran zu denken, sich zu setzen. Seine durch den Teppich gedämpften Schritte und das leise Ticken der Stutzuhr auf dem Kaminsims vereinigten sich zu einem sanften, einschläfernden Geräusch. Von Zeit zu Zeit warf er im Vorübergehen einen Blick auf die unbewegliche Gestalt, die vor dem Kamin saß und ihm den Rücken zukehrte. Seine Gedanken bewegten sich unwiderstehlich in demselben engen Kreise: er würde niemals in Erfahrung bringen, was im Herzen seiner Frau vorging. Dies dunkle Geheimnis quälte seinen Geist. Er war gewöhnt, Geschäftsfragen in Erwägung zu ziehen, und er hatte bei solchen Gelegenheiten oftmals richtig und glücklich spekuliert; aber ein psychologisches Rätsel, von dessen Lösung sein Schicksal abhing, verwirrte seinen klaren Verstand, nahm ihm seine besten Kräfte. Er stand ratlos da. — Das Weib am Kamin hatte seine Werbung um ihre Hand angenommen, war zu ihm gezogen, hatte ihn verlassen und war zu ihm zurückgekehrt. — Welche Beweggründe leiteten ihre Handlungen? Unmöglich, das zu erkennen. Er würde es niemals erfahren — niemals!

Er blieb hinter ihr stehen. — Schlief sie oder dachte sie nach? — Worüber? — Er würde das Geheimnis niemals durchdringen! — Er grübelte gesenkten Hauptes. Dann richtete er sich plötzlich auf. Es stand fest, daß er es niemals ergründen würde — dann war es besser, nicht darnach zu forschen. Was geschehen war, konnte nicht mehr geändert werden. Es war vorüber. Es mußte vergessen werden, als wäre es nicht gewesen!

Diesen Gedanken hatte er bereits klar und deutlich ausgesprochen; aber er beschäftigte sich nun wieder so eifrig damit, als habe er etwas ganz Neues, Wichtiges entdeckt, und sagte laut, als schließe er eine Unterhaltung mit seiner Frau: „Das Beste ist also, alles zu vergessen."

Sie zuckte kaum bemerkbar zusammen. Hervey vernahm einen kurzen, scharfen Ton. Sie hatte den Fächer, den sie in der Hand hielt, zusammengeklappt.

„Ja," sagte Hervey fest, wie zu sich selbst sprechend, „vergeben, vergessen . ."

„Ich werde niemals vergessen," sagte sie mit bewegter Stimme, „und ich werde mir niemals verzeihen."

„Aber ich, der ich mir nichts vorzuwerfen habe —"

Sie sprang auf. „Ich bin nicht zurückgekommen, um mir deine Verzeihung zu holen," rief sie erregt, als verwahre sie sich gegen eine Verleumdung.

„Sooo," sagte er gedehnt. Dieser leidenschaftliche Ausbruch war ganz unerwartet gekommen. Der laute Ton verwirrte ihn noch mehr als die Worte. Doch empfand er sie nicht als eine Kränkung. Alvan Hervey war nicht mehr der kalte, unerschütterliche Mann, zu dem er sich erzogen, und der er sich gewähnt hatte. Das lebende Rätsel, das in der Gestalt seiner Frau vor ihm stand, betäubte ihn durch seine vollkommene Undurchdringlichkeit. Er fühlte sich klein daneben. Er schwieg, und es klang demütig, als er endlich sagte: „Aber wenn meine Liebe stark genug wäre . . ."

Weiter konnte er in dem Augenblick nicht kommen. Zum zweiten Male vernahm er einen scharfen, kurzen Ton. Sie hatte den Fächer zerbrochen: einige Stäbchen Elfenbein fielen lautlos auf den Teppich. Unwillkürlich bückte er sich, um sie aufzuheben. Sie trat einen Schritt zurück. Er erhob sich schnell. Der Gedanke, er könne sie verlieren, erschreckte ihn. Sie schritt der Türe zu. Er blieb an ihrer Seite, ängstlich hoffend, ein Wort von ihr zu hören, das den Schlüssel zur Aufklärung ihres rätselhaften Wesens geben würde. Er hatte alle Herrschaft über sich verloren. Er flüsterte: „Ich habe dich geliebt — ich liebe dich noch immer."

Sie wandte, ohne stehen zu bleiben, das Haupt und warf ihm einen Blick flammender Entrüstung zu. Der Instinkt der Selbstverteidigung, der in jedem Weibe schlummert, war in ihr erwacht. Sie verkannte die Veränderung, die in Herveys Herzen vorgegangen war, und witterte Gefahr, und der Gedanke füllte ihr Herz mit Bitterkeit. — Was wollte Hervey von ihr? — Grobe Sinnlichkeit allein zog ihn an ihre Seite. Sie verachtete ihn. Auch den andern Mann, dem sie, in Selbsttäuschung befangen, vertraut hatte, auch den haßte sie jetzt. Für das reine Sehnen ihrer Seele hatte sie weder bei dem einen noch bei dem andern Verständnis gefunden. — Hervey, der noch eine Antwort auf seine Liebeserklärung erwartete, hatte die Hand auf die Türklinke gelegt, und die beiden standen sich gegenüber.

„Du hast mich geliebt?" wiederholte sie in gereiztem Tone seine letzten Worte. „Du täuschst dich, wenn du das glaubst. Alles, was du haben wolltest, war eine Frau, irgend ein Weib, das dir angehörte, mit dem du machen konntest, was du wolltest. — Zu deinem Vergnügen hast du mich genommen!"

„Du glaubst mir also nicht?" fragte er langsam.

„Wenn ich geglaubt hätte, daß du mich liebtest . . . wenn ich das geglaubt hätte," sie atmete tief auf, „niemals wäre ich zurückgekommen."

Er blickte zu Boden, als ob er ihre Antwort nicht gehört hätte, und öffnete schweigend, langsam die Tür. Von der Treppe her streckte die große Figur im weißen, steinernen Gewande den beiden, die aus der rötlichen Dämmerung des Zimmers traten, das blendende Licht ihres Armleuchters entgegen. — Hervey schien in so tiefes Nachdenken versunken, daß die Frau betroffen vor ihm stehen blieb.

Er war wie in einem Traum. Seine Gedanken durchflogen in wenigen Augenblicken ein unendlich weites Feld. Sein Geist, durch den Schmerz aufs äußerste erregt, erhob sich aus der Welt der sinnlichen Wahrnehmungen, in der er bisher gelebt, zum Gebiet des Idealen, das er nie betreten, und dort fand er, wonach er gesucht hatte. Was kümmerte ihn jetzt noch, was die Frau getan und gesagt hatte? Es gab kein Rätsel mehr zwischen ihm und ihr. Vertrauen, Glaube und Liebe lösten alle Zweifel — volles, zweifelloses Vertrauen zur Wahrhaftigkeit der Seele eines geliebten Wesens! Nach diesem Glück, das ihm der jetzt offenbarte neue Glaube bot, danach hatte er sich, ohne es zu erkennen, sein ganzes Leben lang gesehnt. Nun war es ihm klar. Und seine Frau hatte die Gabe, ja, sie allein in der Welt hatte die Gabe, ihm Glauben und Liebe einzuflößen. — Daß er dies nicht verstanden, nicht gewürdigt, nur das hatte sie in seinen Augen rätselhaft erscheinen lassen. — Hingerissen breitete er die Arme aus, um sie an seine Brust zu nehmen; aber als er die Augen zu ihr erhob, traf ihn ein Blick, unter dem er zusammenzuckte. Seine Arme fielen gelähmt nieder, als wären sie von einem Schlage getroffen worden. Sie sprang wie eine Verfolgte, Schrecken in Miene und Bewegungen, an ihm vorbei und wandte sich erst nach ihm um, als sie die Treppe erreicht hatte. „Das ist abscheulich!" schrie sie.

Er blieb wie angewurzelt stehen. Ihr Blick, ihre Flucht, ihre Stimme bildeten ein Ganzes, das sich wie ein dichter Nebel zwischen seine Visionen und das Wirkliche schob! — Liebe und Glaube! — Ein Traum. — Er verschwand, und das Wirkliche trat an seine Stelle: seine leibhaftige Frau. — Schrecken und Haß verzerrten ihr Antlitz, und die Augen, gleich denen eines gehetzten Tieres, das eine Zufluchtsstätte gefunden hat, starrten ihn böse und argwöhnisch an. Er war vollständig ernüchtert, und das war sein erster Gedanke: „Mit der Frau soll ich leben," und der nächste: „Nichts habe ich von ihr zu erwarten." — Gleich darauf sagte er ruhig: „Ich habe mich geirrt. Du besitzest nicht die Gabe," — und damit wandte er sich ab.

Die Gabe? Was sollte das Wort bedeuten? Sie blickte ihm verwundert nach und blieb einige Sekunden auf der Treppe stehen; erst als die Tür des Empfangszimmers sich hinter ihm geschlossen hatte, suchte sie ihr Gemach auf.

Hervey ging, sich langsam die Hände reibend, gesenkten Hauptes hin und her, hier einen Stuhl, dort einen Tisch vermeidend oder beiseite schiebend. Er wiederholte den letzten Satz, den er ihr gesagt: „Ich hatte mich geirrt; du besitzest nicht die Gabe." — Seine Augen fielen auf einen Band, der von einem mit Büchern bedeckten kleinen Möbel auf den Boden geglitten war.

Er hob ihn mechanisch auf und trat an eine der großen Lampen. Er öffnete das in rotem Leder kostbar eingebundene Büchelchen und las: „Dornen und Arabesken.“ Er wiederholte leise sprechend: „Dornen und Arabesken.“ — Das waren die Gedichte des andern.

Ruhig legte er das Buch auf einen Stuhl neben der Lampe. Eifersucht quälte ihn nicht. — Worauf sollte er eifersüchtig sein? Was wußte er? — Die Kohlen, dem Erlöschen nahe, sanken mit leisem Schurren zusammen. Er wandte sich nach dem Kamin und blieb davor stehen.

Der andre, der Dichter! Ja, der war bereit gewesen, alles aufzugeben für die Frau, die ihm versprochen hatte, zu kommen — und die nicht gekommen war — weil sie weder Glauben noch Liebe, noch Mut hatte. Was mochte der Mann erwartet haben, als er bereit gewesen war, ihr alles zu opfern? — Den Besitz des Weibes allein? — Oder hatte er an ihre Liebe geglaubt? — Der Betrogene! Der erste selbstlose Gedanke, den Hervey je einem Menschen geschenkt hatte, galt dem Mann, von dem er so grausam gekränkt worden war. Er zürnte ihm nicht mehr. Der Kummer, der an seinem Herzen nagte, war unpersönlich. Tiefe Traurigkeit hüllte ihn in ihren schwarzen, schweren Mantel. Nie würde er ihn wieder ablegen können. Kummer, Schmerzen, Elend ringsumher: die ganze Welt nach Zielen ringend, die unerreichbar sind; Leidensgenossen, wohin er blickte, und darunter auch der Mann, der ihm die Ruhe geraubt hatte . . . Was war nun aus dem geworden? Wartete und hoffte er noch? Würde er jemals aufhören zu warten und zu hoffen? — Er würde aufhören, denn auch er würde schließlich erkennen, daß das Weib feige war, ohne Glauben, ohne Liebe, und daß sie deshalb die Gabe nicht besitzen konnte, Glaube und Liebe zu erwecken und zu verstehen.

Die Uhr auf dem Kamin begann zu schlagen. Es war als kämen die Tonwellen, die das ganze Gemach zu füllen schienen, von einer weit entfernten, großen Glocke. Hervey zählte die Schläge: Mitternacht! Ein Tag war gegangen — der schlimmste seines Lebens. Morgen war gekommen, das geheimnisvolle, lügnerische Morgen, das die, so Liebe und Glauben verachten, weiter führt auf dem abschüssigen Wege zum Grabe, der von den Erbärmlichkeiten des Lebens gesäumt ist. — Der zwölfte Schlag war schon verklungen, aber Hervey starrte noch immer in das erloschene Feuer, als erwarte er mehr. Plötzlich, wie wenn jemand ihn gerufen hätte, ging er schnell der Türe zu, öffnete sie und trat auf den Flur.

Dort blieb er, vorsichtig lauschend, stehen. Er vernahm leichte, leise Schritte, die unten in der Vorhalle gingen, und gleich darauf, daß das Haus dreifach, mit Schloß, Riegel und Kette, sorgfältig verschlossen wurde. Nun war alles, was dort vorgegangen war, wohlverwahrt. Niemand würde etwas davon erfahren. Seine Wünsche und Enttäuschungen waren den Augen der Welt entzogen. Er war in Sicherheit!

Wie kam es, daß dies Gefühl vollkommener Sicherheit ihn nicht beruhigte und er sich eines eigentümlichen Gedankens nicht erwehren konnte, obgleich er selbst erkannte, er sei unvernünftig, krankhaft — des Gedankens, der Tag, der soeben begonnen hatte, werde für ihn kein Morgen haben? — Unsinn! —

Nichts hatte sich äußerlich verändert, niemand würde wissen, was er gelitten hatte, alles seinen gewohnten Gang weiter gehen: das Arbeiten und Verdienen, das Hungrig-werden und -Essen, das ehrgeizige Streben, alle Begierden und Genüsse des Lebens — alles . . . aber Liebe und Vertrauen — die würden fehlen. Er glaubte, von diesen höchsten Gütern immer eine dunkle Ahnung gehabt zu haben, und daß deren unbemerktes Dasein sein Leben geleitet habe. Einen Augenblick hatten sie sich ihm auch offenbart, um durch die Wirklichkeit wieder verscheucht zu werden — und nur ein unbeschreibliches Sehnen danach war ihm geblieben. Es beherrschte seine Seele mit der Tyrannei einer fixen Idee, die keinen Rivalen duldete.

Er stieg langsam die Treppe hinauf. — Sein Sehnen würde nicht gestillt werden; die höchsten Güter waren unerreichbar . . . Aber es gab andre, die er gewinnen konnte — gewinnen wollte! Sein geübter scharfer Sinn für das Praktische, dem er so viele Erfolge verdankte, regte sich in ihm und schrie ihm höhnisch zu, daß nur das Erreichbare des Schweißes wert, das Vergeuden von Kräften, um das Unerreichbare zu erlangen, Torheit sei.

Er blieb auf einer Treppenstufe stehen. Unten, in der Vorhalle, waren die Gasflammen bereits ausgelöscht worden. Er sah nur noch ein kleines, gelbliches Licht, das hin und her getragen wurde. — Die spottende Stimme des kühlen, praktischen Verstandes hatte ihn gestärkt. Sein kindisches Schwärmen war unwürdig, erschien ihm lächerlich . . . verächtlich. — Er stieg entschlossen die Treppe hinauf und überschritt den Flur, aber vor der Tür, die zu dem Raum führte, in dem sich die Frau jetzt befinden mußte, zögerte er. — Auf der unteren Treppe war der Kopf des Mädchens erschienen, die das Haus verschlossen hatte. Er wollte warten, bis sie gegangen sei, und trat hinter den schweren Türvorhang.

Er sah das Mädchen die Treppe heraufsteigen. Sie trug einen Leuchter mit brennender, dünner Kerze in der Hand. Die flackernde Flamme warf ein unruhiges Licht auf das müde, junge Gesicht. Hinter dem Mädchen schob sich die Dunkelheit der Vorhalle, gleich einer schwarzen steigenden Flut, die von der Straße her durch Türen, Fenster und Vorhänge in das verschlossene Haus gedrungen war. Das weiße Gesicht stieg höher und höher, und die kleine, gelbliche Flamme huschte über die Landschaft im Sonnenlicht, die spielende Jugend und die verstümmelte Unsterblichkeit des berühmten Basreliefs. — Das Weib im Marmorgewand mit dem noch strahlenden Armleuchter schien die Dunkelheit abwehren zu wollen. — Das Mädchen machte eine Sekunde Halt vor der großen Gestalt — dann war auch die in Nacht gehüllt.

Das weiße, junge Gesicht mit halb geschlossenen, schweren Lidern zeigte sich jetzt auf der zweiten Treppe und kam auf Hervey zu. An der Wand des Treppenhauses tanzte der kolossale Schatten der Frau in Marmor, den Arm drohend ausgestreckt. Hervey hielt den Atem an, und das Mädchen schlich lautlos an dem Vorhang vorüber, der ihn verbarg. Die Dunkelheit folgte der langsam verschwindenden Gestalt und schlug über Herveys Kopf zusammen. Nacht und Schweigen!

Nun war es an der Zeit! Aber er öffnete die Tür nicht, sondern trat, vorsichtig jedes Geräusch vermeidend, an die Treppe. Dort blieb er stehen.

Der Kopf brannte ihm. In seinem Hirn drängte sich eine wüste Fülle von Gedanken, Zeit und Raum überspringend, die ihn verwirrten. Er konnte nicht einen ausdenken und kam immer wieder auf dieselben zurück, um sie von neuem zu verlassen, und eine Richtung, die sie angeregt hatten, auf kurze Zeit zu verfolgen.

Um ihn war es finster und still wie im Grabe, und es würde fortan unheimlich und freudlos dort bleiben. Warum ging er nicht hinaus in die weite Welt, die ihm offen stand, wo er säen und ernten und neue Erfolge den alten anreihen würde? Niemand wußte, was ihm geschehen war, niemand würde es ahnen. Er konnte sich auf seine Klugheit und seinen Takt verlassen, um unverfänglich aufzuklären, weshalb sich in seiner alten Lebensweise dies und jenes geändert hatte. — Müdigkeit — die Frau konnte krank werden und mußte ein südliches Klima aufsuchen. — Das würde sich alles leicht machen. Sie mußte sich seinen Anordnungen fügen. Das täte sie auch, dessen war er sicher. Sie hatte gute Eigenschaften. Er hatte sie ja geliebt. Wie sehr er sie geliebt hatte, das wußte er jetzt! Er dachte an ihr Lächeln, ihre Stirne, ihre Augen, ihr Schweigen. — Wie er sie geliebt hatte! Alles war unwiederbringlich verloren! — Jahre würden vergehen. — Sie würde auf ihre Vergangenheit als eine fleckenlose zurückblicken; so würde sie auch andern erscheinen. Er könnte ihrer Stimme, ihren Augen, ihrem Lächeln, ihrem Schweigen nie mehr vertrauen. Er wußte, daß sie ohne Treu und Glauben war. Und er hatte sie geliebt! — Die Gabe, die höchste Gabe fehlte ihr. Sie war falsch und unwahr. — Jahre würden vergehen. Sie konnten nicht zurückbringen, was er verloren hatte: seinen Glauben, seine Liebe, seinen Mut. Aber niemand würde sein Unglück erfahren. Niemand! — Sie allein konnte das Rätsel lösen, weshalb sie sein Glück zerstört hatte. Aber sie würde es nicht tun, das Geheimnis würde niemals offenbart werden, nicht in dieser Welt — auch nicht in jener. Denn das tiefste Geheimnis des Herzens würde mit dem Menschen begraben und kehrte, zu schrecklich für das menschliche Auge, verschleiert zum Allwissenden zurück. Er würde niemals erfahren, niemals vertrauen. Unruhig würde er weiter leben — bis zum Ende. Der Gedanke war unerträglich. Er konnte ihn nicht allein tragen.

Er hob die Arme von dem Geländer, auf das er sich gestützt hatte und beugte sich zurück. Er atmete beklommen . . . „Vielleicht würde sie helfen!" Er wollte nicht weiter denken. Er hatte den einzig möglichen Weg zur Lösung des Rätsels gefunden, von dem er besessen war. — Er stand schon vor der Tür, riß sie auf und drang in das Zimmer wie ein Verfolgter.

Er befand sich in dem hell erleuchteten Gemach. Das Licht der Gasflammen, durch die Spiegel noch verstärkt, blendete ihn. Er war schon in der Mitte des Zimmers, als er dicht vor seinen Augen die Frau erblickte. Sie war beim Eindringen Herveys in das Gemach aufgesprungen.

Einen Augenblick starrten sich die beiden erschreckt an. Ihr aufgelöstes, goldig glänzendes Haar bedeckte ihre Schultern wie ein wunderbar schönes

Tuch. Ihre Augen hatten sich wieder belebt. Er las darin die alte, unergründliche Reinheit — nichts weiter — nichts!

Er stammelte: „Ich will . . . ich will . . . ich will wissen . . ."

Die reinen Augen verdunkelten sich. Die ewige Gegnerschaft zwischen dem Männlichen und Weiblichen — Argwohn, Angst zeigten sich in dem feindlichen Blick der Frau.

„Alvan . . . Was willst du?" . . . sie keuchte. „Ich habe das Recht . . . das Recht auf meine Person."

Er hob den Arm. Sie wich einen Schritt zurück.

Er verharrte in der drohenden Haltung. — Jahre würden dahin gehen, und niemals würde er in den Augen der Frau andres lesen als unergründliche Reinheit, geheimnisvollen Argwohn und Haß. Jahre würden vergehen, und er würde niemals wissen, niemals vertrauen! Sein Leben würde verfließen ohne Vertrauen und ohne Liebe.

„Kannst du das ertragen?" schrie er ihr zu, als hätte sie seine Gedanken gehört.

Er sah unheimlich aus. Sie dachte an Gewalt und Gefahr.

Wieder schrie er sie an: „Kannst du das ertragen?"

Seine Augen funkelten wie die eines Irren. Sie wußte nichts von seinen Gedanken, nichts von dem, was ihn quälte. Sie tat ihm bitter unrecht. Sie erblickte in seiner Wut einen Ausbruch roher Sinnlichkeit, und sie schrie ihm zurück: „Ja!"

Er fuhr zusammen, als sei er geschlagen worden und bewegte krampfhaft den Arm, als wolle er sich von unsichtbaren Banden befreien. Auch sie zitterte an allen Gliedern.

„Nun, ich kann es nicht!" — Er warf beide Arme vor sich, als wolle er sie zurückstoßen, und wandte sich ab. — Die Tür wurde geöffnet und wieder geschlossen.

Sie machte drei schnelle Schritte. Dann blieb sie laut atmend stehen. — Eine Minute lang war es still — unheimlich still. Sie lauschte mit offenen Lippen und verstörtem Blicke. Und dann vernahm sie, wie unten im Hause, tief unter ihr, ein Tor aufgerissen und mit donnerndem Krachen zugeworfen wurde. Das ruhige Haus erbebte, als hätte ein Erdstoß es gerüttelt.

Alvan Hervey kehrte nicht wieder nach seinem Hause zurück.

Der Pommersche Kunstschrank.

Der Pommersche Kunstschrank. Herausgegeben von Julius Lessing und Adolf Brüning. Veröffentlichung der Orlop-Stiftung. Berlin, Kommissionsverlag bei Ernst Wasmuth. 1905.

Im Königl. Kunstgewerbe-Museum zu Berlin steht auf dem Ehrenplatze, als Hauptstück des Gold- und Silbersaales, ein Werk aus Ebenholz und Silber, aufgebaut wie ein Monument, mit seinem tischartigen Sockel über 2 Meter hoch, bedeckt mit ornamentalem Schmuck, an allen Seiten Figuren und Bildplatten in Silber und Schmelzarbeit, bekrönt von einer figurenreichen phantastischen Gruppe; alles, was wie Schublade oder Türe aussehen könnte, ist verdeckt oder doch aufgegangen in architektonisch ornamentale Formen: das ist der Pommersche Kunstschrank, das berühmte Glanzstück der ehemals kurfürstlich brandenburgischen, alsdann Königl. preußischen Kunstkammer und seit 1876 des Königl. Kunstgewerbe-Museums.

Dieses Werk ist 1617 für den Herzog Philipp II. von Pommern nach langer Arbeit in Augsburg vollendet und war schon damals ein hochberühmtes Stück. Nach dem Aussterben des pommerschen Fürstenhauses kam es 1684 in den Besitz des Großen Kurfürsten, stand alsdann fast zweihundert Jahre im Königl. Schlosse, hierauf in der Sammlung der kleinen Kunstwerke im Neuen Museum, oft genannt, aber doch eigentlich nur in seiner äußeren Gesamterscheinung bekannt. 1838 hatte Franz Kugler den Schrank in seinem Katalog der Kunstkammer beschrieben, aber ohne irgendwelche Abbildung. Der Schrank blieb unter seinem Glasgehäuse dem Studium unzugänglich, bis die Zeughausausstellung 1872 Wandel schuf. Damals öffnete man die Dutzende von verborgenen Fächern und Schubladen, holte die hunderte von Geräten und kleinen Kunstwerken heraus, von denen man gar nicht begreift, wie sie alle in diesem Aufbau Platz finden konnten. Im Anschluß an diese Zeughausausstellung kam der Schrank mit dem Hauptbestand der Kunstkammer an das Kunstgewerbe-Museum, wurde 1881 in den Neubau übergeführt und hier in besonderen Schränken übersichtlich ausgestellt und in seinen Hauptteilen photographiert. Seit jener Zeit war er das höchstverehrte Stück des altdeutschen Kunstgewerbes.

Das Studium dieses Kunstwerkes setzte nach seiner Ausbreitung im Kunstgewerbe-Museum mannigfaltig ein. Die Anhaltspunkte waren reichlich vorhanden, zunächst die schon von Kugler 1838 benutzte handschriftliche Beschreibung des Schrankes durch den Verfertiger, den Patrizier Hainhofer von Augsburg, sodann von demselben Manne die Beschreibung seiner Reise von Augsburg nach Stettin behufs Überbringung des Schrankes an Herzog Philipp. Aber die Hauptquelle blieb noch zu erschließen: in Wolfenbüttel ruhte der gesamte literarische Nachlaß von Philipp Hainhofer, darunter seine Tagebücher und die Kopien seiner Korrespondenz mit den fürstlichen Bestellern. Dem Verfasser dieses Berichtes war es vorbehalten, in diese

schier unerschöpflichen Quellen hinabzusteigen und sie zunächst für die Kenntnis der nach Stettin gelieferten Kunstschätze auszunützen. Die betreffenden Aufsätze erschienen 1883—84. Seitdem blieb es der lebhafte Wunsch, eine ausgiebige Veröffentlichung dieses Monumentes deutscher Kunstfertigkeit zu besitzen mit vollständigen Abbildungen seiner Schätze und genauer kunsthistorischer Würdigung. Nunmehr liegt das Material vor uns: ein stattlicher Band in Großquart mit 54 Tafeln, die gegen 300 Gegenstände umfassen, und 86 Seiten Text, die den Abdruck aller Dokumente und genaue Beschreibungen und Untersuchungen enthalten. Es sind hierbei die verwandten Arbeiten herangezogen, es ist durch Spezialarbeiten von Adolf Brüning festgestellt, was der Urheber des Kunstwerkes, was die Werkstätten der Augsburger Meister geleistet haben, und somit ist ein weitschichtiges Dokumentenwerk für die Kunstgeschichte von Augsburg entstanden für die Zeit höchster Blüte, kurz vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, der so vieles unwiederbringlich zerstörte.

Wir haben hierdurch ein Material gewonnen, das weit über die Bedeutung des einzelnen Kunstschrankes hinausgeht. Aber ganz besonderen Wert und ganz besonderen Reiz erhält dieses Material doch durch den Umstand, daß es sich an ein vorhandenes Werk anschließt. Es möchte wohl kein zweites Werk des Kunstgewerbes geben, über das wir so vollständig unterrichtet wären wie jetzt über den Pommerschen Kunstschrank.

Wir haben den Schrank vor uns, von dessen äußerem Gehäuse und kostbarem Inhalt nichts Wesentliches fehlt. Schublade auf Schublade öffnet sich, bei jedem Gerät liegt der Zettel mit der Angabe über den Gebrauch.

Wie war es nur möglich, dies alles in dem doch nur engen Körper des Schrankes unterzubringen! Mit höchster Verschmitztheit ist alles ineinandergeschoben, zum Teil zerlegt oder zusammenklappbar. Da haben wir die vollständigen Geräte, die für den Gebrauch eines den Wissenschaften und Künsten ergebenen Herrn dienen: die Meß- und mathematischen Instrumente, Uhren, Fernröhre, Kompasse mit den gedruckten Tabellen und Gebrauchsanweisungen; alsdann eine vollständige Apotheke mit Dutzenden von Flaschen und Büchsen, Pressen, Spritzen, Aderlaßgerät und alchymistischem Kram; ferner alle Spiele zur gesellschaftlichen Unterhaltung, Kartenspiele aus gravierten Silberplatten und gemalte, Schachbretter, Damenbretter, Mühlbretter, Kugelspiele und alles mit kunstvoll geschnittenem Zubehör, den Schachfiguren und Brettsteinen bis zu den silbernen Körbchen für Schwamm und Kreide; sodann sämtliches Toilettegerät: Kämme, Bürsten, Rasiermesser, Baderzeug; selbst eine Wärmpfanne für das Bett, Leuchter und Laternen; sogar noch Eßgerät: silberne herzförmige Teller, Bestecke, Becher und Gläser. In dem verlorenen tischförmigen Untersatz, der jetzt im Museum auf Grund der alten Zeichnungen wenigstens in seiner äußeren Form wieder ersetzt ist, befanden sich dann noch die schweren, zumeist erhaltenen Werkzeuge für Jagd und gröbere Hantierung, sogar eine Druckerei und eine Münzpräge. Dabei war und ist vom eigentlichen Körper des Schrankes mehr als ein drittel durch ein Musikwerk mit seinen Walzen in Anspruch genommen.

Und von allen diesen Hunderten von Werken ist kein einziges ein gemeines Gebrauchsgerät, sondern jedes einzelne ist aus edlem Material, zumeist aus Silber mit höchster künstlerischer Sorgfalt, durchgeführt. Von den Schachfiguren in Elfenbein ist jede ein Kunstwerk, die eingelegten und gravierten Silberstreifen in den Spielbrettern stehen gleichwertig neben den edelsten ornamentalen Kupferstichen jener Zeit, aber nicht nur diese Hauptstücke, sondern jedes gleichsam gemeine Gerät, jede Bürste, Kamm, Rasiermesser sind mit figurenreichen Ornamenten reichlichst geschmückt.

Und für dieses unendlich reiche Material, das uns die wichtigsten Einblicke in die Kulturbedürfnisse der besten Zeit der deutschen Renaissance gewährt, haben wir nun die vollständigsten Dokumente. Dem Schranke liegt die Beschreibung bei, von des Verfertigers Hainhofer Hand, für den fürstlichen Besteller geschrieben. Ja aber noch mehr: auch eine Bildtafel mit den Porträts und Namen aller beim Schranke beschäftigten Künstler und Handwerker, gruppiert als ein Bild der Über-

gabe des Schrankes durch Hainhofer an den Herzog und seine Gemahlin. Durch diese einzig dastehenden Zutaten war der Schrank hoch herausgehoben über alles Gerät und ward ein unvergleichliches Dokument, ja geradezu ein Monument des deutschen Kunstfleißes. Als solches ward er in der Zeit der Neuerweckung deutscher Renaissance (1870—1880) als das Vorbild aller deutschen Kunstfertigkeit angesehen, als der Zielpunkt, zu dem das Kunstgewerbe sich wieder durchkämpfen müsse: Veredlung aller und jeder Gebrauchsform in künstlerischer Ausgestaltung nach dem Vorbilde des Pommerschen Kunstschrankes, das war das Losungswort jener Jahre.

Seit jener Zeit hat das strenge Studium des Pommerschen Schrankes eingesetzt, aus der Veröffentlichung, die jetzt abgeschlossen vor uns liegt, können wir uns genaue Rechenschaft über jedes Stück geben. Aus den Wolfenbütteler Korrespondenzbüchern können wir genau verfolgen, wie jedes Stück geplant, erfunden, entworfen und schließlich ausgeführt ward; wir sehen, wie es seinerzeit gewürdigt, wir erfahren auch im einzelnen, wie es vollendet und schließlich in Stettin mit hohen Ehren für den Verfertiger übernommen wurde.

Aber noch etwas ganz andres ersehen wir aus dieser sehr merkwürdigen Korrespondenz. Zunächst lernen wir das eigentümliche Verhältnis des Philipp Hainhofer zum Augsburger Kunstgewerbe kennen.

Philipp Hainhofer, geb. 1578, gest. 1647, gehörte zu den vornehmen Patrizierfamilien der freien Reichsstadt Augsburg, er war sorgfältig erzogen, viel gereist, schon in jungen Jahren Mitglied des Großen Rates. Sein eigentlicher Beruf war der eines diplomatischen Agenten für die deutschen Fürstenhäuser bis zum Kaiserhofe hinauf. In ausführlichen Briefen berichtete er ihnen regelmäßig über die politischen Vorgänge, vertrat sie auch wohl auf den Reichstagen und war mit Ehren geradezu überhäuft, war auch ein wohlbekannter Mann, der seine Kunstsammlung zu einer Sehenswürdigkeit von Augsburg gemacht hatte. Daneben besorgte er seinen fürstlichen Gönnern allerlei Kunstwerke und Kuriositäten, und ließ für sie, vornehmlich in Augsburg selbst, jegliche Art von Kunstwerken ausführen. Kunstwerke würden wir das Meiste des auf diese Weise Entstandenen kaum nennen, die Stücke erscheinen uns allenfalls als kunstgewerbliche Meisterstücke, oft nur als Wunderlichkeiten oder Spielereien. Es war eben der Zeitgeschmack, der von der Kunst großen Stils nichts wußte, sondern sich an allerlei Kleinkram vergnügte, für diesen aber eine Fülle von Kunstfertigkeit ersten Ranges aufbot.

Hainhofer war, ebenso wie für andre Fürsten, 1610 politischer Agent für den Herzog Philipp II. von Pommern (1606—1618) geworden. Wir ersehen nun aus der Korrespondenz, wie er dem Fürsten sehr geschickt den Plan unterschiebt, in Augsburg ein schönes „Schreibzeug" anfertigen zu lassen. Aus dem ursprünglich einfachen Plan entwickelt sich ein immer reicherer, wir erfahren von jedem Stücke, welche Meister hierfür aufgeboten werden, wer die Zeichnungen, wer die Modelle macht, selbst was für ein feuchtfröhliches Leben die biederen Meister führen; wie ältere Stücke besonderer Art, wie seltene Steine, Naturprodukte und Kuriositäten zum Schmuck angekauft werden. Das Merkwürdigste, was wir ersehen, ist aber der Umstand, daß bei diesen Hunderten von Stücken, die doch Gebrauchsgerät darstellen, niemals an den wirklichen Gebrauch gedacht wird. Der Ehrgeiz der Besteller geht vielmehr dahin, ein Stück zu schaffen, um es „in ein Museum zu stellen". Was wir geneigt wären, als eine Art von Necessaire eines vornehmen Herrn anzusehen, ist in Wahrheit ein reines Schaustück. Der Beschauer soll sich stundenlang damit beschäftigen, Schublade für Schublade herauszuziehen, soll sich der reizvollen Stücke freuen, aber vor allem soll er an dem sinnreichen, geradezu philosophischen Zusammenhange der Zierformen „spekulieren". Das Ganze soll eine Art von Triumph der Wissenschaften und Künste darstellen, die krönende Gruppe, der Parnaß mit dem Pegasus, erinnert zugleich an Philippus dux Pomeraniae. In dieser Art allegorischer Bedeutsamkeit geht es weiter. Die Farbe der verwendeten Steine, ihre natürliche Zeichnung wird zur Grundlage für die miniaturartige Zeichnung. Daß die Kunst

des Malers, die sich den Zufälligkeiten bunter Steinarten anbequemen mußte, zur Spielerei herabsank, dafür hatte die Zeit keine Empfindung; sie sah in solchen Subtilitäten vielmehr die höchste Verfeinerung der Kunst. Wenn man alle Zweige der Kunst auf das gemeinsame Niveau der Miniatur heruntergedrückt hatte, so war man stolz in dem Gedanken, alle von einem höheren Standpunkte aus gemeinsam zu beherrschen. Alle möglichen Künste, Wissenschaften und Raritäten zusammenzubringen in ein kompendiöses Werk, das somit Probestückchen von allem gab, was einen Mann von Bildung fesseln konnte, das galt für eine Arbeit, bei der sich der Weltmann und Gelehrte in seinem glänzendsten Lichte zeigen konnte, und das war die Arbeit, die Philipp Hainhofer, der Staatsmann und Diplomat, unternahm, wenn er für seine fürstlichen Gönner mit Aufgebot aller Künstler und Handwerker des kunstfertigen Augsburg seine berühmten Kunstschränke baute.

Unsre Veröffentlichung gibt Kunde von den weiteren Arbeiten dieser Art. Wir haben den Kunstschrank für den Großherzog von Toskana, der für verschollen galt, aber jetzt als das Prachtstück im Palazzo Pitti zu Florenz erkannt ist; vor allem haben wir den Schrank, den Hainhofer für sich selbst erbaute, der 1632 von der Stadt Augsburg als Geschenk für Gustav Adolf erworben wurde und jetzt in der Bibliothek von Upsala aufbewahrt wird. Dieser Schrank, ein wichtiges Seitenstück zu dem Pommerschen, wird demnächst von dem Intendanten der Königl. schwedischen Kunstsammlungen, Dr. John Böttiger, in nächster Fühlung mit unserm Werke veröffentlicht werden.

Fernere Auskunft konnten wir über zwei Stücke geben, die mit dem Schrank zusammen 1617 nach Stettin wanderten, ebenfalls von Hainhofer mit seinem Künstlerstabe gefertigt: der Mayerhof, eine ganz wunderliche Darstellung eines Gutshofes mit allem Zubehör von Bauten, Menschen und Tieren, eine Spielerei für große Kinder, und „der silberne Nähkorb" mit allem Inventar für Handarbeiten. Wie diese Stücke von Hainhofer selbst 1617 nach Stettin gebracht, wie sie dort aufgestellt und gewürdigt wurden, das ist auch ein kulturgeschichtlich interessantes Kapitel.

Diese Stücke befanden sich in Stettin, bis 1637 der Mannesstamm der pommerschen Herzöge erlosch. Nach Bogislaws XIV. Tode kamen die Schätze des pommerschen Hauses an den letzten Enkel, den Herzog Ernst Bogislaw von Croy, kurfürstlich brandenburgischen Statthalter des Herzogtums Preußen in Königsberg, und dieser vermachte die Hauptstücke dem Großen Kurfürsten und seiner Gemahlin, einiges an die Universität Greifswald, das Meiste ging an die Lothringische Familie und ist verschollen.

Es ist also ein besonderes günstiges Geschick, das über dem Kunstschrank gewaltet hat und ihn in so seltener Vollständigkeit aller Teile und Dokumente auf unsre Tage hat kommen lassen.

Das Kunstgewerbe-Museum erfüllte somit eine Pflicht, ihn in möglichst abschließender Form zu veröffentlichen. Ermöglicht wurde dieses sehr kostspielige Unternehmen durch eine Stiftung, die der 1875 verstorbene Walter Orlop dem Museum gemacht hat, deren Erträge zur Herstellung künstlerisch hervorragender Veröffentlichungen verwendet werden. Dieses erste glänzende Werk dieser Reihe durfte sich des hohen Vorzugs erfreuen, die Widmungsgabe der Königl. Museen zur silbernen Hochzeit unsres Kaiserpaares zu bilden.

Julius Lessing.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Oktober.

Das Ereignis der letzten Wochen ist die Besetzung der Insel Kuba durch die Vereinigten Staaten. Nachdem sich die Kämpfe zwischen den Aufständischen, den sogenannten Liberalen, und den Anhängern des Präsidenten Tomas Estrada Palma, den Konservativen, eine Weile erfolglos hingezogen hatten, waren am 19. September der Kriegssekretär Taft und der Unterstaatssekretär Bacon an Bord eines amerikanischen Kreuzers in Havana eingetroffen, um zwischen den Parteien zu vermitteln. Andre Kriegsschiffe folgten ihnen, ihren Vorschlägen den nötigen militärischen Nachdruck zu geben. Die Verhandlungen führten zu keiner Einigung, da die Konservativen von den Aufständischen die Niederlegung der Waffen forderten. Die beiden Vertreter der Vereinigten Staaten verlangten nun, daß der kubanische Kongreß zusammentreten und einen neuen Präsidenten an Stelle Palmas wählen sollte. Als am Abend des 28. September die Sitzung eröffnet wurde, waren jedoch nur vier Deputierte anwesend. Daraufhin erließ Taft am 29. September im Amtsblatt eine Proklamation, daß er einstweilen die Regierung übernommen habe, bis eine ständige Regierung geschaffen sei, und telegraphierte zugleich nach Washington, amerikanische Truppen nach Kuba zu schicken. Die Aufständischen werden aufgefordert, die Waffen niederzulegen, alle bisherigen Verwaltungs-, Stadt- und Provinzialbehörden bleiben bestehen, alle Gesetze in Kraft, die politischen Gefangenen werden freigelassen. Amerikanische Entwaffnungskommissionen gehen in die Provinzen, und man hofft, daß sie nirgends auf Widerstand stoßen werden. Die geschäftlichen Kreise, heißt es, sind von dem Wechsel der Regierung sehr befriedigt. Der Präsident Palma hat sich von dem diplomatischen Korps verabschiedet, und sechstausend Mann amerikanischer Truppen sind unterwegs.

Schneller als die Mehrheit der Yankees es gehofft und vielleicht auch gewünscht hat, werden sie so zu den Römern der Neuen Welt. Wille und Schicksal begegnen sich hier wieder einmal, schrittweise drängen die Ereignisse und ihr eigener Ehrgeiz die Amerikaner vorwärts. Schon als Kuba am 20. Mai 1902, vier Jahre nach dem spanisch-amerikanischen Kriege, unter dem Präsidenten Palma, einem bewährten Freiheitskämpfer, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit erklärte, erhoben sich Kassandra-Stimmen, daß die Freude nicht von langer Dauer sein würde. Wie alle spanisch-amerikanischen Kolonien, die sich vom Mutterlande losgerissen, leidet Kuba an dem Mißverhältnis zwischen seiner weißen und seiner farbigen Bevölkerung. An Bildung und Wohlhabenheit sind die Kreolen ihr überlegen, in der Zahl stehen sie ihr beträchtlich nach, und die hervorragenden politischen und organisatorischen Talente sind seit einem Jahrhundert unter ihr dünn gesät. Die Kreolen haben bisher nur zwei wahrhaft große Staatsmänner besessen: Bolivar, ihren Befreier, und Porfirio Diaz, den gegenwärtigen Präsidenten von Mexiko, alle übrigen waren Abenteurer, Tyrannen, Werkzeuge der Jesuiten oder Spitzbuben. Das unruhige, immer raub- und mordlustige farbige Element war mit dem Regiment Palmas in kurzer Zeit

ebensowenig zufrieden wie mit dem spanischen. Ehrgeizige Kreolen fanden sich bald, die Bewegung zu schüren, um Palma und seine Anhänger zu stürzen. Vor der Intervention der Vereinigten Staaten schreckten sie nicht zurück, einige der reichsten Plantagenbesitzer sollen sie sogar herbeigesehnt haben, weil sie nur von den Yankees sicheren Schutz ihres Eigentums und Zügelung der Farbigen erwarten. Die Vereinigten Staaten ihrerseits hatten längst ihr Augenmerk auf Kuba. In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurden wiederholt in den Südstaaten Flibustierzüge zur Eroberung der Insel ausgerüstet, der hartnäckige Aufstand der Kubaner gegen das Mutterland war einzig durch die Unterstützung der Union möglich, die sie mit Geld und Waffen versah. Da die Vereinigten Staaten den Krieg gegen Spanien unter dem Vorwand der Befreiung Kubas unternommen hatten, konnten sie ihn nicht gut mit der Annexion der Insel beschließen. Sie verließen darum Kuba 1902 als uneigennützige und großmütige Befreier, in der Gewißheit, daß man sie bald als Friedensstifter wieder zurückrufen würde. Ob sie zum zweiten Male den Platz räumen werden? Taft und Bacon, deren Abwesenheit in Washington notwendig ist, haben Havana am 13. Oktober verlassen, und Charles Magoon, der frühere Gouverneur von Portorico, ist zum vorläufigen Gouverneur Kubas eingesetzt worden. Wann die Neuwahlen stattfinden sollen, würde allein von den Kubanern und der Wiederherstellung geordneter Verhältnisse auf der Insel abhängen. Mit der Vollendung des Panamakanals tritt die Notwendigkeit an die Union heran, sich aller Stützpunkte zu seiner Verteidigung zu versichern. Kuba ist ein zu wichtiges Glied in dieser Kette, um übersehen oder gering geschätzt werden zu können. Sein Schicksal ist durch seine geographische Lage besiegelt, es wird in irgendeiner Form den Vereinigten Staaten angegliedert werden. Zweifellos zum materiellen Vorteil der Bevölkerung, die erst dann die Schätze ihres Bodens in Ruhe ausnutzen und genießen wird, wenn eine starke Hand über ihr waltet.

Europa hat die Besetzung Kubas durch die Vereinigten Staaten ohne Erregung und ohne Staunen hingenommen, es hat sich den amerikanischen Dingen gegenüber in die Rolle des Zuschauers gefunden und an den Bestand der Republik Kuba nie geglaubt. Zu sehr sind alle Großmächte mit ihren eigenen Sorgen und Nöten beschäftigt, um sich an den Wandlungen Amerikas zu beteiligen, wie empfindlich diese auch seine Handelsbeziehungen treffen mögen. Die Einbeziehung Kubas in die Zollgesetzgebung der Vereinigten Staaten, die nicht allzu lange auf sich warten lassen wird, ist ein großer Schritt vorwärts zu dem panamerikanischen Zollverein, dem wirtschaftlichen Ideal der Yankees. Er legt es den europäischen Staaten nahe, sich auch ihrerseits zu einer engeren Handelsgemeinschaft zusammenzuschließen und in ihren afrikanischen und asiatischen Kolonien nach Möglichkeit Ersatz für die Baumwolle und das Getreide, den Kaffee und den Tabak Amerikas zu suchen.

In Deutschland hat der Tod des Prinzen Albrecht, des Regenten von Braunschweig, am 13. September in seinem Schlosse zu Kamenz in Schlesien die welfische Frage wieder zur allgemeinen Erörterung gebracht. Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm, des letzten Vertreters der älteren Linie des Welfengeschlechts, wäre das Herzogtum ohne die Ereignisse des Jahres 1866 an die jüngere, den Herzog von Cumberland, den einzigen Sohn des letzten Königs von Hannover, gefallen. Damals machte der „theoretische" Kriegszustand, in dem der Herzog zu Preußen steht, seine Nachfolge unmöglich. Ein deutscher Fürst kann nicht in grundsätzlicher Feindschaft gegen Kaiser und Reich verharren, der Schlachtruf: „Hie Welf, hie Waiblingen!" darf im neuen Reich nicht erhoben werden. Die Sachlage hat sich seitdem nicht geändert; aber es ist natürlich, daß trotzdem die Regierung und der Landtag des Herzogtums sich in Eingaben an den Herzog von Cumberland und den Reichskanzler gewandt haben, die Braunschweigische Frage einer endgültigen Lösung näher zu führen: die Braunschweiger möchten eben einen Herzog und nicht nur einen „Regenten" haben. Der Liebe Mühe wird vergebens sein: weder der Herzog von Cumberland, obwohl er den Braunschweigern seinen zweiten Sohn Ernst August

zum Herzog anbietet, der am 17. November 1887 geboren ist, noch der Bundesrat können den Standpunkt aufgeben, den sie 1884 eingenommen haben. Das Welfentum ist mit dem neuen Reich unvereinbar, wie der Kirchenstaat mit dem nationalen Königreich Italien. Die Hartnäckigkeit und der Trotz der welfischen Partei, die bei dieser Gelegenheit in Hannover und Braunschweig sich einmal wieder offenbarten, zeigen, daß diese Leute nichts lernen und nichts vergessen wollen. Zur selben Zeit feierte am 20. September der treueste der reichstreuen Fürsten, der Großherzog Friedrich von Baden, das dreifache Jubiläum seiner goldenen Hochzeit mit der Tochter des alten Kaisers, seiner fünfzigjährigen Regierung und seines achtzigsten Geburtstages unter dem Jubel seiner Badenser und der freudigen Huldigung des deutschen Volkes. In dem Großherzog Friedrich verehrt Deutschland einen in Sturm und Drang bewährten liberalen und populären Fürsten, der für die Verwirklichung des Einheitsgedankens, für die Schaffung des Reiches und des Kaisertums vor allen andern Fürsten das Beste getan hat.

Neben den Festtagen hatte Deutschland auch seine politischen Wochen. Die großen Parteien haben Heerschau über ihre Anhänger gehalten: das Zentrum in Essen im Monat August, die Sozialdemokraten in Mannheim vom 22. bis zum 29. September, die Nationalliberalen am 6. und 7. Oktober in Goslar. Auf den Tagungen der Katholiken pflegen keine Debatten stattzufinden, in pathetischen, kirchlich angehauchten Reden schlagen die Generalredner „Resolutionen" vor, die ohne Widerspruch von der begeisterten Versammlung angenommen werden. Um so lebhafter geht es auf den Tagen der Sozialdemokratie zu. Die hitzigsten Wortgefechte, ein Börnescher Heringssalat von Schimpfwörtern nach dem Muster der „Briefe aus Paris" ist ihnen gerade Recht: sie nennen das einen Jungbrunnen der Partei. Um so auffälliger war darum die Zahmheit und Philisterhaftigkeit der Mannheimer Versammlung. Zwei Momente haben dies bewirkt: die Depression in der revolutionären Atmosphäre und der Übergang der faktischen Herrschaft in der Sozialdemokratie von der politischen Partei zu den Gewerkschaften. Der Tag in Jena im vergangenen Jahr stand unter dem Hochdruck der siegreich fortschreitenden russischen Revolution. Der Generalstreik erschien als die unwiderstehliche Waffe im Kampfe gegen die bestehende Weltordnung, August Bebel feierte sie in Jena als neuer Tyrtäus. „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will": das Proletariat brauchte nur eine Woche lang einmütig nicht zu arbeiten, um zur Diktatur zu gelangen. Seitdem ist die Flut der russischen Revolution abgelaufen und droht in dem Sumpf des Räubertums und der politischen Verbrechen zu enden und der Generalstreik wird von allen organisierten Arbeitern abgelehnt. Die Gewerkschaften wollen ihr Vermögen, ihren Einfluß in den Lohnkämpfen, ihre mühsam durchgeführten Einrichtungen und Ordnungen nicht auf eine politische Karte setzen und den Generalstreik nicht von dem Befehl des politischen Parteivorstandes, sondern von ihrer eigenen Entscheidung abhängig machen. Da die materielle Macht bei ihnen ruht, mußte Bebel in Mannheim die Friedensschalmei blasen und eine „Resolution" vorschlagen, die den allgemeinen Ausstand in die Ferne der Zukunft, auf den Tag des großen Krachs verlegt. Derselbe Ausgang des Kampfes zwischen den Gewerkschaften und den Politikern ist auch in England eingetreten: der Bergarbeiterverband hat dort den Anschluß an die von Keir Hardie geleitete parlamentarische Sozialistenpartei am 6. Oktober mit großer Mehrheit abgelehnt. Die organisierten Arbeiter entwickeln sich überall bewußt und unbewußt zu einer Aristokratie des Proletariats, deren Lebenshaltung und Ansprüche, Stimmungen und Gedanken sich immer weiter von denen der besitzlosen Masse entfernen. Auch innerhalb der nationalliberalen Partei herrscht Unzufriedenheit, Streitsucht und Nörgelei. Zu dem Sauerteig, den die Gründung der Vereine der nationalliberalen Jugend in der Partei geschaffen hat, gesellt sich der Unmut über die neuen Steuern, die doch unabwendlich waren, um das Reich endlich von der Schuldenmacherei zu befreien, und über die Annahme des Gesetzes über die Unterhaltungskosten der Volksschule in Preußen. Für beide machen die Unzufriedenen die nationalliberalen

Vertreter im Reichstage und im preußischen Landtage verantwortlich. Sie vergessen nur, daß die Regierung mit der Hilfe des Zentrums und der Konservativen ein im Sinne des Liberalismus ungleich schlechteres Gesetz über die Volksschule, als das beschlossene, im Landtage ohne Mühe hätte durchsetzen können und daß im Reichstage andre Steuern hätten bewilligt werden müssen, wenn die Fahrkartensteuer und die Erhöhung des Ortsportos abgelehnt worden wäre. Die Ausschließung des Religionsunterrichts aus der Volksschule und die Beschaffung der Mittel für die Rüstung der Flotte und des Heeres einzig durch direkte Steuern sind Chimären, für die sich in absehbarer Zeit weder in dem Reichstage noch in dem Landtage eine Mehrheit zusammenfinden wird. In Goslar hat es stürmische Debatten gegeben, aber nachdem sich die Herzen durch die Aussprache erleichtert hatten, kam die Einigung und der Frieden zwischen den Alten und den Jungen, den Abgeordneten und den Vertretern der Vereine auf dem Grund des alten Programms und der gemeinsamen Arbeit für die nächsten Wahlen zustande. „Der Vertretertag", heißt es in der entscheidenden Resolution, „hat durch die aufklärenden und erschöpfenden Darlegungen seitens der Reichstagsabgeordneten die Überzeugung gewonnen, daß die Reichstagsfraktion bei den Verhandlungen über die Reichsfinanzreform sich in einer äußerst schwierigen Lage befand und bestrebt war, die hochwichtige Frage zum Wohle des Vaterlandes zu lösen. Indem der Vertretertag dieses ernste Streben der Fraktion anerkennt, erachtet er die bezüglich der Stellung der Fraktion in alt- und jungliberalen Vereinen zutage getretenen Meinungsverschiedenheiten als ausgeglichen und erwartet, daß alt und jung wie bisher, gemeinsam unter Hochhaltung der nationalen, aber nicht minder liberalen Grundsätze zur Vorbereitung der künftigen Reichstagswahlen eintreten werde."

In Rußland erschlaffen in gleichem Maße die Revolution und die Zentralregierung. Der Zar hat mit seiner Familie an Bord eines Kriegsschiffes drei Wochen lang eine Erholungsfahrt in den finnischen Schären gemacht, ist gelegentlich zu Jagdausflügen an das Land gestiegen und wohlbehalten am 4. Oktober in Peterhof wieder eingetroffen. Ein Gerücht hatte ihn schon zu längerem Aufenthalt nach Dänemark gehen lassen. Inzwischen ist der Parteikampf nach russischer Art in dem ganzen Reich mit Standrecht und Meuchelmord fortgesetzt worden. In Sweaborg und Kronstadt haben die Kriegsgerichte ihres Amtes gewaltet und die gefangenen Meuterer zu empfindlichen Strafen verurteilt, ihrer vierzig etwa zum Tode durch Erschießen. Dem weißen Schrecken, den die Kriegsgerichte verbreiten, begegnet überall der rote. Kein Tag vergeht ohne Mordanfälle, ohne Beraubung öffentlicher Kassen oder privaten Eigentums in der Stadt und auf dem Lande. Aber die revolutionäre Partei besitzt zur Ausführung eines großen Schlages zurzeit nicht die nötigen Mittel und verliert sichtlich die Gewalt über die Massen. In der bürgerlichen Gesellschaft vor allem wird das Nachlassen der Fieberhitze bemerklich, die im Grunde konservativen, aber dem maßvollen Fortschritt geneigten Elemente suchen sich zu sammeln und Front gegen links und rechts zu machen. In der studentischen Jugend, aus welcher der Nihilismus bisher seine besten Rekruten entnahm, erheben sich immer lauter und zahlreicher die Stimmen, welche die Eröffnung der nun seit Jahresfrist geschlossenen Universitäten und die Verbannung aller politischen Aktionen aus ihnen fordern. Die Räume der Universitäten sollen fortan nicht mehr zu Sitzungen politischer Vereine und zu Volksversammlungen, sondern ausschließlich zur Lehre und zum Studium dienen. Eine Stimmung ist vorhanden, die der vernünftigen Freiheit und durchgreifenden Reformen in der Verwaltung und im Gerichtswesen entgegenkommt und jeden energischen Staatsmann auf der Bahn des gemäßigten Liberalismus vorwärtstragen würde. Aber will man in Peterhof überhaupt noch einschneidende Reformen, ein konstitutionelles Rußland? Der Bund der russischen Leute verlangt im Gegenteil die Wiederherstellung des autokratischen Regiments im Stil Plehwes. Diesen Männern, an deren Spitze der alte Verderber Rußlands Pobjedonoszew und der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch stehen, galt zuletzt sogar der General Trepow, der plötzlich am 15. September in Peterhof am Schlagfluß

starb, als liberal: „Sie fürchten sich vor den Revolutionären," soll ihm der Großfürst bei einer Beratung höhnisch zugerufen haben. Sie drohen schon jetzt mit der Auflösung der neuen Duma, wenn sie nicht in jedem Punkte sich der Regierung gefügsam erweisen sollte. In ihrem Sinne ist es, wenn einzelne Abgeordnete der früheren Duma gerichtlich wegen der Unterzeichnung des Wiborger Aufrufes verfolgt werden — unter ihnen der Fürst Urussow, der in der Duma die berühmte Rede über die Vorbereitungen zu den Judenhetzen in den Ministerien des Innern und der Polizei gehalten — und dem Verein für Volksfreiheit, den sogenannten Kadetten, die Erlaubnis, einen Kongreß der Partei abzuhalten, versagt wird. Die Versammlung der Partei ist dann in der finnischen Stadt Helsingfors am Sonntag, den 7. Oktober, unter dem Vorsitz des Fürsten Dolgorukow zusammengetreten und hat in langen Verhandlungen bis zum 11. Oktober die eifrigste Vorbereitung zum Wahlfeldzuge beschlossen, dagegen müsse die Arbeit für die Organisierung des passiven Widerstandes, der dem Volke in dem Wiborger Aufruf empfohlen wurde, zurücktreten. Ihrerseits sind denn auch alle Bestrebungen der Regierungen darauf gerichtet, Einfluß über die Dumawahlen zu gewinnen und die Liberalen auszuschließen. Darum hat sie den Beamten auf das Strengste jede Teilnahme für die Oppositionsparteien verboten. Immer neue Versprechungen werden der Bauernschaft gemacht: so soll den Bauern der Zugang zu dem Staatsdienst geöffnet und der Gemeindebesitz, eine Quelle der Faulheit, der Armut und der Unselbständigkeit des russischen Bauernstandes, an die einzelnen aufgeteilt werden. Zunächst vergrößern diese Vorschläge indessen nur den ungeheuern Papierberg, der seit dem Dezember 1904 aus Proklamationen, Protokollen, Enqueten und Entwürfen angewachsen ist, ohne eine einzige greifbare, unantastbare Einrichtung zu gebären, weder die Preßfreiheit noch die Habeaskorpusakte, weder das Vereinsrecht noch das Wahlrecht, weder die Koalitionsfreiheit der Arbeiter noch die gleichen staatsbürgerlichen Rechte für alle. Sisyphus, der den Stein stets vergeblich auf die Spitze des Berges rollt — diesen Eindruck empfängt der Betrachter von dem Kampfe zwischen Revolution und Autokratie in Rußland.

In Frankreich rüsten sich die Parteien zum Kulturkampf. Obwohl auf dem Konzil der Bischöfe, das in den ersten Septembertagen in Paris bei verschlossenen Türen tagte, viele dafür eintraten, sich den Bestimmungen des Trennungsgesetzes zu fügen und dem Klerus durch die Bildung von Kultusvereinigungen die Benutzung der Kirchen zu sichern, siegten doch die Ultras, welche die unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Papstes verlangten, der das Trennungsgesetz verwirft und den Gemeinden die Bildung von Kultusvereinigungen nicht gestatten will. In allen Kirchen wurde am Sonntag, den 23. September, ein Hirtenbrief der Bischöfe verlesen, der den Gläubigen diese Entscheidung des Papstes verkündigt. Die katholische Geistlichkeit befindet sich im moralischen Aufstand gegen die Republik und hofft, durch den passiven Widerstand zum offenen vorschreiten zu können. Nach dem Gesetz fallen die Kirchen im Dezember dieses Jahres, wenn keine Kultusvereinigungen sie in Anspruch nehmen, in den Besitz der Laiengemeinde zurück, die nach Belieben darüber verfügt und sie den Schulen, Hospitälern oder andern Wohltätigkeitsvereinen zuweisen kann. Die Klerikalen rechnen nun damit, daß eine Sperrung der Kirchen, wie sie pathetisch versichern, den „Religionskrieg" heraufbeschwören werde. Ihrerseits fordern die Radikalen und Sozialisten in der Kammer und im Senate die Regierung zur Durchführung des Gesetzes und zur Zurückweisung der päpstlichen Einmischung auf. Die Zurückziehung der im Gesetz versprochenen Beihilfe zu der Pensionierung der aus Alter oder Kränklichkeit zurücktretenden Geistlichen und die Beschlagnahme des Kirchenvermögens, das bei dem Fehlen der Kultusvereinigungen keinen rechtmäßigen Herren mehr habe, durch den Staat werde die Geistlichkeit bald zum Frieden nötigen. Die Entscheidung des Streites wird jedoch nicht bei den Parteien, sondern bei der Masse der Gläubigen liegen. Wenn sie den passiven Widerstand der Geistlichen nicht ermutigen und nicht durch ihre freiwilligen Opfergaben unterstützen, hört er von

selbst auf. Und schon regt sich in den Kreisen des Bürgertums, aus dem seinerzeit Pascal, Port Royal und der Jansenismus hervorgingen, eine Bewegung, die zum Friedensschluß mit dem Staate drängt und die katholische Kirche Frankreichs nicht zugunsten des Papsttums in einen unpatriotischen Kampf mit der Republik stürzen will. Es ist klar, daß nicht religiöse Interessen, sondern die Besorgnisse vor der Lockerung des Zusammenhangs zwischen der französischen Kirche und dem Vatikan und vor der Schmälerung des Peterspfennigs, der bisher in Frankreich so reichlich floß, den Papst und seine Berater bewogen haben, die Losung zum Kampf auszugeben.

In Persien hat sich eine große Wandlung vollzogen. Der Schah Muzaffer ed Din hat sein bei den Unruhen in den Hauptstädten während des Sommers gegebenes Versprechen, eine persische Nationalversammlung zu berufen, erfüllt. Am 7. Oktober ist in Teheran das persische Parlament in Gegenwart des Schahs und der Diplomatie eröffnet worden. Zu Wählern wurden alle männlichen Staatsangehörigen im Alter von dreißig bis siebzig Jahren berufen, die lesen und schreiben können, unbestraft sind und nicht im Staatsdienste stehen. Von den zwölf Wahlbezirken des Landes wählte jeder sechs bis neunzehn Abgeordnete auf indirekte Weise, Teheran bildete einen dreizehnten Bezirk, der direkt wählte. Die Abgeordneten genießen Unverletzlichkeit der Person und unterstehen mit ihren mündlichen oder schriftlichen Äußerungen nicht der Zensur, sind jedoch strafbar, wenn sie gegen die Religion, die Moral und die öffentliche Ordnung verstoßen. Das Parlament selbst wird zum Richter über sie ernannt, es soll auch die Entschädigungsgelder für die Abgeordneten festsetzen. Nach dem verunglückten Versuch eines türkischen Parlaments im Jahre 1877 ist dies der zweite, den eine asiatische, mohammedanische, von der europäischen Kultur kaum erst berührte Nation mit dem konstitutionellen Regiment unternimmt. Wird er ein besseres Glück als die erste russische Duma haben? Persien befindet sich in argen wirtschaftlichen Nöten. Der Staat lebte bisher notdürftig von den Zolleinnahmen, und diese sind durch die Anarchie in Rußland von Monat zu Monat gesunken. Eine Anleihe im Auslande ist nicht länger zu vermeiden, und man wird sich nicht täuschen, wenn man die rasche Eröffnung eines persischen Parlaments damit in unmittelbare Verbindung bringt. Rußland möchte wohl, zur Erhaltung seines erschütterten Ansehens, dem Schah und Persien finanziell zu Hilfe kommen, wenn es über die nötigen Mittel verfügte. Bei seiner eigenen Geldknappheit aber muß es eine persische Anleihe schweren Herzens andern überlassen, den Engländern oder den Belgiern. Und ihnen würde ein Parlament die Forderung natürlich annehmbarer machen. Der Schutz und die Aufnahme, welche die englische Gesandtschaft während der Unruhen der flüchtenden Geistlichkeit und Kaufmannschaft in Teheran in ihrem Palaste und Park gewährte, haben überdies den englischen Einfluß zum herrschenden in Persien erhoben; Rußland ist davor wirtschaftlich und politisch auf der ganzen Linie zurückgewichen.

βλ. **Leo Tolstois Biographie und Memoiren.** Von P. Birukof. Wien und Leipzig, Perles. 1906.

Der wichtigste Teil dieses Sammelwerkes, Tolstois „Erinnerungen", sind bereits bekannt. Auf Bitten seines Jüngers und Freundes Birukof hat jedoch der berühmte Autor manches hinzugefügt und die Aufschlüsse korrigiert, die im vorliegenden Buche über seine Familie, seine eigene Kindheit und Jugend und sein erstes Mannesalter gegeben werden. Birukof durfte Briefe benützen, Tolstois Tagebücher lesen und sich auf seine mündlichen Mitteilungen berufen. — Wie Tolstoi über biographische Veröffentlichungen und Bekenntnisse denkt, ist wohlbekannt. Graf Joseph de Maistre sagt einmal: „Ich weiß nicht, wie das Leben eines Schurken beschaffen ist, ich bin keiner gewesen. Das aber weiß ich, daß das Leben eines ehrlichen Mannes schon entsetzlich genug ist." Bis zum Zeitpunkt seiner Bekehrung zum individualistischen Christentum, das er zum System ausgebildet hat, hält sich Tolstoi, von den Unschuldszeiten seiner Kindheit und ersten Jugend abgesehen, nicht für einen solchen ehrlichen Mann. An Birukof schreibt er, was er unzählige Male vor- und nachher wiederholt: „Könnte man alle seine Abscheulichkeiten, seinen Stumpfsinn, seine Lasterhaftigkeit ganz wahrhaft — wahrhafter noch als J. J. Rousseau — beschreiben, die Leute würden sagen: ‚Da ist ein Mann, den viele hochstellen, doch sieht nur, welch ein Schuft er ist.' Ist dem so, dann sind wir gewöhnliche Leute weiß Gott um so entschuldbarer." Wie vollständig Tolstoi, der Künstler nicht nur, sondern auch der Reformator, unter dem Banne Rousseaus steht, dafür sind diese Worte ein neuer, wenn auch für alle, die ihn wirklich kennen, ganz überflüssiger Beleg. Er scheint, bis zu dieser Stunde, die „Confessions" für ein aufrichtiges Buch zu halten, obwohl längst zur Genüge bewiesen ist, daß sie alles eher als wahr sind. Aber wenn nicht an Originalität, so ist der Russe dem Genfer Genius an Ernst der Gesinnung und an Wahrhaftigkeit überlegen. Zu den Schicksalsschlägen, die über Rußland hereinbrechen, ist wohl der zu rechnen, daß Tolstoi im Greisenalter ihm nichts andres zu bieten hat als die Passivität einer mystischen Frömmigkeit, die ihn in Konflikt mit der Kirche, und die überreizten Doktrinen des „Sozialkontrakts" und des „Emil", die ihn in praktisch wirkungslosen Gegensatz zum Staat bringen. Stände Tolstoi in der Kraft seiner Jahre, so würde er die verführerischen Lehren des 18. Jahrhunderts überwunden haben und für die Duma der Führer geworden sein, den sie augenscheinlich nicht gefunden hat. Statt dessen bleibt er der größte Name der modernen russischen Literatur, wenn er auch zum Ruhme, den er verschmäht, nicht mehr den größeren zu fügen vermag, seinem Volke den Weg zu einer besseren Zukunft zu zeigen.

σσ. **Gedichte.** Von Gustav Gamper. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

An den Anfang dieser Sammlung ist ein Gedicht, „Die Toteninsel", gestellt, Arnold Böcklin zu Ruhm und Feier. Als der Fährmann den Meister zu der erhabenen Einsamkeit der Toteninsel hinüberbringt, spricht ihm die Sphinx entgegen: „An unsrer Insel, wisse, landet nur, Wer Wahrheit tief geliebt, in ihrem Drange Ureigne Werke an das Licht gebar. Tatst du dies nicht, so sinkst du unbeweint Gleich Tausenden ins Meer Vergessenheit." Und Böcklin sagt darauf: „Ich strebte stets nach Sieg und reiner Größe, Ich kämpfte kühn und schuf mir eigne Welten." Diese Rede und Widerrede, aus dem Reiche der Phantasie herabtönend, scheinen auch das Wesen und Streben des Dichters auszudrücken, der schlicht und still, ohne das Geräusch und die Blendung prunkender Worte, seine Gedichte hinaussendet, ungewiß und unbesorgt, ob sie zu teilnehmenden Freunden gelangen möchten. Der Dichter ist eine echte Künstlernatur, ein Maler wohl, der immer die Dinge ringsum mit dem Auge des Künstlers schaut und mit reiner Hand die Schönheit zu erfassen sich bemüht. Wunderbar aber vermischt sich wieder seine landschaftliche Phantasie mit der Tonwelt der Musik, und der Farbe und dem Ton ruft er noch das poetische Wort zu Hilfe, um der Fülle seiner Empfindungen und Stimmungen auch als Dichter Herr zu werden. Er ist ein Schweizer, wie Inhalt und sprachliche Färbung vieler seiner Gedichte verraten, und etwas Herbes liegt in seiner Art wie in der holden Mädchengestalt, zu deren herber Reinheit er aus dem reichen Süden die sehnenden Gedanken zurücklenkt. Der Weg nach der Schönheit, die er sucht, hat ihn nach Frankreich, nach Italien bis tief zum Süden und Orient hinabgeführt. Michelangelo und Raffael, Pergolese und Chopin, Goethe und Hölderlin sind ihm Führer, Berater seines Weges. Hölderlins schönheitsgeglättete Sprache mit den leisen Dissonanzen, die darüber hinschweben, hat ihn unwiderstehlich in ihren Bann gezogen. Innerhalb dieses Rahmens bietet sich stark und eigentümlich dar, was unser Dichter über Gott, Welt, Menschen, sich selbst gedacht, empfunden, gelitten hat. Seine Gedichte sind die Zeugen der wechselreichen Kämpfe, die er durchzufechten hatte, um sich seiner geahnten Bestimmung und seinem gereinigten Willen gemäß zu bilden und durchzusetzen. Das Schwermütig-Schmerzliche wiegt noch vor; aber auch der stille Pfad zeichnet sich bereits ab, der zu mild geklärter Beruhigung und edler Freude am Genießen hinleitet.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aeckerle. — Prismen. Weihnachtliche Geschichten von H. Aeckerle. Hamburg, Ernst Schultze, Gutenberg-Verlag. 1905.

Albert. — Endlos empor! Ausstrahlungen eines Marsgefallenen. Herausgegeben von L. Albert. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Ament. — Die Seele des Kindes. Eine vergleichende Lebensgeschichte. Von Wilhelm Ament. Mit 2 Tafeln, 43 Abbildungen im Text und 2 Vignetten von Erich Heermann. Stuttgart, „Kosmos" (Franckhsche Verlagshandlung). O. J.

Anthes. — Die Regelmühle. Von der deutschen Sprachlehre. Von Otto Anthes. Leipzig, R. Voigtländer. 1905.

Barth-Naumann. — Die Erneuerung des Liberalismus. Ein politischer Weckruf von Theodor Barth und Friedrich Naumann. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1905.

Beck. — Der Schwedenkonrad. Eine Geschichte aus dem Neckartal. Von Carl Beck. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1906.

Beethoven. — Ludwig van Beethovens sämtliche Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben und erläutert von Fritz Prelinger. Erster Band. Wien und Leipzig, C. W. Stern. 1907.

Bernheim. — Das akademische Studium der Geschichtswissenschaft. Mit Beispielen von Anfängerübungen und einem Studienplan. Zweite, erweiterte Auflage der Schrift „Entwurf eines Studienplans". Von Ernst Bernheim. Greifswald, Julius Abel. 1907.

Berolzheimer. — System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Von Fritz Berolzheimer. Vierter Band. München, C. H. Beck. 1907.

Birkmeyer — Was lässt von Liszt vom Strafrecht übrig? Eine Warnung vor der modernen Richtung im Strafrecht. Von Karl Birkmeyer. München, C. H. Beck. 1907.

Bölsche. — Charles Darwin. Von Wilhelm Bölsche. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, R. Voigtländer. 1905.

Bölsche. — Im Steinkohlenwald. Von W. Bölsche. Mit zahlreichen Abbildungen von Rudolph Oeffinger. Sechste Auflage. Stuttgart, „Kosmos" (Franckhsche Verlagshandlung). O. J.

Böttcher. — Schlagende Wetter. Soziales Drama in vier Akten. Von Maximilan Böttcher. Berlin, Kühling & Güttner. 1906.

Brentano. — Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman. Von Clemens Brentano. Herausgegeben und eingeleitet von Anselm Ruest. Berlin, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Clarus. — Der Hochverräter. Drama in fünf Aufzügen von Hermann Clarus. Leipzig, Max Spohr. O. J.

Decker. — Gedankenheer aus Bertha von Suttners Werken. Retrutiert von Fritz Decker. Dresden, E. Pierson. O. J.

Diehl. — Botticelli. Par Charles Diehl. Paris, Librairie de l'art ancien et moderne. S. a.

Duncker. — Die graue Gasse. Roman von Dora Duncker. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Ernst. — Der Weg zur Form. Aesthetische Abhandlungen, vornehmlich zur Tragödie und Novelle. Von Paul Ernst. Berlin, Julius Bard. 1906.

Frapan-Akunian. — Auf der Sonnenseite. Novellen, Erzählungen und Stizzen. Von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Frei. — Kettenträger. Roman von L. Frei. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Ganghofer. — Gesammelte Schriften von Ludwig Ganghofer. Volksausgabe. Erste Serie. Bis zur 23. Lieferung. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Garbe. — Görnriet. Gedichten för Jungs un Deerns. Von Robert Garbe. Hamburg, Ernst Schultze, Gutenberg-Verlag. 1905.

Gebhardt. — Mein Leben. Gesammelte Gedichte von Florentine Gebhardt. Magdeburg, R. Zacharias. O. J.

Georges. — Paradiesäpfel. Moderne Fabeln. Lustig anzusehn und gut davon zu essen. Von Paul Georges. Berlin, „Harmonie". O. J.

Gerling. — Sigismund. Erster Teil: Maria von Ungarn, in fünf Akten. Von Fr. Wilhelm Gerling. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Germain. — Cœurs inutiles. Par André Germain. Paris, Plon. S. a.

Goethes Sämtliche Werke. — Jubiläums-Ausgabe. Zweiter Band. Gedichte. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen. Zweiter Teil. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Goethes Sämtliche Werke. — Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Sechzehnter Band: Die Leiden des jungen Werthers. Kleinere Erzählungen. Mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Max Herrmann. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Graefer. — Die Vorstellungen der Tiere. Philosophie und Entwicklungsgeschichte. Von Kurt Graefer. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Haeckel. — Monismus und Naturgesez. Von Ernst Haeckel. Brackwede i. W., Kommissionsverlag W. Breitenbach. 1905.

Hagemann. — Worte Ruskins. Von Carl Hagemann. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Hansen. — Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815—1899. Von Joseph Hansen. Zwei Bände. Mit Porträts. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Henzen. — Menschenopfer. Drama in drei Akten. Von Wilhelm Henzen. Leipzig, Oskar Leiner. 1906.

Herwegh. — Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Herausgegeben unter Mitwirkung von Victor Fleury und E. Haußmann von Marcel Herwegh. Buchschmuck von Alfred H. Pellegrini. Stuttgart, Robert Lutz. 1905.

Herzog von Cambridge. — Militärische Tagebuchblätter. Bearbeitet und herausgegeben von Willoughby Verner, unter Mitwirkung von Erasmus Darwin Parker. Aus dem Englischen von M. Pfuddemann. Zwei Bände. Berlin, Karl Siegismund. 1907.

Jaeger. — Hinter Kerkermauern. Autobiographien und Selbstbekenntnisse, Aufsätze und Gedichte von Verbrechern. Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie. Gesammelt und zum Besten des Fürsorgewesens herausgegeben von Johannes Jaeger. Mit einem Vor- und Nachwort von Hans Gross. Graz und Berlin, Konrad W. Mecklenburg. 1905.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoritäten im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees von Magnus Hirschfeld. Dritter Jahrgang. Leipzig, Max Spohr. 1905.

John-Marlitt. — Die Schulratsjungen. Von Walter John-Marlitt. Reich illustriert. In drei Bänden. Zweite Auflage. Berlin, Michisch & Co. O. J.

Kaiser. — Vater unser . . . Roman aus der Gegenwart. Von Isabelle Kaiser. Köln a. Rh., J. P. Bachem. O. J.

Kappstein. — Lessing. Ein Charakterbild aus seinen Werken. Von Theodor Kappstein. (Aus der Gedankenwelt grosser Geister. Eine Sammlung von Auswahlbänden. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Zweiter Band.) Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Katscher. — Soziale und andere interessante Gemeinwesen. Unbefangen geschildert von Leopold Katscher. Dresden, E. Pierson. O. J.

Kind. — Edward Young in Germany. By John Louis Kind. New York. The Columbia University Press (London, Macmillan company) 1906.

Klein-Hattingen. — Napoleon der Erste. Eine Schilderung des Mannes und seiner Welt. Von Oskar Klein-Hattingen. Erster Teil. Berlin, Ferdinand Dümmler. 1905.

Knudsen. — Anders Hjarmsted. Roman von Jakob Knudsen. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Mit einem Geleitwort von Sven Lange. Leipzig, Johannes von Schalscha-Ehrenfeld. 1907.

Köstlin. — Traum und Tag. Neue Gedichte von Therese Köstlin. Stuttgart, Max Kielmann. O. J.

Krämer. — Hawaii, Ostmikronesien und Samoa. Meine zweite Südseereise (1897—1899) zum Studium der Atolle und ihrer Bewohner. Von Augustin Krämer. Mit 20 Tafeln, 80 Abbildungen und 50 Figuren. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1906.

Külpe. — Die Insel des Lebens. Märchen und Phantasien von Frances Külpe. Dresden, E. Pierson. O. J.

Langwerth von Simmern. — Aus Krieg und Frieden. Kulturhistorische Bilder aus einem Familienarchiv. Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Wiesbaden, August Deffner. O. J.

Leonardus. — Pater Leonardus', der Dominikaner-Mönch. Die Geschichte eines Ordensgeistlichen von ihm selbst erzählt. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Lie-Singdahlsen. — Auf Nosnaes. Roman von O. Lie-Singdahlsen. Autorisierte Übersetzung von M. Janensch. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1906.

Loebell. — Wie ist der Sozialdemokratie im Heere entgegenzuwirken? Ein Wort an meine Kameraden. Von A. v. Loebell. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Loewenberg. — Stille Helden. Novellen von J. Loewenberg. Hamburg, Ernst Schultze, Gutenberg-Verlag. 1906.

Lonau. — Sertus und Sempronia. Komödie aus attrömischer Zeit (47 v. Chr.) in vier Akten. Von Walter Lonau. Osterode a. Harz, Selbstverlag des Verfassers. 1905.

Lux. — Volkswirtschaft des Talents. Grundsätze einer Volkswirtschaft der Kunst. Von Joseph August Lux. Leipzig, R. Voigtländer. 1905.

Maigron. — Fontenelle. L'homme, l'œuvre, l'influence. Par Louis Maigron. Paris, Plon. 1906.

Mauerhof. — Götzendämmerung. Von Emil Mauerhof. Halle a. S., Richard Mühlmann. 1907.

Maynial. — La vie et l'œuvre de Guy de Maupassant. Par Edouard Maynial. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

Meneval. — Napoleon und Marie Luise. Geschichtliche Erinnerungen des Barons Meneval. Zweiter Band. Berlin und Leipzig, Hüpeden und Merzyn. 1906.

Mistral. — Mes origines. Mémoires et récits de Frédéric Mistral. Paris, Plon. 1906.

Moser. — Los! Werdephantasien von Tim Moser. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Neunter Jahrgang, bis zur sechzehnten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Newest. — Vom Kometentrug zur Wirklichkeit der letzten Dinge. Einige Weltprobleme. Vierter Teil. Allgemeinverständliche Abhandlung von Th. Newest. Wien, Carl Konegen. 1906.

Oechsler. — Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt! Neue Dichtungen von Robert Oechsler. Stuttgart. Max Kielmann. O. J.

Österreich-Ungarn und die Vereinigten Staaten von Amerika in ihren handelspolitischen Beziehungen. — Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1907

Otto. — Vom königlichen Amt der Eltern. Von Berthold Otto. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Poeck. — In de Ellernbucht. En Geschicht von de Hamborger Waterkant. Von Wilhelm Poeck. Hamburg, Ernst Schultze, Gutenberg-Verlag. 1907.

Prager. — Welche Mädchen dürfen heiraten und welche nicht? Von Prager. Leipzig, Max Spohr. O. J.

Presber. — Von Kindern und jungen Hunden. Von Rudolf Presber. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Presber. — Also sprach Shakespeare. Ein Brevier. Gesammelt und eingeleitet von Rudolph Presber. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Regener. — Worte Buddhas. Von Edgar Alfred Regener. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Rheinische Hausbücherei. — Herausgegeben von Erich Liefegang. Achter Band. Ausgewählte Erzählungen von Jakob Frey. Mit Einleitung von Jakob Bosshart. Wiesbaden, Emil Behrend. 1906.

Ricci. — Kinderkunst. Von Corrado Ricci. Berechtigte Übersetzung aus dem Italienischen von E. Roncali. Mit einem Vorwort von Karl Lamprecht. Leipzig, R. Voigtländer. 1906.

Rosner. — Georg Bangs Liebe. Roman von Karl Rosner. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).

Rüling. — Welcher unter Euch ohne Sünde ist . . . Bilder von der Schattenseite. Von Th. Rüling. Leipzig, Max Spohr. O. J.

Sageret. — Les grands convertis. Par Jules Sageret. Deuxième edition. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

Salter. — Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer. Von Siegbert Salter. Erster Band: Heinrich Heine. Berlin, Arnold Heyne. O. J.

Sander. — Feudalstaat und bürgerliche Verfassung. Ein Versuch über das Grundproblem der deutschen Verfassungsgeschichte von Paul Sander. Berlin, A. Bath. 1905.

Schlaf. — Christus und Sophie. Von Johannes Schlaf. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1906.

Schmidt-Jena. — Deutsche Erziehungspolitik. Eine Studie zur Sozialreform, mit einem Anhang: Die deutsche Reformschule. Von Karl Schmidt-Jena. Leipzig, R. Voigtländer. 1906.

Schwieder. — Natur und Sprache. Eine Sprachlehre für Denkfreunde in Schule und Haus. Von A. Schwieder. Leipzig, R. Voigtländer. 1906.

Schubin. — Der arme Nicki. Die Geschichte eines aus der Reihe Gefallenen. Erzählt von Ossip Schubin. Roman in zwei Bänden. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906,

Schwann. — Geschichte der Kölner Handelskammer. Von Mathieu Schwann. Erster Band. Köln, Paul Neubner. 1906.

Seillière. — Der demokratische Imperialismus. Rousseau — Proudhon — Karl Marx. Von Ernest Seillière. Autorisierte Übersetzung von Theodor Schmidt. Berlin, H. Barsdorf. 1907.

Sombart. — Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? Von Werner Sombart. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Speck. — Handelsgeschichte des Altertums. Von E. Speck. Zweiter Band und dritter Band (in drei Teilen). Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1901—1906.

Steiner-Often. — Hagar. Eine Dichtung in vier Akten nach der biblischen Legende. Von Wilhelm Steiner-Often. Dresden, E. Pierson. O. J.

Suttner. — Gesammelte Schriften von Bertha v. Suttner. Erste Lieferung. Dresden, E. Pierson.

Tagebuchblätter eines Weltmeisters. — Dresden, E. Pierson. O. J.

Tamm. — Im Lande der Leidenschaft. Roman von Traugott Tamm. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Tokutomi. — Hototogisu. Ein Lebensschicksal aus den Tagen der Gegenwart. Von Kenjiro Tokutomi. Dem Japanischen nacherzählt. Von Reh am Rheinberg. Wolfenbüttel, Heckner. 1906.

Urban. — Aus dem Dollarlande. Von Henry F. Urban. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Weber. — Fetisch-Haß. Roman von Gustav Adolf Weber. Berlin, Nord-Verlag. O. J.

Werth. — Die Sühne. Hamburger Drama. Von Peter Werth. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1903.

Werther. — Töten und Quälen unserer Mitgeschöpfe ein Quell der Lust? Von Alwin v. Werther. Dresden, E. Pierson. 1906.

Westkirch. — Kains Entführung. Roman von Luise Westkirch. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Witkowski. — Die Handlung des zweiten Teils von Goethes „Faust". Von Georg Witkowski. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1906.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Führer.

Eine Erzählung

von

Margarete Siebert.

Ein Sommerabend, so leicht und heiter, daß kein freundliches Herz ihn hätte schöner wünschen können, breitete sich duftend über das Land. Westlich strahlte der Himmel im Nachglanz der eben versunkenen Sonne; wie Veilchenhauch lag's in den Gründen. Im Osten stand zart die runde Mondscheibe und umgoß das helle Schloß auf dem Hügel mitten im Land mit einem feinen, silbernen Lichte. Ringsum ruhte die Erde. Ein dunkler Waldesstreifen auf sanften Hügeln schloß das Tal gegen die große Ferne ab. Hier und da zog von den Dächern der Bauernhäuser zu den Füßen des Schlosses ein durchsichtiger Rauch empor, um sich bald in der stillen Luft zu verlieren.

Der junge Geselle, der aus dem Walde hervortrat, blieb stehen und schaute in das Land. Er sollte für einige Zeit in dem Schlosse wohnen, und diese Vorstellung behagte ihm. Mit raschen Schritten ging er weiter. Ihm ward fröhlich ums Herz. Die schimmernde Luft berauschte ihn; er warf seinen Hut in die Höhe und hätte am liebsten zu tanzen und zu springen angefangen. Singend wanderte er immer schneller. Unterdessen kam langsam die blaue Nacht über die Erde; nur dort, wo die Sonne zuletzt gestanden, glänzte noch lange ein schmaler Lichtstreifen.

Der Jüngling umschritt das Dorf und trat durch ein starkes Tor in einen Park. Der Weg hob sich gelinde; unversehens stand der Ankömmling vor dem Schloß. Durch einen breiten Wassergraben war es rundherum vom Parke getrennt. Die Anlage war einfach und schien uralt. Vier Türme standen an den Ecken; plumpe Mauern spannten sich zwischen ihnen. Ersichtlich waren die ungleichmäßig großen und außer jeder Ordnung hier und da angebrachten Fenster darin nachträglich vergrößert worden. Die vordere Seite des Burgvierecks aber war herausgebrochen und der Zwischenraum von einem Turm zum andern durch einen einzigen, großartig geschwungenen Bogen überbrückt worden. Nach oben hin begrenzte ihn eine Galerie, auf

der sich mehrere Figuren hoch aufreckten. Ihre Silhouetten wiesen kühne Linien, vertrugen sich aber trotzdem mit den spitzen Helmen der Türme. Weinlaubranken hingen von der Brückengalerie bis in den Bogen hinein.

Der Jüngling trat unter ihm hindurch in den Schloßhof, der durch den Schatten des Bogens in kräftig miteinander abwechselndem Dunkel und Licht lag. Eine steingefaßte Quelle rauschte sacht. Der Hof war ganz leer. Der Fremdling ging weiter, durch eine halb offene Tür in die Treppenhalle. Hier brannte eine düstere Lampe. Eine mächtige Doppeltreppe wand sich in schwerem Bogen aufwärts. Die Halle war mit dunkeln Fellen, Geweihen, Waffen ausgestattet. Zwischen den beiden Treppenansätzen stand eine Bank. Da sich auch hier niemand sehen oder hören ließ, so setzte sich der junge Mann auf den Ruheplatz. Er war müde von dem Marsch; halb bewußtlos hörte er das Murmeln des Brunnens draußen; so zu warten schien ihm angenehm. Aber nach kurzer Zeit wurden Schritte laut, und auf der Rampe der Treppe erschien ein älterer Mann in Dienerkleidung. Fortunat, der Ankömmling, stand auf und ging ihm entgegen. Der Bediente sah ihn streng an. „Ich bin der neue Hauslehrer," sagte der Jüngling. Der Alte verbeugte sich gemessen, entgegnete: „Ich bitte den Herrn, mir zu folgen," und stieg die Treppe hinauf, bis zum zweiten Stockwerk. Dort schritten sie durch lange Gänge, bogen um die Ecke und standen endlich vor einer quer vorgelagerten Tür. Sie traten ein. „Der Herr haben das Turmzimmer und das Zimmer nebenan. Der gnädige junge Herr Baron schlafen ein Zimmer weiter." Fortunat sah sich um. Die Stille und Einsamkeit und die Feierlichkeit des Bedienten wirkten wie betäubend auf ihn. Durch den Gegensatz gerufen, drängten sich verwirrend unklare Gefühle und Vorstellungen seines vergangenen Lebens in seinem Geiste. Der Diener steckte eine Lampe an, sagte, daß er die gnädigen Herrschaften benachrichtigen würde, und entfernte sich. Fortunat ging durch das Zimmer und betrachtete die Möbel, die alt und groß und schwer waren. Er stand vor dem Bücherschrank still, öffnete ihn, schaute auf die Titel der Bücher und lächelte. Seit fünfzig Jahren schien hier kein Buch mehr gekauft worden zu sein. Er kam ins Schlafzimmer und schüttelte den Kopf; das war alles viel zu köstlich für ihn. Sonderbarerweise däuchte es ihm aber, wenn er die Zimmer ansah, als sollte niemand von Rechts wegen anders als so stattlich und weitläufig wohnen.

Da hörte er rasche Schritte; die Tür flog auf und ein Junge von etwa vierzehn Jahren, klein, aber fest und eben gebaut, sprang ins Zimmer. Als er Fortunat sah, blieb er stehen. Sie schauten sich beide an, sagten dann zu gleicher Zeit: „Bist du Clemens?" — „Sind Sie Herr Hill?" und streckten sich, lachend über den Zusammenklang der Stimmen, die Hände entgegen. Clemens fragte, wie Fortunat hierher gelangt wäre. Er hätte aufgepaßt, aber keinen Wagen gehört. „Ich fand keinen Wagen," sagte Fortunat, „da habe ich meine Sachen auf dem Bahnhof gelassen und bin zu Fuß gekommen."

„Den ganzen Weg? Und Sie sind jetzt schon da? Da müssen Sie tüchtig laufen können."

„Es ging sich sehr gut," entgegnete Fortunat.

Aber nun müßte er Hunger haben, meinte Clemens; sie wollten gleich zum Essen gehen.

Sie traten auf den Gang. Clemens faßte zutraulich den Arm seines Lehrers. „Wir beide essen heute allein, die andern sind schon fertig," sagte er und fragte dieses und jenes und meinte endlich: „Das finde ich zu fein, daß Sie so prachtvoll aussehen und so gut laufen können. Ich hatte Angst, Sie würden auch solch ein Kandidat sein wie die andern Hauslehrer in der Umgegend. Sie sind alle häßlich und waschen sich nicht ordentlich, und springen und laufen können sie nicht. Großmutter hat gesagt, Sie würden auch so sein, aber ich meinte, Sie könnten auch anders sein, und nun bin ich froh, daß ich recht hatte."

Sie traten in den großen Speisesaal. Eine Ecke des Tisches war gedeckt. Im Lichte einer einzigen Lampe lag der Raum dunkel, nur hier und da blitzte ein Funkeln wie von Glas- und Metallgeräten aus der Tiefe auf. Fortunat fragte, ob Clemens mit seiner Großmutter allein hier lebte.

„Nein," sagte Clemens. „Meine Mutter lebt noch hier und Hertha und Ina. Hertha ist meine Schwester und Ina meine Cousine. Meine Mutter ist ein Engel und sehr fromm, Großmutter sagt, sie glaubt an gar nichts, mit Hertha ist nichts anzufangen und Ina ist etwas dumm."

„Deine Mutter ist die Tochter deiner Großmutter?"

„Nein, die Schwiegertochter."

„Aber sie hat einen andern Namen."

„Den Namen Graf Wissen zu Harff führt nur der, dem die Herrschaft gehört. Jetzt hat sie Großmutter. Großmutter hat aber einen Freiherrn geheiratet, und deshalb heißen wir so. Und Vater ist schon lange tot, und später bekomme ich die Herrschaft. Ina heißt wieder anders; sie ist die Tochter von Vaters Schwester. Ihre Eltern sind aber auch schon gestorben."

Danach erzählte Clemens von den Pferden und Hunden, die er besaß, und schwärmte von den Ausflügen, die er mit dem Freunde machen würde. „Aber sie müßten auch etwas lernen", sagte Fortunat. Clemens nickte.

„O ja, aber nicht immer."

Während der Unterhaltung öffnete sich die Tür, und eine große dunkelgekleidete Dame trat ein. „Mutter!" sagte Clemens. Fortunat stand auf und ging der jungen Frau entgegen. Die Baronin war dreiunddreißig Jahre alt, von einer biegsamen Üppigkeit der Gestalt, blond und sehr schön. Freundlich kam sie auf den jungen Mann zu und streckte ihm die Hand entgegen. „Der Herr segne Ihren Eingang," sagte sie. Sie hielt seine Hand fest, sah ihn aus dunkelblauen, fein beschatteten Augen beweglich an und sprach weiter: „Der Herr hat ein großes Werk in Ihre Hände gelegt. Möge Ihr Wirken Ihnen und uns zum Segen sein." Fortunat verbeugte sich schweigend. Die Baronin sah auf ihren Sohn und fuhr heiter fort: „Clemens hat Sie gut gepflegt? Er wird Sie nachher wieder in Ihr Zimmer geleiten, aber dann nicht mehr belästigen. Sie werden der Ruhe bedürfen. Der Herr sende Ihnen freundliche Träume als ein gutes Vorzeichen Ihres Aufenthaltes

in unserem Hause". Sie ging wieder. Clemens blieb noch so lange bei dem Gefährten, bis der Diener kam und ihn im Auftrag seiner Mutter abrief.

Fortunat hatte nur einen kleinen Mantelsack auszupacken. Er saß am Fenster und schaute in den Garten. Der Mond stand klein und hoch am klaren Himmel. Sein weißes Licht erfüllte den Garten. Die langen Gänge mit den dunklen Schatten der Bäume waren leer und lockten, an ihr Ziel zu wandeln. In Fortunat wuchs die Lust unbezwinglich, noch einmal ins Freie zu gehen. Er schritt durch das Schloß, in dem es überall ruhig war, die Treppe hinab, durch eine offene Tür neben der Treppe in den Park. Halb benommen wandelte er zwischen den Hecken hindurch. Er hörte fließendes Wasser; am Ende der Hecke leuchtete undeutlich etwas Ragendes. Er ging weiter und trat aus dem Heckengang auf einen Grasplatz. Hier trafen sich mehrere Wege. Im Mittelpunkt erhob sich ein hoher Springbrunnen, und auf dem Rande des Beckens saß eine helle Gestalt. Fortunat kam näher und erkannte ein junges Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, im weißen Kleid, aber ohne Schuhe und Strümpfe. Ihr dunkles Haar fiel offen um ihre Schultern. Im Schoß hielt sie einen großen Rosenstrauß. Sie sah dem Herantretenden ruhig, ohne zu erstaunen oder zu erschrecken, entgegen.

„Guten Abend," sagte Fortunat und setzte sich auf das Mäuerchen des Brunnens. „Guten Abend," antwortete das Mädchen freundlich.

„Wohnen Sie im Schloß?" fragte Fortunat nach einem Weilchen.

„Ja, ich bin Ina."

Fortunat fiel Clemens' Ausspruch ein: „Ina ist meine Cousine. Sie ist etwas dumm." Verlegen schwieg er. Das Mädchen schien auch nicht reden zu wollen. So blieben sie schweigend sitzen und hörten zu, wie das Wasser gemächlich in das Becken fiel. Endlich sagte das Mädchen: „Wollen wir ins Schloß gehen?" — „Ja," erwiderte Fortunat.

Alles Erleben des heutigen Tages war ihm so wunderlich, daß er gar nicht daran dachte, seine Daseinsberechtigung in diesem Garten durch eine Namensnennung zu beweisen.

Sie gingen den Weg zurück, wortlos, und traten ins Schloß. An der Treppenwendung des ersten Stockwerks stand Ina still: „Möchten Sie die Rosen?" fragte sie ernsthaft. „Ja, gern," sagte Fortunat und nahm den Strauß. Das Mädchen neigte ihr Haupt und ging den Gang hinunter. Fortunat begab sich in sein Zimmer und legte sich zur Ruhe. Aber trotzdem er sich noch kurz vor dem Einschlafen wie verwunschen vorkam, träumte er gar nichts.

Als er am andern Morgen aufwachte, saß Clemens auf seinem Bettrand und lachte ihn an. Fortunat fuhr empor, im Glauben, daß er die Zeit verschlafen hätte. Aber Clemens tröstete ihn, er käme noch rechtzeitig zum Frühstück. Clemens versprach, ihn abzuholen, und lief davon, um nach seinen Pferden zu sehen. Als er nach einiger Zeit mit Fortunat in den Eßsaal trat, waren dort die Baronin, die beiden jungen Mädchen und sämtliche Hausbewohner versammelt. Die Baronin begrüßte Fortunat nur mit einigen Worten, stellte ihn Ina und ihrer Tochter Hertha vor und sagte: „Ich bin

dankbar, daß Sie unser bescheidenes Morgenlied auf dem Harmonium begleiten wollen. Bisher haben wir bei unsrer kleinen Andachtsfeier sowohl der schönen Musik wie auch des berufenen Verkündigers des lieben Gotteswortes entbehren müssen."

Fortunat willfahrte ihrem Wunsche und leitete die Andacht. Zuerst mußte er ein Unbehagen überwinden, als er in dem profanen Raum singen und beten sollte, während die Leute mit unmelodischen Stimmen in den Gesang einfielen und bei dem Gebet auf die Knie sanken. Aber das Harmonium war gut; Fortunat zog die Register und erfreute sich an den starken Tönen, und da er mit einer schönen Stimme begabt war und gern sang, so kam er über das Peinliche der Lage hinweg, das nur ihm fühlbar zu werden schien. Auch in den Worten der Predigt, die er verlesen sollte, fand er allerlei ihn Interessierendes. So tat er sein Amt mit Teilnahme und erfreute und erbaute die frommen Gemüter unter seinen Zuhörern. Die Baronin dankte ihm fast begeistert.

Nachher setzte sich die Familie an den Frühstückstisch. Beim Tageslicht schien Fortunat die Umgebung weniger märchenhaft zu sein; auch hatte er sich an manches ihm Fremdes schon gewöhnt. Clemens und er saßen den andern gegenüber. Er betrachtete die drei, während die Baronin ein Gespräch über seinen Lehrer, den lieben Gottesmann, begann, durch den Fortunat in ihren Kreis hinein empfohlen worden war. Die Baronin war bei weitem die schönste von den drei Tischgenossinnen. Ina hatte ein weiches Kindergesicht. Ihr Haar war dunkelbraun, mit einem feinen, rötlichen Schimmer, voll und locker. Ihre Schönheit waren ihre Augen. Ina sprach kaum und hielt die Lider zumeist gesenkt; wenn sie aber die Augen aufschlug, dann war es, als ob ein reines Feuer aus einer fremdartig schönen Welt herüberstrahlte und es hell um sie und um den werden ließ, den sie ansah. Die Züge der zwölfjährigen Baronesse Hertha glichen an Feinheit denen der Mutter, aber der Ausdruck von Herzensfreundlichkeit fehlte ihnen, der im Gesicht der Mutter anziehend war. Die Kleine schien es übel zu empfinden, daß sich niemand besonders mit ihr abgab, und zog eine hochmütige und gelangweilte Miene, bis sich ihr Unmut entlud. Fortunat hatte zu gleicher Zeit wie Ina nach dem Brotteller gegriffen. Ina zog die Hand zurück; da schob er ihr den Korb hin und sagte: „Bitte sehr, Fräulein Ina." Niemand hätte auf den Vorgang geachtet, wenn nicht Hertha den Kopf zurückgeworfen und schneidend gesagt hätte: „Sie haben meine Cousine Komteß zu nennen." Fortunat errötete, doch ehe er noch irgend etwas erwidern konnte, fuhr Clemens auf. „Freche Gans!" zischte er, und es sah aus, als ob er sich auf die Schwester stürzen wollte. Fortunat legte die Hand auf seinen Arm, und die Baronin sagte zu ihrer Tochter: „Du scheinst Herrn Hill einen angenehmen Begriff von unsrer Gastlichkeit geben zu wollen! Dabei ist Herr Hill gewiß der Letzte, die Unterschiede zu verachten, die der liebe Gott für diese Erde und Zeitlichkeit eingesetzt hat." Ina war dunkel errötet und sah Fortunat so entsetzt an, daß ihm jedes andre Gefühl als das des Vergnügens in der Beobachtung schwand.

Nach dem Mahle bat ihn die Baronin, zu ihrer Schwiegermutter zu gehen. In der Halle traf er Ina. Mit ruckweisen Schritten trat sie auf ihn zu, schlug plötzlich die Augen auf und sah ihn mit flehenden Blicken an. „Nennen Sie mich doch Ina," flüsterte sie. Fortunat nahm ihre Hand. „Aber Gräfin," sagte er heiter, „eine Anrede wird doch unsre Freundschaft nicht stören." Dann stieg er zur Wohnung der alten Gräfin empor.

Auf dem Treppenabsatz wartete schon ein Diener auf ihn, führte ihn durch ein Vorzimmer, öffnete wie mit einem Schlage eine Flügeltür und blieb wartend daneben stehen, bis Fortunat eingetreten war. Fortunat sah sich um; er stand in einem großen Raum, in dem er nichts deutlich unterscheiden konnte. Vor den Fenstern hingen gelbe Vorhänge, die den Raum mit einem fast heißen gedämpften Licht erfüllten. In der Nähe eines Fensters saß eine dunkle Gestalt. Fortunat ging auf sie zu, und indem sich seine Augen an die Beleuchtung gewöhnten, erkannte er eine alte Dame in einem Lehnstuhl, die ihm mit dem Lorgnon am Auge entgegenblickte.

Mit einer Handbewegung wies sie auf einen Sitz in ihrer Nähe und betrachtete ihn weiter, bis sie eine Klingel in ihrer Nähe rührte und den eintretenden Diener die Vorhänge zurückziehen hieß, so daß Fortunat einen Augenblick geblendet die Augen schließen mußte.

Die Erlaucht war eine kleine, magere Frau. Ihrem Gesicht war die Abstammung der Dame aus einem sehr alten Geschlecht auf den ersten Blick anzusehen; es schien nur noch aus Familieneigentümlichkeiten zusammengesetzt zu sein.

Fortunat ließ sich ihren Blick eine Weile lang ruhig gefallen. Endlich aber meinte er, daß die alte Dame ihn nun genug angeschaut hätte und sah sie fragend an.

Die Gräfin ließ ihr Lorgnon sinken.

„Was ist Ihr Vater?" sagte sie.

„Mein Vater ist tot. Er war Müller," antwortete Fortunat.

„So, so, Müller," meinte die Dame. Dann besann sie sich und fuhr fort: „Sie sind mir als ein freisinniger Theologe empfohlen worden, und deshalb habe ich Sie engagiert. Einen andern als einen Theologen hätte meine Schwiegertochter nie angenommen; ich aber danke für einen orthodoxen; ich habe schon mehr als genug Gottseligkeit im Hause. Es wird Ihnen bemerklich geworden sein, auf welchem Standpunkt die Baronin, meine Schwiegertochter, steht. Dagegen ist nichts zu machen; Sie werden sich nur Ihrer Haut zu wehren haben, denn vor dem heiligen Bekehrungseifer bin kaum ich sicher. Mir persönlich ist es unfaßlich, wie ein Mensch, der im Besitze seiner gesunden fünf Sinne sein will, diesen zusammengeklaubten Unsinn glauben kann. Aber die Baronin macht's selig, also mag sie. Mein Enkel, der Baron Clemens, wird Ihnen kaum Schwierigkeiten machen; er ist ein guter Junge, und Sie gefallen ihm. Was Sie ihm beizubringen haben, wissen Sie besser als ich. Nun möchte ich Sie aber bitten: nehmen Sie sich der beiden Mädchen etwas an. Sie können sie vielleicht manchmal in Geschichts- und Geographiestunden zuhören lassen. Wenn die Baronesse nicht zugänglich erscheint, so bekümmern

Sie sich nicht weiter um sie. Doch es wäre mir lieb, wenn es Ihnen gelänge, der Komteß etwas Interesse am Lernen beizubringen. Sie ist in vollkommener Verwilderung aufgewachsen und kann kaum ordentlich lesen und schreiben. Viel zu lernen braucht sie nicht für unsre Kreise, aber immerhin doch einiges. Sie ist ein gutes Kind und gar nicht dumm, nur scheu und unentwickelt. — Und dann, bitte, kommen Sie mir nicht mit Fragen und Klagen. Glücklicherweise sehen Sie auch nicht aus, als ob Sie sich nicht zu helfen wüßten. So, das wäre, was ich Ihnen zu sagen hatte."

Fortunat stand auf und verbeugte sich. Die Gräfin nahm wieder ihr Lorgnon und betrachtete ihn. Und dabei ging ein Schein von Wohlwollen über ihre Züge; sie reichte Fortunat die Hand und sagte freundlich: „Hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns."

Fortunat stand in den ersten Tagen noch manchmal mit stillem Staunen vor dieser oder jener Einrichtung und Erscheinung. Dann gewöhnte er sich daran und merkte, daß vieles, was ihm wunderlich erschien, durch die Art seiner Entstehung natürlich wurde.

Die alte Gräfin war als siebenjähriges Kind als Letzte ihres Namens in den Besitz der Grafschaft gelangt. Ihre Familie war vornehm genug, um ihre Töchter als ebenbürtig an regierende Fürsten zu vermählen. Der Gräfin schien es aber genehm, von ihren zahlreichen Freiern einen der untergeordneteren zu erwählen. Sie behandelte ihren Gatten immer als Prinz-Gemahl, trotzdem sie ihn ganz gern hatte, hielt ihn für noch dümmer, als er in Wirklichkeit war, verlangte aber auch nicht, daß er sich für sie in Liebe verzehren oder in Treue hingeben sollte. Daß sie nicht schön war, wußte sie, und die Erkenntnis bedrückte sie wenig. Nach ihrer Meinung war sie bei weitem klüger als alle Menschen, mit denen sie jemals in Berührung gekommen war. Es war selbstverständlich, daß in dem unbedeutenden Gatten solcher Überlegenheit gegenüber keine zärtlichen Gefühle gedeihen konnten. Als sie in vorgerückteren Jahren einmal von einer allzu offenkundigen Untreue erfuhr, die der Gemahl mit ihrer Zofe begangen hatte, befahl sie ihm kurz, ihr Haus in Zukunft von solchen Händeln rein zu halten und schickte die Zofe fort, ließ es aber ruhig zu, daß der Baron der Entlassenen in der nächsten Stadt ein Putzgeschäft einrichtete und seine freie Zeit bei ihr zubrachte. Sie ließ sogar manchmal ihre Hüte bei der Nebenfrau ihres Gatten in stand setzen, und als der Baron tot war, fragte sie einmal freundlich, ob die Frau und ihre Kinder auch auskömmlich zu leben hätten, und war durchaus befriedigt, zu hören, daß der Verstorbene seinen Verpflichtungen in angemessener Weise nachgekommen wäre.

Ihren Sohn und ihre Tochter hatte sie nie mit großer Herzlichkeit an sich gezogen, sondern als die Kinder des weniger bedeutenden und weniger vornehmen Vaters mit ziemlicher Geringschätzung betrachtet. Sie ließ sie gewähren, auch bei den Eheschließungen, trotzdem sie die Heiraten beider für Verrücktheiten erklärte. Baronin Elisabeth, ihre Schwiegertochter, war ihr durch ihre Anmut und Schönheit angenehm, doch die zunehmende Frömmigkeit der jungen Frau erschien ihr fast wie ein Zeichen von geistiger Gestörtheit.

Solange die Baronin mit ihrem Manne glücklich zu leben meinte, trat ihre Religiosität nicht auffallend hervor. Aber der Gatte ward nach kurzer Ehe hoffnungslos krank. Die Erregungen einer rückhaltlos genossenen Jugend rächten sich an Körper und Geist. Die Baronin pflegte den Kranken ohne Ermüdung, trotzdem er sie so peinigte, daß die Schwiegermutter einigemale forderte, den Sohn in eine Nervenheilanstalt unterzubringen, weil das Elend der jungen Frau nicht mehr anzusehen wäre. Aber Elisabeth hätte sich lieber zu Tode quälen lassen, als daß sie den Gatten aufgab. Sie ertrug seine Zärtlichkeit und seine Eifersucht, seine Angriffe und Bedrohungen als eine von Gott zur Läuterung auferlegte Pflicht, unterredete sich unablässig mit dem Herrn und schleppte den Gatten von einer Stadt zur andern, um ihn von frommen Leuten gesund beten zu lassen. Endlich hatte der Himmel Erbarmen mit ihr und ließ den Mann sterben, bevor ihre Kräfte völlig aufgebraucht waren. Da sie selbst arm war, so blieb ihr nichts übrig, als zu ihrer Schwiegermutter zu ziehen. Die alte Erlaucht wünschte solches Zusammenleben, um auf die Kinder einen Gegeneinfluß auszuüben und durch die jungen Leute einige Unterhaltung zu haben. Das gemeinsame Hausen gestaltete sich ganz freundlich. Die alte Dame hatte Schätzung für die junge und ließ sie gewähren. Nur mußte Elisabeth einen wichtigen Teil ihrer Überzeugungen opfern und bei ihrer Schwiegermutter selbst jeden Bekehrungsversuch unterlassen, den sie fast mit Leidenschaft bei jedem unternahm, der irgendwie mit ihr in Berührung kam, mochte er sie auch gar nichts angehen. Wenn es galt, eine Seele zu retten, kannte sie keine Schonung. Sie verfolgte Kranke und Sterbende mit ihren Predigten, Liedern und Sprüchen; sie sandte Traktätchen, die sie zum Teil selbst geschrieben hatte, an ihr fast fremde Leute und rief sie zur Buße. Nur ihre Schönheit, ihr Rang, die vollkommene Herzenslauterkeit und Aufrichtigkeit, mit denen sie das fromme Werk betrieb, und auch ihre Gebefreudigkeit, mit der sie die christlichen Ermahnungen bei Angehörigen unterer Klassen zu unterstützen pflegte, schützten sie vor groben Zurückweisungen. Allerdings würde kein Widerspruch sie beirrt haben. Sie hätte ihn als Zeichen des Märtyrertums hingenommen und wäre seiner in der Überzeugung froh geworden, daß der Himmel sie mit tausend Wonnen für jedes rauhe, in seinen Dienst erlittene Wort entschädigen würde. Durch die Religion trat das einzige Geistige an sie heran. Weltliche Bücher las sie kaum; sie sah keinen Gewinn für ihre Seele aus solcher Lektüre ersprießen. Aber durch die immerwährende Beschäftigung mit geistlichen Dingen kam sie doch zu einer Art von innerer Überlegenheit, die sie mit Gelassenheit in den Wirbeltänzen des Schicksals wappnete. Nur der stete Stachel blieb in ihr, daß sie auf ihre Schwiegermutter keinen Einfluß zu gewinnen vermochte, sondern sie als eine durchaus höllenreife alte Sünderin höchstens der erbarmenden Gnade des Himmels empfehlen durfte. Jedenfalls hoffte sie aber, wenn die alte Erlaucht aus Gnade und auf gute Fürsprache hin dennoch in den Himmel kommen sollte, selber einmal der himmlischen Freuden in einer andern Abteilung der seligen Gefilde genießen zu dürfen.

Zwischen diesen beiden Frauen und ihren Nachkommen sollte Fortunat ein Jahr lang bleiben. Clemens, sein Schüler, bewies ihm vom ersten Tage an die

gleiche feurige Treue. Sie waren fast ununterbrochen beisammen, gingen miteinander auf die Jagd, schwammen im Strom und ritten weit ins Land. Clemens hatte dem Freunde eine schöne Stute als Reitpferd ausgesucht, die zur gleichen Zeit mit seinem eigenen Tier, einem Rappen, als halbjähriges Fohlen auf den Hof gekommen war. Von seinem Pferde, das er „Baldur" genannt hatte, konnte Clemens stundenlang schwärmen. Er hatte es aus einem königlichen Gestüt durch die Vermittlung eines Prinzen, seines Paten, erhalten. Es stammte von vollblütigen Eltern aus arabischem Geschlecht, war sanft und klug und feurig zur gleichen Zeit. Wenn die Freunde im Walde oder am Bache absprangen, um sich zu lagern oder zu baden, so warf Clemens dem Tier nur die Zügel über, und still wie ein Standbild wartete es eine oder zwei Stunden, bis sein Herr zurückkehrte. Dann aber genügte ein leiser Druck, und das Tier ging wie ein Pfeil und lief ohne zu ermüden durch viele Meilen. Clemens kannte und schonte aber auch jede Eigenheit seines Pferdes und als der zukünftige Besitzer hatte er auf dem Hofe und in den Ställen eine unbedingte Autorität. Er behauptete, die Tiere, besonders die Pferde, wären immer gut, aber die Menschen wären oft schlecht. Wenn ein Pferd sich störrisch zeigte, so gab er von vornherein den Leuten die Schuld und warf ihnen vor, daß sie es falsch behandelten, zu Diensten zwingen wollten, für die es nicht geschaffen wäre. Manche Pferde dürften nicht in den Wagen gespannt werden, andre wieder taugten nicht zum Reiten. Auch wäre das eine Pferd klüger oder nervöser als das andre. Darauf müßte man achten und seine Zumutungen danach bemessen. Seinen Lehrer kunstgerecht reiten zu lehren, war für Clemens eine hohe Freude; er lobte auch die guten Anlagen und raschen Fortschritte Fortunats und bedauerte nur, daß der Freund nicht Jahre auf die Übung verwenden könnte.

Die Mädchen hatte Fortunat bald gewonnen. Um Hertha hatte er sich kaum bekümmert, da sie sich anfangs hochmütig zurückhielt. Aber ihr Leben verlief zu still und einförmig, und sie selbst war zu lebhaft, um nicht endlich gern die Anregung aufzunehmen, die der neue Hausbewohner brachte. Fortunat pflegte mit Clemens und Ina abends auf der Galerie des Brückenbogens zu sitzen. Von dort faßte der Blick eine weite Aussicht über das Tal und den Himmel. Da erzählten sich die drei allerlei, d. h. Fortunat oder Clemens sprachen und Ina hörte zu. Manchmal kam die Baronin zu diesen Unterhaltungen und bisweilen sogar die alte Gräfin. Endlich geruhte auch Hertha zu erscheinen, und da die Gespräche sie interessierten, so nahm sie an ihnen teil und freute sich, ihre gewandte Rede und ihr schnelles Auffassungsvermögen von allen Seiten aufblitzen zu lassen wie einen schnell und sicher geschwungenen Schild. Und als sie einmal Fortunat eines näheren Verkehrs mit ihr überhaupt für würdig befunden hatte, da kam sie auch zu den Lehrstunden, die sie interessierten.

Auch die alte Gräfin war mit den Veränderungen, die Fortunats Gegenwart in ihr Leben brachte, wohl zufrieden. Ihr bot der junge Mann einen täglich erneuerten ästhetischen Genuß. Dafür war sie ihm dankbar und ließ ihm eine Auszeichnung angedeihen, der sich bisher von ihrer Seite kaum jemand hatte rühmen können. Auch war sie zu gescheit, um nicht ein Ge-

spräch mit ihm angenehm zu finden, in dem von andern Dingen die Rede war, als die sie gewöhnlich hören mußte. Gründlich hatte sie nichts gelernt. Trotzdem stand sie im Rufe eines zu fürchtenden Rüstzeugs von Bildung. Sie hatte von einer Menge Dinge gehört und sich über alles eine Meinung geformt, die sie lebhaft zur Geltung zu bringen liebte. Sie nahm es durchaus nicht übel, wenn Fortunat eine andre Ansicht als sie aussprach. Fortunat hatte ihre Vorliebe für ihn bald bemerkt. Er freute sich des Vorzugs, ward frei und sicher in diesem Gefühle und fand stets eine der alten Erlaucht wohlgefällige Form, auch seine Meinung zu äußern.

Durch die Vorliebe der alten Dame ward auch seine Stellung fremden Gästen gegenüber eine ungewöhnliche. Die adlige Gesellschaft der Gegend pflegte mit den Hauslehrern keine Umstände zu machen. Man setzte sie ans untere Ende der Tafel zwischen die Kinder, ließ ihnen zuletzt servieren und sie nachher im Salon herumstehen, bis sie selbst ihre Überflüssigkeit einsahen und sich trollten. Bei ihren Zöglingen war ihre Gegenwart an solchen Tagen zumeist auch nicht beliebt, und so wußten die Unglücklichen kaum, wo zwischen Himmel und Erde sie sich aufhalten sollten.

Auch Fortunat hatte, als Besucher ins Schloß kamen, seinen Platz an der üblichen Stelle erhalten. Das war ihm recht; er amüsierte sich gut mit den Kindern. Aber nach aufgehobener Tafel ging er schnurstracks auf sein Zimmer. Und als er einst aufgefordert wurde, an einer Besuchsfahrt teilzunehmen, sagte er heiter, daß er bäte, daheimgelassen zu werden; er hätte viel zu tun. Nun langweilte sich aber die alte Gräfin an diesem Abend und vermißte seine Unterhaltungsgabe. Als sich bald darauf eine sehr vornehme Gesellschaft ansagte, deren Stern eine junge Fürstin war, die in der Nähe wohnte, da ließ sie vor der Tafel an Fortunat sagen, er möchte im Frack erscheinen, hieß ihn, jene junge Frau zu Tisch zu führen, und genoß mit Behagen, wie ein Befremden über die unerhörte Zumutung durch die Tafelgesellschaft ging, fast wie ein Klirren in einem Wald von Eiszapfen. Gleich darauf fingen alle an, sehr viel und lauter als sonst zu sprechen. Aber ehe die Fürstin sich noch recht besann, was ihr begegnete, war sie an der Schönheit und dem Feuer ihres Nachbarn warm geworden, als wachte sie aus dem Winterschlafe auf. Sie schlug wahre Pfauenräder, um ihm zu imponieren, wurde immer lebhafter und unterhielt ihn schließlich im Dialekt der hauptstädtischen Gardekasinos mit allerlei vertraulichen Geschichten aus der Gesellschaft und aus ihrer Ehe. Während sie mit heißen Wangen zu ihm aufsah, erzählte sie, daß ihr Mann auf dem Lande schon um neun Uhr abends schlafen ginge, weil er nichts mit sich anzufangen wüßte, wenn er nicht auf Jagd oder in Gesellschaft wäre. „Spielen Sie doch mit ihm Halma“, schlug Fortunat vor. „Ach, das würde er nie begreifen“, entschied die schöne Dame mit Heiterkeit. Sie wären auch selten auf dem Lande, denn, was sollten sie dort? Sie selbst käme nur, wenn sie ihren Teint schonen wollte. „Von all den Bällen wird man schließlich ganz grau“, sagte sie. „Doch dann lege ich mich vierzehn Tage ins Bett und tue gar nichts und das hilft immer.“ Im Laufe der Unterhaltung stellte sich heraus, daß die Dame auch ein Kind, einen

Knaben besäße. „Aber er ist fast immer bei meinen Eltern. Ich kann mich um ihn nicht kümmern; ich habe zu viel vor.“ Fortunat sagte der Dame, sie schiene ein bewundernswertes System ausgebildet zu haben. „Durchlaucht erwerben sich ein unermeßliches Verdienst um die Menschheit, indem Sie ein Prinzip zu vollkommen unbeirrter Entwicklung gelangen lassen.“ Die Dame begriff nicht ganz, was er sagen wollte, lächelte aber geschmeichelt, indem sie die dunkle Rede für ein Kompliment nahm und fragte, ob Fortunat nicht Hofprediger werden wollte. Aber er wehrte ab: „Ich werde mich später nur um ganz arme Leute bekümmern,“ sagte er. — „Ach, die riechen so schlecht“, meinte die Dame. — „Ja, Durchlaucht,“ entgegnete Fortunat keck, „um gegen solche Übelstände sicher zu sein, muß man Muße und Geld haben.“ — „Sie besinnen sich gewiß noch,“ lächelte sie; „ein junger Theologe wie Sie, von guten Formen und angenehmem Äußern, kann heutzutage die brillanteste Karriere machen. Die Männer Gottes sind sonst meistens nur aus großer Ferne zu genießen.“

Nachher, im Salon, hätte sie ihren Nachbarn gern an ihrer Seite behalten. Fortunat aber dachte auf Flucht, als ihn ein Wink der alten Gräfin zu ihr an den Spieltisch beorderte. Am andern Tage sagte ihm die Erlaucht, daß sie sich selten so sehr über etwas wie über sein Gesicht amüsiert hätte, dem die außerordentlichste Langeweile wie in einem Buch geschrieben abzulesen war. „Ja, Erlaucht,“ sagte Fortunat, „aber auch ein so schöner, langer Abend! Was hätte sich in dieser Zeit alles tun lassen.“ — „Ach was,“ meinte die alte Dame, „es ist Ihnen höchst notwendig, die Zeit mit Anstand totschlagen zu lernen.“

„Warum? Ich glaube nicht, daß ich diese Kunst für mein künftiges Leben brauche.“ Und er bat, ihn in Zukunft von solchen Pflichten zu entbinden, und im Anfall einer wohlwollenden Laune sagte seine Gönnerin die Erfüllung der Bitte zu. Sie sah auch ein, daß sie ihren Liebling in eine schiefe Stellung brächte, indem in andern Häusern niemand geneigt sein dürfte, ihn als gleichberechtigt zu behandeln, wie es ihr selbst gegenüber einem andern in seiner Stellung auch nicht eingefallen wäre.

Die einzige, die sich Fortunat gegenüber fast gleichgültig verhielt, war die Baronin Elisabeth. Ihr machten weder Geist noch Schönheit Eindruck. Sie war selbst zu schön, um äußere Vorzüge nicht selbstverständlich zu finden, und in allem übrigen kam es ihr allein darauf an, ob jemand in Jesu war oder nicht. Eine glänzende Begabung erschien ihr eher wie ein Fallstrick des Bösen, gefährlich in Unglauben und Irrwahn verlockend. Wie die alte Gräfin vorausgesehen hatte, war sie mit der freiern religiösen Richtung Fortunats nicht zufrieden und begann bald auf ihn einzuwirken. Fortunat ging auf sie ein, soweit es ihm möglich war, trotzdem ihm solche Erörterungen eine gelinde Folter zu sein dünkten. Die Baronin aber drang den Dingen auf den Grund und stellte schließlich ihren Hausgenossen geradezu, indem sie eine bündige Erklärung über sein inneres Verhalten der Offenbarung gegenüber verlangte. Da verließ Fortunat seine Befangenheit, und er empfand die Klärung der Sachlage als eine

Wohltat. „Frau Baronin," sagte er, „ich bin Prediger geworden, weil ich nicht anders kann, als alles in mir und um mich herum auf das höchste Geistige und Gute, auf Gott, zurückzubeziehen, und weil alles in mir drängt, meine Kraft für meine Überzeugung wirken zu lassen. Die Offenbarung nehme ich freudig an. Aber ich meine, daß unsrer Religion nichts so sehr schadet als das starre Einengen in ein Bekenntnis. Religiosität bedeutet für mich eine Zusammenfassung vom ganzen Wesen des Menschen und muß daher bei jedem anders sein, und je wahrer sie ist, desto eigenartiger. Deshalb mag sich ein jeder doch der Form bedienen, die für das Wirken nach außen hin gebildet worden ist."

Die Baronin gab sich mit solcher Erklärung nicht zufrieden. Sie hätte es am liebsten gesehen, wenn Fortunat in den Predigten, die er hin und wieder hielt, die Einrichtung von Himmel und Hölle aufs genauste und anschaulichste beschrieben und jeder Seele der Gemeinde den zugehörigen Platz darin zugewiesen hätte. Fortunat suchte seine Predigten nach dem Verständnis seiner Zuhörer einzurichten. Aber er sprach lieber davon, daß die Erde schön ist und daß der Mensch gut zu sein habe, um ihrer Herrlichkeit würdig zu werden und sie recht zu genießen. Solcher Hinweis däuchte der Baronin allzu weltlich. Endlich wandte Fortunat ihre eignen Waffen gegen sie und sagte ihr, daß sie doch auch in ihm wie in jedem andern Menschen ein Kind Gottes sehen müßte, daß Gott die Wege führte, die ihm gut schienen. Da sagte die Baronin: „Wissen Sie denn, ob nicht Jesus in seiner himmlischen Barmherzigkeit mich armseliges Geschöpf der Gnade würdigt, sein Werkzeug zu sein, um Sie ganz fest zu sich zu bringen?"

Fortunat mußte lachen. „Frau Baronin müssen doch begreifen, daß solche Berufung stündlich durch mein Amt, meine Wissenschaft an mich ergeht. Können Sie mich nicht solcher Fürsorge Gottes überlassen? Oder glauben Sie, daß es mir mit meinem Beruf nicht Ernst ist?"

Ja, das glaubte sie wohl, sagte die Baronin; aber das eine Rechte fehlte ihm doch. „Ich will für Sie beten, und Jesus wird mich erhören und Sie sich ganz zu eigen machen."

Leise und unerwartet, aber immer fester wuchs Ina an Fortunat an. Er hatte ihr nicht unvermittelt sagen mögen, daß sie bei ihm Lesen und Schreiben lernen sollte. Ein Anknüpfungspunkt fand sich schwer, da Ina in Gegenwart andrer fast niemals unaufgefordert redete. Auch unter den Altersgenossinnen, die hier und da zum Besuch kamen, stand sie vereinzelt; die zungenschnellen Mädchen schüchterten sie ein. An die Baronin Elisabeth schloß sie sich enger an; besonders begleitete sie ihre Tante auf ihren Besuchsgängen zu Armen und Kranken. Sie ging auch allein zu einfachen Leuten, die sie gern hatte, und am liebsten zu kleinen Kindern. Fortunat und Clemens kamen einmal von einem weiten Marsch heim und wandten sich durch eine abgelegene Gasse dem Schlosse zu. Hier stand ein Haus armer, verwahrloster Leute. Plötzlich hielt Fortunat seinen Schüler am Weiterschreiten zurück. In einiger Entfernung kniete Ina am Boden und war beschäftigt, ein kleines Kind zu pflegen. Wie in Glück versunken schaute sie auf das halbnackte, zappelnde Ge-

schöpfchen, das sie mit vorsichtigen Händen hielt, wiegte es sanft hin und her und sang ihm leise, zärtliche Worte.

Fortunat und Clemens mochten sie nicht stören und nahmen einen andern Weg nach Hause. Fortunat versank in Gedanken; endlich fragte er: „Wie kommt es nur, daß deine Cousine so anders als andre Mädchen ist?"

„Ach," meinte Clemens, „sie ist aufgewachsen, wie — na, wie so eine Kornblume oder so etwas. Ihr Vater war eigentlich ein Afrikaforscher, nur zu seinem Vergnügen, um die Tiere in Afrika zu studieren. Er war sehr gelehrt und berühmt. Manchmal hat er eine ganze Expedition auf seine eignen Kosten ausgerüstet. Er war sehr reich. Nach seiner Verheiratung — ich glaube, Inas Mutter wollte ihn durchaus haben —, da ist er nun mit seiner Frau weitergereist. Und Ina ist auch in Afrika geboren. Als sie auf der Welt war, haben ihre Eltern sie nach Hause gebracht und sind wieder nach Afrika gegangen. Und dann war ihr Vater sehr krank und konnte nicht mehr reisen. Da ist Inas Mutter immer bei ihm geblieben, und um Ina hat sie sich nicht viel bekümmert. Ina ist in die Dorfschule gegangen, und ihr Vater hat gesagt, da lernte sie mehr als sie brauchte, und ihre Eltern haben über den Sammlungen gesessen, die sie von ihren Reisen mitgebracht haben. Die Sachen sind noch da, sie gehören jetzt Ina und sind sehr merkwürdig und kostbar. Und ihr Vater hat ihrer Mutter dicke Bücher über allerhand diktiert. Dann ist er gestorben, und da hat sich ihre Mutter totgeschossen, und sie ist zusammen mit ihrem Mann im Park begraben worden, und dann hat Großmutter Ina zu sich geholt. Ich habe Ina sehr gern, weil sie so gutherzig ist. Sie müßte nur ein bißchen klüger sein."

„Deine Cousine ist nicht dumm," sagte Fortunat; „sie ist nur sehr in sich geschlossen."

Fortunat war abends öfters in den Park gegangen, aber ohne Ina zu treffen. Doch eines Nachmittags, als er mit Clemens ins Freie wollte, fand er sie in der Halle sitzen und Blumen zu einem Strauße winden. „Möchten Sie nicht mit uns gehen?" fragte er. Sie nickte und ließ die Blumen und kam mit ihnen, wie sie ging und stand, ohne Hut und Schirm. Und zum erstenmal ward sie auf diesem Spaziergang heiter und offen, ja sie lachte ein paarmal über einen Hasen, der die Näherkommenden erst verdutzt ansah und dann in weiten Sprüngen davonrannte, und über eine alte, zerzauste Krähe, die wie ein Vogel der Urzeit zu Häupten einer Feldscheuche hockte. Und dann machte sie eine Bemerkung, die Fortunat überraschte. Sie wollte einen Schmetterling fangen, lief ihm nach und hatte ihn schon unter ihrem Taschentuch geborgen, als er doch noch fortflog. Da sagte sie mit einem schnellen Blicke auf Fortunat: „Tante Elisabeth würde sagen: Ergib dich in Demut in den offenbaren Willen des Herrn."

Die Spaziergänger gingen an einem See entlang, der an einer Ecke durch ein schmales versumpftes Flüßchen mit dem Nachbarsee verbunden war. Sie hofften über diesen Wasserarm hinüberspringen zu können, aber er erwies sich als zu angeschwollen. Da schleppten sie Zweige und Baumstämme aus der Nähe herbei und erbauten eine Brücke. Die beiden Jünglinge versuchten

sie zuerst. Der kleine, leichte Clemens kam glücklich hinüber; aber unter Fortunats Gewicht senkte sich das Gezweig. Er rettete sich mit einem Sprunge ans andre Ufer. Nun standen er und Clemens und verhandelten mit Ina, daß sie warten sollte, bis sie die Brücke erneuert hätten. Ina sah schlau an sich herunter und bückte sich, zog Schuhe und Strümpfe aus, raffte ihr Kleid zusammen, und in zwei großen, leichten Sprüngen flog sie in hohem Schwunge über das Geäst zu den Gefährten hinüber. Fortunat war entzückt über diese geschmeidige Kraft, und Clemens lobte die Cousine begeistert. Einträchtig saßen sie nachher zusammen, Ina mit roten Wangen und freudigen Augen, beglückt über die Anerkennung der beiden. „Du kannst manchmal mitkommen," entschied Clemens, „du machst alles so schön mit." — „Ja, Gräfin, wir drei könnten gute Kameraden sein," sagte Fortunat und zögerte und fuhr dann fort: „Sie sollten auch manchmal mit uns lernen; was meinen Sie?" Ina sah ihn an, purpurn errötend in freudigem Schreck. „Aber ich bin sehr dumm," stammelte sie endlich. — „Na, leichte Sachen wirst du schon begreifen," tröstete Clemens, und Fortunat meinte: „Ich glaube, Gräfin, Sie trauen sich nur nicht genug zu."

Von diesem Tage an kam Ina regelmäßig zu den meisten der Stunden. Fortunat nahm Rücksicht auf sie, und Clemens begriff es, daß sie jetzt auffallend viele Aufsätze schrieben und ein- oder zweimal wöchentlich ein Diktat hatten. Allein mit Ina wollte Fortunat solche Übungen nicht vornehmen, um den Unterschied gegen den jüngren Clemens nicht so klar darzutun. Damit aber Ina nicht durch ihre Fehler beschämt würde, so nahm er die Wörter ihrer Schreibung noch vorher durch, und Ina prägte sich auch schnell genug das herkömmliche Wortbild ein und beging selten einen Verstoß. Allerdings behauptete sie, daß die meisten Wörter „komisch" geschrieben würden. Als ihr Fortunat erklärte, daß bei der Rechtschreibung die Abstammung des Wortes mitwirkte, griff sie den Gedanken mit Vergnügen auf, einem Worte seine Vergangenheit ansehen zu können, und plagte Fortunat mit Fragen über das Woher und Warum, daß er sich hundertmal größere philologische Kenntnisse wünschte, als er besaß. Ina wunderte sich über alles. Sie wollte wissen, warum die Dinge so hießen, wie sie benannt wären, der Löffel z. B. nicht Stiefel und der Tisch nicht Kirche. Die Erklärung, daß ein Urwort zugrunde läge, das von der Form oder dem Klang abgeleitet wäre, genügte ihr nicht. Nun sollte Fortunat erläutern, warum diese Gegenstände bei den verschiedenen Völkern verschieden benannt würden. Sie wußte recht gut, daß sie ihren Lehrer durch ihren Vorwitz in die Enge trieb, aber seine Verlegenheit bereitete ihr eine unendliche Freude. Doch wurde sie nur in den Stunden im kleinsten Kreise so zutraulich. Vor den andern, besonders in Herthas Gegenwart, zog sie sich sofort in sich zurück, als wäre ihr Inneres eine Festung, deren Zugbrücke sie eilfertig beim Nahen eines Fremdlings aufzog, so daß ihm nur das geschlossene Bild des Ganzen entgegenstand und er von dem lustigen und abwechslungsreichen Innern nichts ahnte.

Einmal kam Ina irrtümlicherweise zum griechischen Unterricht. Fortunat meinte, ob sie nicht fortgehen wollte, aber sie schüttelte den Kopf und

blieb. Am Ende der Stunde sagte sie: „Das möchte ich auch lernen.“ — „Gewiß,“ entgegnete Fortunat, „aber da müssen wir allein von vorn anfangen.“ — „Tun Sie's auch gern?“ — „Mit Freuden,“ antwortete er.

Fortunat gab ihr nun mehrere Male in der Woche griechische Stunden und war erstaunt, mit welcher Schnelligkeit sie die entlegene Sprache lernte. Ihr Gedächtnis war ganz jugendfrisch, sie behielt Wörter und Sätze leicht. Schwieriger war's, ihr das Gefüge der Glieder klar werden zu lassen, da sie fast nichts von Grammatik wußte. Da es aber mehr darauf ankam, ihre Freude am Lernen zu erhalten als ihr exaktes Wissen beizubringen, so half sich Fortunat, indem er die Sätze als einen Baum darstellte, dessen Stamm Zweige und Äste trieb und Ina das Gefüge des Baumes zeichnen hieß. Der Baum mit seinem wunderlichen Gezweige machte ihr Spaß und gab ihr so viel Verständnis, als sie brauchte. Schon nach einem halben Jahre konnte Fortunat sie an der Lektüre des Homer mit Clemens teilnehmen lassen. Das ganze Haus wunderte sich über die junge Gelehrte, und Fortunat horchte voller Freude, wie die klingenden Verse von ihren frischen Lippen flossen, und ergötzte sich an dem Gedanken, daß die jungen Griechinnen diesem holden, gesunden Kinde wohl geglichen haben möchten.

Am schönsten waren die Abendstunden auf der Galerie des Bogens. Da saßen sie beieinander, Clemens, Fortunat und Ina und einer oder der andre von den Hausgenossen. In der ersten Zeit erfreute sich Fortunat der Schönheit, die ihn umgab, bereiten Herzens wie einer großen, guten Gabe. Aber allmählich kam eine Unruhe über ihn, und an den stillen Abenden, wenn alle Ablenkung ruhte, ward er manchmal traurig. Und einmal öffnete er sein Herz und sagte: „Wenn ich hier unter dem weiten Himmel mit all seinen Sternen in kühler Luft sitze, und unten liegt der große Garten, und ich weiß, daß wir die hohen Zimmer im Schloß zu unserm Behagen genießen dürfen, — dann fallen mir die finstern Höhlen und Keller ein, in die ich manchmal gekommen bin, voll verpesteter Luft, mit Menschen überfüllt, die nach schwerer Arbeit wie Säcke liegen oder vor Hunger nicht einschlafen können, wenn sie keine Arbeit haben. Dann denke ich, ich habe kein Recht auf das üppige Leben, daß mich hier umgibt, und ich möchte aus all dem Schönen fort und mit den Armen leben. Ich werde mich auch dann noch schämen, daß ich es so viel besser habe als sie, denn auch in ihrer Lage könnte ich mir durch meine Erziehung noch Erhebung verschaffen. Aber ich wüßte doch, daß ich tue, was ich kann.“

Die alte Erlaucht war an diesem Abend auch zum Altan gestiegen und hatte die Worte gehört. „Welch sentimentale Überspanntheit, mein Guter,“ sagte sie. „Die Schönheit ist dazu da, genossen zu werden. Wenn wir alle in den Kloaken der Menschheit herumkriechen wollten, die einen, weil sie müssen, die andern aus ungeheurer Nächstenliebe, nun, so wäre das Mittel gefunden, die Menschheit am allerschnellsten verkommen zu lassen.“

„Ich erkenne jedem das Recht zu, die Art der Menschheit durch adliges Sein und Tun hochzuhalten,“ entgegnete Fortunat. „Aber ich persönlich kann Wohlleben nicht unbefangen genießen, darum bin ich auch nicht dazu berufen.“

„Es ist mir unfaßlich, wie gerade Sie zu solchen Abtötungsideen kommen! Es ist, als ob die Natur mit Ihnen einen Witz versucht hätte. Wen sie ausstattete wie Sie, der ist zum Schmucke der Erde bestimmt. Ein Eroberer sollten Sie sein! Fangen Sie meinetwegen als Leutnant an, heiraten Sie das reichste und schönste Mädchen, das Sie bekommen können, oder machen Sie sonst Karriere, wie Sie wollen, aber überlassen Sie Ihre Hungerpastorenphilosophie schmalbrüstigeren Leuten. Dem Gelichter, an das Sie sich wegwerfen wollen, ist es weiß Gott gleichgültig, ob Sie schön wie ein Erzengel zu ihm kommen oder irgend ein echter Hintertreppenpastor. Sie wie jener werden hinausgeworfen. In andern Kreisen aber können Sie durch Ihre Art allein genug wirken. Und schriftgemäß wäre solche Verwertung Ihres äußern Menschen auch, denn irgendwo steht ja wohl etwas von einem Pfunde, mit dem man wuchern soll."

Auch Baronin Elisabeth hatte zugehört; da sie aber in ihrer Schwiegermutter geradezu eine Versucherin zum Bösen, zur weltlichen Hoffart und Lust für den jungen Mann erblickte, so überwand ihre Gewissenhaftigkeit die Scheu vor der Schärfe der alten Erlaucht, und sie sagte: „Glaubst du nicht, liebe Mama, daß jenes Pfund, das unserm lieben Herrn Hill zu seinem und seiner Mitmenschen Segen verliehen ward, eben der Drang ist, das herrliche Gotteswort den armen Elenden zu verkünden? Was sind äußre Gaben, mit den himmlischen Gütern verglichen?"

„Ach was," sagte die Alte, „Schönheit ist eine Gottesgabe, ebenso wie Dummheit. Na, beides läßt sich mit Nutzen anwenden."

Fortunat lachte, und indem er sich stellte, als bezöge er die Spitze auf sich, küßte er der alten Gräfin die Hand und meinte: „Erlaucht werden mich nach meiner Dummheit gewähren lassen und mir doch geneigt bleiben, nicht wahr?"

„Es ist ein Jammer um Sie," sagte die Alte versöhnt; „Sie wären gerieben genug für die höchsten Ämter. Und täuschen Sie sich nicht, im Grunde ist es gar nicht die lautere Nächstenliebe, die Sie sich an das Gesindel wegzuwerfen heißt. Sie wenden sich jenen zu, weil Sie in ihnen die Träger der Zukunft sehen. Uns halten Sie für eine abgetane Gesellschaft, von der nicht mehr viel Lohn zu verdienen ist. Aber hüten Sie sich, daß Sie nicht Stand und Stamm verwechseln. Viele Ihrer Schmutzfinken sind vollkommen am Ende. Unter uns dagegen gibt es noch sehr viel unverbrauchte Kraft, die wahrhaftig durch keine Geisteskultur erschlafft ist. Sie fänden hier genug zu wirken und immerhin doch einige Bedingungen mehr, gerade für Ihre Art."

„Erlaucht kennen das Gleichnis vom armen Mann und vom reichen Lazarus?" fragte Fortunat.

„Die unappetitliche Geschichte von dem Mann mit den Geschwüren und den Hunden?"

„Dieselbe."

„Nun, — und?"

„Als der reiche Mann in Qual und Not in der Hölle saß, bat er Abraham, daß er zu seinen Brüdern gehen und sie warnen dürfte. Aber

Abraham sagt ihm: „Sie haben Moses und die Propheten, laßt sie dieselben hören."

„Die einen Leute werden grob, die andern zitieren Bibelstellen, wenn sie keine Gründe mehr vorzubringen haben," entgegnete die Gräfin. Als sie aber sah, wie Fortunat lächelte, da schlug ihre Stimmung um, und sie sagte: „Sie meinen, dann gehörte ich zu den Einen? Nun, tun Sie, was Sie nicht lassen können. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend; denken Sie an mich, wenn Sie einst als Großgrundbesitzer enden."

Leise glitten die Sommertage in die Vergangenheit hinab. Es ward zu kalt, um vom Morgen bis zum Abend im Freien zu sein und kaum zum Schlafen in geschlossene Räume zu kehren. Als nun der Herbst klare, sanfte, aber doch kühlere Tage brachte und die Dunkelheit immer früher zwischen die Büsche und in die Zimmer trat, da erschien es allen, als hätten sie noch niemals solches Sommerglück genossen wie in diesem Jahr. Das Leben ward nun viel stiller; der ununterbrochene Verkehr mit den tausend lebendigen Wesen der Natur ward beschränkt und endlich aufgehoben. Im Schlosse wurde es leerer; die alte Gräfin zog in die Stadt. Die Baronin blieb zwar draußen wohnen, fuhr aber oft zu Festlichkeiten bei Hofe und in den Häusern der Standesgenossen. So sehr ihr Sinn von gottgewidmeten Gedanken erfüllt war, so fand sie doch keine Veranlassung, auf die Freuden der Welt zu verzichten. Gewohnt, sich in allen großen und kleinsten Dingen mit dem Herrn zu besprechen, ging sie den Weg zu rauschenden Festlichkeiten ebenso sicher wie die Pfade zur Ausübung christlicher Barmherzigkeit. Hätte der Herr ihre Teilnahme an solchem Glanze nicht gewünscht, so würde er ihr ein Zeichen der Abwehr gesandt haben. Doch der Himmel war liberal genug, seiner schönen Tochter zu gestatten, ihre wundervolle Gestalt in kostbaren, tief ausgeschnittenen Seiden- und Sammetgewändern zur Geltung zu bringen und ihren Schein mit Perlen- und Diamantenschmuck zu erhöhen. Heiter machte Baronin Elisabeth ein Fest nach dem andern mit, um heiterer wieder in die Winterstille ihres Schlosses zurückzukehren, des Bewußtseins sicher, daß sie, als ein geliebtes Kind Gottes, nicht in die Irre gehen könnte.

Clemens und Ina ertrugen die Abgeschlossenheit gern, nur Hertha murrte laut. In frühern Jahren, als Clemens auf der Ritterakademie war, wurde der ganze Hausstand zum Winter nach der Stadt überführt, und Hertha fand überreiche Zerstreuung. Aber Clemens war krank geworden und sollte ein Jahr lang auf dem Lande leben. Daß auch sie sich deshalb zu langweilen hätte, wollte der Schwester nicht einleuchten; sie schimpfte wie ein Sperling im Rohr über die Zurücksetzung, bis ihre Mutter sie zuweilen und schließlich immer öfter nach der Stadt mitnahm und mit Kinderbällen und Nachmittagstees besänftigte.

Ina sollte sich der Cousine anschließen, vertraute aber ihrer Tante, daß sie lieber auf dem Lande bliebe. Ihr und Clemens däuchte das Leben nach dem Scheiden der andern erst recht traulich und süß aufzublühen. Sie

versammelten sich zumeist abends in Fortunats Wohnzimmer und trieben Unterhaltungsspiele, oder Fortunat las ihnen vor. Er wählte dazu griechische Tragödien und deutsche Dramen, suchte auch Abschnitte aus den Geschichtsbüchern der Bibel aus. Da er gut las, mit ausgebildeter Beherrschung seiner Stimmmittel und einem Ausdruck, der trotz der Dämpfung für die Lektüre im kleinsten Kreise fühlbar werden ließ, wie er jedes Wort im innersten Herzen empfand, so traf er auch die bereiten Seelen seiner Zuhörer. Und dann legte er wohl das Buch fort, und alle drei sprachen lange und eifrig über das Gehörte, waren manchmal verschiedener Meinung und hatten immer das Gefühl, das sich ihnen in der Gemeinsamkeit des Genusses alle Schönheit bereitwilliger und tiefer auftäte.

Als der Frühling kam, kehrte die alte Gräfin zurück, und Pläne wurden gemacht, Clemens wieder in der Ritterakademie unterzubringen.

Das Frühjahr war rauh und kalt, noch im April stürmte und schneite es, bis in den letzten Tagen ein Wetterumschlag eintrat. Wie auf den Wink einer beherrschenden Hand stand alles Leben im Glanze des Frühlingsjubels, und die Tage wurden so warm, daß die Gesellschaft bis spät draußen im Freien bleiben konnte.

Einmal, wenige Tage vor Fortunats Scheiden, saßen Clemens, Ina und er auf der Bogengalerie, Fortunat auf der Brüstung in der Ecke zwischen den Mauern. Ihm war das Herz schwer in Gedanken, daß diese stillen Tage bald nur wie ein Traum vor seiner Seele stehen würden, während er ein mühseliges Tagewerk trieb. Er schaute in den weiten Himmel, an dem die Sterne wie glühende Rosen prangten, und sagte: „Als ich Kind war, konnte ich mir kaum den Nachthimmel in seiner Weite vorstellen; da lebte ich mit meinem Berg. Unsre Mühle lag am Ausgang eines Quertals, noch auf der halben Höhe des Abhangs. Der Bach, der unsre Räder trieb, stürzte vor unserm Hause in den Fluß, der durch das lange Tal strömte. Gerade unsrer Mühle gegenüber stand der höchste Berg. Er hatte den rechten Namen, er hieß der Königsstuhl. Breit hob er sich aus dem Kamm heraus und dachte sich so sacht und eben wie ein griechischer Tempelgiebel ab. Wenn ich ihn von meinem Fenster aus anschaute, dann sah ich ihn ganz in der Schönheit seiner Gestalt. Stieg ich aber hinab ins Tal, dann wuchs der Berg; der Gipfel schwand für mich, und ich sah zuletzt nur noch den breiten Fuß wie einen Damm aufragen. Er war immer schön und immer anders. Bis oben hin war er gleichmäßig mit Tannen bestanden. Am Morgen zog goldner Rauch um ihn, später hob sich der Grund klar heraus, und der Nebel flog zart um den Gipfel. Ach, und abends! Da lag der Grund im Schatten, und die graue Dämmerung wand sich dichter und dichter um ihn. Nur die Spitze ward noch von der Sonne bestrahlt und schien in immer weitere hellere Fernen zu rücken. Schön und furchtbar aber war der Berg im Gewitter. Oft standen die Wolken schieferblau und blank bis zum Bersten hinter ihm, und dann rissen sie mitten durch, und ein Blitz folgte dem andern, als schlügen die Wolken über das ganze Himmelsland zurück, und der anbrüllende Donner mischte sich mit dem abhallenden. Dann war der Berg wie ein feuer-

speiender Krater und drohend, als ob er Glut ins ganze Tal hinabstürzen wollte. Aber am furchtbarsten ward er mir eines Nachts. Ich hatte vergessen, im Vollmond mein Fenster abzublenden. Mitten in der Nacht wachte ich auf; das Zimmer war bis in den letzten Winkel hinein voller Licht. Ich fuhr empor und trat ans Fenster. Im Tal waren alle Lampen erloschen. Die Luft war ganz klar, kalt und still, und der Mond schien, schien so hell, wie ich es noch nie gesehen hatte. Und mitten in diesem einen ungeteilten Licht lag mein Berg, riesig, schwarz, nur eine Masse. Unbegreiflich drohte seine Wucht herüber. Nie war er mir so nah erschienen. Ein Feind däuchte er mir zu sein. Mir war, als ob sich mein Atem in mir ballte; ich hatte kaum die Kraft, in mein Bett zurückzuflüchten, und schlief nur mühsam ein, immer in der Angst, der Berg wälzte sich heran, langsam, unaufhaltsam, durch das Tal hindurch, um sich über uns, über unser Haus zu werfen und alles unter seiner ungeheuren Gestalt zu begraben. Als ich am Morgen aufstand, lag der Berg fern und grün und besonnt wie immer am schönen Tage, aber ich behielt doch lange in meinem tiefsten Herzen eine Furcht vor ihm, als verstellte er sich tagsüber nur zur Harmlosigkeit, während ich ihn belauscht hatte, wie er sich auf seine furchtbare Wanderschaft begab."

Fortunat schwieg, und auch die beiden andern waren still. Aber dem jungen Mann drängten sich die Erinnerungen aus der Tiefe seines Herzens zu den Lippen, und er sprach weiter: „Ich lebte nur mit meinem Vater. Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben. Sie muß sehr schön und gut gewesen sein. Vater hat nie wieder eine andre Frau nehmen können, so sehr der und jener ihn dazu bestimmen wollten. Er hat mich auch kaum jemals andern Händen als den seinen überlassen, sondern hat mich selbst von klein auf gepflegt und gefüttert. Ich schlief als Kind neben ihm bei Nacht und spielte am Tage in seinem Schreibzimmer zu seinen Füßen. Ich kannte nichts Besseres und Höheres als meinen Vater; er war mir wie Gott. Vater hatte viel gelernt. Die Stadt im Tal besitzt ein Gymnasium, das hatte er fast ganz durchgemacht. Später las er viel. Er hat in jungen Jahren die Mühle von seinem Großvater übernommen, um meine Mutter bald heiraten zu können. Gerade als ich auf die Universität gezogen war, ist er gestorben. Die Mühle haben jetzt andre Leute.

„Solch eine Mühle ist sehr wunderlich," fuhr Fortunat fort, „ein lebendiges Haus. Da sind Wände und Böden immer in zitternder Bewegung, und das Stampfen und Dröhnen ist in jedem Winkel laut, und das Wasser stürzt mit Getöse über die Räder. Und doch ist all dieses starke Getön kein Lärm, sondern gehört zum Leben, und wenn es schweigt, dann scheint das Haus gestorben zu sein, und alles atmet kaum.

„Manchmal denke ich, ich habe nur Sehnsucht, wieder in meiner Mühle zu wohnen und meinen Berg zu grüßen. Aber ich werde wohl in der Stadt bleiben müssen."

Am Abend vor Fortunats Abreise veranstaltete Baronin Elisabeth ein festliches, kleines Mahl, bei dem die Tafel von Blumen prangte. Die Erlaucht ließ Champagner bringen, und alle stießen mit Fortunat an und wünschten

ihm glückliche Tage. Baronin Elisabeth hielt sogar eine kleine Ansprache, in der sie dem Herrn dankte, daß er ihnen Fortunat zugesandt hatte und bat, ihn fürderhin in guten Schutz zu nehmen. Diese Rede rührte Clemens, den der Wein schon erregt hatte, so sehr, daß er schluchzend in die Arme seines Lehrers stürzte und Verworrenes von ewiger Freundschaft stammelte. Die alte Gräfin wollte sich totlachen über die allgemeine Gefühlsseligkeit. Fortunat hielt allen Freundschaftsbezeugungen mit befangenem Sinne stand. Klar wie noch nie trat beengend das Gefühl des Fremdseins unter diesen Menschen vor seine Seele; es war ihm, als sollte hier mit schnell verrauchter Erregung der Tribut abgezahlt werden, den ein beständiges Herz in klammerndem, stillschweigend gehegtem Erinnern seiner Liebe weiht.

Nach der Tafel nahm die alte Gräfin Fortunat mit in ihr Zimmer und sagte ihm: „Ich habe mich gefreut, im letzten Abschnitt meines Lebens noch Sie kennen zu lernen und Sie als Hausgenossen gehabt zu haben, und Sie sind fast der einzige Mensch, dem ich solches sagen könnte. Ich hoffe nur, Sie erholen sich noch von Ihren Weltbeglückungsideen. Ich bin sehr alt und kann Ihnen keine Förderung anbieten, und Sie sehnen sich auch nicht danach. Aber ich bitte Sie, nehmen Sie ein kleines praktisches Andenken von mir auf Ihren Weg; nur versprechen Sie mir, das Geld nicht für andre, sondern für sich zu gebrauchen.“ Zu solchem Versprechen fand sich Fortunat bereit, und darauf schenkte ihm die Gräfin dreitausend Mark und entließ ihn in Hulden.

Fortunat wollte in der Morgenfrühe fort und hatte noch zu packen. In seinem Zimmer warteten Clemens und Ina. Clemens erneuerte seinen Zärtlichkeits- und Schmerzensausbruch, während Ina blaß und ernst daneben stand. „Ich bleibe bei Ihnen, bis Sie reisen, die Nacht hindurch,“ sagte Clemens; „ich darf.“ Fortunat reichte Ina die Hand. Sie hielt sie fest und sah ihn mit dunklen, starken Blicken an und öffnete bebend die Lippen, ohne sprechen zu können. Und dann war es, als ob sie Fortunats Hand an den Mund drücken wollte. Erschrocken entzog er sie ihr, und wie er in das weiße, verstörte Gesicht des Kindes blickte, ergriff auch ihn zitterndes, unendliches Weh. Große Tränen fielen aus seinen Augen. In fast unbewußter Regung beugte er sich zu Ina, berührte zart mit seiner Rechten ihre Wange und küßte sie auf die Stirn. Und dann ging sie fort, und die Tür schloß sich langsam hinter ihr.

Nach Fortunats Scheiden löste sich der Kreis. Clemens kam wieder in die Erziehungsanstalt, die Gräfin ging mit der Baronin und den Mädchen auf Reisen. Das andre Leben, in dem Fortunat niemals einen Platz gehabt hatte, wehrte der Sehnsucht nach ihm. Kaum in den ersten Wochen ward seiner noch manchmal Erwähnung getan; bald sprach niemand mehr von ihm.

Zum Winter nahmen die Frauen in der Stadt Wohnung. Endlich waren die Kinder groß geworden. Clemens verließ die Anstalt und trat als Offizier in ein Kavallerieregiment ein. Hertha und Ina gingen aus und wurden bei Hofe vorgestellt.

Mitten in die Zeit der Festlichkeiten hinein fiel der Tod der alten Gräfin. Sie starb schnell. Nur einige Tage hindurch hatte sie an einem Erkältungsfieber gelitten. Am Abend ging es ihr besser; sie verlangte aufzustehen, um außer Bett zu essen. Elisabeth und die Mädchen waren zum Ball bei einem Gliede des königlichen Hauses geladen, und die Gräfin hatte darauf bestanden, daß sie hingingen. Im weißen, ausgeschnittenen, mit silbernen Blumen besticktem Schleppkleid, einen Perlenreifen auf dem Haupte, trat Elisabeth noch einmal bei ihrer Schwiegermutter ein. Sie fand die alte Frau aufrecht im Lehnstuhl sitzen, angetan mit ihrem weißen Nachtkleid. Die Züge erschienen spitz und fahl und die Augen groß und dunkel und erloschen. Erschrocken beugte sich die Baronin zu ihr. Die alte Frau sah sie an und hob den Kopf von dem Kissen ihres Lehnstuhls und sagte: „Du bist schöner als eine Königin," und wollte mit weißen, schlaffen Lippen lächeln, aber ihr Haupt sank nach hinten, der Schlag hatte sie getroffen. Sie starb noch in derselben Nacht. Mit allem Prunk ward sie zur Seite ihres Gemahls beigesetzt. Elisabeth aber war traurig, daß sie nicht einmal einen Versuch hatte machen können, die Tote würdig auf den Weg ihrer Seele vorzubereiten, und meinte, daß die liebe selige Mama nun wohl zu spät die Leerheit alles irdischen Glanzes und Erkennens einsehen würde.

Clemens ward Reichsgraf, blieb aber in seinem Regiment.

Noch im Trauerjahre verlobte sich Hertha mit einem ältern, reichen Grafen. Jedermann war mit dieser Verlobung zufrieden, am meisten die Braut. Sie hatte kein nennenswertes eignes Vermögen, da aller Besitz an das Majorat gebunden war. Außerdem stammte der Bräutigam aus einem Nachbarstaat, in dem es wenig Grafen gab und die wenigen eine große Rolle spielten. Diese Aussicht erschien der jungen Dame angenehm.

Nach dieser Verlobung fand die Familie es an der Zeit, auch Ina zu verheiraten. Das junge Mädchen war vor kurzem mündig gesprochen worden. Allerdings schien diese Zeremonie wenig zu bedeuten. Allerlei Papiere wurden in Inas Hände gelegt, von denen sie nichts verstand, und nachher blieb alles beim alten; monatlich wurde ihr eine bestimmte Summe als Taschengeld ausgezahlt, und die Rechnungen für ihren Lebensbedarf gingen an ihren Vermögensverwalter.

Von früh an war von der Familie ein Vetter Inas zu ihrem Gatten ausersehen, der ihre Güter erben würde, wenn sie unvermählt starb. Dieser junge Mann, Baron Marvo, näherte sich nun der Cousine. Endlich sollte die Verlobung auf einer Reise nach den oberitalienischen Seen vor sich gehen. Baronin Elisabeth fuhr mit den beiden Mädchen südwärts. Herthas Bräutigam folgte, und bald kam auch Marvo. Ina war freundlich zu dem Freier und schien seiner Werbung nicht widerstreben zu wollen.

Eines Abends hatte sich die Gesellschaft auf der Terrasse des Hotels versammelt, an die schwer und langsam die Flut des Sees schlug. Ina stand an der Brustwehr und blickte über den See auf die Berge, wie die dunklen Hänge in das glitzernde Wasser stürzten, während die scharfen Umrisse der Gipfel

wie metallisch glühten. Marvo stand neben Ina und betrachtete ihr Gesicht, auf dem es wie der Widerschein des stillen Abends lag.

Endlich legte er leise seine Hand auf die ihre und sagte: „Ina, manchmal hast du Augen, als dächtest du an etwas Wunderschönes."

Sie wandte sich ihm zu und lächelte sanft: „Ich muß auch immer an ein großes Glück denken, wenn ich etwas sehr Schönes sehe."

„Woran?" fragte Marvo leise.

Sie errötete und senkte die Lider. „Das kann ich nicht sagen," entgegnete sie.

„Doch, Ina. Mir."

„Du wirst lachen."

„Wie könnte ich."

Sie erglühte noch tiefer, aber sie begann: „Siehst du, Marvo, — als ich noch fast ein Kind war, eben sechzehn Jahre alt, — da hatten wir für ein Jahr einen Hauslehrer, Fortunat Hill, — siehst du, — und er hat mir gezeigt, was Schönheit ist! Und an ihn muß ich deshalb immer denken, bei sehr Wundervollem, überall in der Kunst wie in der Natur."

Marvo war wie aus allen Himmeln gestürzt. Das hatte er nicht erwartet. „Aber Ina," sagte er endlich, „das sind ja bare Hirngespinste."

Da fuhr sie herum. „Ich wußte, daß du mich nicht verstehen würdest," sagte sie mit bebenden Lippen und ließ ihn stehen und ging zu den andern. Es gelang Marvo nicht mehr, sie noch allein zu treffen.

Die Sache beschäftigte ihn; zuerst war er geneigt, ihr kaum Wichtigkeit beizumessen, sondern sie als Schrulle zu behandeln. Aber wenn er an Inas entzücktes Gesicht und nachher an den Zorn dachte, der ihrer Sanftmut so fremd war, dann ward ihm unbehaglich: diese Schrulle konnte unbequem werden und wenig angenehm bei seiner zukünftigen Frau. Er fand, daß es seine Pflicht wäre, sie ihr auszureden. Zuvor aber erkundigte er sich etwas näher nach diesem Ideal. Er war klug genug, Ina nicht zu verraten. Er fragte nur wie im Vorbeigehen, ob die Verwandten nicht einmal einen Kandidaten gehabt hätten als Hauslehrer, vor ein paar Jahren. Neulich hätte er etwas über einen Pastor gelesen, und da wäre es ihm für einen Augenblick gewesen, als könnte es jener sein. Er hätte einen ziemlich komischen Namen gehabt.

„Ach ja," sagte Hertha, „Fortunat Hill hieß er. Clemens schwärmte sehr für ihn und hat ihm noch ziemlich lange geschrieben oder schreibt ihm noch. Ich habe natürlich keine Ahnung, was aus ihm geworden ist."

„Das kann ich dir sagen," meinte ihr Bräutigam; „der Bursche sitzt bei uns unter diesen Sozialdemokraten und macht uns den Kopf warm. Na, bei der nächsten Gelegenheit fliegt er."

„So, so," sagte Marvo, „da spielt er wohl eine ziemlich große Rolle?"

„Klug sind diese Kerle alle, und jedes Mittel ist ihnen recht, wenn sie nur in die Höhe kommen. Der war bei euch? Clemens soll sich nur nicht zu eng mit ihm liieren, das könnte ihm mit Recht von obenher verdacht werden."

„Ach, dieser Herr Hill war im Grunde ein lieber, junger Mann," sagte die Baronin Elisabeth. „Nicht sehr demütig, das ist wohl wahr, aber ich

fürchte, man kann der lieben, seligen Mama den Vorwurf nicht ersparen, daß sie den jungen Mann in allerlei Hochmut bestärkt hat. Sie hat ihn mit einer Auszeichnung behandelt, die weit über seinen bescheidenen Rang hinausging und ihm die Dinge dieser Welt verrücken mußte."

Marvo wagte nicht nach seinem Einfluß auf Ina zu fragen. Er bedachte lange, was er Ina sagen sollte. Erst am Abend fand er Gelegenheit, sie zu sprechen. Sie sah ihm ruhig, aber weniger zutraulich als sonst entgegen. Er nahm ihre Hand. „Bist du mir noch böse, Ina?" fragte er.

„Nein, du hast ihn ja nicht gekannt."

Marvo sagte nun freundlich, Ina hinge da einem sonderbaren Glauben nach. Sie sollte bedenken, daß sie, wie sie selber sagte, noch beinahe ein Kind war, als jener Herr bei ihnen lebte. Da hätte sie sich in ihrer lieben, reinen Phantasie so etwas wie ein Ideal zurechtgemacht, für das sie nun schwärmte. Das brauchten junge Mädchen, und es schadete auch nichts. Aber ihm müßte sie es nicht entgegensetzen. Damals hätte sie nicht so recht urteilen können. Wenn sie jenen Herrn jetzt wiedersähe, wo sie so viel reifer und klüger geworden wäre, und ganz andre Menschen kennen gelernt hätte, so würde er ihr auch nicht mehr wie ein Halbgott vorkommen; sie würde einsehen, daß solche Ideen überspannte Einbildungen sind, und bald von ihnen geheilt sein und über sie lachen. Höchst wahrscheinlich käme ihr der gute Herr Pastor wie ein recht gewöhnlicher Sterblicher vor oder gar wie ein Poseur. Das müßte sie einsehen, sie könnte es glauben. Er meinte es gut mit ihr. Sie dürfte so krankhafte Ideen nicht in sich großziehen."

Marvo war nicht gewohnt, lange Reden zu halten. Er war stolz auf seine Leistung und hatte sich, als er sie vorbereitete, die Fortsetzung so gedacht, daß Ina beschämt erröten und nicht recht etwas zu erwidern wissen würde, worauf er ihr zu Hilfe kommen und den Frieden mit ein paar gewandten Worten abschließen wollte. Aber schon während er sprach, beschlichen ihn Zweifel an der erwarteten Wirkung, und er endete mit Hast, wo er Überlegenheit an den Tag zu legen gedachte. Ina hatte still wie ein Steinbild zugehört, das abgewandte Gesicht in die Hand gestützt. Als er zu Ende war, blieb sie noch immer in dieser Stellung, bis er halb zornig sagte: „Ina, hast du mich nicht gehört?"

Da wandte sie den Kopf und sah ihn gerade an. „Wie kannst du es wagen, so über einen Menschen zu sprechen, den du nie gesehen hast," entgegnete sie halblaut. „Alles, was ich bin, verdanke ich ihm. Ich weiß, ich werde nie wieder seinesgleichen finden. Und jetzt, bitte, verschone mich mit deiner Gegenwart." Wieder stand sie auf und ließ den verdutzten Freier stehen.

Sie ging in ihr Zimmer und saß lange am Fenster, ohne sich zu rühren, das Haupt in die Hand gestützt. Ihre Augen senkten sich trüb, und ihre Lippen schlossen sich. Sie blickte auf den See; denn die Wolken zogen niedrig, schwer und graulich-gelb wälzten sich die Wellen vor und zurück. In Ina war eine verworrene Traurigkeit, als wäre sie von allen Menschen verstoßen, und wollte doch so gern zu einem gehen, ihren Kopf in seine Hände

legen und bitten: „Habe mich lieb.“ Aber niemand würde auch nur so viel Geduld haben, um zu fragen: Was willst du?

Sie erhob sich und legte ihre Kleider ab und streckte sich in ihr Bett, um die sehnsüchtige Nacht zu verschlafen und am hellen Morgen wieder Mut zu finden. Lange lag sie ganz still, die Hand an die Wange gelehnt. Dann warf sie sich von der rechten auf die linke Seite und merkte, daß sie nur immer heißer, immer unruhiger wurde. Sie stand wieder auf und trat zum offnen Fenster. Die Wolken hatten den Himmel ganz bedeckt, der schwarz und still über dem See stand; nur vorn blinkte das Wasser glatt wie dunkles Öl. Ina hielt sich am Fenstersims und beugte sich hinaus, um Luft zu schöpfen. Dann setzte sie sich auf das breite Brett und zog die Knie empor, schlang die Arme darum und senkte den Kopf tief. Ihr dickes Haar fiel vornüber. Sie zog es noch mehr über ihr Gesicht und weinte gramvoll. Die Nacht war lautlos, als ginge draußen der Tod.

Sie sehnte sich nach ihrem Freunde. Er war ja kein Gebilde ihres Traumes; er lebte in einer Stadt, er war leibhaftig, es war möglich, seine Hand zu halten, sein Antlitz zu sehen. Sie sprang vom Fenster und stand im Zimmer. Wie sollte sie zu ihm gelangen? Sie mußte zu ihm reisen. Aber sie war niemals allein gereist, hatte kaum Geld in den Händen, wußte nicht, was für eine Reise zu besorgen war. Wie sollte sie es anstellen, daß man sie fortließ?

Aber der Freund lebte, und sie konnte zu ihm gehen. Ihre Angst verließ sie; ihr Blut wurde ruhiger. Als sie ihr Lager wieder aufsuchte, schlief sie bald ein.

Am andern Morgen fragte sie ihre Zofe, als sie ihr beim Ankleiden half, ob sie ihr nicht Geld verschaffen könnte, um allein fort, auf ihre Güter zu reisen. Das Mädchen war zuerst erstaunt, begriff aber schnell, daß es sich um ein angenehmes Abenteuer handelte. Sie meinte, das ließe sich wohl tun, und schlug schließlich vor, für die gnädige Komtesse einigen Schmuck zu versetzen. Ina erschrak zuerst, als bedeutete solches Beginnen den Abgrund des Elends. Ein andres Auskunftsmittel fiel ihr aber nicht ein; auch hatte sie sich einmal zum Äußersten entschlossen, also ging alles in einem hin. Die Zofe war hochbeglückt, in einer so wichtigen Angelegenheit eine Rolle spielen zu dürfen; sie handelte und feilschte, besorgte den Fahrschein, packte die notwendigen Sachen, und ehe Ina sich noch recht besann, was sie unternahm, stand sie auf dem Bahnhof, zu einer Zeit, in der ihre Verwandten einen Ausflug machten; das Mädchen verstaute Koffer und Taschen und kam, um zu versichern, die gnädige Komtesse dürften ganz unbesorgt sein, es würde ihr nichts geschehen. Ina stieg in den Zug; die Türen wurden zugeschlagen. Sie sah noch einige Augenblicke lang die eifrig knixende Zofe auf dem Bahnhof stehen. Dann sank sie auf den Sitz mit einem Gefühl, als wäre sie eine Verbrecherin, die auch das Fürchterlichste nur als gerechte Strafe treffen könnte. Und war sie vorher Menschen verbunden, die nicht durch Liebe zu ihr gehörten, so trug sie der Zug jetzt in Einöden, wo nicht einmal ihr Name gekannt war und wo Grauen wohnte.

Sie fuhr die ganze Nacht und den ganzen Tag hindurch. Aber immerfort konnte sie nicht an ihren Kummer denken. Sie schaute aus dem Fenster, horchte unwillkürlich auf die Gespräche der Mitreisenden, zweier jungen Damen, die einander ganz unbekannt waren, sich aber die Geschichten ihrer sämtlichen Verehrer anvertrauten und ihre Ansicht darüber, wie der beschaffen sein müßte, den sie zu beglücken gedachten. Ina fand solche Ergüsse etwas erstaunlich, aber nicht unvergnüglich. Schließlich hatten sich die beiden Redseligen ausgeschöpft und schliefen ein. Da war auch Ina so müde, daß sie Gleiches tat.

Am Morgen war sie in Fortunats Stadt und stand in der Bahnhofshalle. Bestürzt sah sie auf die rennenden und rufenden Menschen und wagte kaum, weder vor- noch rückwärts zu blicken. Sie hatte gehört, daß jungen Mädchen in fremden Städten gleich bei der Ankunft ungeheuerliche und geheimnisvolle Gefahren auflauerten. Zum Glücke fiel ihr der Name eines Hotels ein, in dem Herthas Bräutigam abzusteigen pflegte. Dorthin fuhr sie und bestellte ein Zimmer mit aller Sicherheit, die sie in der Erinnerung an Tante Elisabeths Benehmen in solchen Fällen aufbringen konnte. Nach der Einrichtung, der Bedienung zu urteilen, schien sie auch in keine Räuberhöhle geraten zu sein. Sie ließ sich auf ihr Zimmer zu essen bringen und legte sich getrost zu Ruhe.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Am Morgen erwachte Ina schlagenden Herzens aus schwerem Traum. Was hatte sie gewagt? Wenn es wahr war, wenn Fortunat sie enttäuschte? „Dann sterbe ich," sagte sie entschlossen. Sie fuhr zur Kirche, in der Fortunat predigte, weit hinaus in einen armen Stadtteil, in dem nur Häuser und gar keine Bäume standen. Die Kirche war neu, ein Backsteinbau in einem kahlen, unechten Stil. Ina trat hinein. In der dämmernden Kühle atmete sie auf, sie setzte sich in eine Ecke und hielt sich still. Zuerst war sie fast allein; nur nach einiger Zeit kamen einzelne Menschen mit gehaltenen Schritten und suchten ihre Plätze. Die Ruhe, die Größe des Raumes dämpften Inas Stimmung; erst als die Orgel einsetzte, schrak sie auf; die Angst nahm sie wieder. Jetzt mußte er kommen. Wie würde er sein? Kam er nicht? Vielleicht kam ein andrer. Er konnte krank sein. Wenn er nicht kam? Gewiß, er konnte nicht kommen. Sie faltete die Hände um ihr Knie. „Herrgott, laß ihn heute kommen und laß ihn so sein, wie ich ihn mir denke." Und dann hatte sie sein Kommen doch nicht bemerkt, und seine Stimme hallte plötzlich vom Altar aus durch den Raum. Inas Haupt fiel gegen die Lehne der Bank zurück. Ja, das war er. Sie hörte ihn, sah ihn, ein Raum war um ihn und sie.

Was er sprach, faßte sie kaum. Sie blickte auf ihn. Wie schön er war. Schöner, größer, kräftiger als sie ihn je geträumt hatte. Der Traum war Schatten; er aber lebte. Sein Haupt leuchtete über dem schwarzen Gewand. Sie dachte an den Haß des Grafen und begriff ihn. Was konnte solch ein trüber Tor dem Freunde gegenüber andres als die eigne Armut empfinden?

Ina blieb in der Kirche, bis alle Andächtigen gegangen waren und der Küster sich ihr fragend näherte. Jetzt war sie heiter und sicher. Sie schickte ihre Karte an Fortunat. Während der Mann langsam der Sakristei zuging,

überfiel sie noch einmal der alte Schrecken: Vielleicht hatte Fortunat ihrer kaum mehr gedacht und wunderte sich kühl, was die halb Fremde von ihm wollte. Da aber trat er in die Tür und sah sich um. Ina kam ihm zaghaft einen kleinen Schritt entgegen, als er sie erblickte und schnell auf sie zutrat.

„Gräfin, das ist aber eine Freude! Wie kommen Sie hierher? Sie sind doch nicht allein?"

„Doch", sagte sie. „Ich wollte Sie so gern einmal wiedersehen."

Er hielt ihre Hand und sah sie glücklich an. „Es ist reizend, es ist wundervoll," wiederholte er. Dann wandte er sich eifrig um. „Wenn Sie nur einen Augenblick warten wollten. Ich komme sofort mit Ihnen."

Er ging und kam bald wieder und geleitete sie aus der Kirche. „Habe ich Sie recht verstanden, daß niemand Sie hier beansprucht? Dann wollen wir den ganzen Tag beieinander bleiben, nicht wahr? Nur abends kann ich mich nicht freimachen. Aber einmal muß ich noch in meine Wohnung gehen."

Sie gingen über den Platz. Er sah sich bedauernd um. „Schön ist es hier gar nicht," sagte er, und vor der Tür des Hauses blieb er so bedenklich stehen, daß Ina fragte: „Was haben Sie denn?"

„Es wird sehr unordentlich bei mir sein," gestand er.

Seine Verlegenheit erheiterte sie wie in alter Zeit. „Ach, das möchte ich gern sehen. Aufgeräumte Stuben habe ich alle Tage."

Der Flur war so leer, als stünde das Haus unbewohnt. Fortunat öffnete eine Tür. Ina stand verdutzt auf der Schwelle des Zimmers. Da waren an den Wänden nur Aktenschränke und ein Stehpult. Und in der Mitte stand ein Tisch mit Papieren und gebrauchtem Eßgeschirr; Wände und Fenster waren kahl, und überall lag Staub. „Aber Sie müssen sich doch einmal ausruhen," sagte Ina betroffen.

Fortunat sah sich um, als suchte er, was sie meinte. „O, in der Nacht schlafe ich nebenan in meinem Bett und immer sehr gut," erwiderte er vergnügt. Er trat an das Pult und schrieb einige Zeilen. „So, und nun wollen wir meine tolle Bude verlassen und ins Freie fahren und einen wunderschönen Tag miteinander haben." Er sah Ina herzlich an und sagte wieder: „Nein, daß Sie da so ankommen, wie ein kleiner Engel aus dem allerheitersten Himmel, — das ist ein guter Gedanke von Ihnen gewesen." Er schloß die Tür seines Zimmers. „Für feine junge Gräfinnen ist es allerdings nichts bei mir."

„Sie haben ja nicht einmal einen Teppich!"

„Wollen Sie mir einen schenken? Bitte nicht, dann hätte ich immer Angst um ihn, wenn meine Pfarrkinder und ich selbst mit schmutzigen Stiefeln darauf herumtrampeln."

Sie fuhren zur Stadt hinaus und aßen auf einer Höhe am Fluß zu Mittag. Ina sprach nicht viel. Sie schaute auf die sacht angehenden Hügel, die rosenrot von blühenden Pfirsichbäumen leuchteten, und auf die weißen, viereckigen Häuschen zwischen den Frühlingsbäumen. Sie meinte, helle Jubelstimmen aus den Tälern an den Hängen heraufsingen zu hören. Die Menschen, denen sie begegneten, waren schöner als alle, die sie je gesehen hatte, mit

klaren Augen und dunkelroten, reifen Lippen, und aus aller Mienen lächelte Wohlgefallen, als wären alle wunschlos glücklich. Fortunat sprach fortwährend, aber wenig von sich. Ina sollte ihm erzählen, von allen früheren Hausgenossen, und wenn sie anfing, unterbrach er sie bald und fragte: „Gräfin, wissen Sie, wie Sie über den Bach sprangen?“ Oder, „wie wir im Winter am Kamin saßen und Nüsse knackten und Kastanien ins Feuer warfen, die nachher knallten? — Können Sie noch Griechisch?“ fragte er dann. „Was ich damals gelernt habe, das weiß ich noch alles,“ sagte sie stolz, „aber dazu habe ich nichts gelernt. Einen andern Lehrer hätte ich nie gemocht.“

Sie deutete ihm an, daß sie vor einer unwillkommenen Heirat geflohen wäre. Da lachte er laut und sagte: „Aber Gräfin, Sie gehen ja durch dick und dünn. So etwas hätte sogar ich Ihnen nicht zugetraut.“

Es ließ ihn nicht lange beim Stillsitzen. „Wir wollen spazieren gehen,“ meinte er, „weit fort, am Fluß entlang.“ Sie gingen unter den Obstbäumen, die manchmal, wenn der Wind sie schüttelte, Blumenblätter auf sie herabstreuten. Feine, durchsichtige Wolken zogen am Himmel. „Hier ist's schöner als unten in Italien,“ sagte Ina.

„Ich weiß nicht, warum ich so glücklich bin,“ erwiderte Fortunat; „aber ich möchte am liebsten laufen, rennen, oder“ — er beugte sich vor und sah Ina ins Gesicht: „Wissen Sie, was ich am liebsten täte? Ich höbe Sie auf und trüge Sie den Berg hinan, zwischen den hellen Bäumen hindurch und sänge laut: Frühling, Frühling.“ Er warf sich ins Gras. „Kommen Sie, Gräfin, hier müssen wir ausruhen.“

Neben ihnen stand eine breite Kastanie wie ein Turm. Ruhig flammten ihre weißen Blütenkerzen, Bienenvölker verkrochen sich brummelnd in den Blüten. Der Fluß machte hier eine so scharfe Biegung, daß sich die Berge an seinen Ufern zuschoben, als umschlössen sie einen geborgenen kleinen See. Gerade ihrem Platz gegenüber stand auf der Höhe des Berges eine graue Burg mit einem schweren Ziegeldach.

Fortunat legte sich ins Gras zurück. Ina sah auf ihn, dann sagte sie: „Von sich wollen Sie gar nichts erzählen.“

„Nein, jetzt nicht, jetzt ist mir zu wohl.“

Er schloß die Augen; als Ina aber nichts sagte, tat er sie wieder auf, schaute seine Gefährtin an und sagte: „Sind Sie mir böse?“ Sie schüttelte den Kopf; er griff nach ihrer Hand, küßte sie und sagte: „Das dürfen Sie mir schon erlauben, es ist in aller Ehrfurcht.“ Inas Blicke ließen nicht von seinem Gesicht. So lange und so nahe hatte sie es noch nie gesehen. Ihr war, als entdeckte sie seine Züge zum erstenmal wie ein unbekanntes Land. Wie im Schmerz wandte sie den Blick von ihm. Fortunat aber hatte ihren Seufzer gehört; er richtete sich auf und sah nach seiner Uhr. „Es ist Zeit, wir müssen zurück.“

Schweigend gingen sie eine lange Strecke nebeneinander. Weiter oben am Fluß blieb er stehen. Die Berge taten sich hier auseinander; der Blick erreichte die Stadt, um deren schöne Kuppeln weiße Wolken zogen. Jetzt seufzte Fortunat. Er schaute Ina mit Blicken an, aus deren Tiefe wie Feuer

sprang, und griff wieder nach ihrer Hand und hielt sie sehr fest. „Sie fragen, was ich lebe? Was ich will? Kind, die ganze Welt möchte ich haben.“ Er ließ Inas Hand los und warf den Kopf zurück. „Aber ich wollte sie glücklich machen. Sie ist so schön. Der Himmel strahlt herrlicher als der Mensch zu fassen vermag, und die Erde atmet Wonne. Die Menschen müssen zum Glück bestimmt sein, sonst wäre die Welt nicht so wundervoll. Aber ich möchte es ihnen zeigen.“

Er trat vom Rande des Wassers fort und ging weiter. „Ich weiß auch, mir wird, was ich will,“ sagte er so leise, als ob er nicht zu Ina spräche. Sie hatte aber seine Worte gehört und schaute betroffen zu ihm auf. „Nicht die Herrschaft der Welt,“ fuhr er lächelnd fort. „Nur den Menschen von ihrem Glück reden zu dürfen, ihnen zu sagen, daß es so lieblich um sie ist, daß sie gar nicht mehr darum wissen, weil sie allzu sehr daran gewöhnt sind. Ich will —“ er brach ab und atmete tief und sagte leise und langsam: „Wenn Gott mich ausersehen hat, so wird er mir auch die Mittel weisen. Er tut es gewiß. Ich weiß es.“

Auf dem Schiff, in das sie stiegen, um zur Stadt zurückzufahren, saßen beide still nebeneinander. An den Ufern waren Fabriken und Häuser gebaut; sie fuhren unter hohen Brücken hindurch. Erst kurz vor der Landungsstelle raffte Fortunat sich auf. „Ja, Gräfin, wohin darf ich Sie geleiten? Ich kann nicht bei Ihnen bleiben. Es tut mir unsäglich leid. Aber ich muß noch heute in einer Versammlung reden. Ich habe es versprochen, — es geht nicht anders.“

„Dürfte ich nicht mitkommen?“

Sein Kopf fuhr herum: „Dahin? Sie, Gräfin?“

„Geht es nicht?“

„Doch, an sich selbstverständlich. Aber die Versammlung, — ich meine, da sind Arbeiter und Handwerker — und —“

„Nehmen Sie mich nur mit, ich möchte es gern.“

„Ja?“ Er sah sie zweifelnd an. „Eigentlich freue ich mich unbändig darüber, wenn Sie es tun,“ sagte er. „Wenn Sie wirklich wollen, mir zuhören wollen —“

Sie fuhren durch die Stadt hindurch bis in eine Vorstadt hinaus. Der große Saal, in den sie eintraten, war so voll, daß die Leute noch überall an den Wänden und in den Gängen standen. Sie waren nicht laut, aber das Murmeln der Sprechenden, der Dunst über den vielen schlug Ina doch wie ein Angriff entgegen. Auch Fortunat hielt einen Augenblick seinen Schritt an. Ina meinte, sie hätte nie gewußt, wie groß er war, bis zu diesem Augenblick, während er über die Köpfe der Menge schaute, die ihn erwartete. Er wandte sich zu Ina. „Ich geleite Sie zu einer freundlichen Dame, die Sie sicher behütet, und dann dürfen Sie sich gar nicht fürchten.“

In einer der vorderen Reihen fand Ina ihren Platz. Fortunat trat von ihr fort, und sie blieb allein. Sie saß regungslos, als fürchtete sie, eine leiseste Bewegung könnte sie den andern als unberechtigten Eindringling verraten. Nur verstohlen getraute sie sich umzuschauen. Sie kannte Versammlungen von Angehörigen unterer Stände höchstens von Erntefesten und

patriotischen Feiern her und hatte sich unter einer Zusammenkunft städtischer Arbeiter nur etwas Furchtbares vorstellen können, eine wüst aussehende, zerlumpte Rotte, die Schnapsflaschen schwang und von Umsturz und Mord der Aristokraten brüllte. Anders als die Landleute sahen diese aus, bleicher im Gesicht, schmaler in den Schultern. Aber alle hatten ordentliche Kleider an, und aus den Mienen vieler sprach die Gewöhnung an Beherrschung und ein kluges Zu-horchen-wollen. Inas Gedanken gingen zu dem eignen Kreise zurück. Sie sah sich selbst im zarten Kleid auf der Terrasse an dem italienischen See sitzen und Tante Elisabeth und Hertha schön und elegant neben ihr, mit biegsamen Gestalten und lockerem, duftendem Haar, und an ihrer Seite stand Marvo in untadelhaftem Anzug, hielt zwischen den ringgeschmückten, weißen Fingern eine Zigarette und sah mit einem Blicke voller Herablassung und zugleich voller Begehren auf die sichere Braut, und Herthas Bräutigam stellte mit seiner metallosen Stimme irgend etwas fest, und aus jedem Ton klang heraus, daß dieser Mann Widerspruch für Aberwitz zu halten gewohnt war. Und der Himmel wölbte sich mild über diesen Angehörigen einer erhobenen Lebenssphäre, und Elend und Jammer lagen ferne, als wären sie Verbrechen entarteter Kreaturen.

Die Leute wurden still. Ein älterer Mann stieg auf die Bühne und sprach einige Worte zur Einleitung. Dann folgte ihm Fortunat. Ina hatte ihn bisher nur in der Dämmerung des Kirchenraumes als Redner gesehen, angetan mit dem feierlichen Amtskleid, wenn er kraft seines Berufs zur bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden Zeit sprach, an ein uralt gegebenes Thema gebunden war. Jetzt sah sie ihn im bürgerlichen Anzug, von den scharfen Lampen beleuchtet, und er sprach zu einer Versammlung, die nur sein Name herbeizog, frei. Würde er nicht davon reden, was ihm im tiefsten Herzen wohnte? Von der Glückseligkeit der Zukunft sprechen, an die er für alle glaubte? Sie sah ihn an, als hoffte sie, Feuerschein sollte sein Antlitz umgeben, und merkte kaum, daß er schon lange redete. Erst langsam faßte sie seine Worte. Und obgleich er von allen Menschen sprach, zu denen, die vor ihm saßen, wie zu Vertretern des ganzen Geschlechts, vergaß Ina ihre Mithörer. Sie kannte niemanden von ihnen, hatte ein andres, von der Berührung mit jeder Menge abgeschlossenes Leben geführt; sie fühlte sich einzeln, als ob ihr Freund sich nur zu ihr wendete, liebevoll auf die Not ihres Herzens antworten wollte, die sie als tiefstes Leid niemandem geklagt hatte, und um die er, der Gütige, doch klarer als sie selbst wußte. Auch störte sie kein Laut, keine Bewegung ihrer Umgebung; alle saßen und lauschten. Fortunat sprach schneller und in freierem Ton als auf der Kanzel. Allmählich ward seine Rede lebendiger, als ob die Worte soeben zu ihm kämen. Er sprach davon, wie die Zeiten in den bodenlosen Raum gleich der Vergangenheit einer andern Erde abgerollt schienen, da der Mensch jung und froh und einfach, Gott und allem Geschöpfe lieb, in den Lauben des Paradiesgartens saß, und die Tiere um ihn herum, die ihn zutraulich ansahen und mit ihm plauderten. „Da war der Mensch nicht wie ich und du," sagte Fortunat. „Aber er ward vom Platz am Silberteich

aufgestört und mußte laufen, während er die Spitze des Schwertes schon in seinem Rücken fühlte, bis die Tore des Paradieses in krachendem Jubel zur ewigen Vereinigung ineinander stürzten. Da saß der arme Mensch auf der Heide, über die Grausen schlich; ihn fror, und er wußte nicht, wo er schlafen sollte. Ihm gehörte nichts. Und er war gespalten in Mann und Weib. Aber das Weib und der Mann kamen zueinander und hielten sich, und wurden selig wie in den Zeiten der alten Paradiesessüßigkeit. Da waren sie eins. Und alles, was einig ist, ist Gott.

„Und Gott trieb ihre vielen Kinder über die weite Welt bis in die letzten Winkel, immer weiter vom Paradiese fort. Aber als die ganze Welt von ihnen erfüllt war, da wachte Gottes Odem wieder in ihnen auf und drängte sie zu Gott zurück. Sie machten sich auf und wanderten tausend Jahre. Einige kamen zu guten Pfaden, zur Höhe, zum Gipfel der alten Zeit, da war ihnen der Himmel nahe. Und in der reinen Luft sahen sie andre Völker auf andern Gipfeln stehen, und sie streckten die Arme aus und wurden froh, und riefen einander mit hellen Stimmen und wollten zueinander. Und stiegen eilends hinab. Aber im Schattental verloren sie den Weg und wurden verzweifelt. Da hatte Gott Erbarmen. Sie mußten zu ihm zurück. Doch Dunkelheit verwirrte sie. Gott selbst mußte sie erlösen. In der Hölle der Finsternis trat der Führer zu ihnen, Christus. Als ein Mittler kam er. Die ganze Vergangenheit hielt er, um sie mit aller Zukunft zu verbinden. Was je vor ihm ersonnen und geglaubt ist, in ihm sprang es auf, um ihn zu bilden als Blüte und Frucht und als Samen. Er kam, ganz menschlich und ganz göttlich, sterblich und auferstehend, als Ziel und Ende der Menschheit in Gott. Und die Völker wurden stark und stiegen wieder hinan, mühsam, unverdrossen. Sie kamen zu den Gipfeln und sahen, daß sie einander noch fern waren. Und seufzten und ruhten eine Weile, und stiegen wieder zu den Tiefen und wieder hinaus aus ihnen. Einmal glaubten sie einander schon nahe zu sein, in den Zeiten der Großen, wie Michel Angelos, Luthers, Shakespeares und Rembrandts. Sie wußten nicht um die unerkannten Tiefen zwischen ihnen. Die Grenzen der Welt sprangen zurück; ein neuer Erdteil ward entdeckt. Der Abstieg aus dem Licht war dunkel. Die neuen Wege waren durch eiserne Tore verrammelt. Aber die Völker stemmten dagegen. Sie mußten zur Höhe. Und als alle gekommen waren und ihre Schultern gegen die Tore warfen, da sprang es tosend auf, — in der französischen Revolution. Und hindurch wallte die Menschheit.

„Aufwärts mußten sie, zueinander alle. Aber die Erde war weiter geworden, Maschinen und Telegraph überwanden Raum und Zeit. Christus zog immer voran zur Höhe. Aber er braucht Unterführer, die Großen der Menschheit, ihre Künstler, Gesetzgeber, Feldherren. Und jetzt wollen alle zur Höhe, und ihrer sind viele geworden. Den weiten Weg zu hauen ist schwere Arbeit. Aber sie muß getan werden; denn Gottes Atem drängt.

„Seht ihr uns zur Höhe wandern: Wohin wollen wir? Meine Brüder, wir wissen nichts um Ziel und Ende. Wieder ist ein Tor aufgeflogen, der Osten. Wieder stehen Menschen dort auf blauen Bergen und schauen und rufen und wollen zu uns.

„Wirr und dunkel liegt es um uns. Wohin ziehen wir? Nichts — nichts. Nur eins wissen wir; nur ein Schmerz ist, gespalten zu sein — nur ein Drang: zur Einheit. Die Völker werden sich einen und nach ihnen die Rassen. Aber zur Einheit gelangt nur, wer die Feindschaft überwindet. Fortschaffen kann sie niemand.

„Ich sprach euch von Führern. Habt ihr denn Zeit, meine Freunde, auf sie zu horchen? Euch hält die Arbeit, den Weg zu brechen. Sollt ihr ohne Führer ziehen? Oder den Weg hauen, damit glücklichere Brüder, die Zeit haben, gemächlich zur heitern Höhe im Festzug wallen? Laßt sie ziehen. Ihr seid doch eher am Ziel, wenn ihr wollt. Ihr könnt fliegen, über die Gipfel weg, die den Himmel stützen. Ein Mantel ist euch hingebreitet, der euch durch die Lüfte trage, Flügel wollen um euch rauschen — an Christi Schultern gewachsen, des Gottesgesandten, des Mittlers. Gottes Odem weht aus seinem Mund und braust und tönt und wird zum Wort. Und stark und klar ruft es hin über die Welt: Du sollst Gott über alle Dinge lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.

„Nimm des Mantels Ende, daß er dein Flügel werde, daß er dich von der Erde weg zum Himmel reiße. Du sollst Gott lieben wie dich selbst — da hast du das Ziel der Welt, wie Gott zu sein, in ihn zurückzukehren. Du sollst Gott lieben wie dich selbst, weil er in dir ist und du wieder zu ihm zurück sollst. Wenn du ihn liebst, wirst du ganz das Gefäß für ihn sein wollen, rein werden wollen von der schwarzen Erde wie ein rein durchsichtiger Kristallkelch. Damit meint Gott nicht, daß du verzichten sollst auf alles, was irdisch ist. Gottes Atem streicht über die Erde hin, und wo du wanderst, du spürst seinen Hauch. Aber rein umweht er doch nur die Höhen. Auf den Höhen aber wohnt nicht die Qual der Entsagung. Zur Höhe trägt die Freude. Zur Freude bist du berufen, und wenn du sie im Schmerz suchen müßtest.

„Zur blauen Höhe um Gott zu suchen, zogen sehr viele die Straße. Aber sie vergaßen den Zwilling des Gebots, das andre, das da steht: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Das heißt, du darfst dich lieben, du sollst es. Du darfst deinen Geist ausschmücken mit allem Köstlichen der Vergangenheit und Gegenwart, darfst ihn üben an aller Weisheit der Welt, ihn weit werden lassen am Funkeln des ewigen Himmels und am Lächeln der liebevollen Erde. Du darfst deinen Körper lieben, darfst ihn pflegen, daß er brauchbar zu allem Dienst werde, darfst ihn mit freudiger Liebe heilig halten, denn du bist das Werkzeug Gottes, und sein Odem ist in dir. Aber mußt du nicht auch deinen Nächsten lieben? Einzeln bist du nichts. Da ist der leiseste Hauch eines Windes mächtiger als du. Denn er sendet Leben; er dient. Willst du aber einzeln sein, nicht dienen, dann verrottest du. Du kannst auch nicht einzeln bleiben. Gottes Drang zur Einheit ist zu mächtig in dir.

„Ist nicht in deinem Nächsten Gottes Odem wie in dir, ist er nicht Werkzeug Gottes wie du? Nicht in jeden senkt Gott seine Fülle in gleicher Klarheit. Aber seine Werkzeuge sind alle, auch der Dieb, der Mörder, der Ehebrecher, der Wüste. Und Gottes Werkzeug mußt du in jedem ehren. Das heißt nicht, daß du dulden sollst, was auch Böses vom Menschen ausgeht. Du sollst dem Ungöttlichen widerstreben mit aller Macht. Das ist vielleicht die Auf-

gabe jenes Werkzeugs Gottes, daß es Widerstand aufruft. Aber weißt du, wer Sieger und wer Opfer ist? Ob du Sieger oder Opfer bist? Nur eins weißt du, du bist Werkzeug Gottes, und dein Nächster ist es gleich dir. Darum mußt du ihn lieben wie dich selbst. — — — —"

Fortunat stieg von seiner Bühne. Er stand unter den Leuten und sprach mit ihnen; erst nach einer langen Weile kam er zu Ina. „Gräfin, Sie müssen todmüde sein," sagte er nur. Aber Ina sah, wie seine Hände zitterten. Er wartete auch nicht auf Antwort. „Ich komme gleich wieder zu Ihnen," versicherte er und ging schnell wieder fort, hierhin und dorthin, sprach zu vielen, aber zu keinem längere Zeit. Fast um Mitternacht kam er endlich wieder und meinte: „Nun bin ich frei."

Ina wollte noch in der Nacht reisen, um am andern Morgen auf ihrem Gute zu sein. „Es will mir nicht in den Kopf, Sie allein reisen zu lassen," sagte Fortunat, „und doch weiß ich nicht, wie ich Sie geleiten könnte." Mir geschieht nichts," wehrte sie hastig. Sie hatten auf den Zug zu warten und saßen in dem öden Bahnhofssaal, in dem eine kalte, abgestandene Luft hing. Fortunat drang in Ina, deren Blässe ihn besorgt machte, sich zu stärken, kaufte ihr Schokolade, bestellte Wein und Tee. Ina saß in sich zusammengefallen, die Hände im Schoß gekreuzt. Sie konnte sich kaum entschließen, die Erfrischungen anzurühren, kostete nur einige Schlucke, die ihr bitter und fade zugleich schmeckten, als ob sie ihr Übelkeit verursachen müßten. Sie sagte sich unablässig: das ist die letzte Stunde mit ihm, du mußt sie nützen, du mußt ihn nach tausend Dingen fragen, du hast nur sie, etwas zu tun, daß er dich nicht vergessen kann. Aber ihre Worte starben, ehe sie über ihre Lippen wollten.

„Ich fürchte, ich habe Sie ungebührlich überanstrengt," sagte Fortunat; „ich mache mir Vorwürfe."

„Ich habe ja viel Zeit, alles zu verwinden," entgegnete sie und richtete sich auf. „Haben Sie immer sehr viel zu tun?" fragte sie unvermittelt.

Er mußte lächeln. „O ja, genug."

„Was treiben Sie?"

„Ja, wie soll ich Ihnen das auseinandersetzen? Ich predige Sonntags und Feiertags, halte Konfirmationsstunden, taufe, traue, begrabe, bin im Vorstand von Waisen-, Jünglings- und Jungfrauenvereinen, soll für Trunkenbolde, Landstreicher und entlassene Sträflinge, arme Wöchnerinnen und vaterlose neugeborne Kinder sorgen, und noch für manches andre."

„Alle diese Ämter hat man Ihnen übertragen?"

„Dazu gelangt man leicht. So sehr viele Leute können nicht Zeit an solche Arbeit geben. Als ich hierher kam, wußte ich wenig von den Menschen, für die ich arbeiten sollte. Da habe ich einfach getan, was der Tag forderte, und so kam eines zum andern, und nun stehe ich mitten darin."

„Wie darf man Sie anfeinden? Sie reden doch nur zum Guten."

Er schüttelte den Kopf. „Der Instinkt, der mich zu den Feinden des Bestehenden wirft, ist doch wohl ein richtiger, wenn Sie auch gütig genug sind, es nicht zu merken, liebe Gräfin."

Ina glaubte, er wollte ihr andeuten, daß sie zu unwissend und töricht wäre, sein Werk wirklich zu begreifen, und sagte schnell: „Als ich Griechisch lernen wollte, haben Sie nicht gesagt: Dazu bist du zu dumm."

„Das sage ich doch auch jetzt nicht," erwiderte er fast erschrocken. „Aber Sie sind müde zum Umfallen. Da darf ich Sie nicht noch länger mit meiner Beredsamkeit quälen."

Sie merkte nur sein Ausweichen und fragte nicht mehr. Sie blickte in sein Gesicht. Er sah sie freundlich an. Ihr Schmerz quoll, wie eine bittere Kugel würgend, von ihrem Herzen bis zu den Lippen. Irgend etwas war da vor ihr, was ihr Ungeheures bringen konnte, Schmerzen und Freuden, von denen sie nie geahnt hatte. Und das wollte sie, danach rang sie zu greifen. Aber so nahe es war, vielleicht floh es vor ihr, vielleicht kam es niemals. Sie drückte die Hände zusammen. Der Mann neben ihr, dessen schönes Antlitz ruhig leuchtete, er hatte, was für sie Leben bedeutete. In ihr zitterte der Wunsch: er ist mein. Dazwischen schossen die Gedanken: das denken Hunderte und Tausende, alle seine Jünger, wie du. Du gehörst nicht zu ihm — was bist du ihm — du mußt von ihm gehen —

Sie stand auf. „Es ist noch nicht Zeit," sagte Fortunat begütigend.

„Ich muß hinaus. Es ist zu heiß hier."

Sie traten auf den Bahnsteig. Ina blickte die blanken Schienen entlang, die, soeben noch vom Licht der elektrischen Lampen überschüttet, in die Nacht eilten. Der Zug soll bald kommen, dachte sie und starrte auf eine Lokomotive, die sich schwer hin- und herschob — soll bald kommen, oder ich werfe mich vor die Räder. Du sollst sehen, lieber Gott, ich tue es, wenn du mir nicht helfen willst.

„Ich glaube, dort stehen schon die Wagen," sagte Fortunat. Ina lief darauf zu. Er öffnete die Tür.

„Und nun gehen Sie, bitte," sagte sie. Er zögerte. „Doch, gleich. Ich kann es nicht mehr ertragen. Ich bin zu müde."

Er sah ihre Erschöpfung. „Bitte, benachrichtigen Sie mich bald, wie Sie angekommen sind."

„Alles. Nur gehen Sie."

Er stand mit dem Hute in der Hand.

„Ich glaube, ich bin heute so alt geworden," sagte Ina und wiederholte: „Nun bin ich müde." Dabei war ihr, als müßte irgend etwas Unerhörtes geschehen, die Erde beben oder die Dampfkessel neben ihnen bersten, weil es unmöglich war, daß er so von ihr ging. Aber er sah sie noch einmal zart lächelnd an und küßte ihre Hand wieder. „Wenn ich Ihnen nur nicht zu viel zugemutet habe!" Und dann setzte er wie mit bittender Frage hinzu: „Es war mir ein so schöner Tag."

„Mir auch," hauchte sie.

Sie zog ihre Hand aus der seinen, um sein Zögern zu enden, und er wandte sich endlich und ging.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

König Wilhelm und Bismarck in Gastein 1863.

Ein neuer Beitrag zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen".

Von

Max Lenz.

II.

In die Zeit von Gastein hat Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen", und zwar an zwei Stellen (I, 311 und II, 62), noch einen andren Vorgang der großen Politik in jenem Sommer verlegt, nämlich eine Verhandlung Preußens mit Rußland in dem schweren Konflikt, in den letzteres damals mit den mit Österreich vereinigten Westmächten geraten war. Es war die Zeit, als die Westmächte und Österreich unter Frankreichs Führung die russische Regierung zur Nachgiebigkeit gegen Polen nötigen wollten; dreimal, im April, Juni und August, forderten die drei Regierungen den Zaren in gemeinsam überreichten Noten zu einer Milderung des Schreckenssystems auf, welches die Russen dem Terrorismus der polnischen Revolutionäre entgegengesetzt hatten, und zur Einführung einer liberalen Verfassung in dem unterdrückten Lande auf Grund der europäischen Traktate von 1815. Danach müßte jene Verhandlung zwischen Rußland und Preußen in die Zeit kurz vor Übergabe der dritten Note (12. August) fallen; und so legt sie denn auch Bismarck ausdrücklich in die Tage des Überrumpelungsversuches Kaiser Franz Josefs.

Auch Sybel hat das Ereignis in die Zeit von Gastein gesetzt, aber etwas früher, in die Tage vor dem Besuch des Kaisers, also in die letzte Juliwoche; jedoch, wie ich gleich bemerken muß, nur in den drei ersten identischen Auflagen seines Werkes; in der vierten Auflage hat Sybel auf Grund genauerer Einsicht in die Akten eine sowohl zeitlich wie inhaltlich völlig verschiedene Darstellung gegeben.

Vergleichen wir zunächst die erste Fassung in Sybels großem Werke mit dem Text der „Gedanken und Erinnerungen", so überrascht uns die Verwandtschaft beider. Sie stimmen nicht bloß dem Gedanken und ihrer Verbindung,

sondern an einer Stelle auch dem Wortlaut nach überein. Zar Alexander, so erfahren wir von beiden, trug in eigenhändigem Schreiben König Wilhelm an, gemeinsam den Degen zu ziehen. Beide entwickeln ähnlich die Vorteile, zumal die sichere Aussicht, Österreich niederzuschlagen, bevor die französische Hilfe dagewesen wäre, und ebenso die Bedenken, welche Bismarck gegen das Bündnis gehabt und dem König, bezw. dem Zaren selber, in der Antwort auf den Antrag vorgetragen habe. Es finden sich zwar Differenzen genug zwischen den beiden Texten, aber die Übereinstimmung ist doch so groß, daß man nicht umhin kann, an eine Quellenverwandtschaft zu denken, um so mehr, als Sybel den Zusatz macht, daß damals außer dem Könige und Bismarck kein andrer Mensch von dem Vorgange etwas erfahren habe.

Woher aber hat Sybel jene Nachrichten in ihrer ersten Fassung? In der Neubearbeitung drückt er sich darüber sehr unbestimmt aus. In der Vorrede sagt er von den neu benutzten Akten lediglich, er habe ihren Inhalt schon früher kennen gelernt, den Wortlaut aber bis dahin nicht gesehen; und im Text: er habe in der ersten Auflage des Buches nach Aktennotizen berichtet, die, wie er jetzt nach Einsicht der Originale wahrgenommen, in der Hauptsache richtig, aber in einen falschen chronologischen Zusammenhang gebracht waren. Ich dächte nun, daß es, seitdem wir die „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck besitzen, nicht schwer sein kann, den Gewährsmann Sybels zu erraten: es war kein andrer als Bismarck selbst. Daß der Begründer des Deutschen Reiches seinem Historiker nicht bloß Einsicht in die Akten gewährt hat, sondern auch durch persönliche Mitteilungen, sei es schriftlich oder mündlich, seine Kenntnisse bereichert und seine Auffassung beeinflußt hat, ist bekannt, und es wäre eine eigene, zum Teil wohl lösbare Aufgabe, an dem monumentalen Werke den Grad dieses Einflusses und bisweilen die Stellen selbst, an denen er hervortritt, zu bezeichnen. Ich brauche bloß an die Kapitel über die spanische Kandidatur und die Entstehung des deutsch-französischen Krieges zu erinnern, worin Sybel bis zuletzt, und trotz der Aufklärungen, welche vonseiten der Hohenzollern gegeben waren, an der von Bismarck akkreditierten Auffassung festgehalten hat. Zu diesen Stellen eines direkten Einflusses gehört auch die vorliegende Erzählung in ihrer ersten Fassung, und daher möchte sich die diplomatische Form erklären, in der Sybel in den späteren Auflagen des Buches seiner Quelle gedenkt.

Nun ist aber die Differenz nicht bloß zeitlich, sondern auch sachlich größer, als sie Sybel erschien. Zunächst bedeutet es auch sachlich sehr viel, daß die Verhandlung zwei Monate früher, in die Zeit zwischen den ersten und den zweiten Noten der drei Mächte hineinfällt. Denn damals war die allgemeine Lage sehr viel gespannter als Ende Juli und im August: der Aufruhr in Polen ging in wildesten Wogen, die Russen aber waren, von nationalem Ingrimm erfüllt, entschlossen, sowohl die Rebellen niederzuschlagen als jeden Versuch der Fremden, sich einzumischen (man sprach schon von Landungsplänen der Franzosen in der Ostsee), abzuwehren. In dieser Zeit ließe sich also ein Antrag, wie ihn der Zar nach den Erinnerungen Bismarcks und der auf ihn zurückgehenden Erzählung bei Sybel an König Wilhelm gestellt haben soll,

wohl verstehen, während die Dinge sich zwei Monate später bereits weit mehr applaniert hatten.

Prüfen wir aber das Referat, das Sybel in der vierten Auflage aus dem eigenhändigen Schreiben Alexanders an seinen königlichen Oheim gibt, so nehmen wir wahr, daß der Zar den König im Juni gar nicht zum Angriff auf Österreich aufgefordert hat, sondern vielmehr lediglich dazu, das Wiener Kabinett durch seinen Einfluß von den Westmächten hinwegzuführen und somit den alten Bund der drei Ostmächte herzustellen. Nicht Österreich, sondern Frankreich ist es, gegen das Alexander auf Preußens Waffenhilfe rechnen mochte, und dazu bedarf er der Kenntnis der Entschlüsse Preußens; so erst könne er den ganzen Umfang seiner Stellung, ihrer Aussichten, ihrer Pflichten, ihrer vielleicht nötigen Opfer übersehen. „Man könne sich", schließt das Schreiben, „nicht verhehlen, daß die entsetzliche europäische Krisis vom Anfang des Jahrhunderts uns unter andren Formen, Namen und Mitteln aufs neue bedrohe."

Trotzdem richtete, wie Sybel mit Recht hervorhebt, dieses Handschreiben Kaiser Alexanders, das der preußische Militärbevollmächtigte Oberst v. Loen überbringen und mündlich vervollständigen mußte, seine Spitze gegen Österreich. Denn wenn Österreich sich aus der Verbindung mit den Westmächten nicht loslösen ließ, so konnte in der Tat der Gedanke nahe liegen, daß dann eben Rußland und Preußen, bevor Frankreich hinzukäme, über Österreich herfielen und auf diese Weise den Kampf um die Vormachtstellung in Deutschland durchführten. Eine Aussicht, die ebenso Bismarcks wie König Wilhelms Neigungen widersprach. König Wilhelm stand, und damit rechnete man offenbar in Petersburg, von jeher mit der Front gegen Frankreich, aber er dachte sich dabei als Vorkämpfer Deutschlands mit Österreich zur Seite. Bismarcks Politik richtete sich allerdings gegen die Macht an der Donau; niemals, bevor er die Sache mit Österreich im Reinen hatte, wäre er gegen Frankreich losgegangen; ihm wäre auch wohl der Gedanke, Österreich mit Rußlands Hilfe niederzuschlagen, nicht durchaus antipathisch gewesen, insofern er sich überhaupt nicht von gemütlichen Regungen, sondern von politischen Erwägungen leiten ließ: aber eben diese hielten ihn in jenem Moment von einem engeren Anschluß an die russische Politik fern.

Demgemäß richtete er seine Schritte ein. Zunächst kam er dem Antrag des Zaren wörtlich nach, indem er der österreichischen Regierung eine Verständigung zwischen den drei Teilungsmächten anbieten ließ (9. Juni). In Wien aber wollte man nicht von den Westmächten loslassen und gab eine ausweichende Antwort. So daß nun der König sich genötigt sah, dem Zaren gegenüber Farbe zu bekennen. Sybel hat das von Bismarck eigenhändig redigierte, von Wilhelm selbst an einigen Stellen korrigierte Konzept des königlichen Handschreibens vor sich gehabt. Leider hat er dasselbe wiederum nicht im Wortlaut mitgeteilt, und ich weiß nicht, ob sein Auszug in jedem Punkte richtig ist, ob darin so bestimmt, wie er es angibt, von der Besorgnis, Österreich durch einen Angriff in Frankreichs Arme zu treiben, die Rede gewesen ist. Anknüpfend an die Schlußbemerkung seines kaiserlichen Freundes

über die europäische Krisis zur Zeit ihrer Väter hob er hervor, daß er die Besorgnis vor einer französischen Landung an der russischen Ostseeküste nicht teilen könne. Wenn es dennoch geschähe, so würde ihn, den König, sein Herz zu sofortiger Waffenhilfe antreiben, einem solchen Einschreiten jedoch die deutsche Bundesverfassung im Wege stehen. Denn nach dieser würde sein Vorgehen als ein eigenmächtiger Angriff auf eine andre Macht erscheinen und damit dem Bundestag einen scheinbaren Vorwand geben, der preußischen Rheinprovinz seinen Schutz gegen Frankreich zu entziehen. Er schrieb ferner von der Anfrage in Wien, daß er dort freilich dem alt eingewurzelten Angriffe begegnet sei, dennoch aber hoffe, einige Keime des Vertrauens ausgesät zu haben. Würde Frankreich angreifen, so würde er den Wiener Hof zunächst für eine Rußland günstige Neutralität zu bestimmen suchen und ihm weiterhin eine gegenseitige Garantie der polnischen Provinzen der drei Teilungsmächte ans Herz legen. Als Gegengabe seitens Rußlands schlägt der König eine Garantie für Venetien vor und die Zusage, daß der Gedanke einer französischen Allianz für immer von Alexander verurteilt sei. Zum Schluß berührt der König noch einen „leidigen Punkt", die Unpopularität einer russischen Allianz in Preußen und schlägt als Mittel dagegen Milderungen des russischen Zollwesens vor.

Man sieht, diplomatischer und vorsichtiger konnte Preußen sich nicht ausdrücken. Daß Bismarck, er, der sich selbst Österreich gegenüber niemals zu einer Garantie Venetiens hat verstehen wollen, nicht einmal in der Zeit der gemeinsamen Aktion in der schleswig-holsteinischen Frage, es mit dem Garantieanerbieten für Venetien nicht ernst gemeint hat, brauche ich nicht hervorzuheben; so wenig wie es ihm unklar gewesen sein wird, daß auch sein Freund Gortschakoff wenig Lust verspüren würde, sich auf solche Vorschläge einzulassen. Aber man mußte eben antworten, und zwar in einer Form, welche die wahre Meinung zwar verhüllte, aber nicht verkennen ließ. Es war, und darin trifft das Schreiben mit der Erzählung in den „Gedanken und Erinnerungen" und der ersten Fassung Sybels überein, die Erklärung, daß Preußen sich neutral halten müsse. Im übrigen aber kann die Differenz zwischen diesen beiden Texten und dem, was Sybel in der vierten Auflage seines Werkes sagt, gar nicht größer sein. Auch jene beiden weichen untereinander recht bedeutend ab. Während z. B. Sybel die Erwägung Bismarcks, daß Rußland bei einem Bunde mit Preußen an dem längeren Hebelarme sitzen würde, nur ein Stück des Vortrages sein läßt, welchen Bismarck dem König vor dem Entwurf der Antwort an den Zaren gehalten habe, behaupten die „Gedanken und Erinnerungen", daß dieser Ausdruck in dem Briefe selbst vorgekommen sei. Beide aber betonen auf das stärkste, daß Bismarck die Gründe der Entscheidung in dem Konzept mit voller Offenheit ausgesprochen habe.

Hat Bismarck an jener Stelle seiner „Erinnerungen" diese Korrespondenzen im Auge gehabt, so hat er, wie wir nicht anders sagen können, ihren eigentlichen Inhalt völlig aus dem Gedächtnis verloren, und müßten wir demnach seine Erzählung ebenso opfern, wie Sybel es, nur noch mit

allzu viel Reserven[1]), mit seiner ersten Fassung gegenüber den später ihm vorgelegten Urkunden getan hat.

Nur ein Ausweg bliebe übrig, um den Text der „Gedanken und Erinnerungen" zu retten: man müßte eine zweimalige Verhandlung zwischen Petersburg und Berlin ansetzen, die eine also im Juni, und eine spätere, die dann eben Bismarck im Sinne gehabt haben müßte, in der Gasteiner Zeit, Ende Juli oder Anfang August.

Ich will diese Möglichkeit nicht in Abrede stellen. Bismarck spricht so bestimmt, daß es schwer fällt, an einen so starken Irrtum zu glauben. Er habe den Text seiner Argumentation, so sagt er, noch vor wenigen Jahren behufs unsrer Auseinandersetzung mit der russischen Politik wieder unter Augen gehabt, und sich gefreut, daß er damals die Arbeitskraft besessen habe, ein so langes Konzept in einer für den König lesbaren Schrift herzustellen, eine Handarbeit, die für den Erfolg seiner Gasteiner Kur nicht förderlich gewesen sein werde. Er mag damit den Moment der hohen Spannung zwischen Deutschland und Frankreich um das Jahr 1887 und 1888 gemeint haben, gegen die er das Reich durch den Rückversicherungsvertrag mit Rußland zu schützen suchte. Damals, in seiner letzten großen Rede für die Neuorganisation der deutschen Wehrkraft am 6. Februar 1888, hat er in einem Rückblick auf die gesamte russische Politik Preußens seit dem Jahre 1855 auch jener Verhandlung vom Sommer 1863 gedacht, und zwar in Wendungen, die dem Text in den „Gedanken und Erinnerungen" ganz nahe stehen. Er spricht darin nicht ausdrücklich von einem Briefwechsel zwischen seinem kaiserlichen Herrn und dem Zaren, aber er sagt doch in fast wörtlicher Übereinstimmung mit seinen „Erinnerungen":

„Dem Kaiser Alexander riß die Geduld, und er wollte den Degen ziehen gegenüber den Chikanen von seiten der Westmächte . . . Er wollte sich die polnischen Intrigen von seiten der andern Mächte nicht mehr gefallen lassen und war bereit, mit uns im Bunde den Ereignissen die Stirn zu bieten und zu schlagen."

Und er knüpfte daran Ausführungen über die Motive, die zur Ablehnung des Antrages geführt hätten, die denen, die er in seinen „Erinnerungen" mitteilt, ganz ähnlich sehen. Auch die Zeit gibt er ebenso an, als den Moment, da der Frankfurter Fürstentag sich in der Vorbereitung fand; „es bedurfte", sagt er, „nur eines Ja statt eines Nein aus Gastein von Sr. Majestät, und der große Krieg, der Koalitionskrieg, war 1863 schon vorhanden."

In der Tat war gerade Ende Juli, als König Wilhelm und Bismarck eben in Gastein eingetroffen waren, die Spannung zwischen Petersburg und Wien wieder schärfer geworden. Zu Anfang des Monats hatte der russische Gesandte am Wiener Hof sehr beruhigende Meldungen über die Haltung Österreichs einsenden können; er hatte sogar die Bereitwilligkeit

[1]) Denn er hat in seinen neuen Text das, was er in den früheren Auflagen als den Inhalt der Erwägungen Bismarcks auf den Brief des Zaren angegeben, doch noch wieder mit aufgenommen.

Österreichs zu einer Übereinkunft der drei Teilungsmächte über Verwaltungsreformen in ihren polnischen Provinzen in Aussicht gestellt. Gortschakoff hatte infolge davon bei der Beantwortung der zweiten Note der drei Mächte sich nach Wien hin sehr freundlich ausgesprochen und die Verhandlung zu dreien amtlich in Vorschlag gebracht. In Wien aber blieb man diesen Lockungen gegenüber so kühl, wie im Juni gegen Preußen; in herber Weise gab Graf Rechberg dem russischen Kollegen zu verstehen, daß sein kaiserlicher Herr sich mit nichten von den Westmächten abdrängen lassen werde. Dies könnte also der Moment gewesen sein, in dem ein neuer Versuch Rußlands, Preußen an seine Seite zu ziehen, gemacht wäre. Der Zar hatte am 12. Juli, gleichzeitig mit den Antwortnoten Gortschakoffs auf die zweite Intervention der drei Mächte, Abschrift dieser Dokumente an König Wilhelm geschickt, und zugleich in einem neuen eigenhändigen Briefe den von uns besprochenen Brief seines königlichen Oheims, etwas reserviert zwar, aber sehr verbindlich und die Haltung Preußens nahezu billigend beantwortet. Man müßte also annehmen, daß er nach der starken Enttäuschung, auf die seine Regierung in Wien gestoßen war, sich mit einem neuen Brief an den König gewandt habe, in dem er nun Preußen direkt aufforderte, Ernst zu machen und seine Stellung an Rußlands Seite zu nehmen. Wirklich sprachen die Zeitungen Ende Juli davon, daß die Russen sich massenhaft an der galizischen Grenze konzentrierten. Auch in Paris, so meldet eine Korrespondenz der „Kölnischen Zeitung" vom 27. Juli, war die Stimmung so wie im April 1859; man sprach allgemein vom Krieg. Im englischen Oberhause sprach Lord Redcliffe seine Freude über die Haltung Österreichs aus, das sich nicht mehr als der Unterdrücker Italiens und der Gegner aller liberalen Meinungen zeige. Im übrigen aber ward es gerade in diesen Tagen klar, daß die Rußland gegenüberstehenden Mächte an eine Verwirklichung ihrer Drohungen kaum noch dachten. Die moralische Verpflichtung Englands, den Polen zu helfen, betonte der edle Lord aufs stärkste, aber ebenso entschieden sprach er sich gegen jede Politik aus, die einen Krieg mit Rußland wegen Polen zur Folge haben könnte. Und Lord Ellenborough meinte zwar, die Antwort Gortschakoffs mache allen diplomatischen Versuchen ein Ende, nur durch Krieg könne man noch etwas erreichen; aber über polternde Worte kam auch er nicht hinaus und erklärte ausdrücklich, daß die Engländer keine Feinde Rußlands wären. Unter diesen Umständen zog man auch in Paris sehr bald die Hörner ein. Frankreich, so hieß es hier, vertrete nur europäische Interessen, nicht mehr, und nur ein europäischer Krieg sei möglich; noch vor Abschluß des Monats markierten die offiziösen Blätter eine friedliche Haltung, und in den ersten Tagen des August gab die Pariser Presse sogar schon wieder der Möglichkeit eines engeren Verhältnisses zwischen Frankreich und Rußland Raum. Vollends in Wien war man beflissen, abzuwiegeln. Das „Fremdenblatt" bemerkte in einem hochoffiziösen Artikel, die Langsamkeit, mit der die neuen Noten an Rußland vorbereitet würden, beweise, daß in diesem Jahre an Krieg nicht zu denken sei; und die halbamtliche „Wiener Abendpost" fügte am 1. August hinzu, daß in den bisherigen Schritten der drei Mächte durchaus keine Provokation zu

finden sei, daß vielmehr in ihrer Vereinigung die Gewähr einer friedlichen Lösung liege. Eine Haltung, die durchaus dem großen Unternehmen entsprach, zu dem Österreich sich in seiner deutschen Politik soeben anschickte: in jeder Weise suchte die Wiener Diplomatie sich in der Balance zwischen den Westmächten und Rußland zu erhalten; der europäische Friede war eine Vorbedingung für das Gelingen ihres deutschen Reformplans. Ganz in dem Sinne sprach sich auch Kaiser Franz Josef zu König Wilhelm gleich bei der ersten Zusammenkunft aus [1]).

Eine Lösung der interessanten Frage würde sich rasch genug gewinnen lassen, wenn unsre Regierung sich entschlösse, die betreffenden Akten freizugeben. Und darum wird man dem Historiker ein Gefühl des Unbehagens nicht verdenken, daß es ihm hier wie überall so schwer gemacht wird, die Geheimnisse, die noch über der glorreichsten Zeit unsrer Geschichte liegen, zu entschleiern. Daß dies einmal geschehen möge, ist um so mehr zu wünschen, als die Persönlichkeiten, die damals im Vordergrunde der Ereignisse standen, fast alle dahingeschieden sind, und kaum eine von ihnen aus den bisher gewonnenen Aufklärungen wesentlich Schaden genommen hat. Im Gegenteil, indem wir die Gegensätze, die damals im Kampf lagen, schärfer erfassen, werden uns auch die Übergänge, die von der einen zu der andern Richtung führten, und die Verwandtschaft, in der die Gegner von damals in ihrem Empfinden und selbst in ihren Zielen miteinander standen, deutlicher als es die Zeitgenossen selbst in der Leidenschaft des Kampfes empfanden. Ich will die Halbwahrheit nicht wiederholen, daß alles erklären auch alles entschuldigen heiße: aber die Männer, die damals im Vorkampf um die Einigung unsrer Nation standen, haben es wirklich nicht nötig, fortgesetzt in dem trüben Lichte der Legende zu erscheinen, und werden nur gewinnen, wenn ihre Bahn klar verzeichnet wird, und die Ziele, die sie sich steckten, scharf hervortreten. Auch diejenigen, deren Pläne nicht verwirklicht wurden, die in dem großen Kampfe unterlagen, haben selten genug das Licht zu scheuen. Nicht immer und überall sind es die Ideale, die in der Welt Erfüllung finden; nur zu oft muß sie sich mit dem Guten statt des Bessern begnügen. Nicht weil er das höhere Ideal verfocht, hat Bismarck gesiegt, sondern weil er das rechte Augenmaß besaß für die Wirklichkeit der Dinge und die Grenze des Erreichbaren kannte.

Überdies wird die Geheimhaltung nicht viel nützen. Jahr um Jahr schwillt, ganz abgesehen davon, daß der größere Teil der Politik sich heutzutage in dem vollen Lichte der Öffentlichkeit abspielt, die Masse der Publikationen über unsre jüngste Vergangenheit an. Ich erinnere nur an die Veröffentlichungen, die noch die letzten Jahre über Radowitz, Bernstorff, Ludwig v. Gerlach, Schleinitz, Mittnacht, um nur einige zu nennen, und damit auch über Bismarck selbst gebracht haben. Schon ist über die Epoche unsres

[1]) Vgl. Sybel, II [1], 524.

nationalen Neubaues mehr Licht verbreitet als über die meisten Zeiten unsrer Geschichte, mehr sicherlich als z. B. über die auswärtige Politik Preußens im Zeitalter der Restauration. So sehr es zu beklagen ist, daß der Schatz der Petersburger Berichte Bismarcks noch immer hinter den Schlössern des Geheimen Staatsarchivs gehalten wird, sind uns doch bereits die Grundgedanken seiner damaligen Politik und die Differenzen, in denen er mit seinen Chefs und dem Könige selbst stand, sichtbar geworden, seitdem wir seinen Briefwechsel mit Schleinitz und Graf Bernstorff besitzen. Auch die besonders eifersüchtig bewachten Partien seiner Politik, wie das Verhältnis zu dem Herzog von Augustenburg, zu Napoleon und Benedetti, die Verhandlungen in Nikolsburg, die spanische Kandidatur und die Tage von Ems, sind durch eine Reihe von Enthüllungen und die Verknüpfung, welche die kritische Forschung zwischen ihnen hergestellt hat, so weit ans Licht gebracht worden, daß nur noch Lücken ausgefüllt und die Linien schärfer gezogen zu werden brauchen. Und was die Deutschen nicht gebracht haben, ist von den Fremden beigesteuert worden. Schon vor nahezu vierzig Jahren hat Lamarmoras Indiskretion nicht nur „ein wenig", sondern wahrlich recht viel Licht über die Verhandlungen unsres großen Staatsmannes mit Italien im Frühling und Sommer 1866 ausgebreitet und dabei auch die Beziehungen Bismarcks zu Napoleon beleuchtet; und heute sind gerade diese Dinge bis in den letzten Winkel aufgehellt, nachdem Chiala auch noch den Rest aus dem Nachlaß Lamarmoras und Govones vor uns ausgeschüttet hat. Ähnlich ist man in Frankreich vorgegangen, von den mit den intimsten Aktenstücken ausgestatteten Apologien Gramonts und Benedettis an bis zu den zahlreichen Bänden Ollivier hin, der bis zuletzt so viel zu reden und so wenig zu sagen wußte. Schon ist auch die Zeit seit dem französischen Kriege durch die Aufzeichnungen und Erinnerungen Thiers', Gontaut Birons, durch das große Werk Hanotaux' über das neue Frankreich, durch die neueste englische Publikation über Lord Russell, um nur wieder ein paar Bücher zu nennen, ungemein aufgehellt worden.

Schließlich hat, dächte ich, unsre Untersuchung über die Tage von Gastein bewiesen, daß die moderne Diplomatie bereits zum guten Teil in den Zeitungen zu finden ist; wie denn bekanntlich Bismarck selbst einmal gemeint hat, daß die Gedanken der führenden Politiker in den öffentlichen Blättern oft besser zum Ausdruck kämen als in den Instruktionen und Berichten der Gesandten: besonders den letzteren legte der große Diplomat weniger Wert bei, als es gemeinhin geschieht. Die Geschichtschreibung, meinte er, würde aus den Gesandtschaftsberichten recht wenig lernen. Eine Betrachtung, die übrigens dem Historiker vom Fach geläufig genug ist, und deren Richtigkeit sofort einleuchtet, wenn man etwa das wenige durchmustert, was jüngst aus dem Nachlaß des Grafen Bernstorff über die Jahre seiner Gesandtschaft in London seit 1862 bekannt geworden ist; Bernstorff wurde über die entscheidenden Vorgänge kaum jemals instruiert, da der Wirkungskreis, dem er vorstand, außerhalb der Sphäre lag, in der sich Bismarcks Diplomatie in jenen Jahren besonders bewegte, so daß er z. B. über die alles entscheidenden, mit Napoleon geführten Unterhandlungen sich erst Ende

August privatim von Goltz berichten lassen mußte. Bismarcks eigene Depeschen freilich sind hiervon auszunehmen; sie sind in jedem Worte bedeutungsvoll, obschon auch sie, wie alle Aktenstücke seiner Hand, immer eine genaue Interpretation erfordern. Unser Aufsatz hat uns aber gelehrt, daß wir die Zeitungen und was sie sagen immer erst dann wirklich verstehen können, wenn wir das Kontrollmaterial der Akten, wie in diesem Falle, bei der Hand haben; und wie gerne würde man auf alle die Kunstgriffe der Methode, die wir dabei anwenden mußten, verzichten, wenn wir den Schlüssel zu den Zeitungen in den Aktenbeständen der Ministerien fänden und vielleicht die inspirierten Zeitungsartikel selbst noch aus den Aktenfaszikeln ans Licht ziehen könnten.

Gegen Bismarcks Sinn wäre das alles sicherlich nicht. Mehr als einmal hat er gesagt, daß die Politik der Gegenwart keinen Schaden davon haben würde, wenn alle ihre früheren Phasen urkundlich festgestellt würden; und er selbst hat bereits vor fünfundzwanzig Jahren durch die Erlaubnis, die er Heinrich v. Sybel erteilte, seine Frankfurter Berichte zu publizieren, nach diesem Grundsatz gehandelt; daß aber durch ihre Veröffentlichung unsre Politik irgendeinen Nachteil gehabt habe, ist meines Wissens niemals behauptet worden. Unsre Diplomaten würden damit nur tun, was unter den Militärs aller Kulturnationen längst der Brauch ist. Denn in deren Kreisen gilt durchaus der Satz, daß die Geschichte die beste Lehrmeisterin sei, „die einzig wahre Philosophie", wie Napoleon in seiner Weise sagte. Wie rückhaltlos ist die Kriegshistorie gerade der letzten Jahrzehnte von ihrer Seite aufgehellt worden, ebenso sehr von den Besiegten wie von den Siegern! Müssen wir aber nicht zugeben, daß auch die allgemeine Politik nur gewinnen kann, wenn ihre Leiter über ihre Geschichte im klaren sind? Daß unsre Diplomatie selbst mit sehr viel größerer Sicherheit ihre Schritte wird einrichten können, wenn sie die Wege, welche die Vorgänger innegehalten haben, übersieht? Daß das Gesamtbewußtsein, das Gemeingefühl der Nation um so mehr erstarken muß, je besser sie den Boden kennt, auf dem sie ruht, und die Wurzeln ihrer Kraft? Das eben ist die Aufgabe des Historikers: von dem Druck der Vergangenheit, der auf uns lastet, soll er sein Volk befreien, indem er es sie verstehen lehrt: so erst können wir klaren Auges den Problemen entgegengehen, die uns die Zukunft entschleiern wird.

Der Staatsmann, der sich dazu entschlösse, den Zugang zu den Quellen der größten Epoche unsrer politischen Geschichte freizugeben, würde sich selbst dadurch den niemals verlöschenden Dank der Mit- und Nachwelt erwerben.

Moderne Tendenzen der Armenpflege.

Von

E. Muensterberg.

Vielleicht erinnert sich der eine oder andre meiner Leser der historischen Abteilung auf der Weltausstellung von 1900 in Paris, die von dem französischen Ministerium des Innern in der Gruppe Armenpflege und Wohltätigkeit veranstaltet war. Man sah dort die Nachbildung von Betten aus dem Hôtel de Dieu in Paris vom Ende des 18. Jahrhunderts, in denen vier Kranke gleichzeitig gelagert waren; man erblickte einen Geisteskranken, der mit Ketten in einer dunklen Zelle eingeschlossen war; dazu Kohlenbecken statt Öfen, ungefüge Operationsapparate, vorsintflutliches Wickelzeug, in das die Säuglinge fest eingeschnürt wurden. Aber nicht weit davon, in der Ausstellung des Ministeriums und der Stadt Paris und in der Abteilung für Hygiene, hatte man Gelegenheit, diese höchst primitiven Veranstaltungen mit den Einrichtungen moderner Kranken- und Irrenhäuser und den Vorrichtungen für moderne Säuglingspflege zu vergleichen. Modelle und Pläne, Operationstische und Werkzeuge, Betten und Badewannen für Kinder, Milchflaschen und Sterilisierapparate für Säuglingsmilch gaben unzählige Proben von den Triumphen, die die Technik der neuen Zeit und moderne naturwissenschaftliche Erkenntnis feiern dürfen. An Stelle der Armen- und Krankenhäuser der alten Zeit, die unterschiedslos alle Altersklassen und die Kranken jeder Art in sich aufnahmen, sind mannigfach differenzierte Anstalten getreten, in denen mehr und mehr die Trennung der verschiedenen Lebensalter und der verschiedenen Krankheitszustände angestrebt wird. Dabei würde es unrichtig sein, im Gegensatz dazu, von der guten, alten Zeit zu sprechen, die weniger Krankenhäuser forderte, weil die Menschen angeblich unter gesünderen Bedingungen lebten. Umgekehrt zeigt die Geschichte der Hospitäler, der Siechen- und Aussätzigenhäuser, wie ganze Städte und Landschaften durch Epidemien dezimiert wurden, ja geradezu ausstarben, und daß die leitenden Kreise so gut wie die Bevölkerung selbst völlig hilflos diesen Übeln gegenüberstanden. Es läßt sich schwer feststellen, ob in früherer Zeit die Menschen gesünder waren und ob das Zusammenleben großer Massen in der

Großstadt, ob die Zunahme industrieller Beschäftigung den Gesundheitszustand der Bevölkerung im allgemeinen verschlechtert hat. Das eine aber ist sicher, daß nicht Wahrnehmungen nach dieser Richtung, sondern lediglich fortschreitende naturwissenschaftliche Erkenntnis und Technik die moderne Entwicklung herbeigeführt haben. Insbesondere haben hygienische Einrichtungen der Großstädte auf dem Gebiete der Wasserversorgung, der Ableitung der menschlichen Abfälle, der Straßenreinigung usw. sehr wesentlich zur Verbesserung des allgemeinen Gesundheitszustandes und der Fernhaltung von Epidemien beigetragen. Durch Anwendung des antiseptischen und des aseptischen Verfahrens ist das Wundfieber, namentlich aber auch das Wochenbettfieber, fast ganz aus den Krankenhäusern und Entbindungsanstalten verschwunden, das vorher ihre furchtbarste Geißel war. Daß diese Fortschritte ärztlicher und hygienischer Technik der ärmeren Bevölkerung vor allem zugute gekommen sind, bedarf keines Beweises, ebensowenig, daß Armenpflege und Wohltätigkeit, soweit sie Fürsorge für Kranke zu üben haben, von diesen Fortschritten Gebrauch zu machen hatten. Aber diese Fortschritte sind nicht Leistungen der Armenpflege selbst; ihre Förderung gehört nur mittelbar zu den Tendenzen der Armenpflege. Ihre unmittelbare Tendenz ist es, das zu tun, was ihr Name besagt: den Armen pflegen.

I.

Keinem Zeitalter, keinem Staatswesen sind Maßregeln der Armenpflege fremd geblieben. In der ältesten christlichen Epoche wird die Armenpflege unmittelbar durch die Gemeindemitglieder geübt. Sie geht von hier als religiöse Übung über auf die Kirche, die eine kanonische Pflicht gegenüber dem Armen anerkennt. Auch wächst sie aus der nachbarlichen Gemeinschaft heraus, betätigt sich in der wechselseitigen Hilfeleistung der durch gleichen Stand oder Beruf Verbundenen in Adels- und Ordensgenossenschaften, in Kaufmanns- und Handwerkergilden, Zünften, Brüderschaften, Gesellenschaften und findet ihren letzten umfassendsten Ausdruck in der Anerkennung einer Pflicht zur Armenpflege durch die politischen Verbände: Gemeinde, Staat und Reich. Doch gestaltet sich die tatsächliche Entwicklung sehr verschieden. Während in den romanischen Ländern die Übung von Armenpflege und Wohltätigkeit wesentlich auf dem Boden der Kirche ruhen blieb, entwickelte sie sich in den germanischen Ländern von der kirchlichen zur kirchlich-bürgerlichen und allmählich zur vollbürgerlichen Armenpflege. Entsprechend dieser Entwicklung blieb der kirchlichen Armenpflege in den germanischen Ländern nur noch eine bescheidene, ergänzende, eng an die Konfessionsgemeinschaften angeschlossene Stellung, während umgekehrt in den romanischen Ländern die in Kirchen, Klöstern, Ordensgemeinschaften und milden Stiftungen geübte Wohltätigkeit durch öffentliche Einrichtungen des Staates und der Gemeinden allmählich ergänzt wurde.

An diese öffentliche und halböffentliche Armenpflege schließt sich eine unübersehbare Zahl privater Wohltätigkeitseinrichtungen, die entweder ganz gleiche Zwecke wie jene verfolgen oder sie nach irgend welchen Richtungen

ergänzen. Ihre Träger sind Einzelpersonen oder Vereinigungen und Gesellschaften.

Das unterscheidende Merkmal zwischen öffentlicher Armenpflege und privater Liebestätigkeit bildet der öffentlich rechtliche Zwang. Jene *muß* in allen Fällen der Bedürftigkeit helfen, ganz ohne Rücksicht auf den dadurch verursachten Aufwand; bestimmend ist für sie lediglich das Bedürfnis der Armen. Frei von allem Zwang, betätigt sich die private Liebestätigkeit dagegen nur soweit sie will und mag, unter Umständen mit so reichen Mitteln, daß sie die öffentliche Armenpflege nahezu ersetzt. In Deutschland hatte die öffentliche Armenpflege bis zu ihrer Ordnung durch staatliche Gesetze den Charakter der Privatwohltätigkeit insofern nicht ganz abgestreift, als sie lediglich aus Kollekten, Stiftungsmitteln und freiwilligen Zuwendungen der Gemeinden schöpfte, sich also, wenn die Mittel nicht ausreichten, *er* schöpfte. Erst die seit Beginn des vorigen Jahrhunderts einsetzende Armengesetzgebung vollzieht den radikalen Schritt zur Zwangsarmenpflege, deren Mittel, soweit nicht andre Einnahmen zur Verfügung stehen, bis zur Höhe des wirklichen Bedarfs aus öffentlichen, d. h. aus steuerlichen Mitteln, zu decken sind. Und so zwingend steht das Gebot der allgemeinen Verpflichtung zur Armenpflege vor den Augen des Gesetzgebers, daß jede andre durch Gesetz, Sitte oder Gewohnheit zur Leistung von Armenpflege verbundene konfessionelle oder örtliche Gemeinschaft dieser Verpflichtung entbunden wird und nur der auf kommunaler Grundlage beruhenden Armengemeinde die öffentlich rechtliche Pflicht auferlegt wird, ohne Ansehen der Person, des Standes, der Nationalität und des Glaubens, in allen Fällen der Not helfend einzugreifen.

Die starke Empfindung dafür, daß der großen kommunalpolitischen Gemeinschaft diese Pflicht obliegt, beherrscht gegenwärtig so sehr die öffentliche Meinung, daß sie selbst da sich durchsetzt, wo Herkommen und historische Entwicklung dieser Auffassung widersprechen, d. h. vor allem in den romanischen Ländern. Frankreich, das seit Anfang des vorigen Jahrhunderts nur eine öffentliche Verpflichtung zur Fürsorge für Kinder und Geisteskranke kannte, erließ 1893 ein Gesetz, das den Gemeinden und Departements die Verpflichtung zur allgemeinen Krankenpflege auflegte. Wie sehr man sich bewußt war, neue Wege einzuschlagen, beweist das Wort des Ministers Dupuy, der bei Eröffnung des internationalen Kongresses für Armenpflege und Wohltätigkeit in Paris die Worte sprach: „Nous allons appliquer une législation nouvelle; nous faisons, en quelque sorte, le premier pas dans un monde nouveau au point de vue administratif.“ Und der langjährige ausgezeichnete Leiter des französischen Armenwesens, Monod, durfte in seiner Eröffnungsrede aussprechen, daß nur die öffentliche Gewalt imstande sei, die Aufgaben der Armenpflege in umfassender und methodischer Weise zu erfüllen, und die Aufgabe der öffentlichen Armenpflege in die Formel zusammenfassen: „L'assistance publique, à défaut d'autre assistance, est due à l'indigent qui se trouve, temporairement ou définitivement, dans l'impossibilité physique de pourvoir aux nécessités de l'existence“, d. h. daß mit Ausnahme der arbeitsfähigen Personen jede Art von Hilfsbedürftigen Gegenstand

der öffentlichen Armenpflege sein solle. Auf der Bahn dieser Erkenntnis weiter fortschreitend, hat Frankreich dem Gesetz von 1893 über die Krankenpflege 1905 das Gesetz, betreffend die obligatorische Fürsorge für alte, siechе und unheilbare Leute hinzugefügt. Sein erster Artikel lautet: „Jeder bedürftige Franzose, der nicht imstande ist, sich das für die Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse Erforderliche durch Arbeit zu erwerben und entweder über siebzig Jahre alt oder gebrechlich oder unheilbar krank ist, erhält nach den folgenden Bedingungen die durch das vorliegende Gesetz eingeführte Unterstützung." Die gleichzeitigen Bemühungen, die gesamten gesetzlichen Grundlagen der französischen Armenpflege in den Gemeinden neu zu ordnen, insbesondere kommunale Armenkommissionen an Stelle der „bureaux de bienfaisance" zu schaffen, haben sich in einem Gesetzentwurf, betreffend die „représentation des pauvres", verdichtet, der bisher vom Senat in erster Lesung angenommen worden ist.

Nicht minder interessant ist die Entwicklung in Italien, die mit dem Gesetz von 1890 über die öffentliche Einrichtung der Armenpflege begann (legge sulle istituzioni pubbliche della beneficenza). Wohlverstanden, nicht Einrichtungen der öffentlichen Armenpflege, sondern öffentliche Einrichtungen der Armenpflege. Noch das letzte große Gesetz vor diesem führte nur den Titel „Gesetz über die milden Stiftungen" (opere pie). Das neue Gesetz gibt der entschiedenen Tendenz Ausdruck, die sehr bedeutenden, in den milden Stiftungen vereinigten Mittel aus der Freiheit privater Wohltätigkeitsübung in die Gebundenheit gesetzlicher Verpflichtung hinüberzuführen. Geradezu radikale Vorschriften enthält das Gesetz, um veraltete, schädliche oder überflüssige Stiftungen zu beseitigen, indem es ihnen die Umwandlung gestattet und in gewissen Fällen gebietet, die Zusammenlegung kleiner, zersplitterter Stiftungserträge anordnet und die Träger der Wohltätigkeit zu einer Gesamtverwaltung in der „congregazioni di carità" verbindet. Daß eben dasselbe Gesetz die Mitwirkung der Geistlichkeit in der Ortsverwaltung ausschloß, ist zwar nach Ansicht vieler Sachkundiger ein Fehler gewesen; aber die Vorschrift bietet den deutlichsten Beweis, wie sehr man bemüht war, die Verwaltung auf den sicheren Boden der öffentlichen Gewalt zu stellen. Auch wurden gleichzeitig erhebliche Leistungen dieser öffentlichen Gewalt auferlegt; Staat, Provinzen und Gemeinden haben zu den verschiedenen Aufgaben der Armenpflege Zuschüsse zu leisten, die sich auf jährlich 70—80 Millionen Lire belaufen.

Dieselbe Tendenz zur Konsolidierung der vorhandenen Mittel und zur Sicherstellung ihrer Verwendung auf öffentlich rechtlicher Grundlage verfolgen die Entwürfe eines belgischen und eines niederländischen Gesetzes, die allerdings seit langem ihrer Verabschiedung bei den gesetzgebenden Körperschaften harren.

Besonders bemerkenswert ist die Entwicklung in Elsaß-Lothringen, das bis 1870 der allgemeinen französischen Gesetzgebung unterstand und von der allgemeinen deutschen Armengesetzgebung aus politischen Gründen zunächst ausgeschlossen wurde. Unaufhörlich sind seitdem die Klagen über die Unzulänglichkeit der Armenpflege in den Reichslanden gewesen; eine nicht un-

bedeutende Literatur erwuchs über den Gegenstand. Eben jetzt wird endlich Ernst gemacht, mit dem alten Herkommen zu brechen und die im übrigen Deutschland anerkannte öffentlich-rechtliche Verpflichtung zur Armenpflege auch auf Elsaß-Lothringen auszudehnen. Der kaiserliche Statthalter von Elsaß-Lothringen hat im Frühjahr 1906 dem Landesausschuß eine Denkschrift überreicht, die zu den nachfolgenden Schlußfolgerungen gelangt: daß die dermalige Lage des Armenwesens in Elsaß-Lothringen den Anforderungen, die in der heutigen Zeit an die öffentliche Armenpflege gestellt werden müssen, nicht mehr genügt, eine Neuregelung dieses wichtigen Zweiges der sozialen Fürsorge nicht länger hinausgeschoben werden und daß die Neuregelung nur auf dem Wege der Einführung des Reichsgesetzes über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 erfolgen kann.

II.

Über den Umfang der für Zwecke der Armenpflege und Wohltätigkeit zur Verfügung stehenden Mittel gibt es keine genauen ziffernmäßigen Nachweisungen. In Deutschland besitzen wir nur eine Gesamtnachweisung über die Leistungen der öffentlichen Armenpflege von 1885, die über einen Aufwand für diese Zwecke in Höhe von rund 90 Mill. Mark berichtet, mit dem rund 1,6 Mill. Menschen unterstützt wurden. Nimmt man an, daß die Vermehrung des Aufwandes mit der Bevölkerungszahl gleichen Schritt gehalten hat, und würdigt man die Tatsache, daß gewisse Gebiete der Fürsorge, namentlich für Kinder und Kranke, gerade in dem letzten Jahrzehnt einen außerordentlichen Aufschwung genommen haben, so wird man nicht fehlgreifen, wenn man für den gegenwärtigen Aufwand der öffentlichen Armenpflege den Betrag von 125 Mill. Mark einsetzt. Bayern, das eine regelmäßige Statistik führt und alljährlich veröffentlicht, wendete im Jahre 1902 bei einer Bevölkerung von etwas über 6 Mill. Einwohner den Betrag von 9892444 Mark für die öffentliche Armenpflege auf. Hierzu treten die Leistungen der stiftungsmäßigen und kirchlichen Armenpflege, für die es ebenfalls an einer zuverlässigen Nachweisung für ganz Deutschland fehlt. Für Bayern bestanden nach dem letzten Ausweis von 1904 rund 7000 Stiftungen für diese Zwecke mit einem Vermögen von über 280 Mill. Mark. Berlin besitzt etwa 1200 Einrichtungen, die in der einen oder andern Form von Stiftungen, Kirchengemeinschaften, Anstalten, Vereinen und Gesellschaften betrieben werden. Die von der städtischen Stiftungsdeputation verwalteten Stiftungen allein verfügen über ein Vermögen von 50 Mill. Mark. Was in der Großstadt daneben von einzelnen Privatwohltätern geleistet wird, entzieht sich jeder Berechnung. Für London haben Sachkundige diese Leistungen auf mehr als 100 Mill. Mark veranschlagt, eine Summe, die von der amerikanischen Wohltätigkeit unzweifelhaft noch übertroffen wird. Für England und Wales weist der jährliche Bericht der Staatsaufsichtsbehörde eine Ausgabe für Zwecke der öffentlichen Armenpflege von 3,1 Mill. Pfd. Sterl. (= 62 Mill. Mark) nach. Dazu treten die unter der Aufsicht der „Charity commissioners“ stehenden fundierten Stiftungen in der bisher festgestellten Zahl von 25528

mit einem Vermögensstock von 25 Mill. Pfd. Sterl. (etwa 500 Mill. Mark). Das Pariser Auskunftsbuch „Paris charitable et prévoyant“ gibt ein Verzeichnis von mehr als 3000 Einrichtungen und Anstalten der reinen Privatwohltätigkeit. Die amtliche Armenpflege versorgte 1903 durch mehr als 16000 „bureaux de bienfaisance“ etwa 1,4 Millionen Arme, wofür etwa 45 Mill. Francs zur Verfügung standen. Das Vermögen dieser Bureaux betrug zur selben Zeit 446 Mill. Francs. In Italien veranstaltete man zur Begründung des schon erwähnten Gesetzes über die Armenpflege eine Statistik der milden Stiftungen, durch die im Jahre 1880 ein Gesamtvermögen von 1716 Mill. Lire nachgewiesen wurde, zu dem im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre mehr als 400 Mill. hinzugekommen sind. Für die Vereinigten Staaten von Amerika ist kürzlich eine Nachweisung der gesamten Fürsorgeanstalten mit Ausschluß der öffentlichen Armenhäuser und ähnlicher Anstalten der öffentlichen Armenpflege erschienen. Danach bestehen in Amerika 4207 Anstalten für Kinder, Krankenhäuser, Zufluchtshäuser u. dgl., von denen 485 öffentlichen Charakter haben, während 1363 von Kirchengemeinden, 2359 von der Privatwohltätigkeit ins Leben gerufen sind. Fast die Hälfte dieser Anstalten verdankt ihre Entstehung den letzten fünfzehn Jahren.

Die vorstehenden Ziffern geben eine Andeutung davon, um welch ungeheure Summen es sich hier handelt. Man sollte angesichts dieser Ziffern annehmen, daß damit dem vorhandenen Bedürfnis einigermaßen genügt sein möchte. Dem ist nicht so. Trotz des fortdauernd steigenden Aufwandes für diese Zwecke sind die Klagen über ihre Unzulänglichkeit allgemein. Die Klagen sind verschieden begründet. Sie zielen keineswegs immer auf Unzulänglichkeit der Mittel, sondern ebenso oft auf mangelhafte Verwaltung, verschuldet durch Gleichgültigkeit oder durch Festhalten an überliefertem Herkommen. In Amerika gibt die Verwendung der Mittel zu politischen Zwecken diesen Klagen ihre besondere Note. In Italien und Frankreich wird über den Schlendrian der Verwaltung geklagt. Daß in allen Ländern, Deutschland nicht ausgenommen, die ländliche Armenpflege ungenügend ist, namentlich was ärztliche Versorgung und Krankenpflege betrifft, darüber besteht nur eine Stimme. In den Städten fehlt es, je größer und wohlhabender sie sind, in der Regel nicht an den Mitteln zu ausreichender Armenpflege, sondern vor allem an den geeigneten helfenden Kräften. Hier ist die Frage guter Armenpflege in erster Linie eine Frage der Organisation. Denn wie immer die Armenpflege sich gestalten mag, ob sie in kleinen oder großen Verhältnissen geübt werde, ob mit geringen, ob mit beträchtlichen Mitteln, wesentlich ist ihr, daß der Helfende dem Bedürftigen ganz nahe tritt, seine Verhältnisse bis ins einzelne durchdringt und diesen Verhältnissen seine Hilfe anpaßt. Anders ist Arbeitsfähigen als Arbeitsunfähigen, anders der Ehefrau als der Witwe, anders dem Kinde als dem Greise zu helfen. Ob ein Mensch von allen Hilfsmitteln entblößt ist oder ob ihm in seinen Kindern, seinen sonstigen Angehörigen, in den Verpflichtungen dritter Personen, in dem Besitz von Vermögen, in dem Bezug von Renten, Pensionen und dergleichen Hilfsquellen zu Gebote stehen, die ganz oder teilweise seinen notdürftigen Lebensunterhalt

decken: dies alles ist zu wissen nötig, um das Maß der Hilfsbedürftigkeit richtig beurteilen zu können. Aber dieses Urteil wird nicht durch schriftlichen Bericht, durch Erzählung von dritter Seite gewonnen; es kann nur geschöpft werden aus unmittelbarer Erforschung der Umstände, in denen der Bedürftige lebt, durch Erkundigungen, die seine häuslichen Verhältnisse, seinen Leumund betreffen, durch Feststellungen, die die Größe seiner Familie, die Beschaffenheit seiner Wohnung usw. ermitteln. Vor allem aber muß der, der helfen will, den Bedürftigen Auge in Auge gesehen, muß den unmittelbaren persönlichen Eindruck des Bedürftigen und seiner Familie gewonnen haben und die Erkundigungen an andern Stellen durch diesen *unmittelbaren persönlichen* Eindruck ergänzen, um ein Gesamtbild aus allen diesen Eindrücken sich schaffen zu können. Und wenn dies Bild gewonnen, wenn ein Urteil gebildet ist, ob und wie dem Bedürftigen zu helfen ist, welche besonderen Mittel anzuwenden sind, dann hat der Helfer die Hilfe wiederum in unmittelbarer Beziehung zu dem, dem geholfen werden soll, zu gewähren. Dann soll er dem Bedürftigen mit den richtigen Mitteln beratend und helfend, als ein Freund und Pfleger zur Seite stehen. Dies ist, was wir „Hilfe von Mensch zu Mensch" nennen, nicht etwa *eine* der Arten, wie man dem Bedürftigen helfen kann, sondern *die einzige Art*.

So bedarf es denn für die eigentlich armenpflegerische Tätigkeit in erster Linie der helfenden Menschen, die dem Hilfesuchenden gegenübertreten. Je kleiner die Verhältnisse eines Gemeinwesens, um so leichter ist dieser Anforderung zu genügen. Der Vorsteher eines Dorfes, der Geistliche einer ländlichen Gemeinde, der Gutsherr, sie alle haben die paar Leute, die der Hilfe bedürftig sind, vor Augen, kennen sie meist seit langer Zeit und wissen genau, ob und in welchem Maße sie der Hilfe bedürfen. Je größer die Verhältnisse werden, je zahlreicher die Klasse derjenigen, die auf Armenpflege und Wohltätigkeit angewiesen sind, umso schwieriger ist es, die Zustände des Bedürftigen festzustellen. Daher bereitet in kleinen Verhältnissen meist die Beschaffung der zur Armenpflege erforderlichen Mittel die eigentliche Schwierigkeit, während in größeren Verhältnissen und namentlich in der Großstadt die Organisation der helfenden Kräfte das Hauptproblem geordneter Hilfstätigkeit bildet.

III.

Man weiß, daß das Problem guter Organisation durch die Elberfelder Armenordnung von 1852 gelöst wurde, der es gelang, die bekannten Elemente gesunder Armenpflege in glücklicher Weise zusammenzufassen und neu zu ordnen, in so glücklicher, daß sie weit über die Grenzen Elberfelds hinaus bekannt wurde und noch gegenwärtig unter dem Namen des *Elberfelder Systems* nicht als *ein*, sondern als *das* Muster der Organisation öffentlicher Armenpflege angesehen wird. Sein Wesen kann man in zwei Worte zusammenfassen, die leider nicht durch gleichwertige deutsche Worte ersetzt werden können: *Individualisierung* und *Dezentralisation*, d. h. Einteilung des Gemeindegebiets in Bezirke und ihre Ausstattung mit einer ihrem Umfang angemessenen Zahl von helfenden Kräften, die dem Hilfesuchenden persönlich

nahetreten, seine Verhältnisse sorgfältig prüfen und unter Würdigung aller Umstände zur Entscheidung darüber gelangen, ob und wie ihm geholfen werden soll. Das Elberfelder System ist Gegenstand mannigfaltigen Studiums und ausgedehnter literarischer Erörterungen geworden; nicht weniger als fünfzig inländische und ausländische Schriften sind darüber erschienen. Wenn es trotz aller Bemühungen nur in Deutschland und in den stammverwandten Städten einiger österreichischer Kronländer und einiger schweizerischer Kantone Eingang gefunden hat, so hängt dies mit der historischen Entwicklung des deutschen Gemeindewesens zusammen, in dem die ehrenamtliche Tätigkeit seiner Bürger die feste, nicht zu verrückende Grundlage bürgerlicher Selbstverwaltung bildet. Diese Voraussetzung weist trotz des demokratischen, die Selbstverwaltung noch weit stärker betonenden Verfassungslebens die englische und die amerikanische öffentliche Armenpflege nicht auf. In England ist die Armenpflege den selbstverwaltenden Körperschaften der „Poor Law Guardians“ übertragen, die die Prüfung der einzelnen Fälle nicht selbst besorgen, sondern sie bezahlten Beamten überlassen. In Amerika ist die öffentliche Armenpflege vorzugsweise auf geschlossene Armenpflege beschränkt, so daß hier für die dem deutschen System naturgemäße offene Armenpflege fast gar kein Raum bleibt. In Frankreich, Belgien und Holland wiederum sind die „bureaux de bienfaisance“ Einrichtungen, die nur indirekt mit der Gemeindeverwaltung verknüpft sind. Dasselbe gilt von den „congregazioni di carità“, die in Italien die örtliche Armenpflege bilden.

Um so bemerkenswerter ist die für alle Kulturländer wahrzunehmende Tendenz der Privatwohltätigkeit, sich die Grundzüge des Elberfelder Systems zu eigen zu machen. Es sind namentlich die in England und nach seinem Muster in den Vereinigten Staaten begründeten „Charity Organisation Societies“, die ein dem Elberfelder System ähnliches Bezirkssystem einzurichten bemüht sind und vor allem den Grundsatz der Individualisierung hochhalten. In Amsterdam ist es beispielsweise die bekannte Wohltätigkeitsgesellschaft „Liefdadigheid naar Vermogen“, die seit 1892 diese Grundsätze befolgt. Dasselbe gilt von verschiedenen schweizer Wohltätigkeitseinrichtungen, so namentlich in Zürich und Basel. Auch mag hier die Einführung des Elberfelder Systems in der Armenverwaltung von Moskau 1894 erwähnt werden, bei der es sich um eine halb amtliche, halb private Verwaltung handelt.

IV.

Die Elberfelder Armenordnung von 1852 ist, aller Anpassung an moderne Bedürfnisse ungeachtet, aus alten Fäden gewoben. Die Frauenbewegung und die soziale Bewegung geben dem Gewebe neuen Einschlag. Nicht etwa, daß es sich darum handelte, den Wert der Frau als Helferin erst neu zu erkennen. Deren Wert trat schon in der alten christlichen Diakonie hervor und ist in einer weit ausgedehnten kirchlichen und privaten Wohltätigkeit von alters her von Bedeutung gewesen. Aber von der öffentlichen Armenpflege waren Frauen bis vor kurzer Zeit ebenso wie von allen andern öffentlichen Berufen ausgeschlossen. Nach und nach ist die Forderung, Frauen an der Armenpflege zu beteiligen, aus der Frauenbewegung selbst herausgewachsen

und hat zu ihrer Befriedigung gedrängt. Es bedarf keiner näheren Ausführung, daß Zustände und Ursachen der Armut überwiegend mit dem Hause und dem häuslichen Leben aufs engste zusammenhängen und im Grunde dem Verständnis und den Fähigkeiten der Frau weit näherliegen als denen des Mannes. Ja man darf aussprechen, daß die Frau die geborene Helferin der Armen ist. Aber durch die Frauenbewegung sind die Frauen selbst sich zum Bewußtsein darüber gekommen, daß für ihre Tätigkeit nicht das Bedürfnis der Armen allein entscheidend sei. Ein immer stärker empfundenes Bedürfnis der Frau spricht mit, zugleich ein Feld befriedigender Tätigkeit für sich selbst zu gewinnen. Nicht Emanzipation im übeln Sinne des Wortes, sondern Freiheit der Frau, überall da ihre Kräfte und Fähigkeiten verwenden zu dürfen, wo ihre Verwendung möglich, nützlich oder gar nötig ist. Einsichtige Armenverwaltungen und Vertretungen öffentlicher Körperschaften haben sich der Berechtigung dieser Forderung nicht verschlossen. Der deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit, an dessen Leitung Frauen keinen Teil haben, der preußische Städtetag, der ebenfalls nur von Männern geleitet und beschickt wird, haben übereinstimmend die Notwendigkeit der Heranziehung von Frauen zur öffentlichen Armenpflege und Waisenpflege ausgesprochen. Eine nicht unerhebliche Zahl von Städten, unter denen als erste Kassel zu nennen ist, hat die Frauen infolgedessen mit gleichen Rechten und Pflichten wie die Männer in die öffentliche Armenpflege eingegliedert. Von andern mögen Berlin, Köln, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Königsberg, Danzig, Wiesbaden usw. genannt sein. Überall wird von der Tätigkeit der Frauen das Günstigste berichtet. Bonn, das 1899 die Zulassung der Frauen ausgesprochen hat, bildet eine interessante Besonderheit insofern, als es die einzige Stadt Deutschlands ist, in der das weibliche Element das männliche überwiegt. Vereinzelt sind einige Städte dazu übergegangen, den Frauen auch Sitz und Stimme nicht nur unter den Armenpflegern, sondern auch in der Leitung der Armenpflege zu gönnen. Berlin ist auf diesem Gebiet verhältnismäßig am rückständigsten; obwohl es seit länger als fünf Jahren die Zulassung der Frauen amtlich eingeführt hat, sind bisher nicht mehr als vierzig Frauen in der öffentlichen Armenpflege tätig geworden. Nicht weil die Verwaltung sie für weniger geeignet erachtete, sondern weil die männlichen Pflegeorgane sich überwiegend dagegen zur Wehr setzten, mit Frauen zusammenzuarbeiten. Doch zweifle ich nicht, daß diese Widerstände um so mehr überwunden werden müssen, als die Hilfstätigkeit der Frauen gar nicht mehr entbehrt werden kann.

Charakteristisch ist es, daß in den Vereinigten Staaten ein nahezu umgekehrtes Verhältnis statt hat. Dort setzt sich die Helferschaft in den großen Wohltätigkeitsgesellschaften und in den Settlements überwiegend aus Frauen zusammen. In England haben die Frauen 1894 auf diesem Gebiete das aktive und passive Wahlrecht erhalten. Ihre Zahl ist in den Armenverwaltungen seitdem auf mehr als 1000 angewachsen. Sehr zahlreich sind sie in der Fürsorge für Kinder tätig; in der leitenden Behörde sind Frauen als Inspektorinnen der Waisenpflege angestellt und bewähren sich dort vorzüglich. Dasselbe gilt für Frankreich.

Die soziale Bewegung macht sich für die Frage der Organisation in der stark anwachsenden Verwendung berufsmäßiger helfender Kräfte neben den freiwilligen Helfern geltend. Sie drängt in ganz andrer Weise als die nur auf religiöse und philanthropische Motive gestützte Wohltätigkeit zur Erkenntnis der gesellschaftlichen Zustände und ihrer Folgeerscheinungen. Dem Tieferblickenden ist der Arbeitslose nicht ein Mensch, der im Augenblick wegen mangelnder Beschäftigung kein Verdienst hat und darum Not leidet, sondern er sucht zu ergründen, worauf die Arbeitslosigkeit beruht, ob sie individueller Natur, etwa auf Neigung zum Müßiggang, zur Trunksucht, zur Liederlichkeit zurückzuführen ist, oder ob es sich um eine Arbeitslosigkeit handelt, die weitere Kreise ergriffen hat, mit industriellen Krisen, Arbeitseinstellungen und dergl. zusammenhängt. Die tieferdringende Betrachtung lenkt den Blick von dem Schicksal des einzelnen fort auf allgemeine Zustände. Man begreift, daß zu ihrer Erkenntnis und zur Anwendung der richtigen Mittel, um wirksam zu helfen, ein ernsthaftes Studium gehört, das nicht durch die Regung des guten Herzens allein ersetzt werden kann. So leitet mit logischer Notwendigkeit die Einsicht in diesen Zusammenhang zu der Forderung, die helfenden Kräfte zur Hilfe dadurch geschickter zu machen, daß man sie über die zur Armut führenden Ursachen und über die Hilfsmittel zu ihrer Bekämpfung oder Beseitigung planmäßig belehrt.

Mit dieser Einsicht verbindet sich eine veränderte Auffassung von der Übung der Wohltätigkeit überhaupt. Sie steht in Widerspruch mit der älteren naiveren Auffassung, daß man die Mittel, die der Wohltätigkeit zur Hilfe für die Armen anvertraut sind, auch nur für die Armen selbst verwenden dürfe. Es wird mehr und mehr anerkannt, daß diese Verwendung nur durch ungeschulte und auch ihrer Zahl nach meist unzureichende Kräfte in Wahrheit keine Wohltat für die Armen, sondern vielfach eine nutz- und planlose Verschwendung von Mitteln bedeutet. Wahrhaft sparsam ist eine Verwaltung, die die besten Kräfte zur Verfügung stellt, um die vorhandenen Mittel für die richtigen Leute zur rechten Zeit und am rechten Ort zu verwenden. Diese Auffassung hat namentlich in Amerika außerordentlich an Boden gewonnen und bei allen größeren Gesellschaften zur Anstellung der sogenannten Generalsekretäre und einer großen Zahl besoldeter Helfer und Helferinnen geführt. Dem Einwand, daß die Liebestätigkeit dadurch an Wert verliere, daß der Helfer dafür eine Vergütung erhalte oder sie zu einem Erwerbsberuf mache, wird nicht ohne Grund folgendes erwidert: Es gibt eine ganze Reihe von Berufen, die nichts mit geschäftlichem Erwerb, sondern nur mit der Schaffung ideeller Werte zu tun haben, wie die des Richters, des Arztes, des Geistlichen, des Lehrers. Und so wenig deren Tätigkeit geringer geschätzt wird, weil sie dafür ein Gehalt oder ein Honorar empfangen, so wenig verliert die Arbeit auf diesem Gebiet an Wert, weil die Tätigkeit vergolten wird. Aber freilich setzt die Erhebung der Arbeit auf eine höhere Stufe voraus, daß sie wirklich mit besserer Einsicht und umfassenderer Kenntnis ausgeübt wird. Es mag sein, daß in Amerika die Not der Verhältnisse hierzu getrieben hat. Aber Tatsache ist es, daß gerade von dort die Anregung ausgegangen ist, helfende

Kräfte heranzubilden und in den „Philanthropic Schools“, wie man sie genannt hat, Pflanzstätten tüchtiger Pflegekräfte zu geben.

Derartige Schulen sind in Neuyork, Chicago und Boston entstanden. Um dem Bedürfnis zu genügen, begann man zunächst mit Ferienkursen, die sich sehr erfolgreich erwiesen; doch reichten sie für das volle Bedürfnis nicht aus, zeigten vielmehr nur den Weg an, auf dem weiter vorzugehen war. Man begründete dann in Neuyork im Winter 1903/4 einen Unterricht, der sich auf die Nachmittags- und Abendstunden erstreckte, aber auch noch nicht ganz seinen Zweck erreichte, weil die Teilnehmer von ihren Tagesgeschäften ermüdet hinkamen. So entschloß man sich zu dem letzten Schritt, der eigentlichen Fachschule, in der sich die Schüler während der ganzen Schulzeit ausschließlich diesem Studium widmen. Die Lehrer sind Fachleute von Ansehen. Die Kurse zerfallen in Abteilungen, die jede mehrere Reihen von Vorträgen umfassen; es werden die Fragen der Wohltätigkeit im allgemeinen, Bevölkerungsfragen, soziale Arbeit, offene Armenpflege, Kinderfürsorge usw. behandelt. In Chicago ist die Universität in ihrer Abteilung für Soziologie die Trägerin der Bewegung; auch hier sind die kürzeren Kurse seit 1905 zu eigentlicher schulmäßiger Ausbildung erweitert. Es werden drei Hauptformen unterschieden: die Kurse für vorgeschrittene Studenten, die den Beruf des Beamten oder Lehrers auf diesem Gebiet vor Augen haben, die Schule religiöser und sozialer Wissenschaft für Studenten, die einmal Verwalter oder Helfer wohltätiger Einrichtungen werden oder einfach ihre Pflichten als gute Bürger erfüllen wollen, endlich der Kursus für Personen, die bereits Stellungen als Helfer oder Verwalter in öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten bekleiden. In Boston ist die Schule der Wohltätigkeit 1904 in Verbindung mit der Harvard-Universität begründet; auch hier theoretische und praktische Schulung. Die Schulen sind beiden Geschlechtern geöffnet. Doch überwiegt, wie schon bemerkt, das weibliche Geschlecht in hohem Grade.

Eine verwandte Einrichtung befindet sich in Amsterdam, die „Opleidingsinrichting voor socialen arbeid“, die ebenfalls eine theoretische und praktische Ausbildung zum Gegenstande hat, die zum Teil noch über den Bedarf der reinen Wohltätigkeit hinausgeht. Der Kursus dauert regelmäßig zwei Jahre und ist Schülern beiderlei Geschlechts geöffnet. Für die Aufnahme ist ein Alter von dreiundzwanzig Jahren und das Zeugnis einer höheren Schule vorgeschrieben; jüngere Personen werden zu einem vorbereitenden Kursus zugelassen. Zuhörer dürfen an allen Kursen teilnehmen. Das erste Jahr dient hauptsächlich der allgemeinen Vorbereitung; für das zweite treffen die Schüler die Wahl, welchen speziellen Zweigen sie sich widmen wollen. Neben dieser Schule unterhält die große Wohltätigkeitsgesellschaft „Liefdadigheid naar Vermogen“ noch kleinere, sechs Lektionen umfassende unentgeltliche Kurse.

In Deutschland ist es die Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M., die sich die planmäßige Organisation der Fürsorgetätigkeit zur Aufgabe gemacht hat. Hiermit ist eine Ausbildung und praktische Übung der dort beschäftigten freiwilligen Hilfskräfte verknüpft. Die länger dauernde Beschäftigung unter guter Leitung wird zwar als die beste Form der Ausbildung betrachtet;

da sie jedoch nicht für alle erreichbar war, richtete man kürzere Kurse ein, um Leuten, die praktisch bereits gearbeitet haben, Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Kenntnisse zu geben. Sie sollen mit der theoretischen Belehrung durch Vorträge und Erörterungen die Kenntnisnahme von Anstalten und Einrichtungen durch persönliche Besichtigung verbinden und auch den Teilnehmern Gelegenheit geben, in persönliche Fühlung mit den Leitern und Beamten der Anstalten zu treten.

Eine derartige Schulung durch größere und gut geleitete Vereine und Gesellschaften trifft man häufiger, auch ohne daß die Einrichtung als eigentliche Bildungsanstalt bezeichnet wird. Dahin gehören das „Office central des œuvres de bienfaisance" in Paris, die „Charity Organisation Society" in London und die zahlreichen, dem Muster von Paris und London nachgebildeten Einrichtungen. Für Deutschland möchte ich namentlich die Auskunftsstelle der Gesellschaft für ethische Kultur hervorheben, die die Prüfung der ihrer Sorge anvertrauten Fälle in geradezu vorbildlicher Weise besorgt und zahlreiche Kräfte durch die überaus gewissenhafte Form der Ermittlungen und die Besprechung der Art der Hilfe zu schulen weiß. Auch sind hier die verwandten Bestrebungen des katholischen Charitasverbandes und der evangelischen inneren Mission zu erwähnen.

Wenn in diesen Ausbildungsmöglichkeiten das weibliche Element tatsächlich stark überwiegt, so hat daran, wie schon angedeutet, das Bedürfnis der Frau ebenso starken Anteil wie das Bedürfnis der Armen. Doch wird für die Frauen im Zusammenhang der von der Frauenbewegung geförderten Bestrebungen noch etwas mehr gefordert als lediglich die Ausbildung für Wohltätigkeitszwecke. Es wird ganz allgemein die Forderung erhoben, daß jedes Mädchen die übliche Schulbildung dadurch ergänze, daß sie sich mit den Einrichtungen der öffentlichen Verwaltung, mit den Grundlehren der Volkswirtschaft, der Hygiene, der Pädagogik und der Armenpflege vertraut mache. Falls sie heiratet, so sagen die Vertreter dieser Forderung, werde diese Erkenntnis ihrem Beruf als Frau und Mutter in hohem Maße zugute kommen, werde sie mit anderm und besserem Verständnis an der Arbeit des Mannes teilnehmen, die Pflege und Erziehung der Kinder leiten können. Heirate sie aber nicht, so werde sie dadurch befähigt werden, ein nützliches Glied in der menschlichen Gesellschaft zu bilden und sich namentlich auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege verdient zu machen, und, indem sie dem Bedürftigen helfe, sich selbst innere Befriedigung schaffen. Diese Auffassung ist neuerdings wiederholt begründet worden. Der Versuch ihrer praktischen Verwirklichung wurde namentlich durch den 1894 begründeten evangelischen Diakonieverein gemacht, dessen Arbeit in erweitertem Umfange der Verein Frauendienst aufgenommen hat. Spezieller dem Zwecke der Ausbildung für Armenpflege und Wohltätigkeit dienen die Bestrebungen der sogenannten Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit, die 1894 in Berlin begründet wurden. In ihrem Programm heißt es: „Es handelt sich darum, junge Mädchen und Frauen zu ernster Pflichterfüllung im Dienste der Gesamtheit heranzuziehen." Die Gruppen sind direkt aus dem Bedürfnis der Praxis erwachsen. Es werden

regelmäßig theoretische Kurse abgehalten, in denen Armenpflege und Wohltätigkeit, Versicherungswesen, Bürgerkunde, Fürsorge für Kinder, Fragen aus der Volkswirtschaftslehre usw. in Kursen behandelt werden, die zwölf bis vierundzwanzig Wochen lang wöchentlich ein bis zwei Stunden dauern. Damit Hand in Hand geht die praktische Ausbildung, die durchaus im Vordergrunde steht. Eine sehr wesentliche Bedeutung kommt der Vermittlung von Helferinnen an Armen- und Wohltätigkeitsanstalten zu, wie Kinderbewahranstalten, Kinderhorte, Krankenanstalten, Blindenanstalten usw. Die Berliner Wohltätigkeitsinstitute haben sich nach und nach gewöhnt, soweit es sich nicht um technisch geschultes Personal handelt, ihre freiwilligen Helferinnen von den sozialen Hilfsgruppen zu erhalten. In einigen deutschen Städten, so in Königsberg, Mannheim, Halle, Kassel und auch in Wien sind Gruppen nach dem Berliner Vorbild entstanden. Auch hier sind ähnliche Bestrebungen der evangelischen inneren Mission und namentlich des deutsch-evangelischen Frauenbundes zu erwähnen, der kürzlich eine christlich-soziale Frauenschule in Hannover eröffnet hat.

Neben diesen Schulen für allgemeine Ausbildung gibt es eine Reihe von Einrichtungen, die die Ausbildung in Spezialfächern, namentlich auf dem Gebiete der Kinderfürsorge, der Krankenpflege, der ersten Hilfe bei Unfällen und dergleichen zum Gegenstande haben. Namentlich sind die Bestrebungen von Bedeutung, dem Lande geschulte krankenpflegerische Kräfte zu gewinnen, an denen es fast ganz mangelt. Dahin gehören die Kurse der rheinischen Frauenhilfe, die auf eine Dauer von zehn Wochen bemessen sind. In ihnen sollen tüchtige, auf dem Lande ansässige Frauen und Mädchen unentgeltlich in die Anfangsgründe der häuslichen Krankenpflege und Hygiene eingeführt und so in den Stand gesetzt werden, den kleinen Landgemeinden, deren Mittel meistens für die Anstellung einer Gemeindeschwester nicht ausreichen, die Wohltat einer sachverständigen Krankenpflege zuteil werden zu lassen. Sehr verwandte Tendenzen verfolgt auch der Charitasverband für das katholische Deutschland, der in ähnlichen Kursen von sechswöchentlicher Dauer Krankenpflegerinnen ausgebildet hat. Das Werk soll mit Unterstützung der rheinischen Landesversicherungsanstalt erweitert werden, um eine schulgerechte, mindestens sechsmonatliche Ausbildung von besonderen berufsmäßigen Landkrankenpflegerinnen zu erreichen. Das stete Wachsen der Arbeit und die Notwendigkeit einer stärkeren Befestigung und Förderung des Unternehmens hat dazu geführt, für das Werk einen eigenen Verein, aber als Zweigverein des Charitasverbandes, mit dem Sitz in Arenberg unter dem Titel „Charitasvereinigung für Landkrankenpflege und Volkswohl" zu gründen. Der Verein bezweckt: 1. die bisher vom Charitasverband in Arenberg abgehaltenen Krankenpflegerinnenkurse fortzuführen und zu vervollkommnen; 2. allgemeine, der Krankenpflege und dem Volkswohl auf dem Lande dienende Einrichtungen und soziale Fürsorgestellen zu fördern. — Ähnliche Bestrebungen verfolgen der vaterländische Frauenverein und die Organisation vom Roten Kreuz.

V.

Das Problem der Organisation ist nicht damit erschöpft, daß nur für ein einzelnes Gemeinwesen, für eine einzelne Wohltätigkeitsgesellschaft eine Ordnung gesucht wird, die dem Grundsatz der Individualisierung und Dezentralisation entspricht. Man braucht sich nur die Ziffern, die weiter oben angeführt wurden, gegenwärtig zu halten, um zu begreifen, daß keine geordnete Organisation denkbar ist, wenn nicht auch die einzelnen Träger der Privatwohltätigkeit unter sich organisiert sind, das heißt in wechselseitige Verbindung zueinander gesetzt werden. Kaum eine Frage ist in neuerer Zeit eingehender und gründlicher erörtert worden als die sogenannte Verbindung der Wohltätigkeitsbestrebungen. Die ungemeine Mannigfaltigkeit der verschiedenen Einrichtungen der Armenpflege und Wohltätigkeit, die in Paris und London über 3000, in Berlin mehr als 1200 Einzelorganisationen umfassen, birgt zwei ernste Gefahren: die der Zersplitterung auf der einen, die der Überhäufung mit Wohltaten auf der andern Seite. Jeder, der in irgendeiner Form Wohltätigkeit übt und hierbei lediglich der Regung des guten Herzens folgt, erlebt einmal den Tag, an dem er sich von seiner Wohltätigkeit bitter enttäuscht fühlt. Ich darf hier an die in einem früheren Aufsatz dargestellten Bettlertypen erinnern[1]). Jeder meiner Leser wird in der Lage gewesen sein, derartige Typen aus eigener Anschauung kennen gelernt und wahrgenommen zu haben, daß er gleichzeitig mit andern Freunden und Vereinen das Opfer des gleichen, meist sehr plumpen Manövers geworden ist. Denkt er nun ein wenig über die Frage nach, wie er solchem Manöver zum zweiten Male entrinnen kann, so muß sich ganz von selbst der Wunsch ergeben, erfahren zu können, was andre Träger der Wohltätigkeit, die öffentliche Armenpflege, die Kirche, die Vereine oder Stiftungen bereits für den Hilfesuchenden getan haben, wie sie den Bittsteller beurteilen und dergleichen mehr. Gibt es etwas Einfacheres, als eine Zentralstelle zu errichten, bei der alle Nachrichten über Unterstützungen zusammenfließen, von welcher Seite sie auch gekommen sein mögen? Wird die Doppelunterstützung oder gar Überhäufung des einzelnen mit Gaben, wird nicht die Heranzüchtung des Bettlers dadurch unmöglich gemacht? Der Gedanke ist, wie gesagt, so einfach, daß er sich von selbst aufdrängt und tatsächlich in einer großen Reihe von Städten zu praktischen Einrichtungen dieser Art geführt hat, die sich in Deutschland Auskunftsstellen, Zentralen für private Fürsorge, in England und Amerika „Charity Organisation Societies“, in Frankreich „Offices centraux des œuvres de bienfaisance“ nennen. So einfach aber der Gedanke ist, seine technische Ausführung bietet außerordentliche Schwierigkeiten. Dennoch bildet diese Zentralisierung von Nachrichten über den einzelnen Bedürftigen an einer Zentralstelle und die Auskunftserteilung daraus das einzige Mittel, um auf der einen Seite Mißbrauch der Wohltätigkeit zu verhüten, auf der andern die Gaben an der richtigen Stelle zu verwenden. Wer von meinen Lesern in einer größeren

[1]) „Das Bettelwesen in Großstädten“. Vergl. „Deutsche Rundschau“, 1900, Bd. CIII, S. 221 ff.

Stadt lebt, sollte nicht versäumen, sich nach dem Vorhandensein einer derartigen Stelle zu erkundigen, sie, wenn sie nicht vorhanden ist, ins Leben rufen helfen und in keinem Falle Unterstützung gewähren, ohne diese Stelle vorher befragt zu haben. In Berlin ist es die mehrgenannte Auskunftsstelle der Gesellschaft für ethische Kultur, die demnächst ihren Namen mit dem einer Zentrale für private Fürsorge vertauschen will, daneben auch der Verein gegen Verarmung und die Zentralstelle der städtischen Stiftungsdeputation, in Frankfurt die Zentrale für private Fürsorge, in Hamburg die Auskunftsstelle der Aufsichtsbehörde für die milden Stiftungen usw.

Zu der Auskunfterteilung über Bedürftige tritt die Auskunft über Wohltätigkeitseinrichtungen. Ihr Hauptzweck ist, denjenigen, welche Hilfe suchen, und denen, die Wohltätigkeit zu üben wünschen, nachzuweisen, daß Mittel und Einrichtungen dafür vorhanden sind und an wen sie sich wenden müssen, um dazu zu gelangen. Das von selbst sich aufdrängende Auskunftsmittel bildet das gedruckte Verzeichnis der Wohltätigkeitseinrichtungen. Solche Verzeichnisse sind in neuerer Zeit vielfach herausgegeben worden, zuerst das Londoner „Charities Register and Digest", dem andre Städte in England und in den Vereinigten Staaten gefolgt sind, in Frankreich das Handbuch: „Paris charitable et prévoyant", in den Niederlanden „Gids der Nederlandsch Weldadigheid" usw. In Deutschland steht an erster Stelle und, meines Dafürhaltens, an Übersichtlichkeit der Anordnung die ausländischen Muster noch überbietend das Buch: „Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte, herausgegeben von der Auskunftsstelle der Gesellschaft für ethische Kultur". Unzweifelhaft hat die Schaffung von Auskunftsstellen und die Herausgabe der Auskunftsbücher wesentlich zur wechselseitigen Verständigung und zur Belebung gesunder Grundsätze in der Wohltätigkeit beigetragen. Doch verhält sich im ganzen die Privatwohltätigkeit, namentlich die kirchliche Armenpflege, gegenüber den Bestrebungen zu solcher Verbindung verhältnismäßig spröde.

Neuerdings wird auch die Möglichkeit viel erörtert, eine Verbindung zur Beschaffung der Mittel herzustellen, die für die Übung der Privatwohltätigkeit notwendig sind. Wer zahlreichen Unternehmungen der Privatwohltätigkeit angehört, hat zweifellos das Elend des Kollektenwesens, der festlichen Veranstaltungen, Basare, Konzerte, Bälle usw. schaudernd am eigenen Leibe erfahren. Wie sollten dem feiner empfindenden Menschen nicht glänzende Veranstaltungen unerträglich sein, bei denen die Festgeber und ihre Gäste tanzen und scherzen, besonderen Prunk in Kleidung und Ausstattung entfalten, wenn er des Elends gedenkt, das durch solche Veranstaltungen gelindert werden soll! Aber auch die freiwilligen und im Wege der Kollekte gesammelten Beiträge leiden an gewissen Mängeln, vor allem dem, daß es immer nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Personen ist, die sich beteiligen, daß die Beiträge meist nicht im richtigen Verhältnis zu dem Vermögen des Beitragenden stehen und daß keineswegs alle hierzu Fähigen sich auch wirklich mit Beiträgen beteiligen. Auch hier drängt sich unwillkürlich der Gedanke einer Einheitlichkeit auf, einer Zusammenfassung der Mittel und Zwecke. Man meint, daß statt

neun oder zehn der Unterstützung gewidmeter Vereine ein einziger, statt eines halben Dutzend kleiner Krankenhäuser mit unzulänglichen Mitteln ein einziges großes genügen möchte. Vielleicht könnte man dann auch mit diesen, dem feineren Gefühl unerträglichen Veranstaltungen, mit der Zufälligkeit der Kollekten und Beiträge aufräumen und an Stelle dessen ein großes Sammelbecken setzen, in das alle diese Einnahmen hineinfließen. In der Theorie sind Versuche dieser Art öfters erörtert worden. Wenn sie praktisch bisher so selten verwirklicht worden sind, so liegt das zum großen Teil in der Natur der Privatwohltätigkeit, für die Freiheit und Selbständigkeit der Bewegung geradezu Lebensbedingung ist. Ihr ist der Zwang, der die öffentliche Armenpflege beherrscht, unerträglich. Nicht für jede Art von Bedürftigen, nicht für jede Art von Hilfe ist sie zu haben; zum Teil leiten sie allgemein menschliche, zum Teil konfessionelle Gesichtspunkte. Berufsgenossen wünschen den Berufsgenossen, Glaubensgenossen den Glaubensgenossen zu helfen. Hier kann nur mit vorsichtigster Hand eingegriffen werden.

Dennoch sind praktische Versuche gerade in allerneuester Zeit gemacht worden, die bei weitem nicht so bekannt geworden, als sie es verdienten. Sie sind unternommen von der jüdischen Wohltätigkeit in Nordamerika in der Absicht, sowohl jene festlichen Veranstaltungen aus der Welt zu schaffen als auch die Hilfsmittel durch Zusammenfassung zu vermehren. Ernsthafte Freunde der Armen versuchten zunächst, die tatsächlichen Verhältnisse festzustellen, und bemerkten bei dieser Gelegenheit, daß eine überraschend geringe Zahl von Personen überhaupt sich an Beiträgen für Wohltätigkeitszwecke beteiligten, daß beispielsweise in Neuyork von nahe an 15 000 Personen die verschwindende Zahl von etwa 300 ein ganzes Drittel der Beiträge für zwölf Wohltätigkeitsgesellschaften aufbrachten. In Philadelphia stellte man ein Kartenregister der verschiedenen Beitragenden her. „Ohne Ausnahme", so heißt es in dem darüber erstatteten Bericht, „war jeder Mann und jede Frau, als man ihnen die Gesamtsumme ihrer Beiträge vor Augen führte, erstaunt und oft beschämt durch deren Geringfügigkeit." Diesen Tatsachen gegenüber versuchte man eine Zentralstelle zu schaffen, von der aus das gesamte Kollekten- und Beitragswesen geordnet wurde. Es wurde als Grundsatz aufgestellt, daß das Herumbetteln für Abnahme von Billetts und die Veranstaltung von Wohltätigkeitsbällen, Festen, Basaren usw. aufhören und jedermann seinen Beitrag an diese Zentralstelle zahlen solle. Die Ergebnisse waren überraschend. In Chicago, wo man 1903 hiermit begann, hob sich das Gesamterträgnis von 110 000 auf 148 000 Doll., in Cincinnati verdoppelte sich die Summe, in Philadelphia war der Ertrag 33 1/3 % höher. In Neuyork soll ein Anfang demnächst gemacht werden.

Selbstverständlich fordert die Vereinigung der Sammeltätigkeit an einer Stelle mit Notwendigkeit die Schaffung einer Zentralstelle, von der sie ausgeht, und einen Plan, nach dem die Verteilung an die verschiedenen beteiligten Gesellschaften geordnet wird. Da sind natürlich zwei sehr schwierige Punkte. Man hat sie in den angegebenen Städten zunächst dadurch zu lösen gesucht, daß man Komitees einsetzte, die von Mitgliedern der verschiedenen beteiligten

Wohltätigkeitsgesellschaften beschickt wurden, denen die ganze Führung der gemeinsamen Geschäfte obliegt. Die Verteilung des Einkommens wurde im Anschluß an den bisherigen Bedarf und unter Berücksichtigung der weiteren Entwicklung vorgenommen, so daß eine Wohltätigkeitsgesellschaft, die etwa 10000 bisher verbrauchte, im Verhältnis zu der Steigerung der Gesamteinnahme nunmehr etwa 12500 erhält. In den über diese Sammeltätigkeit erstatteten Berichten wird mit einer Art Enthusiasmus von der neuen Einrichtung gesprochen, die Abschaffung der Bälle, Basare usw. laut gepriesen und nachdrücklich betont, daß durch die gemeinsame Tätigkeit die Übung der Wohltätigkeit selbst auf eine sehr viel höhere Stufe gehoben wäre. Man darf nun freilich nicht vergessen, daß bei der jüdischen Wohltätigkeit einige sehr begünstigende Umstände mitwirken; der verhältnismäßig beschränkte Kreis der Gebenden und Nehmenden, der notorische Wohltätigkeitssinn der Juden und das durch besondere Verhältnisse geförderte Zusammenhalten unter den Juden, alles Momente, die nicht so leicht bei andern Glaubens- oder Berufsgenossenschaften wieder zu finden sind. Ein ähnliches, ebenfalls als erfolgreich gerühmtes Unternehmen ist mir nur aus Liverpool bekannt. Vereinzelt übt eine derartige sammelnde Tätigkeit, namentlich bei größeren Unglücksfällen, auch das „Office central des œuvres de bienfaisance“ in Paris. Ob das amerikanische Beispiel nachgeahmt werden kann, ob es auf die Dauer Erfolg verspricht, läßt sich noch nicht abschließend beurteilen. Jedenfalls muß es unter den modernen Tendenzen der Armenpflege als sehr beachtenswert hervorgehoben werden.

VI.

Die Fürsorgetätigkeit, gleichgültig ob sie von der öffentlichen Armenpflege oder von der Privatwohltätigkeit geübt wird, paßt sich den verschiedenen Zuständen der Bedürftigkeit an, wie sie durch Geschlecht, Lebensalter und Gesundheitszustand bedingt sind. Sie scheidet sich in Fürsorge für Kinder, jugendliche Personen, Erwachsene und alte Leute auf der einen, in Fürsorge für Gesunde und Kranke auf der andern Seite. Soweit es sich um Hilfe in den gewöhnlichen Notfällen handelt, kommen im wesentlichen neue Tendenzen nicht zum Ausdruck. Dagegen treten neue Tendenzen vor allem in denjenigen Bestrebungen hervor, die im Sinne moderner sozialer Erkenntnis mit der Hilfeleistung die Vorbeugung und die Wiederherstellung der Erwerbsfähigkeit verbinden wollen. Die kommende Generation vor körperlichen und sittlichen Gefahren zu schützen, den durch Krankheit in seiner Erwerbsfähigkeit Bedrohten wieder gesund zu machen, den durch Arbeitslosigkeit erwerbslos Gewordenen zur Arbeit und damit wieder zum selbständigen, von der Armenpflege unabhängigen Erwerbe zu verhelfen, das sind die hervortretenden Züge moderner Armenpflege.

Ihren Hauptantrieb nach dieser Richtung haben Armenpflege und Wohltätigkeit von der sozialen Gesetzgebung erhalten, die in Deutschland 1884 mit dem Krankenkassengesetz begann und sich dann auf Versicherung gegen Unfallgefahr, Invalidität und Alter allmählich ausdehnte. Erwägt man, daß gerade diejenigen Bevölkerungsklassen durch die Versicherungseinrichtungen geschützt werden, die ehedem in den Fällen von Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter

der Armenpflege zur Last fielen, nennt man die Ziffer von 500 Millionen Mark, die gegenwärtig jährlich allein für die Zwecke der gesetzlich festgelegten Versicherung aufgewendet werden, so müßte man glauben, daß die Armenpflege in ungeahnter Weise durch die Versicherung entlastet worden sei. Es ist eine der merkwürdigsten Tatsachen, daß gerade das Gegenteil davon der Fall ist. Der Grund liegt darin, daß jene Gesetzgebung in hohem Maße anregend gewirkt hat und das Gesamtniveau der entsprechenden armenpflegerischen Leistungen ganz außerordentlich gehoben hat. Ja man darf sagen, daß durch sie erst das Verständnis für die Bedeutung vorbeugender hygienischer Fürsorge geweckt ist, und daß die Armenpflege, indem sie dieser Gestaltung Rechnung zu tragen genötigt war, die erzielten Ersparnisse durch Verstärkung und Ausdehnung ihrer Leistungen nicht nur einbüßte, sondern vielfach darüber hinaus Aufwendungen machen mußte. Die beiden hervorstechendsten Beispiele nach dieser Richtung bilden die ganz jungen Bewegungen der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und der Tuberkulose. Wie erschreckend mußten die Ziffern wirken, die neuere Forschungen über die Säuglingssterblichkeit hatten feststellen können. In Deutschland starben 1901 von zwei Millionen neugeborener Kinder vor Beendigung des ersten Lebensjahres 415 000 = 20,7 %, eine Ziffer, die nur noch von Rußland mit 27,4 % und von Österreich mit 23,2 % übertroffen wird. Wenn in Frankreich, das mit 14,1 % eine verhältnismäßig günstige Stellung einnimmt, die Bedeutung der Frage sehr lebhaft anerkannt wurde, so geschah es, weil dort die stetig zu beobachtende Verminderung der Bevölkerungszunahme durch Geburten die ernstesten Befürchtungen erweckte. So hat Frankreich ein umfassendes System der Fürsorge für Kinder entwickelt, in dem namentlich die sogenannten „consultations de nourrissons“ weit über die Grenzen des Landes hinaus Beachtung gefunden haben. Das sind Stellen, die unter ärztlicher Leitung stehen und zum Gegenstande haben die sachkundige Belehrung und Beratung der Mutter unter sorgfältigem Eingehen auf die Lage des einzelnen Falles und die praktische Unterweisung in den zur Pflege und Ernährung nötigen Maßnahmen. Diese „consultations“ sind neuerdings auch in andern Ländern, namentlich auch in Deutschland, unter dem Namen „Säuglingsfürsorgestellen“ in Aufnahme gekommen. Berlin hat vor zwei Jahren deren vier eingerichtet und will mit einer fünften und sechsten nachfolgen. Der Schwerpunkt der Pflege liegt in der Ernährung der Säuglinge, an der in weitestem Maße dadurch gesündigt wird, daß künstliche Ernährung an die Stelle der natürlichen getreten ist. Man muß seltsamerweise von einer neuen Richtung sprechen, die bei Behandlung dieser Frage eingeschlagen wird, wenn an allen Stellen, die davon handeln, die hohe Bedeutung der natürlichen Nahrung auf das stärkste betont wird. Alles soll getan werden, um die Mutter auf diesen natürlich gebotenen Weg zurückzuführen. Nur da, wo dies nicht möglich ist, soll eine gleichwertige künstliche Ernährung an die Stelle gesetzt werden. Hier spielt das Problem der Erzeugung guter Nährmilch, ihrer Bewahrung und richtigen Verteilung die entscheidende Rolle. Sehr wesentlich ergänzt werden die Bestrebungen zum Schutze der Säuglinge durch die Bemühungen um das sogenannte Kostkinderwesen.

Kostkinder sind Kinder, die bei fremden Leuten gegen Entgelt untergebracht und besonderer Gefährdung ausgesetzt sind. Man unterstellt nach einem von Leipzig gegebenen Vorbilde diese Kinder der besonderen Kontrolle durch Ärzte und Pflegerinnen. Auch die den neuesten Anforderungen ärztlicher Kunst entsprechenden Säuglingskrankenanstalten, die Säuglingsheime, die Wöchnerinnenheime gehören hierher, ebenso die Fürsorge für Wöchnerinnen außerhalb von Anstalten durch Gewährung zweckmäßiger Nahrung während der Dauer des Wochenbetts.

Der Fürsorge für das Kind im zartesten Lebensalter gesellen sich eine Reihe andrer Veranstaltungen, die alle modernen, zum Teil allermodernsten Ursprungs sind. Kränkliche und schwächliche Kinder im Walde oder Gebirge oder an der See Kräftigung und Erholung finden zu lassen, lassen sich die von Pfarrer Bion in Zürich vor etwa dreißig Jahren angeregten Ferienkolonien angelegen sein. Sie haben in verhältnismäßig kurzer Zeit sich in allen Kulturländern verbreitet. In Deutschland sind es jährlich rund 50000 Kinder, die in Sommerpflege versorgt werden. Eine Besonderheit bietet Amerika mit seinen Schiffskolonien, die Mütter mit schwächlichen Kindern zu einer Seefahrt zur Pflege und Erholung aufnehmen. Die große Kinderhilfsgesellschaft in Neuyork ließ im letzten Jahre allein 20000 Frauen und Kinder dieses Genusses teilhaftig werden. Hierher gehört auch die größere Aufmerksamkeit auf die Zustände schulpflichtiger Kinder, der die ebenfalls ganz junge Einrichtung der Schulärzte zu danken ist. Die Kinder werden sogleich bei ihrem Eintritt in die Schule untersucht und, falls ihr körperlicher oder geistiger Zustand zu Bedenken Anlaß gibt, zurückgestellt oder zur besonderen Fürsorge empfohlen. Für die erschreckend große Zahl schwachsinniger Kinder, die früher die normalen Klassen wesentlich belasteten, sind besondere Klassen für schwachsinnige eingerichtet. Ein eigenartiger, im In- und Auslande sehr beachteter Versuch, der den Gedanken der Ferienkolonie mit dem der Schule für Zurückgebliebene verbindet, ist die vor kurzem ins Leben gerufene Charlottenburger Waldschule. Dort werden die Kinder, die als körperlich schwächlich bekannt sind, gesammelt und unterrichtet. Man denkt daran, das System der sommerlichen Schule auf das ganze Jahr auszudehnen, nachdem das erste Jahr ihres Bestehens zu sehr günstigen Ergebnissen geführt hat.

Die Bekämpfung der Lungenschwindsucht ist durch die Entdeckung des Tuberkelbazillus durch Koch ebenso sehr gefördert worden wie durch die soziale Gesetzgebung. Es wurde erkannt, daß es sich nicht allein um den Versuch der Heilung des Schwindsüchtigen handeln darf, sondern vor allem auch um Beseitigung des gesamten Krankheitsherdes. Immer wieder tritt die traurige Erfahrung vor Augen, daß ein an Tuberkulose erkranktes Familienmitglied die übrigen Mitglieder ansteckt. Hier gilt es also rechtzeitig einzugreifen, den Kranken von der Familie abzusondern, die der Krankheit verdächtigen Mitglieder geeigneter Behandlung zuzuführen, die Wohnung zu desinfizieren, und dergleichen mehr. In dem ersten Enthusiasmus, in den diese Bewegung Ärzte und Volksfreunde hineinriß, glaubte man alles Heil von der Errichtung besonderer Anstalten erwarten zu sollen. In weniger als fünfzehn Jahren

sind in Deutschland allein 75 Volksheilstätten mit etwa 7000 Betten für Erwachsene und 13 Anstalten für tuberkulöse Kinder mit etwa 500 Betten entstanden, die lediglich der ärmeren Bevölkerung dienen. Diese etwas übertriebene Wertschätzung der Heilstätten ist im Rückgange begriffen. Man hat den im übrigen nicht überraschenden Nachweis liefern können, daß die von der armen Bevölkerung bewohnten Bezirke in viel stärkerem Maße als die wohlhabenden Bezirke Fälle der Lungenschwindsucht aufweisen, und daß alle Heilmaßregeln an Bedeutung weit zurückstehen hinter Maßregeln der Wohnungsfürsorge, der Verbesserung der Ernährungsverhältnisse usw., kurz der gesamten sozial vorbeugenden Fürsorge. Um wenigstens im Rahmen der bestehenden Verhältnisse wirksamer eingreifen zu können, ist eine den Fürsorgestellen für Säuglinge ähnliche Einrichtung, die der Fürsorge- und Auskunftsstellen für Tuberkulöse, zuerst in Frankreich und Belgien ins Leben gerufen worden. Sie haben den Zweck, unbemittelte und der Hilfe bedürftige Lungenkranke zu ermitteln, sie ärztlich zu untersuchen, sie fortgesetzt eingehend darüber zu belehren, wie sie sich zu verhalten haben, um sich gegen das Fortschreiten der Krankheit und ihre Angehörigen und alle sonst mit ihnen in Berührung Kommenden vor Ansteckung zu schützen, sie endlich dauernd wirtschaftlich durch Gewährung von Milch, Eiern, Fleisch, Kohlen, Betten, Kleidungsstücken, Mietezahlung usw. zu unterstützen, d. h. ihre Lebensbedingungen zu verbessern und dadurch dem Tuberkuloseerreger den Nährboden zu entziehen. Alles das, ohne die Kranken aus ihren Wohnungen zu entfernen, also unter Aufwendung verhältnismäßig geringer Kosten. Zum Zweck der Bekämpfung der Lungenschwindsucht haben sich nicht nur zahlreiche örtliche Vereinigungen und Gesellschaften gebildet; in friedlichem Wettkampf sind die Vertreter aller Nationen zu einem internationalen Komitee zusammengetreten, das alljährlich Sitzung hält und in Abständen von mehreren Jahren internationale Tuberkulosekongresse veranstaltet. Deutschland stellt für das Komitee seit seinem Bestehen den Generalsekretär.

Ganz allgemein hat sich aus ähnlichen Gesichtspunkten die Bewegung Bahn gebrochen, die wir unter dem zusammenfassenden Namen der „Genesendenfürsorge" begreifen. Alle Welt weiß, daß der Kranke nach Ablauf des eigentlichen Krankheitsprozesses noch keineswegs die Erwerbsfähigkeit wieder erlangt hat, sondern einer gewissen Zeit der Schonung und Erholung bedarf. Es schien wie eine neue Entdeckung, daß man diese Erkenntnis auch auf die ärmere Bevölkerung anwenden könnte, ja daß sie vielleicht unter ihren sehr viel ungünstigeren Lebensbedingungen in besonderem Maße dieser Schonung und Erholung bedürfte. So sind zahlreiche Heim- und Erholungsstätten für Kranke und Genesende entstanden. Aber auch soweit es sich nicht um Entsendung in derartige Stätten handelt, haben sowohl auch die öffentliche Armenpflege wie die Privatwohltätigkeit sich diesen Gesichtspunkt zu eigen gemacht und gewähren zum Zwecke der Erholung Unterstützung der mannigfachsten Art.

Zur Hälfte ein armenpflegerisches, zur andern Hälfte ein pädagogisches Problem bildet die Behandlung der verwahrlosten Jugend. Zuerst lenkten

die Ergebnisse der Kriminalstatistik die Aufmerksamkeit auf den erschreckend hohen Anteil, den jugendliche Personen an Verbrechen und Vergehen nehmen; aber auch mannigfache andre Beobachtungen stellten außer Zweifel, was die Verwahrlosung der Jugend für die Ordnung des Staats, für das Wohlbefinden der gesamten Bevölkerung und vor allem für die Zukunft dieser Jugend selbst bedeutete. Die Bewegung ging zuerst von England unter Führung von Howard aus und ist nun ganz allgemein von allen Kulturländern aufgenommen worden. Wesentlich ist ihr die Würdigung des jungen Menschen als eines Produktes der gesamten ihn umgebenden Verhältnisse. Nicht die Straftat als eine die Strafgesetze objektiv verletzende Handlung fällt dabei hauptsächlich ins Gewicht, sondern die subjektive Verwahrlosung, die zum Müßiggang, zur Liederlichkeit wie zur Begehung von Straftaten führen muß. Wenn es richtig ist, daß es, abgesehen von pathologischen Ausnahmen, keine verwahrlosten Kinder, sondern nur verwahrloste Verhältnisse gibt, so muß alles darauf ankommen, die Kinder diesen Verhältnissen rechtzeitig zu entziehen, sie auf gesunden Boden zu stellen, auf dem sie wie die Pflanze ihr gesundes und natürliches Wachstum zurückgewinnen. Freilich bedarf es hierzu eines Eingriffs in die elterliche Gewalt. Aber es wird allgemein anerkannt, daß das öffentliche Interesse höher stehe als die natürliche Gewalt der Eltern, und daß Eltern, die diese Gewalt entweder nicht richtig gebrauchen oder gar mißbrauchen, sich deren Beschränkung oder Entziehung gefallen lassen müssen. Die Entziehung der elterlichen Gewalt hat zur Folge die Überweisung der Kinder zu der staatlich angeordneten und staatlich überwachten Erziehung. Sie findet statt in ausgewählten Familien, in Erziehungsanstalten, durch Unterbringung in geeignete Lehr- oder Dienststellen, vereinzelt auch durch Belassung des Kindes bei den Eltern unter zweckmäßiger Überwachung. Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch hat die Zwangserziehung allgemein zugelassen unter der Voraussetzung, daß andernfalls der junge Mensch der völligen sittlichen Verwahrlosung preisgegeben sein würde. Die Ausführung des Gesetzes bleibt den einzelnen Bundesstaaten überlassen. Preußen hat seine hierhergehörigen Maßregeln mit dem freundlicheren Namen „Fürsorgeerziehung“ bezeichnet, deren Gegenstand seit Bestehen des Gesetzes nicht weniger als 20000 Kinder geworden sind.

Einen neuen Weg in der Behandlung jugendlicher Missetäter hat eine Anzahl nordamerikanischer Staaten gezeigt, indem sie die sogenannten „Jugendgerichtshöfe“ schufen. Voran ging 1899 Illinois. Von hier verbreitete sich die neue Idee in geradezu reißender Geschwindigkeit. Diese Gerichtshöfe bilden einen Teil des Gerichtssystems des Staates; ihr Zweck ist die Absonderung der von jugendlichen Personen begangenen Straftaten von dem gewöhnlichen Gerichtsverfahren und ihre Verweisung an einen besonderen Gerichtshof, der nach besonderen Regeln zu entscheiden und besondere Straf- und Besserungsmittel anzuwenden hat. Unter diesen Mitteln nimmt die Entlassung unter „probation“ die hervorragendste Stelle ein. „Probation“ stellt den Versuch dar, auf den jugendlichen Übeltäter einen erziehlichen und moralischen Einfluß zu üben, der ihn abhält, von neuem ein Übeltäter zu werden. Er wird ent-

weder seiner eigenen Familie zurückgegeben, oder einer fremden Familie anvertraut, in einer Anstalt untergebracht und dergleichen und bleibt hier überall unter der Obhut und Fürsorge eines besonderen Beamten, des „probation officer", der seine Verhältnisse eingehend zu prüfen, mit ihm in Verbindung zu bleiben und auf ihn in erziehlicher und fördernder Weise einzuwirken hat. Diese Beamten werden mit besonderer Sorgfalt ausgesucht; für sie gerade kommen die obenerwähnten Bestrebungen für besondere Ausbildung auf charitativem und sozialem Gebiete in Anwendung. Der Unterschied gegenüber dem deutschen System der Zwangserziehung beruht vor allem darin, daß das „probation system" nicht nur für Kinder angewendet werden kann, die sich einer Straftat schuldig gemacht haben, sondern für alle Kinder, die der Verwahrlosung aus irgendwelchen Gründen anheimzufallen drohen. Zweitens aber wird der junge Mensch nicht von vornherein als Übeltäter behandelt und abgeurteilt; es bleibt vielmehr dem Richter überlassen — nachdem das Material durch den „probation officer" genügend vorbereitet worden ist — von einer Verfolgung und Bestrafung ganz abzusehen und sofort die Mittel der Erziehung und Besserung eintreten zu lassen. Das amerikanische System bedeutet eine fast vollständige Abwendung von dem System der strafrechtlichen Vergeltung. Die einzige Frage, die von dem Richter erhoben werden soll, ist die: „Was ist das Beste für die Zukunft des Kindes?" Man hat der amerikanischen Praxis das Zeugnis auszustellen, daß sie diese Frage seit Bestehen der Jugendgerichtshöfe mit ebenso viel Liebe wie Verständnis stellt und ihre die Frage beantwortenden Maßregeln unter demselben Gesichtspunkt trifft.

Als letztes Beispiel einer aus sozialer Erkenntnis erwachsenen und durchaus sozial gerichteten Fürsorge sind die Maßregeln der Arbeitslosenfürsorge zu nennen. Im Grunde liegt diese Fürsorge außerhalb des Rahmens der Armenpflege, und doch gibt es keinen Zustand, der sie stärker in Mitleidenschaft zieht als die Arbeitslosigkeit, keinen Zustand auch, der der armenpflegerischen Behandlung selbst ein schwierigeres Problem böte. Es ist außerordentlich schwer festzustellen, ob jemand, der an sich arbeitsfähig und zum Erwerb des Unterhalts für sich und die Seinen fähig, wirklich außerstande ist, von seiner Arbeitskraft hinreichend Gebrauch zu machen. Dies ist im Gegensatz zu der körperlichen Arbeitsunfähigkeit die sogenannte soziale Arbeitsunfähigkeit. Sie tritt als individuelle und als Massenerscheinung auf; so viel Verdruß, Mühe und Kosten aber auch ein einzelnes arbeitsloses Individuum der Polizei und der Armenbehörde schaffen mag, die Bedeutung der individuellen Arbeitslosigkeit ist nicht zu vergleichen der der sozialen Arbeitsunfähigkeit als Massenerscheinung. Sie tritt ein, wenn dem Arbeitsfähigen und an sich Arbeitswilligen die Gelegenheit zur Arbeit fehlt. Ist nur Arbeit für fünf Kräfte vorhanden, so muß der sechste eben feiern. Tatsächlich hat jedes Land mit entwickelter Industrie eine Art Reservearmee, die müßig stehen muß, um einzuspringen, wenn die regulären Arbeitstruppen nicht ausreichen. Oder es handle sich um allgemeine wirtschaftliche Stockungen, Perioden allgemeiner Arbeitslosigkeit, Folgen von Epidemien, Krisen, elementaren Ereignissen, wie Feuersbrünsten, Erdbeben usw., wo ganze Bevölkerungskreise arbeitslos werden müssen, weil keine Gelegenheit

zur Tätigkeit geblieben ist. Solche Ereignisse treten zeitweise immer wieder ein, halten längere oder kürzere Zeit an. Es kann aber auch eine dauernde Arbeitslosigkeit in bestimmten Arbeitszweigen infolge industrieller Ursachen eintreten, so beispielsweise bei dem Übergang von der Handarbeit zur Maschinenarbeit — vielfach beobachtet bei der Handweberei —, bei dem Fortfall einer bestimmten Industrie, die sich nach andern Plätzen zieht, und dergleichen mehr. Man lasse bei der Betrachtung dieser Erscheinungen zunächst einmal die Frage nach Schuld oder Nichtschuld der Beteiligten beiseite und nehme das Problem so, wie es sich in reinster Form bietet, nämlich daß eine große Zahl arbeitswilliger und -fähiger Menschen keine Arbeit findet, infolgedessen die Mittel zum Unterhalt nicht durch eigene Kraft erwerben kann, folglich Not leidet und dem physischen Mangel preisgegeben ist. Hier setzt, theoretisch betrachtet, die gesetzliche Armenpflege ein. Sie *muß* den Arbeitslosen und seine Angehörigen notdürftig unterhalten; die Gesellschaft *muß* aus öffentlichen Mitteln für diejenigen ihrer Glieder sorgen, die infolge von Naturereignissen oder infolge von sozialen, wirtschaftlichen oder politischen Einrichtungen und Ereignissen durch Arbeitslosigkeit hilflos geworden sind. Dies wäre an und für sich nur eine Frage der Mittelbeschaffung, die zeitweise eine stärkere Anspannung der steuerlichen Kräfte erfordert.

Aber gerade in diesem Zusammenhange gewinnt das Problem seine ernsteste und tiefste Bedeutung, weil es sich niemals um ein so einfaches Rechenexempel handelt, sondern alle unmeßbaren und unzählbaren Umstände hierbei mitwirken, die das wirtschaftliche Gedeihen der Gesamtheit und des einzelnen beherrschen, und weil selbst da, wo allgemeine wirtschaftliche Ursachen die Arbeitslosigkeit als Massenerscheinung hervorrufen, doch keineswegs Wille und Verantwortlichkeit des einzelnen ausgeschaltet werden können. Man muß also entweder den Arbeitslosen Arbeit verschaffen oder ihn veranlassen, in guten Zeiten für die möglichen schlechten zu sorgen. Die Mittel sind Arbeitsvermittlung, Arbeitsverschaffung oder Versicherung gegen Arbeitslosigkeit; wo weder das eine noch das andre geboten werden kann, muß die Armenpflege helfend eingreifen; aber auch sie wird, wenn irgend möglich, Unterstützung nur gewähren, indem sie eine Gegenleistung der Arbeit von dem Hilfesuchenden fordert.

Wenn sie nur Arbeit zu bieten vermöchte! Aber gerade in Zeiten, in denen die Arbeitslosigkeit zur Massenerscheinung wird, braucht der Markt weniger Arbeitskräfte; es wird weniger gebaut, weniger fabriziert, weniger transportiert als in günstigen Zeiten. Die Arbeit, die der freie Markt nicht hergibt, kann die öffentliche Gewalt erst recht nicht auftreiben; sie muß daher zu künstlichen Mitteln greifen, wie Einrichtung von regelmäßigen öffentlichen oder besonderen Notstandsarbeiten, und macht damit, wie zahllose Erfahrungen bewiesen haben (so namentlich die berühmten Nationalwerkstätten von 1848), ein glänzendes Fiasko. Die Frage hat neuerdings in England die öffentliche Meinung in umfassender Weise beschäftigt und zum Erlaß der „Unemployed workmen act“ von 1905 geführt. Ihr Hauptzweck ist die Bildung von Notstandskomitees (distress committees), die sich aus Mitgliedern der Gemeindeverwaltung, der Armenräte und sonstigen sachkundigen Persönlichkeiten zusammen-

setzen. Sie sollen die Gesuche der Arbeitslosen prüfen und sie zur Arbeit empfehlen; selbst Notstandsarbeiten zu errichten, ist dem Komitee aber nicht gestattet, soweit es sich nicht um Auswanderung Arbeitsloser und um Erwerbung von Land für landwirtschaftliche Kolonien handelt. Die Einrichtung der Notstandsarbeiten selbst bleibt der privaten Initiative überlassen. Befriedigt hat das Gesetz in England wohl niemanden; man hat geglaubt, unter dem Ansturm der öffentlichen Meinung etwas tun zu müssen, und sich mit Schaffung der Komitees und Einsetzung einer königlichen Kommission zur Prüfung der bestehenden Armengesetzgebung darauf beschränkt, sachkundige Kreise auf die Ernsthaftigkeit des Problems hinzulenken.

Neben den Versuch der Arbeitsverschaffung tritt die Bemühung, Arbeit zu vermitteln; freilich bildet auch hier die Voraussetzung, daß Arbeit überhaupt in der einen oder andern Form vorhanden ist, damit sie vermittelt werden kann. In Zeiten wirklicher Krisen reicht die Vermittlung daher natürlich auch nicht aus. Vielfach bildet die Arbeitslosigkeit an der einen Stelle das Gegenbild des Mangels an Arbeitskräften an andern Stellen — ein Verhältnis, das wir in Deutschland namentlich für ländliche Arbeitskräfte zu beobachten dauernd Gelegenheit haben. Wenn es nur gelänge, diese überschüssigen Kräfte, die in der Stadt zusammengehäuft sind, wieder in die einfacheren Bedingungen ländlichen Lebens und Arbeitens zurückzuführen! Vielfach wirkt umgekehrt der Zustrom zahlreicher Arbeitskräfte von dem Lande auf das Arbeitsangebot in der Stadt so stark zurück, daß die einheimischen Arbeiter, die höhere Lebenshaltung und höheren Lohn gewöhnt sind, durch die fremden Kräfte mit niedrigerer Lebenshaltung verdrängt werden und das Heer der Arbeitslosen vermehren. Aus der Befürchtung solcher Wirkung erklärt sich beispielsweise der Protest der organisierten Arbeiterschaft in Amerika gegen die Einwanderung von Arbeitern fremder Nationalität.

Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit nimmt unter den hierhergehörigen Maßregeln den theoretisch vornehmsten Platz ein. Praktisch ist ihre Verwirklichung vielleicht noch schwieriger als Arbeitsverschaffung und Arbeitsvermittlung. Wirkliche Bedeutung hat sie bisher nur da erlangt, wo die Angehörigen bestimmter Berufe in Gewerkvereinen, Berufsgenossenschaften, Syndikaten und dergleichen Einrichtungen zur wechselseitigen Unterstützung für die verschiedenen Wechselfälle des Lebens geschaffen haben, d. h. durchweg nur in den hochstehenden Gemeinschaften gelernter Arbeiter. Und auch hier bieten die Ermittlung des Risikos, die Kontrolle der Arbeitslosen, namentlich der Schutz gegen Mißbrauch sehr große Schwierigkeiten. Für nicht gelernte Arbeiter diese Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen, scheint zurzeit unmöglich. Wie ernst aber das Problem ins Auge gefaßt wird, mag die Tatsache lehren, daß die deutsche Reichsregierung auf Anregung des Reichstages eine sorgfältige Bearbeitung der ganzen Frage angeordnet hat, deren Ergebnis soeben veröffentlicht wird. Die Einrichtungen des Inlandes und des Auslandes sind in einem wahrhaft monumentalen Werk von drei starken Bänden zum Gegenstand der Darstellung gemacht — ein ehrendes Zeugnis deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit.

VII.

Moderne Tendenz der Armenpflege! Ist das nicht vielleicht ein Widerspruch in sich selbst? Kann man noch von einer modernen Tendenz sprechen, wenn die Armenpflege selbst aufgehört hat oder aufhören sollte, modern zu sein? Wer freilich die ungeheuren Summen betrachtet, die in alljährlich steigendem Maße für Zwecke der armenpflegerischen Fürsorge aller Art aufgewendet werden, wer die Neugründung von Vereinen und Gesellschaften für wohltätige Zwecke täglich mit erlebt, der wird geneigt sein, die Armenpflege zu den modernsten aller öffentlichen Einrichtungen zu zählen. Wer aber den Blick weiter hebt und nicht mit der geringen Summe seiner eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen rechnen will, der mag es aussprechen, daß wir den Beginn einer Zeit erleben, in der Armenpflege und Wohltätigkeit ihre Daseinsberechtigung verlieren sollen. Der darin begründete Fortschritt ist nicht innerhalb, sondern außerhalb des eigentlichen Bereichs der Armenpflege zu suchen. Er beginnt in dem Augenblick, in dem man aufhört mit der Armut als einem von Gott gewollten oder in der Natur der menschlichen Dinge gegebenen Zustand zu rechnen, und die Frage gestellt wird, ob die Armenpflege nicht dadurch aus der Welt zu schaffen sei, daß es überhaupt keine Armut mehr gibt, daß unbeschadet der Ungleichheit in körperlicher und geistiger Begabung der Menschen die ungeheure Ungleichheit der materiellen Existenz beseitigt würde. Unter diesem Gesichtspunkt wird das Problem der Armut ein Problem der Wirtschafts- und Gesellschaftslehre, die das Gesamtverhältnis der Menschen zueinander und zu der umgebenden Natur untersucht, deren ideales Endziel es sein müßte, allen einen gleichmäßigen Anteil an den durch Arbeit der Natur abzuringenden Schätzen zu gewähren und durch die Schaffung allgemeiner Wohlfahrt die Armut als die Verneinung solch allgemeiner Wohlfahrt aus der Welt zu schaffen. Die solidarische Bewegung der modernen Arbeiterschaft strebt solchem Ziele zu. Der Begriff der Armenpflege in dem alten Sinne bleibt dem Arbeiterprogramm fremd, dessen oberster Grundsatz die Selbsthilfe ist. *Nicht Barmherzigkeit, sondern Gerechtigkeit; nicht eine Bitte, sondern ein Anspruch.* Diese soziale Auffassung des Problems vertieft seine Behandlung, indem sie die Betrachtung von der äußeren Erscheinung der Armut zu ihren tieferen Ursachen hinführt und die Maßregeln zu finden bemüht ist, durch die den Ursachen der Armut entgegengewirkt werden kann. Man betrachte unter diesem Gesichtspunkt die Bewegung zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und der Tuberkulose, der Verwahrlosung der Jugend und der Arbeitslosigkeit der Erwachsenen. In der Art, wie insbesondere das Problem der jugendlichen Verwahrlosung zu lösen gesucht wird, liegt der Schlüssel für das Verständnis unsrer modernen armenpflegerischen Bestrebungen. Nicht die Sorge um den gegenwärtigen Aufwand für Zwecke der Armenpflege steht hierbei in erster Linie, sondern vor allem die Sorge um die Erhaltung einer gesunden Generation, die vor Schwäche und Armut künftig geschützt werden soll. Die Vermehrung des Nationalvermögens durch die künftig zu erhoffende Arbeit bildet den aktiven Posten der wirtschaftlichen Bilanz gegenüber dem passiven Posten des Aufwandes für

Strafanstalten, in denen die verwahrloste Jugend unfehlbar ihre Lebensbahn beginnt, um sie in Irrenanstalten und Armenhäusern zu beendigen. Ähnliches gilt von den Bestrebungen auf dem Gebiete der Kinderfürsorge und der Krankenpflege, während die Behandlung der Arbeitslosigkeit als eine Aufgabe der Arbeiterversicherung diese Fürsorge ganz aus dem Rahmen armenpflegerischer Tätigkeit zu lösen bemüht ist. —

Vielleicht liegt darin der wesentliche Wert der armenpflegerischen Tätigkeit unsrer Tage, daß sie der neuen Erkenntnismethoden sich zu bedienen gelernt und zu verstehen begonnen hat, daß alle ihre Einrichtungen an Fürsorgestellen, Heilstätten, Erziehungs- und Besserungsanstalten usw. an Bedeutung nicht annähernd gleichkommen dem Besitz dauernder und gut gelohnter Erwerbstätigkeit, die den Besitz einer gesunden Wohnung und die Verschaffung ausreichender Nahrung erst ermöglicht und damit die Gefahr von Erkrankung und frühem Tod viel wirksamer bekämpft als alle jene Anstalten. In dieser aus dem sozialen Untergrunde unsrer Zeit erwachsenden Erkenntnis erwächst die Forderung, alle Maßregeln allgemeiner Wohlfahrt selbst den allerbesten Einrichtungen der Armenpflege und Wohltätigkeit weit voranzustellen.

Die Mehrzahl der Leser wird sich der im Frühjahr in Berlin veranstalteten Heimarbeiter-Ausstellung und des ungemeinen Aufsehens erinnern, das sie hervorrief. Wer immer sie gesehen hat, muß mit der Empfindung die Räume verlassen haben, wie schmerzlich die Almosen sind, die zur Ergänzung des armseligen Lohnes gegeben werden, den die Heimarbeiter empfangen. Wenn alle Besucher der Ausstellung den Gedanken logisch weiter dächten, so müßten sie dazu kommen, die Produkte der Heimarbeit von sich zu weisen, soweit sie unter so unzulänglichen Lohnbedingungen gefertigt sind, und die Verkäufer zu zwingen, nur Waren zum Verkauf zu bringen, für deren Herstellung ein angemessener Lohn gezahlt ist. Man sieht ein, daß dieser Gedanke, richtig begriffen und in Taten umgesetzt, mehr Bedeutung für die Heimarbeit haben würde als die bestausgestaltete armenpflegerische Fürsorge. Armenpflege und Wohltätigkeit haben sich in der Tat unter allen Maßregeln wider die Armut bescheiden an die letzte Stelle einzureihen. Sie sind zurzeit nicht entbehrlich und werden auf absehbare Zeit nicht entbehrlich sein. Sie leistungsfähig zu machen und zu erhalten, muß daher bis auf weiteres noch als notwendig erscheinen. Wer aber dem Bedürftigen hilft, daß er sich selbst helfen kann, tut Besseres als der, der den Armen unterstützt. Diese Tendenz, deren Beginn mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzt, sollte die eigentliche Tendenz moderner Armenpflege sein. Sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als in einer freilich noch nicht absehbaren Zeit die Armenpflege selbst überflüssig zu machen.

England und Europa vor hundert Jahren.

Von

G. Egelhaaf.

Was im folgenden vorgetragen werden soll, hat seinen Grund nicht etwa im Haschen nach geschichtlichen Pikanterien. Es ist vielmehr erwachsen auf Grund schlichter, nur der Sache zugekehrter Studien über die napoleonischen Zeiten, wobei es sich lediglich darum handelte, zu sehen, „wie es eigentlich gewesen ist". Aber allerdings, indem ich das Verhältnis, in dem England und Europa in jener Zeit zueinander standen, zu erkennen und den Zustand der europäischen Psyche in jener Zeit mir zu vergegenwärtigen suchte, ergaben sich ganz von selbst überraschende Gegenbilder zu der heutigen politischen Lage, die um so packender auf den Beschauer wirken, je weniger er vielleicht von Hause aus darauf gefaßt war, ihnen zu begegnen.

I.

Indem wir genötigt sind, vieles unberührt zu lassen, was bei weiterem Zurückverfolgen der Frage in die Vergangenheit zur Sprache gebracht werden könnte, stellen wir zunächst fest, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Europa eine Auffassung von England herrschte, die wesentlich an die Ausbildung der inneren Verfassung des Landes anknüpfte und der die Engländer als das Musterbild eines freien Volkes erschienen. Den entscheidenden Anstoß und die Begründung hat bekanntlich Montesquieu gegeben, indem er in seinem berühmten Werk „Esprit des lois" (Buch XI, Kapitel 6), da, wo er von der Teilung der drei Gewalten spricht, der gesetzgebenden, der exekutiven in Hinsicht auf das Völkerrecht und der exekutiven in Hinsicht auf das bürgerliche Recht oder der richterlichen, bekanntlich den Satz aufstellt, daß auf der scharfen Trennung dieser drei Gewalten die Freiheit beruhe; daß z. B. da, wo der Gesetzgeber sogleich die Gesetze vollstreckt, zu fürchten sei, daß er „fasse des lois tyranniques pour les exécuter tyranniquement", und daß die Engländer diese Trennung gesetzlich durchgeführt haben. „Ce n'est point à moi à examiner, si les Anglais jouissent actuellement de cette liberté, ou non;

il me suffit de dire qu'elle est établie par leurs lois, et je ne cherche pas davantage." Man sieht sofort, wie falsch diejenigen urteilen, die Montesquieu vorwerfen, daß er sich über die wahre Lage von England täusche und nicht begreife, daß dort das Parlament eine überragende Stellung einnehme, wodurch die Exekutive, das Ministerium, ganz von ihm abhängig geworden sei; er weiß das so gut, daß er ausdrücklich sagt: Wie die Dinge in praxi stehen, untersuche ich hier nicht; mir genügt, festzustellen, wie die Theorie, die scripta lex, in England sich gestaltet hat, und danach hat England die Freiheit wenigstens auf dem Papiere tadellos realisiert. Es ist merkwürdig, der „Esprit des lois" hat 31 Bücher und 605 Kapitel; nur in einem einzigen ist in so auszeichnender Weise von England die Rede; der Schriftsteller spricht sogar viel öfter von China oder von Rom als von England; aber er spricht von ihm auf einem der Höhepunkte seiner Untersuchung, und so hat er doch Anlaß zu dem Schlagwort gegeben, daß die übrige Welt, um politisch zu genesen, „Freiheit wie in England" brauche. Daß in der prosaischen Wirklichkeit die Dinge etwas anders aussahen, blieb freilich scharfen Beobachtern des Landes nicht verborgen; schon Voltaire hat 1727, als er England besuchte, sich darüber verwundert, wahrzunehmen, daß die Hofgesellschaft es für eine Erniedrigung angesehen haben würde, sich an Volksbelustigungen zu beteiligen, selbst wenn sie zu Ehren einer Ausfahrt des Königspaares stattfanden, und in einer köstlichen Episode setzt er auseinander, daß es auch mit der vielgerühmten Sicherheit der Person in England nicht allerwegen gut bestellt sei. Eines Tages ließ er sich auf der Themse rudern, deren grüne Ufer ihn entzückten, an der er mit Staunen sich zwei Reihen von Handelsschiffen sechs Meilen lang hinziehen sah. Einer seiner Ruderer, also ein ganz gewöhnlicher Mann, sagte ihm, daß in Frankreich die Knechtschaft zu Hause sei, in England die Freiheit; er möchte lieber Bootsknecht in England sein als Erzbischof in Frankreich. Andern Tags fand ihn Voltaire hinter einem Gitter, die Hände flehentlich ausstreckend; er sei durch „Presser" von Weib und Kind weggeholt worden und müsse, wenn ihm nicht jemand heraushelfe, auf einem königlichen Kriegsschiffe nach Norwegen fahren! Wohl war das ungesetzlich; aber in Zeiten der Not scherte sich die Admiralität nicht um die Gesetze, fügt ein Herausgeber Voltaires bei (Œuvres, Paris 1829, Bd. 37, p. 30—31). Nicht minder findet Voltaire die englische Literatur geknechtet; zwar sind vier Traktate gegen die Wirklichkeit der Wunder Christi straflos gedruckt worden; aber ein armer Buchhändler, der „La religieuse en chemise" hatte übersetzen und verbreiten lassen, wurde — natürlich wegen Verstoßes gegen die englische Prüderie — zum Pranger verurteilt. Da es aber auf dem Festland vielfach nicht anders, sondern noch viel schlechter bestellt war, so blieb die allgemeine Ansicht die, daß in England die Freiheit ein Asyl gefunden habe, während sie auf dem Festland vernichtet worden sei. Die ganze englische Geschichte schien dafür zu zeugen, von der Magna charta an, die weniger gelesen und um so fleißiger gepriesen wurde, die für eine Art Urkunde der Menschenrechte galt, bis auf die zwei Revolutionen, die das Haus Stuart stürzten, als es erst die Verfassung und dann die Religion des Landes antastete. Daß ein Volk dem eigenen wortbrüchigen

König den Kopf vor die Füße legte, war vor 1793 ein unerhörtes Ereignis, das man sich mit Grauen erzählte, das aber doch ein Flammenzeichen von der Gesinnung dieses Volkes war, das eine Bedrohung seiner Freiheit selbst am geheiligten Haupte seines Herrschers mit dem Tode ahnte. So konnte Julie de Lespinasse, die berühmte Freundin Turgots, Grimms und Rousseaus, sagen: „Wenn ich noch einmal geboren werden sollte, so möchte ich lieber das letzte Mitglied der Kammer der Gemeinen sein als der König von Preußen. Nur der Ruhm Voltaires kann mich darüber trösten, daß ich nicht als Engländerin geboren bin!" Wenn sie das Los der Franzosen mit dem der Menschen jenseits des Kanals verglich, so fiel das Ergebnis durchweg zugunsten der Engländer aus. Und Schiller preist 1783 in „Kabale und Liebe" (II, 3) die Engländer als „das freieste Volk unter dem Himmel", und in der „Unüberwindlichen Flotte", bei der er dem französischen Dramatiker Mercier oft wörtlich folgt, ruft er 1786 aus:

Glückselige Insel-Herrscherin der Meere,
Großherzige Britannia!
Weh deinem freigebornen Volke! . . .
Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstin dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgesetze weisestes erdacht?
Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht? . . .
Bang schaut auf dich der Erdenball,
Und aller freien Männer Herzen schlagen,
Und alle guten, schönen Seelen klagen
Teilnehmend deines Ruhmes Fall! . . .
Soll mein Albion (spricht der Allmächtige) vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm
Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?
Nie! rief er, soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
Gott, der Allmächtige, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden!

II.

Als Schiller die Ansicht der Welt in diesen schwungvollen Worten zusammenfaßte, hatte sich freilich bereits ein Umschwung angebahnt; man hatte begonnen, England nicht bloß unter dem politischen, sondern auch unter dem Handelsgesichtspunkt, unter dem der materiellen Interessen, zu betrachten, oder noch besser, man war durch England selbst auf diesen Gesichtspunkt geradezu hingedrängt worden. Der Siebenjährige Krieg macht in jeder Hinsicht Epoche; für das europäische Festland bedeutet er den endgültigen Eintritt Preußens unter die Großmächte; für die See, für die Welt besiegelt er die Überlegenheit Englands über Frankreich, das in dem Wettkampf um Amerika völlig überwältigt wird und aus dem Schiffbruch nichts als ein paar verhältnismäßig armselige Inselchen vor der kanadischen Küste und im

mexikanischen Meere zu retten vermag. Zieht man die gleichzeitige Eroberung Bengalens durch Clive mit in Betracht, so gelangt man zur Erkenntnis, daß auch in Asien England die Übermacht und den Vortritt vor Frankreich erlangt hat; es war eine Weltmacht geworden, mit der schon damals keine andre sich mehr vergleichen konnte. Nun drohte mit einem Male durch den Abfall der amerikanischen Kolonien seit etwa 1774 die Gefahr, daß diese Weltstellung sozusagen zur Hälfte, auf der neuen Halbkugel, wieder verloren ging. Da versteht man es sehr gut, daß die Engländer alles aufboten, um diese Gefahr abzuwenden, und daß sie zu diesem Zwecke jede Unterstützung der Aufrührer durch andre Länder abzuschneiden versuchten. Sie beanspruchten das Recht und übten es aus, jedes nach Nordamerika fahrende Schiff, mochte es zehnmal aus einem Hafen einer am Kriege gar nicht beteiligten Macht kommen, auf hoher See anzuhalten und zu durchsuchen, um festzustellen, ob es nicht sogenannte Konterbande, d. h. Kriegsvorräte irgend welcher Art, an Bord habe. Unter Konterbande aber verstanden die Engländer nicht etwa bloß Waffen und Schießbedarf, sondern so ziemlich alles, was ein Heer nötig hat, also auch Brotkorn, Kleider; und da Soldaten schließlich alles das zur Erhaltung ihrer Leistungsfähigkeit bedürfen, was Menschen überhaupt nötig haben, so ließ sich schließlich so ziemlich jede Ladung jedes Schiffes konfiszieren als zur Unterstützung der Feinde Englands bestimmt. So verfuhr man mit den Schiffen, die auf dem Meere von englischen Kriegsfahrzeugen angehalten wurden; um aber den Handel noch ausgiebiger zu treffen und matt zu setzen, erklärte die englische Admiralität alle Häfen der Aufrührer durch einen Erlaß für blockiert, d. h. für gesperrt, und bedrohte jedes Schiff, das nach einem solchen Hafen fahren würde, mit was für einer Ladung immer, mit Wegnahme als „guter Prise". Die Absicht dieser Maßnahmen war klar: es sollte nicht bloß die Widerstandskraft der Rebellen nicht durch Zufuhr von Kriegsmitteln gestärkt werden; man wollte ihnen womöglich allen Verkehr mit andern Ländern abschneiden, sie aller Dinge berauben, die sie zur Verschönerung des Lebens, zur Förderung von Ackerbau und Gewerbe anderswoher bezogen, und sie dadurch mürbe und zur Unterwerfung bereit machen. Weiter wollte man verhindern, daß die Amerikaner, die bis dahin ihren Bedarf durch englische Vermittlung gedeckt hatten, sich gewöhnten, ihn anderswoher zu decken, was dann nach Schluß des Krieges — mochte er nun ausgehen wie er wollte — fortdauern konnte; und man wollte den Gewinn, den man selbst nicht mehr machen konnte, andern nicht gönnen. Alles zusammen ergab einen Zustand, den man dahin bezeichnen kann, daß England mit dem ersten Kanonenschuß, den seine Kriegsfahrzeuge gegen Schiffe eines andern Landes abfeuerten, den freien Seeverkehr mit diesem Lande für eingestellt erklärte und eine Seepolizei in seinem Interesse beanspruchte, die es als eigentliche Souveränin des Meeres erscheinen ließ.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn die übrige Welt sich ruhig solchen Ansprüchen gefügt hätte. Das war denn auch nicht der Fall. Seit Frankreich 1778 den Amerikanern seine Hilfe lieh, war der Minister des Auswärtigen Vergennes beschäftigt, den englischen Herrschaftsansprüchen auf der ganzen

Linie entgegenzutreten; er erließ am 26. Juli 1778 ein „règlement“, das festsetzte: 1. die neutrale Flagge eines Schiffes (die also anzeigt, daß das Schiff einem neutralen Staat angehört) deckt die Ware gegen Konfiskation, selbst wenn sie dem Kriegführenden gehört; 2. Konterbande sind Schießbedarf und Waffen, sonst nichts; 3. eine Blockade ist rechtskräftig nur dann, wenn sie „effektiv“, d. h. wirksam ist, und das ist sie nur unter zwei Voraussetzungen: es müssen feindliche Kriegsschiffe erstens in genügender Zahl und zweitens in genügender Nähe des Hafens vorhanden sein, um ihn wirklich absperren zu können; die bloße Erklärung auf dem Papier: „Der Hafen ist blockiert“ hat also noch gar keine völkerrechtliche Wirkung. Dieses Reglement entsprang dem Wunsch, die englische Gewalttätigkeit einzudämmen durch Rechtsgrundsätze, die auf der Erwägung beruhten: wenn ein Staat A mit einem zweiten B in Krieg gerät, so darf dieser Krieg nicht den Interessen dritter, C, D usw., schaden; diese dürfen erklären: mich, uns geht dieser Krieg nichts an; wir setzen unsre Handelsbeziehungen mit A, aber auch mit B nach wie vor fort und erkennen nur die eine Verpflichtung an, weder A noch B mit Waffen und Schießbedarf zu versorgen. Es gelang Vergennes, die Niederlande, deren Handel mit Amerika in die Lücke sich einschob, welche der englische Handel seit 1774 entstehen lassen mußte, dann Schweden und Dänemark zum Beitritt zu seinem Reglement zu bewegen, und schließlich führten auch in St. Petersburg seine Bemühungen zum Ziel: Katharina II., von England, das ihr damals Minorca und damit eine feste Stellung im Mittelmeer anbot, und von Frankreich gleichzeitig umworben, entschied sich für Frankreich und unterschrieb die berühmte Erklärung vom 8. März 1780, die sich inhaltlich mit dem Reglement deckte. Indem auch Preußen und Joseph II. für Belgien sich anschlossen, kam so die berühmte „bewaffnete Liga der Neutralen“ mit scharfer Spitze gegen England und seine Meeresherrschaftsgelüste zustande; so ziemlich alle Uferstaaten von Nord- und Ostsee (die Hansestädte, Oldenburg und Mecklenburg ausgenommen) schlossen sich zur Wahrung ihrer Rechte zur See zusammen, und selbst Neapel und Portugal traten bei. Aber freilich brachen die Engländer sofort mit brutaler Rücksichtslosigkeit den stärksten Stein aus dem Gewölbe, indem sie den Generalstaaten, noch ehe diese im Haag ihren Beitritt zur Liga formell erklärten, was bei deren schwerfälligem Geschäftsgang erst am 4. Dezember 1780 geschah, unter fadenscheinigen Vorwänden den Krieg erklärten und alsbald 200 niederländische Schiffe mit Waren im Werte von 15 Millionen Gulden kaperten; auf der Insel St. Eustache, die zu den kleinen Antillen gehört, wurden von Rodney ebenfalls ungeheure Warenmassen weggenommen. Da die Niederlande unter allen zu der Liga haltenden Staaten die stärkste Kriegsflotte hatten, die unter Zoutmans Befehle in der Seeschlacht an der Doggersbank (5. August 1781) der englischen unter Parker tapfer die Spitze bot, so war die Liga selbst — nach Hollands ihm aufgedrungenen Eintritt in die Reihe der kriegführenden Mächte — nicht mehr imstande, ihr Programm mit gewaffneter Hand gegen England zu schützen, und Katharia II. selbst sagte mit einem wohlfeilen Spott, der sich doch eigentlich gegen sie selbst richtete: „La ligue de neutralité, c'est la ligue

de nullité". Gleichwohl kommt dieser Vereinigung die Bedeutung zu, daß sie die Grundlagen des modernen Seerechts gelegt hat, und 1800 hat abermals Rußland, damals unter Zar Paul, die Liga gegen England erneuert und damit, obschon auch dieses Mal die Sache bald wieder in nichts zerrann, wenigstens die Unverbrüchlichkeit jener Grundgedanken aufs neue bekräftigt. England hat diese Grundgedanken nicht sofort angenommen; aber es konnte auch nicht verhindern, daß sie von allen andern seefahrenden Nationen als rechtsverbindlich angesehen wurden; der Souveränetät über die See, die England in kritischer Zeit tatsächlich für sich in Anspruch nahm, stellte die übrige Welt eine die Rechte aller sichernde Magna charta der Meere entgegen, und schließlich hat auch England, wie die Vorgänge im Burenkrieg 1900 zeigten, sich dieser Rechtsordnung tatsächlich fügen müssen.

III.

In dem Kriege, den England mit den nordamerikanischen Kolonien, Frankreich, Spanien und schließlich auch Holland führte, ist es am Ende trotz mancher großer Erfolge zur See unterlegen; der Friede zu Versailles gab 1783 den Kolonien die Unabhängigkeit und setzte Frankreich wieder in den Besitz von Senegambien, auf den es 1763 hatte verzichten müssen. Aber kaum zehn Jahre dauerte der Friede zwischen Frankreich und England; schon 1793 entbrannte ein neuer Krieg, der mit einer Unterbrechung von nur etwa vierzehn Monaten (1802—1803), die beiden Teilen kaum recht zum Bewußtsein kam, bis 1814, also zwanzig Jahre lang, gewährt hat und 1815 überdies noch ein kurzes, aber gewaltiges Nachspiel hatte. Der Grund zu diesem Kriege lag in der französischen Revolution, die im September 1792 das Königtum verschlang und im Gefühl ihres unüberbrückbaren Gegensatzes zum alten monarchischen Europa im November 1792 diesen Krieg auf Tod und Leben ankündigte („Krieg den Palästen, Friede den Hütten!") und im Januar 1793 dem gefangenen König Ludwig XVI. nach einem Staatsprozeß vor dem Nationalkonvent das Haupt abschlagen ließ. Die blutige Herausforderung, die in diesem schreckensvollen Vorgang lag, wurde außerhalb Frankreichs selbst wohl nirgends tiefer empfunden als in dem streng monarchischen England, in dem die Welfendynastie seit dem Regierungsantritt des als Engländer geborenen Georg III. (1760—1820) national geworden war. „Es fehlt viel," schreibt der französische Gesandte, Graf Andréossy, am 4. April 1803 an den ersten Konsul (s. Coquelle, Napoléon et l'Angleterre 1803—1813, Paris 1904, S. 63), „daß der König eine absolute Macht besäße" (es ist doch bezeichnend, daß Andréossy es überhaupt für angezeigt findet, diese Ansicht zurückzuweisen); „aber er hat eine große Gewalt (ascendant) über die öffentliche Meinung; man hat die Gewohnheit angenommen ihn hoch zu achten, und man betrachtet ihn als einen König-Ehrenmann. Von ihm, vom Ministerium und von den reichen Geschäftsleuten, deren Hilfe die Regierung für außerordentliche Geldzwecke braucht und die darum auch verlangen können, daß man bei Verhandlungen mit dem Ausland auf ihre Interessen Rücksicht nimmt, hängt die Verwaltung der englischen Regierung ab." Entgegen der fable

convenue, daß der König in England nur ein Statist oder eine Zierfigur am Staatsbau sei, betont Andréossy die Bedeutung der königlichen Persönlichkeit als eines drei der Elemente, auf die es im heutigen England ankommt. Georg III. war zu jener Zeit, 1803, entschieden für den Frieden mit Frankreich; aber 1793 fühlte er, wie jeder König damals fühlen mußte. Noch am 4. Januar 1800 hat der Minister des Auswärtigen, Lord Grenville, an Talleyrand geschrieben, daß nach der Ansicht Sr. Majestät es das beste Unterpfand für den Frieden wäre, wenn jener Fürstenstamm hergestellt würde, der während so vieler Jahrhunderte das Glück der französischen Nation im Innern zu erhalten und ihr auswärts Achtung zu verschaffen gewußt habe (s. die Aktenstücke in Posselts europäische Annalen 1803, Bd. II, S. 193 ff). Die gewaltsame Errichtung der Republik in Frankreich allein würde England gleichwohl nicht zur Ergreifung des Schwertes bestimmt haben; aber diese Republik hetzte, so gut wie einst Ludwig XIV., die Irländer zum Aufruhr gegen Großbritannien; sie verleibte sich Belgien ein, die Mündungen von Schelde und Maas, und richtete drohend gegenüber der englischen Küste ihre militärische und ihre Handelsmacht auf; seit 1795 ward auch Holland als batavische Republik in dieses System einbezogen; seit 1797 hatte Italien dasselbe Schicksal, und 1798 griff Bonaparte über das Mittelmeer hinüber nach Ägypten und bedrohte die Vorhöfe Indiens. Es war ein Krieg von fast unübersehbarer Ausdehnung und gigantischem Charakter, in dem Frankreich und England um den ersten Platz in der Welt rangen. Und merkwürdig: zunächst war die öffentliche Meinung Europas keineswegs rückhaltlos auf englischer Seite. Bekannt genug ist desselben Schillers, der das England Elisabeths als den letzten Felsendamm gegen Unterdrückung gepriesen und die Engländer seinerzeit als das freieste Volk unter dem Himmel gefeiert hatte, so ganz geänderte Auffassung von England im Jahre 1799. In dem Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" sagt er:

Zwo gewaltige Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.
Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit
Legt der Franke seinen ehernen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.
Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eigen Haus.

Schiller hat hier mit einem politischen Verständnis, das bei dem Geschichtschreiber des Abfalls der Niederlande nicht verwunderlich ist, die doppelte Gefahr richtig erkannt, die allen andern Völkern von Frankreich und von England gleichermaßen drohte: beide wollten alle andern ihren Zwecken dienstbar machen; bedrohte Frankreich das Festland mit Knechtschaft, so wollte England das Meer in Ketten schlagen. Schiller hat ungefähr dieselbe Ansicht vertreten wie Erzherzog Karl, der, als 1803 der Kampf zwischen Frankreich

und England nach dem Bruch des Friedens von Amiens wieder aufloderte und ein Teil der Ratgeber den Kaiser Franz II. zum Anschluß an England drängte, seinem Bruder entschieden davon abriet; es könne der Welt nur zuträglich sein, wenn die beiden (die πόλεις τύραννοι hätte Thukydides gesagt) sich gegenseitig entkräfteten; um so eher würden die andern Staaten etwas bedeuten und bei Atem bleiben. Aber es ist sehr interessant zu sehen, daß damals vielfach die entschiedene Ansicht bestand, daß von den beiden Weltmächten Frankreich bei weitem die erträglichere, der wahre Tyrann der Welt aber England sei. In einer Reihe von anonymen Aufsätzen, die in Posselts „europäischen Annalen" von 1803 an und in der Monatsschrift „Politisches Journal" in denselben Jahren erschienen, finden wir diesen Gedanken unermüdlich immer wieder ausgeführt, und nichts macht den Eindruck, daß die Verfasser dieser Artikel gegen einen starken Strom zu schwimmen glauben, daß ihre Stimme die vox clamantis in deserto sei. Fassen wir die wesentlichen Gesichtspunkte dieser Artikel zusammen, so erscheint England als die Macht, die unersättlich ist in ihrem Streben, das ganze Meer zu beherrschen und alle Kolonien, allen Handel an sich zu reißen. Es ist, wie Bonaparte in seiner Botschaft an den Senat vom 20. Mai 1803 sagt (Correspondance de Napoléon I, Bd. 8, p. 318—320): „L'Angleterre a deshérité les neutres nations de la souveraineté commune des mers et soumis à ses lois et à ses règlements l'indépendance de leurs pavillons." Trotz der Ligen der Neutralen von 1780 und 1800 fuhr es fort, alle Schiffe der Neutralen anzuhalten und alles Mögliche als Konterbande, die Schiffe selbst aber als „gute Prise" zu behandeln, sobald sie irgend etwas den Engländern Anstößiges an Bord hatten. Sie wurden zu diesem Zwecke in der Regel nach englischen Häfen mitgeschleppt, hatten hier nach Maßgabe ihrer Ladung eine von der englischen Gesetzgebung bestimmte Abgabe zu zahlen und wurden nur in den selteneren Fällen wieder freigegeben. Die Engländer benutzten den Krieg mit offenem Zynismus, um die Handelsnebenbuhler nach Kräften matt zu setzen; im August 1794 schon erklärte die Hamburger Kommerzdeputation, daß auch die größte Gewissenhaftigkeit in Beobachtung der englischen Verordnungen nichts helfe; das offene Ziel der Engländer sei, Hamburgs Handel zugrunde zu richten; 1806—1807 wurden in 3½ Monaten 40 hansische Schiffe weggenommen; in einem Jahre verloren die Hamburger Kaufleute so 3 Mill. Pfd. Sterl. (60 Mill. Mark)! Am 23. August 1803 schreibt Bonaparte an den Citoyen Talleyrand (a. a. O.): „Le monde est grand: l'Angleterre a assez d'avantages de commerce; c'est une ambition démesurée de convoiter ce qui n'est pas dans sa géographie et dans sa nature." Das Meer, heißt es an derselben Stelle, macht drei Viertel der Welt aus; wie, ist der Sinn, kann man verlangen, daß man England über diese Riesenfläche allein und despotisch gebieten lasse! In einer langen Abhandlung in den europäischen Annalen von 1807, betitelt: „Rückblicke auf das System des politischen Gleichgewichts", heißt es: „Gemeingut beabsichtigte die Natur, als sie dem Element, das wir Wasser nennen, die Flüssigkeit gab; Eigentum war ihr Zweck, als sie der Erde Stabilität erteilte."

Seit Wilhelm III., heißt es ebenda in einer merkwürdigen Beweisführung, das Anleihesystem in England einbürgerte, das dann Georgs I. Regierung in eine feste Ordnung brachte, wurde der Krieg auf Tod und Leben organisiert. England wurde nämlich dadurch in die Notlage versetzt, seine Zinsen aufzubringen, und das vermochte es nur, indem es einerseits Anleihen auf Anleihen häufte, so daß die Staatsschuld, die 1713 sich auf 59 Millionen Pfd. Sterl. belief, 1748 schon auf 80 Millionen, 1806 gar auf 600 Millionen Pfd. Sterl. angewachsen war und England im Jahr 1806 zur Bestreitung der notwendigen öffentlichen Ausgaben die ungeheure Summe von 83375723 Pfd. Sterl. = 500154338 Talern gebrauchte. Das zur gleichen Zeit, da Frankreich mit fast der dreifachen Volkszahl (33 gegen 12 Millionen) nur 684 Millionen Franken = etwa 182 Millionen Taler gebrauchte. Solchen Verpflichtungen, die sieben Guineen auf den Kopf der 12 Millionen Engländer gleichkommen, konnte England nur genügen, indem es den ganzen Handel und allen überseeischen Besitz an sich zu bringen strebte. Zu diesem Zweck mußte es „den Krieg als eine einträgliche Spekulation betrachten und durch ihn die Nationalsubsistenz aus allen Kräften erweitern". Das Heer, das noch 1755 nur 26849 Mann zählte, wurde demgemäß allmählich bis zum 31. Januar 1806 auf 178473 Mann vermehrt. Die englische Flotte aber bestand im November 1805 aus 129 Linienschiffen im Dienst, 46 in Reserve und 31 im Bau begriffenen, zusammen 206. Dazu kamen 214 Fregatten, 37 Schiffe von 44—50 Geschützen und 500 Schaluppen, so daß die Gesamtzahl der Kriegsschiffe sich auf 957 — gegen 17000 Handelsschiffe — belief. Diese ungeheuren Machtmittel genügten aber den englischen Zwecken nicht, heißt es weiter; es mußten vielmehr noch die europäischen Nationen beständig hintereinander gehetzt werden, damit England einerseits Gelegenheit zur Eroberung und Vernichtung von Wettbewerbern, anderseits Bundesgenossen fände, die oft genug ihre Truppen in Form von Subsidienverträgen, den Fußgänger z. B. zu 7 Pfd. Sterl. aufs Jahr, an England vermieteten (siehe Württembergisches Staatsarchiv, Verhandlungen des Generalmajors v. Mylius mit England 1799—1801). England, heißt es am angeführten Orte weiter, sei der Feind aller Bewohner des festen Landes, und das einzig Unbegreifliche sei, daß die festländischen Mächte das nicht gleich von Anfang an durchschauten und sich von dem Narrenseil befreiten, an dem sie von England geführt würden. Sie wären eben von Diplomaten = Tausendkünstlern und nicht von wirklichen Staatsmännern geleitet; auch gehorchten die meisten Regierungen vorwiegend agrikolen Interessen und zögen die des Handels nicht in Betracht. Von dreißig Ministern der auswärtigen Angelegenheiten wüßte kaum einer, wie sich auf dem Erdball die flüssigen Teile zu den festen verhalten und wie daraus die Überlegenheit der Seemacht über die Landmacht folge, von welcher Wichtigkeit der Besitz oder Nichtbesitz eines Hafens in den entfernten Weltteilen für die Entwicklung einer Nation sei und (hier meint man die Sprache Friedrich Lists zu hören) wie der scheußlichste Helotismus die unabtreibliche Folge der aufgegebenen Freiheit der Meere sei.

Das Streben Englands nach Alleinhandel und Alleinherrschaft zur See wird auch hergeleitet aus der politischen Entwicklung des Landes.

„Um die Trennung der vollziehenden Gewalt von der gesetzgebenden zu sichern," heißt es in den „Europäischen Annalen" (1806, Bd. I, S. 25—41), „und damit den Despotismus zu verhüten, blieb nichts andres übrig, als den Chef der vollziehenden Gewalt (d. h. den König) auf die Zivilliste zu beschränken und jede Auflage zur Bestreitung ordentlicher Ausgaben von der Bewilligung der gesetzgebenden Gewalt (d. h. des Parlaments) abhängig zu machen. Wollte nun der König das im Innern verlorene Ansehen wiedergewinnen, so mußte er es durch die Behandlung der auswärtigen Dinge tun. Dabei brauchte er Geld, um sich in die Angelegenheiten andrer Völker zu mischen; das konnte er nur durch harte Steuern oder durch Anlehen bekommen. Er wählte das letztere, weil bequemere, und so entstand in nicht 120 Jahren eine Staatsschuld, die jetzt auf 600 Millionen Pfd. Sterl. (= 12 Milliarden Mark) sich beläuft. Die Regierung wurde so die Schuldnerin ihres eigenen Volkes, und um die Zinsen zu erschwingen, mußte die Regierung nach dem Meerdespotismus streben; sie mußte das Meer beherrschen, um die Welt auszubeuten, überall Manufakturen zu errichten und ihnen Rohstoffe zu beschaffen. Daher Englands Feindseligkeiten gegen alle Nationen, die das Bedürfnis nach Handel empfinden, besonders gegen die Franzosen, die 1789 das Feudalsystem gestürzt und dann ihr Kaisertum auf der allgemeinen Gleichheit aller Bürger aufgebaut haben. Damit diese staatsbürgerliche Gleichheit bestehen kann, muß Frankreich aus Europa herausstreben, seine Kolonien anbauen und am Welthandel teilnehmen. Was für Friedrich den Großen Schlesien war, die Provinz, die seiner Monarchie das erste Aplomb gab, das sind für Napoleon Kolonien, Handel und Schiffe. Die Dummköpfe und armseligen Tröpfe, welche die Wortredner Englands sind, vergleichen Napoleon mit Attila und nennen ihn eine Gottesgeißel; aber man vertreibe ihn, man stürze seine Dynastie, man lasse von seinen Schöpfungen keine Spur mehr übrig —: so lange die Franzosen eine Nation bleiben, so lange wird die Einheit des Impulses sich ganz von selbst unter ihnen herstellen, und sie werden nach Anteil am Welthandel streben, weil sie sonst als Nation nicht fortdauern können. Worin liegt dann Napoleons Verbrechen? Darin, daß er mit den 33 Millionen Menschen, die Frankreich zählt (natürlich erst seit dem Frieden von Luneville), nicht ein Sklave Englands sein oder bleiben will, daß er für diese 33 Millionen Handel, Schiffahrt und Kolonien will. Man schreit über seinen Despotismus; aber wer hat denn Frankreich militarisiert und es gezwungen, auf das Festland zu drücken als eben England, das Frankreich von seinen Kolonien abschnitt und die ganze Macht von 33 Millionen Menschen auf die Landmacht hintrieb?"

Hier setzt ein andrer Artikel der „Europäischen Annalen" (1807, Bd. I, S. 37 ff.), der dartut, daß von 31 einzeln aufgeführten Kolonien und Faktoreien, die Frankreich vor 1793 in Amerika, Afrika und Asien besaß, heute alle entweder von den Engländern weggenommen oder doch vom Mutterland völlig abgeschnitten seien; daß vor dem Krieg jährlich 1363 französische Schiffe Waren im Wert von 295 397 000 Franken nach den Kolonien oder aus ihnen ins Mutterland brachten, jetzt aber der Jahresumsatz auf 41 Schiffe und 1765 300 Franken gesunken sei! Der Handel aus China, Malabar, Koromandel und Bengalen, durch den jährlich Seide, Tee, Kaffee, Zeuge, Musseline und Gewürze im Wert von über 20 Millionen Franken nach Frankreich verschifft wurden, sei ganz den Engländern anheimgefallen; wollen die Franzosen diese Dinge nicht entbehren, so müssen sie diese nunmehr von ihren Erbfeinden kaufen. Vom Golf von Biscaya bis zur Schelde, eine Strecke von 400 Meilen, liegt aller französischer

Handel still; in den Häfen erblickt man nur Kriegsschiffe und Flaggen neutraler Staaten; wenn es im Mittelmeer nicht ebenso trostlos aussieht, so ist der Grund davon nur darin zu suchen, daß dort die englischen Kriegsschiffe fern vom Mutterland, namentlich wegen der Not um Trinkwasser, das sie aus Afrika holen müssen und das in der Hitze schnell verdirbt, mit Hindernissen bei der Blockade zu kämpfen haben, denen nur die Ausdauer englischer Matrosen standhält. Wohl sehen wir aus v. Archenholz' „Annalen der britischen Geschichte" (9. Band 1799, S. 46), daß der Krieg auch den Engländern schwere Wunden schlug; die Franzosen überschwemmten die See mit Kaperschiffen, die, wenn sie schon den eigenen Handel nicht retten konnten, wenigstens dem englischen so viel Abbruch taten als immer möglich und in den drei Jahren 1793, 1794 und 1795 nicht weniger als 1571 englische Kauffahrer wegfingen (gegen 319 französische, die den Engländern in die Hände fielen); und so begreift man zwar, daß bei den Parlamentswahlen von 1796 der ministerielle Kandidat für Southwark ausrief: „Mein Gegner ist für Friede, aber was soll uns hier der Friede? Mit uns schließen Admiralität und Proviantamt immer neue Lieferungsverträge: wir werden reich durch den Krieg; die Steuern, die das Land aufbringen muß, fließen in unsre Tasche: ich bin für die Fortdauer des Kriegs!"; daß aber andre Landesteile, so die Freeholders der Grafschaft Kent, die — beim heutigen Stand englischer Landwirtschaft klingt das wie ein Märchen! — ihr im Heimatland unverkäufliches Korn nach Frankreich abzusetzen gewohnt waren[1]), Bittschriften um Frieden an den König richteten: die von Kent trug 15339 Unterschriften solcher Grundbesitzer! Aber an den großen Verhältnissen änderte das nichts; die Zahl der abgefangenen englischen Handelsschiffe ist, auf das Jahr ausgerechnet, nur etwa der 32. Teil der Gesamtzahl; jede festländische Macht, die gegen England sich erhob, vermehrte nur die Gelegenheit zu neuen Eroberungen vermittelst der riesenhaften englischen Kriegsflotte, zur Vernichtung eines Wettbewerbes, wie das Holland, Spanien und Dänemark an sich selbst seit 1795 erfuhren. Hierher gehört die maltesische Frage, die für die Beurteilung der Rechtsfrage, wen die Schuld am Bruch des Friedens von Amiens trifft, so wesentlich ist. Eine englische Flugschrift von Cobbett aus dem Jahr 1803 („Europäische Annalen", 1803, Bd. II, S. 177—192) betont mit schneidender Schärfe die Wichtigkeit dieser Insel, deren Besitz es England ermögliche, im Mittelmeer als ebenbürtige Seemacht neben Frankreich zu treten; von der andern Seite her sagt Bonaparte völlig dasselbe mit andern Worten (in den oben, S. 396 angeführten Schriftstücken): „jamais je ne souffrirai que l'Angleterre ait rien dans la Méditerranée". „Ein englisches Geschwader in Malta oder Lampedusa lassen, hieße die Unabhängigkeit von Sizilien, von Neapel, von Italien preisgeben; was Gibraltar gegen Spanien, das wäre Malta gegen Frankreich und Italien, ein feindlicher Posten vor unsern Toren!" Es er-

[1]) Über die Tatsache, daß England im 18. Jahrhundert Überschuß an Getreide hatte und um 1750 allein für ausgeführtes Korn jährlich über 42½ Million Livres einnahm, s. Voltaire, Œuvres, Bd. XVIII, S. 341 ff.

scheint den Zeitgenossen wenigstens zu einem großen Teil so, daß Frankreich hier die Sache ganz Europas führt; der englische Staat sei der stete Urheber des Unfriedens, des Krieges in Europa, und er sei es aus krasser Selbstsucht. Er sei am passendsten mit einem Rabulisten zu vergleichen, der seine Nachbarn verhetzt, damit er Prozesse führen kann, oder mit jenem Wundarzt, der den Vorübergehenden durch seine Leute die Knochen entzwei schlagen ließ, damit er zu tun bekomme. Der englische Staat sei ausgeartet in ein reißendes Tier, das sich isolieren muß, weil kein Einvernehmen mit ihm möglich ist; er kann nicht ruhen, bis er das ganze Festland in Sklaverei gebracht hat oder selbst vernichtet ist. „Wie einst ein religiöser Protestantismus gegen die theokratische Universalmonarchie sich erhob, so muß sich heute ein politisch-wirtschaftlicher Protestantismus gegen die merkantilistische Universalmonarchie erheben; sonst ist kein Heil für die Welt!" So erscheint Napoleon als der Heerführer und Vorkämpfer des europäischen Kontinents gegen das tyrannische Albion, und unter diesem Gesichtspunkt ist selbst die Kontinentalsperre, dieser Riesenboykott Englands durch das Festland, im Anfang als das letzte heroische Mittel begrüßt worden, das Äußerste gegen das Äußerste, eherne Gewalt gegen eherne Gewalt zu setzen und England auf die Knie niederzuringen.

IV.

Aber allerdings: diese Auffassung hielt mit der Zeit nicht stand. Mehr und mehr verschob sich der Druck, den man in Europa erlitt; viel härter als die englische Selbstsucht, gegen die 1780, 1800 und 1804 alles aufschrie, lastete der Druck, den das näher gelegene, bis an den Rhein, bis nach Genua, schließlich bis zur Trave, an die Ostsee, ausgedehnte Frankreich politisch, wirtschaftlich, geistig auf den Weltteil ausübte. Wir hörten schon, daß bereits 1806 Napoleon vielen als „der neue Attila", als „die Gottesgeißel über die Menschheit" erschien; daß alles Große, das dieser Mann, der Zertrümmerer aller mittelalterlichen Überreste, wollend und nicht wollend, der Welt geschaffen hatte, zurücktrat hinter dem Eindruck, daß er rücksichts- und erbarmungslos die Nationen niedertrat und mit ihnen wie mit Spielbällen verfuhr. Auch darüber ward man sich klar, daß der Tyrann des Festlandes nur darum über den Meerestyrannen so laute Klage führte, weil er selbst auch diese Herrschaftsstellung an sich zu bringen bestrebt war, um sie dann nicht minder selbstsüchtig zu verwalten. Die Schrift des ansbachischen Konsistorialrats Yelin vom Jahr 1806, an der Palms Märtyrerblut klebt, „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", die 1899 von Lehmann in Zweibrücken in getreuer Nachbildung neu aufgelegt worden ist, sagt (S. 105) ganz zutreffend:

„Napoleon gebraucht die Freiheit der Meere bloß zur Maske seiner Entwürfe; er haßt Britanniens sogenannten Alleinhandel nur, solange er nicht in französischen Händen ist; er hat die Wohlfahrt andrer Nationen nur im Munde, aber nicht im Herzen; er sucht Frankreich zur allgemeinen Schatzkammer der Welt zu machen und hat ohne alle Rücksicht auf die übrige Welt sich und das französische Volk zum ersten und letzten Zweck."

Nun beginnt man in dem Kampf des einen Despoten der Welt gegen den andern die eigne Sache zu sehen; hier leuchtet noch die einzige Hoffnung, von Frankreichs Joch loszukommen, wenn England standhält. Die Engländer selbst hatten das volle Gefühl, daß sie allein ungebeugt die Sache der Freiheit der Welt verfechten. In jener Flugschrift von Cobbett (siehe S. 399) „über Malta und das Recht der Briten auf diese Insel" heißt es (1803):

„Wir allein bieten, solange wir Malta halten, den südeuropäischen Staaten, denen Frankreich zu Lande immer näher rückt, noch einen Stützpunkt; wir werden die Seele und das Band aller Koalitionen sein, die sich gegen den unerträglichen Despotismus bilden können, den die französische Regierung auf den Süden des Weltteils ausübt und der sich gleich einem tödlichen Aussatz mit schauderhafter Schnelligkeit gegen den Norden ausdehnt und die Reichtümer, das Mark, ja selbst die Moral der Völker und Fürsten aufleckt. Es ist Zeit, daß Großbritannien sich mit jenem edlen Nationalstolz waffne, den bis auf die letzte Zeit (wo nämlich in Amiens Friede geschlossen wurde) nichts hat schwächen können; daß es einsieht, daß ein unter dem Namen Mäßigung verkappter Kleinmut eine unzulängliche Schranke ist gegen einen habsüchtigen und trotzigen Feind, für den jedes Zugeständnis nur ein Antrieb und Mittel ist, deren noch mehrere zu ertrotzen. Soviel Seeschlachten wir schlugen, soviel Seesiege haben wir errungen: Streit also und Kampf, nicht fauler Friede!"

In diesem Sinn erinnert Yelin (S. 111) an die Lage Europas unter Ludwig XIV., wo alles darauf ankam, daß sich das England Jakobs II. von der Gefolgschaft Ludwigs löste: „L'Europe esclave", betitelte sich damals eine Schrift, „si l'Angleterre ne rompt pas ses fers!" Nun beginnt man die Siege Englands als Befreiungstaten für Europa zu begrüßen; nun begeistert man sich für die Helden, die seine Flotten und Heere führen. Man sieht an Nelson nicht die schweren Flecken, die den Charakter des großen Admirals gelegentlich entstellen; man hat nur noch ein Auge für den einfachen großen heroischen Grundzug seiner Natur, man neigt sich im Geist vor dem Signal, das am Morgen von Trafalgar am Bord der „Victory" hochging: „England erwartet, daß heute jeder seine Schuldigkeit tue"; man liest mit Rührung die Worte des Vizeadmirals Collingwood an den König:

„Es gefiel dem allmächtigen Lenker aller Dinge, Sr. Majestät Waffen einen vollständigen und glorreichen Sieg zu verleihen; ich beklage aber mit der britischen Marine den Fall unsres Höchstkommandierenden, Seiner Herrlichkeit des Lords Nelson, eines Helden, dessen Name unsterblich ist und dessen Gedächtnis seinem Volke immer teuer sein wird. Er erhielt in der Mitte des Gefechts eine Musketenkugel auf die linke Brust, sandte sogleich einen seiner Offiziere zu mir mit seinem letzten Lebewohl und gab bald nachher seinen Geist auf."

Da Nelson ohne rechtmäßige Gattin und Kinder starb, so verglich ihn ein deutscher Schriftsteller („Europäische Annalen" 1806, Bd. I, S. 41—61) mit dem griechischen Feldherrn Epaminondas aus Theben, der, als seine Freunde am Bett des Todwunden klagten, daß er niemanden hinterlasse, sein Gedächtnis zu ehren, geantwortet haben soll, er hinterlasse zwei Töchter, deren Andenken nicht untergehen werde: Leuktra und Mantinea — Abukir und Trafalgar! „Eine Zusammenstellung," heißt es dort, „durch die dem griechischen Heerführer so viel Ehre erwiesen wird als dem britischen Admiral." Auch

darin konnte man eine Ähnlichkeit finden, daß Epaminondas mittelst der schiefen Schlachtordnung den Feind durchbrach und von hinten her aufrollte und Nelson ganz ähnlich in beiden Schlachten mit einem Teil seiner Schiffe durch die französische bzw. französisch-spanische Reihe durchbrach und dann durch Angriff von hinten her den Gegner zwischen zwei Fronten erdrückte. Der Sieg von Trafalgar ist wohl unsterblich; der letzte große Versuch, den zwei Seemächte zusammen unternahmen, um Englands Übermacht durch vereinte Kraft zu brechen, war nunmehr fehlgeschlagen und die Meeresherrschaft endgültig bis heute in Englands Hand gegeben. Und nun kam der spanische Volkskrieg, in dem England, seine schwere Bedeutung würdigend, mit aller Wucht eingriff, mit allen seinen dramatischen Wechselfällen; Wellingtons, „des größten Defensiv-Generals der Weltgeschichte", lange Tatenreihe, der kühne Vorstoß bis Talavera de la Reina 1809, die zähe Verteidigung der Linien von Torres Vedras 1810—1811, die Befreiung Spaniens und der letzte gewaltige Schlußakt der napoleonischen Epoche, die Schlacht bei Waterloo, wo Wellington mit seinen Engländern und Deutschen unerschütterlich dem Imperator standhielt, bis Blücher mit den Preußen erschien und die gleich stehende Schlacht in eine schwere und endgültig Napoleon begrabende Niederlage verwandelte. Noch 1890 ist der deutsch-englische Staatsvertrag über Afrika und Helgoland von Kaiser Wilhelm II. unter Anrufung der Waffenbrüderschaft von Waterloo veröffentlicht worden; was Wunder, wenn die Zeitgenossen von 1813 und 1815 in England, alles Frühere über der großen und rettenden Gegenwart vergessend, nur noch den unbesiegbaren Feind des Zwingherrn Europas, den tapfern und zuverlässigen Bundesgenossen sahen? Die Reise, welche die siegreichen Monarchen Alexander und Friedrich Wilhelm III. im Juni 1814 nach England antraten, und der unbeschreibliche Jubel, mit dem sie und die ruhmgekrönten preußischen Heerführer, vor allem der „Marschall Vorwärts", dort vom Volke begrüßt wurden, legen ein sprechendes Zeugnis dafür ab, daß jenseits des Kanals das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die stolze Freude über den durch festes Zusammenstehen, wenn auch mit schweren Mühen errungenen Sieg ganz ebenso lebhaft vorhanden waren wie diesseits. Ist doch Blücher damals von Cambridge zum Ehrendoktor, von Oxford zum Ehrenbürger ernannt worden!

Seitdem sind nahezu hundert Jahre vergangen, und wie hat sich seither die Weltlage verändert! Die Nation, die damals gegen England in die Schranken trat, die französische, hat 1898 den tapfern Offizier, der die Trikolore in Faschoda am mittlern Nil aufpflanzte, auf das Stirnrunzeln Lord Salisburys hin zurückgerufen, und sie hat 1904 infolge der berühmten, durch den Vertrag vom 8. April besiegelten Entente cordiale den letzten Anspruch auf Mitherrschaft im Nordosten des schwarzen Erdteils an England abgetreten; sie hat Ägypten, durch dessen Erwerb Napoleon das Mittelmeer zur mer française machen wollte, an dem so große französische Erinnerungen von Ludwig IX. her hängen, endgültig preisgegeben. Dagegen hat sich das Volk, das noch vor hundert Jahren zur See völlig wehrlos war und den wackeren Hanseaten nicht den mindesten Schutz zu gewähren vermochte, zur zweiten Seehandelsmacht

der Welt entwickelt, und es ist im Begriff, sich auch eine mächtige Kriegsflotte zu schaffen — schon 1900 begrüßte die Pariser Zeitung „Le Temps“ das entscheidende deutsche Flottengesetz jenes Jahres mit den Worten: Der Würfel ist geworfen, une grande puissance navale va entrer en scène! Wir wissen alle, welche schwere Schicksalsfragen an diese Entwicklung sich knüpfen; aber wie unsre Betrachtung selbst uns gelehrt hat, daß die Stimmungen der Völker gegeneinander sich ändern, so werden wir auch hier hoffen dürfen, daß die Spannungen, die zurzeit auf Europa lasten, mit der Zeit nachlassen und vergehen. Wir können jedenfalls sagen, daß, wenn die „Europäischen Annalen“ 1807 als Ziel der internationalen Entwicklung einen Staatenverein aufstellten, in dem unter Ausschluß universalmonarchischer Bestrebungen jeder Staat in seiner Individualität geachtet und geschützt werde, die deutsche Politik seit 1871, seit wir wieder ein Nationalstaat geworden und, wie Bismarck sagte, unter die „saturierten“ Völker eingetreten sind, beständig auf ein solches friedliches Zusammenleben der Kulturvölker gerichtet gewesen ist und daß der Wille des deutschen Volkes mit dieser amtlichen Politik des Reiches restlos sich deckt.

Zu Wasser.

Von

Marie von Bunsen.

Potsdam. Freitag, den 28. Juli.

Sorgsam verteile ich die Taschen, den aufgerollten Jagdsack, die Segeltuchdecke und stoße ab. Der verwitterte Schiffsbauer wünscht glückliche Reise; auf der Langen Brücke lehnt sich der Gepäckträger, der die Sachen vom Bahnhof brachte, und sieht interesseerfüllt zu. Halb zwölf; vom Turm der Garnisonkirche erklingt das so eng mit Potsdam verknüpfte Glockenspiel. Am Ufer liegt die Laubenkolonie; sie wirkt verlassen, erst nachmittags spielen dort Kinder, jäten Mütter, harken behäbige, hemdärmelige Väter. Eine Reihe goldgelber Sonnenblumen spiegelt sich im Wasser, eine Reihe milchweißer Schwäne zieht in ahnungsloser Schönheit an ihnen vorbei.

Ich rudere über die seeartige Havel, auf den Judengraben zu. Nicht nur der Abkürzung halber, ich liebe diesen versteckten, kleinen Wasserweg. An beiden Seiten biegen sich Weidenbäume herüber, ragen Silberpappeln empor. Zu Pfingsten hat man hier gelbe Schwertlilien und duftendes Heu; jetzt gibt es gewaltige Kardengewächse mit imposant stilisierten Blättern, es bringt der Wind anheimelnden Duft vom reifenden Korn. Zwei einfache Balkenbrücken führen herüber; schon diese anzusehen ist eine ästhetische Freude.

Ein Schauerchen rieselt herunter, und ich halte unter der feuchtdunkeln Decke. Ringsherum Wasserviolen, jene schlanke Wasserpflanze mit den graziös sich ausspreizenden weißlichen Doldenkronen. Hier wächst auch das Pfeilkraut; wie oft habe ich den edlen, reingeschnittenen Umriß auf frühgotischen Säulen bewundert. Einige Knaben kommen angewatet. „Kiek mal, den kleinen Hund!“ Entrüstetes Kläffen. „Sind Sie denn ganz allein?“ (Wie die Wasserviole begleitete diese Frage mich die Havel bis zu ihrer Mündung herunter.)

Es hellt sich auf, und ich rudere weiter durch den Graben. An seinem Ausgang verdichtet sich das Schilf, das leise Plätschern der Ruder schreckt eine Schwanenfamilie auf. Erregt bläht sich die Mutter mit gesträubtem Gefieder, stolz mißbilligend, fauchend will der Vater den Weg versperren: herrlich die tragische Leidenschaft der vornehmen schneeweißen Linien.

Draußen schimmert die Fläche; in blaublasser Ferne zeigen sich die Umrisse der Kaputherhügel. Nicht nur hellt es sich auf, hinter mir weht es frisch, und stolz hisse ich das Segel. Die „Formosa“ ist nur ein schlichtes Ruderboot, vom Kreuzen ist keine Rede, das Segeln beschränkt sich also nur auf das primitive Ausnutzen eines Voll- oder Halbwindes. Harmlose Gemüter haben auch daran viel Freude.

Vor mir zieht eine große Zille daher, die gewaltigen Segel dunkel gegen die leuchtende Luft. Gibt es schönere Umrisse als die unsrer alltäglichen Kähne? Sie sind so ruhig, so geschlossen in der Wirkung; wie gut steht am Bug der Steuermann (oder die Steuerfrau in ihrem weißen Helgoländer), wie vorweltlich ist das schwere Gefüge des Ruders, der graubraun verwitterten Planken.

Erfreulich auch die am Ufer von Kaputh liegenden Kähne; es wird an ihnen gezimmert und gehämmert und geteert, ein ganzer Wald von Segeln steigt empor, dahinter das stumpfe Laub, das die Dächer des langgezogenen Obstdorfes fast verdeckt. An der schmalen Landzunge baden nackte Knaben, ein Floß wird dort gebaut. Ungelenke Kähne ziehen vorüber, oft rudert man noch auf die alte Art, stehend, nach vorn, mit einem Riemen; mit einem kleineren steuert ein Knabe am Bug. Dieses Fischer- und Schifferdasein wirkt prähistorisch einfach, und doch vor den Toren Berlins. An einem Wochenvormittag ist kein Sportsboot zu sehen, keine Spur neuzeitlichen Lebens.

Ich steuere auf Baumgartenbrück; doch, hier ist eine Sommerfrischlerin, aber eine, welche die Landschaft nicht verdirbt. In einer Lücke des Schilfs badet im rosa Badeanzug ein allerliebstes kleines Mädchen. Ich lande am Steg, um hier zu Mittag zu essen. Die malerische Balkenbrücke betrachte ich wehmütig, sie wird nächstens abgebrochen, und schaudernd sieht man in Gedanken den Ersatz. Jetzt wird sie aufgezogen; stolz und ruhig gleitet die Zille, die ich vorhin eingeholt hatte, hindurch; mächtig wirken die Segel.

Ehe ich wieder unterwegs bin, hat sich der Wind gelegt, die Luft ist verschleiert und weich. Ich rudere an Altgeltow und Werder vorbei. Mit großem Geschick sind die neuen Kirchen dort angebracht worden, so selbstverständlich ragen ihre schlanken, backsteinernen Türme aus dem Gewirr von Bäumen und Dächern empor und spiegeln sich im Wasser, als wäre dies seit Jahrhunderten der Fall.

Jetzt breiten sich die Baummassen des Wildparkes aus; schon zu den Zeiten der wendischen Fürsten war es ein gehegter Jagdgrund, ist dies seither immer geblieben. Zwischen den dunkeln Waldhügeln und der Rüsterreihe am Ufer erstreckt sich Wiesengrün und Wasser. Es sind die Ententeiche; wie oft bin ich in den verflossenen Tagen, in denen wir alle leidenschaftlich radelten, dort im Vorfrühling gewesen, um mich an der Masse leuchtend gelber Dotterblumen, dem schneeweißen Wiesenschaumkraut zu erfreuen.

Dann gelange ich in den Zernsee, ringsherum Schilf und Bäume. Die Havel macht einen scharfen Winkel, überraschend tauchen in der Ferne Kuppel und Türme auf: das ist ja Friedrichs des Großen Kuppel, die vom Neuen Palais, da die Spitze der Garnisonkirche, wo er ruht.

Unterdessen ist es Abend geworden, beim Vorbeirudern sehe ich mir die Ufer auf eine passende Unterkunft an. Es soll eine abseits gelegene Stelle sein, vor Wind und vor Neugierigen geschützt; auch muß es einen Baum zum Anbinden geben. Da kommt ein Pfosten in Sicht, ringsumher sind verstreute Gruppen von hohem Schilf, von kleinen Weidenbäumen, von Binsen. Es ist genau, was ich suche; vielleicht stagniert das Wasser ein klein wenig, aber man kann nicht alles verlangen. Dafür Wasserviolen in Hülle und Fülle, aromatisch duftendes Pfeffermünzkraut, weiße Winden, die mit leichten, lustigen Kränzen Schilfhalme und Weidenzweige umschlingen. Dann Wiesenland — dann, hart am Ufer, ein Wald. Er verlockt mich nicht, nachts ist ein Wald etwas graulich, man hört viel zu viel und sieht viel zu wenig. So binde ich die „Formosa" an den Pfosten, packe aus, richte mich ein und bereite das Mahl. Vertrauensvoll koche ich mir Havelwasser zum Kakao und öffne die Büchsen. Eine dieser enthält Zunge; Stop schnüffelt an derselben, infolgedessen ist unser Verhältnis etwas gespannt. Dann versuche ich mein Schutzverdeck anzubringen. (Es ist aus rot und weißem Segeltuch, auf dem Wasser sind das doch die hübschesten Farben.) Ich hatte mir dasselbe sinnig ausgedacht und von meiner Jungfer ausführen lassen. Am Mast sollte es hochgezogen, am Heck, am Bug, an den Seiten mit Ringen und Haken befestigt werden; seitwärts ein kleiner Vorhang, der sich an einer Schnure hin und her schob. So war das ganze Boot verdeckt; am Mast war genügender Raum zum bequemen An- und Ausziehen, durch den zurückgeschobenen Vorhang konnte man die nächtliche Natur genießen. Das Prinzip war tadellos, in der Ausführung rächte sich mein Dilettantismus. Das Segeltuch fiel infolge seiner Schwere tütenartig zusammen; so wurde ich beim Liegen allerdings schön bedeckt, vom An- und Auskleiden in einem wenn auch noch so kleinen Zeltraum war jedoch nicht die Rede. Eine zweite Enttäuschung bereitete mir mein Revolver. Er war ganz neu, ich hatte ihn in der Feuerwaffen-Prüfungsanstalt in Halensee eingeschossen; jetzt gelang es mir nicht, ihn zu laden. Einen Revolver, ein Hündchen und ein gutes Gewissen halte ich für voll ausreichenden Schutz; nun mußte ich eben auf ersteren verzichten, das ließ sich nicht ändern. Ich zog mich also aus und badete in der fahlen Dämmerung, die noch die gelben Mummeln und weißen Violen gerade erkennen ließ. Erst nahm ich Stop, dem ich verziehen hatte, nach dem Ufer, damit er seinen Abendspaziergang abhalten könne, und schwamm dann in der dort sehr breiten, ruhig dahinfließenden Havel umher. Darauf zog ich mir mein Nachthemd an, breitete den Jagdsack aus und kroch hinein. Vorsorglich hatte ich mir ein weißes Moskitonetz an den Sack nähen lassen. Das tat gut, denn Mücken gab es in Masse; bereits beim Baden und Ausziehen merkte ich, daß sie Gefallen an mir hatten.

Da lag ich nun; seit Jahren und Jahren hatte ich mir Nächte im Freien gewünscht, endlich hatte ich es erreicht.

Eine lautlose Stille, eine feuchte, reine, nach Wiesenkräutern duftende Nacht.

Allerdings war ja der Schiffsboden auffallend hart; so ein Jagdsack besteht nur aus leichtem, mit dünner Wolle abgefüttertem Segeltuch, hat unter

der Kapotte nur ein winziges Kopfkissen. Decken und gar die kleinste Matratze mitzunehmen, wäre zu platzraubend gewesen. Vielleicht gewöhnt man sich allmählich an die Härte wie an das dem Körper recht bemerkbar kantige, knorpelige Gefüge der Planken.

Auf jeden Fall ist so eine Nacht in der Einöde überaus schön; der Nebel steigt, und im hellgrauen Silber neigen sich die feinen Umrisse einiger Schilfhalme und Wicken. Warum sage ich gleich: wie japanisch? Haben in all diesen Jahrhunderten und Jahrtausenden andre nicht den Zauberreiz solcher Umrisse erkannt?

Hierüber schlafe ich ein.

Sonnabend, den 29. Juli.

Übertrieben fest ruhte ich ja nicht, öfters wachte ich auf; das schadet ja auch wenig, zu Hause schläft man über- und überreichlich. Es wäre auch töricht, diese nächtliche Flußwelt nicht mit Bewußtsein zu genießen. Unmittelbar an meinem Ohr gluckst und plätschert der Strom, das Schilf zischelt und rauscht, ein Wasserhuhn stößt klagende Rufe aus, sonst lautloses Schweigen.

Als ich wieder einmal aufwache, tropft es leise auf das Segeltuch hernieder. Ich strecke die Hand aus — ja, es regnet. Die Uhr zeigt zwei; auffallend hell ist die Nacht, weit und breit hüllt ein weißer Nebel alles ein.

Um sechs hört der Regen auf; ich benutze rasch die Gelegenheit, um mich zu waschen und mich anzuziehen. Kaum bin ich aber in den Kleidern, so gießt es wieder. Auf dem Boden sitzend, gegen die Taschen gelehnt, bin ich wenigstens trocken und kann an „Die Quitzows“ gelangen. Zum Kochen, selbst zum Heranholen des Teekorbes langt der Raum allerdings nicht; immerhin kann ich während des Hungerns lesen, das hilft etwas darüber hinweg.

Es regnet weiter; Stop muß doch seinen Morgenspaziergang vornehmen, also ziehe ich mir Regenmantel und Mütze an, bedecke alle Sachen mit dem Segeltuch und rudere und stake mühsam durch Schilf und Rohr und Weidengruppen ans Land. Die Wiese ist mit Blumen bedeckt, aber triefend; Stop weigert sich, dort zu lustwandeln, ich muß mit; Schuhe und Strümpfe werden recht naß.

Es regnet unverdrossen; schließlich packe ich alles zusammen und rudere darauf los. Sehr vergnüglich war es nicht, die Landschaft jedoch unzweifelhaft hübsch. Jenseits von dem Wald, den ich gestern abend gesehen hatte (wie konnte er einem nur graulich vorkommen), dehnen sich leuchtend grüne Wiesen, auf ihnen weiden schwarze und weiße Kühe, dahinter sind Abhänge und Wälder. Es hört ganz oder fast ganz auf zu regnen; auf hoher See lange ich mir den Korb hervor und braue einen Tee. Während ich ihn trinke, gießt es schon wieder. Um einen Vorsprung kommend, sehe ich zwei stoische, durchnäßte Angler im Schilf. Ich frage, ob es in Phöben ein Wirtshaus gibt; teilnahmslos antworten sie: „Ja“, und mit frischem Mut rudere ich weiter. Bald sehe ich ein freundliches Dorf, und bald erkenne ich einen Anlegesteg. Eine bedeckte Veranda ist daneben, im Hintergrunde ein Haus, das vorgibt, Restaurant, Materialienhandlung und Bäckerei zu sein. Ich befestige die „Formosa“, klettere den glitscherigen Steg herauf, öffne triefend

die Tür und frage, ob ich ein Zimmer erhalten könnte. O Freude, sie lassen sich darauf ein, die Wirtin führt mich eine schmale Stiege hinauf und zeigt mir eine kleine Bodenkammer. Nun heißt es, die nassen Sachen aus dem Boot herauf zu bringen; zwei kleine Knirpse erbieten sich eifrigst, doch mache ich ihnen klar, daß die Taschen für ihre Verhältnisse zu schwer sind. An dem Landungssteg hatte ich eine hübsche Segeljacht, die „Otter", bemerkt; deren Besitzer, zwei Herren in weißen Sportswämsern und blauen Anzügen, erbieten sich freundlichst, mir zu helfen. Im strömenden Regen tragen wir die Sachen herauf, breiten die Segeltuchdecke zum Trocknen in der Veranda aus. Vom Fenster sieht der Gastwirt zu. Ich erkundige mich in der Küche, was es zu Mittag gibt, erkläre mich mit Setzeiern und Kartoffeln vollauf befriedigt, trinke einen Kognak und kleide mich um. Trocken gekämmt und gebürstet, in einer neuen, weißen Sportsbluse und Sportsmütze, ist mir wieder wohl zumute. Der liebenswürdige Otterherr bringt mir den Revolver in Ordnung; ein im Gastzimmer biertrinkender Eingeborener belehrt mich, wo ein Tischler zu finden sei. (Ich will die eine Bank, die mich beim Liegen hinderte, herausnehmen lassen.) „Also ers so runter, dann links nach'm Wasser, dann, nach'm weißen Haus, is eins mit 'ner grünen Dor, und da rein wohnt der Tischler." Der Regen hört auf, so spaziere ich denn zum Tischler mit Stop, bringe den Gesellen gleich mit, und die Sache wird in Ordnung gebracht.

Unterdessen scheint die Sonne, das Wetter ist herrlich, an der Jacht werden die Segel gehißt, und die Besitzer fordern mich zu einer kleinen Ruderfahrt auf. Ein reizvolles Havelbild: üppige Wiesen, Baumgruppen und Schilf. Hier mündet die Wublitz und der Paretz-Sacrowerkanal; man hat den Eindruck verzweigter Seen. Das Wasser zischt um den Kiel, im großen, weißen Segel fängt sich der Wind, beugt das Boot tief herüber, wir sausen nur so dahin. Die Herren kommen aus Tegel; als sie gestern bei flauem Wind in der Nähe von Spandau herumlavierten, hatten badende Knaben das Boot „Kreuzotter" getauft. Sie wollen noch zwei Tage unterwegs sein. Einer von ihnen kaufte vorhin im Dorf Eier und erzählte über die dortigen Verhältnisse. Alle Männer sind Fischer und schicken ihren Fang nach Berlin. Die Frauen und Kinder besorgen die nicht unbedeutende Ackerwirtschaft ohne fremde Hilfe. Sie können es, dank der Kinderzahl; die Frau, von der er Eier bekam, hatte fünfzehn Kinder, ihre Schwester hatte siebzehn, eine andre nur neun. Und so ursprüngliche, einfache Agrarverhältnisse gibt es angesichts der Türme von Werder, eines Vorortes von Berlin!

Nachmittags 6 Uhr.

Strahlende, sanfte Luft. Im Badeanzug sitze ich in einem kleinen, abseits gelegenen Kanal, von Weiden beschattet, unter Vergißmeinnicht, Nachtschatten und Sternblumen, und kühle mich vor dem Baden ab. Jenseits der Wiesen erstreckt sich in der Ferne das Dorf mit seinem spitzen Kirchturm, dahinter eine dunkle, mit Kiefern bestandene Anhöhe. Auf der Luftlinie steht eine Windmühle, mit Schilf beladene Kähne werden dort auf der Havel von den Phöbener Frauen langsam gerudert, ringsherum tanzen Libellen.

Herrlich erfrischend ist das Wasser. Bald kommt der Abend mit seinem Frieden. Schnitter und Fischer kehren heim, ziehen mit ihren Sensen und Angeln und Taschen über den kleinen Steg, und auch ich rudere zurück. An einer Landzunge, inmitten der Weidenbäume und Wiesen, steht das letzte Haus; auf dem hohen Strohdach ist ein Storchnest, die weißen Wände sind schattenhaft, dämmrig; blau-grün sind Läden und Pfosten. Vor dem niedrigen Fenster sitzt der Fischer auf einer Bank und ruht sich aus. Goldglühend verschwindet die Sonne im violetten Dunst, und mein Boot zieht auf lila und rosa schimmerndem Wasser dahin.

In der Restauration, Materialienhandlung und Bäckerei herrscht eine Gemütsbewegung, einer der Jungen hat sich den Arm gebrochen, der Arzt war schon da. In meinem Zimmer ist das Dienstmädchen eben dabei, die riesigen Federbetten zu überziehen. Mir fehlt der Mut, ihr zu sagen, daß ich selbst im Winter nicht unter solchen Ungeheuern sieden könnte, daß ich die Betten doch herausziehen werde, um mich mit den Laken und einer baumwollenen Decke zu begnügen. Ich sage es nicht, es würde einen zu schlechten Eindruck hervorbringen. Statt dessen lasse ich mir das Ausgleiten des Knaben schildern; das dralle Dorfmädchen ist im Zug und erzählt mir die sonstigen Unglücksfälle der Gegend . . . „Mein ältester Bruder fiel mal oben aus der Scheunenluke heraus; er ist schief angeheilt worden, aber sie nahmen ihn doch zu den Soldaten . . . Und vorigen Sonntag ist ein Bäckermeister in Drewitz vom Blitz erschlagen worden. Er stand vor der Haustür und sah sich um, und da kam ein Blitzschlag, und er war tot . . . Dann ist vorigen Pfingsten der kleine Sohn von meiner Schwester ertrunken. Es waren eine Menge Kinder im Kahn, und sein Hut fliegt ab, und er beugt sich über und fällt hinein. Und die Kinder sind so dumm und schreien nur und rudern weg. Die Schiffer aus Ketzin kamen und suchten mit ihren großen Netzen die ganze Nacht, bis sie ihn fanden. Ja, es war schlimm für meine Schwester, aber meine Mutter hat sich noch mehr gegrämt. Er kam immer so gern zu ihr und sagte immer: ‚Mutter, wollen wir nicht bald wieder zur Großmutter gehen'."

Zu sehr früher Stunde lege ich mich schlafen, anfänglich ist es nicht übel, statt sich auf Planken flach zu drücken, in weiche Pfühle zu versinken. Nach einigen Stunden wird es jedoch unleidlich heiß, trotz des offenen Fensters und der leichten Bedeckung. Ach, die Bettfrage im Deutschen Reich! Ich denke an Nietzsches Ausspruch: Wie könne man Stilgefühl und eine verfeinerte Kultur von einem Volk verlangen, das zum Vergnügen allnächtlich schmort.

Sonntag, 30. Juli.

Um vier Uhr wache ich auf; ein intensiver, angenehmer Duft erinnert mich, daß ich in einer Bäckerei übernachte. Die „Otter" wird aufgegeit; ich befolge jedoch nicht das mir gegebene gute Beispiel, schlafe wieder ein und frühstücke sehr viel später draußen an der Veranda. Vor mir eine mächtige Kaffeekanne und frisch gebackener Kuchen, außerdem eine Rabatte mit Phlox, Nelken, Reseda und Lupinen; wie fein passen die matt graugrünen Blätter zu den zitronengelben Blüten. Ich unterhalte mich etwas mit den Wirtsleuten

oder vielmehr mit der Frau. Alle, die wie ich, oft in der Mark gewandert sind, wissen es: etwas Mürrischeres, Unbeholfeneres als der kleine, märkische Gastwirt ist schwerlich zu finden. Er versorgt den Einkehrenden mit Getränken, zu Weiterem gibt er sich nicht her. Die Frauen sind jedoch gefällig und freundlich.

Für Unterkunft und vier Mahlzeiten beträgt meine Rechnung drei fünfundsiebzig.

Mit wohlwollenden Wünschen schiebt die Wirtin die „Formosa" ab; das Wetter ist sonnig, aber etwas verdächtig wasserwarm, und die Sonne sticht. Langsam verliert sich der Phöbener Kirchturm. Originell wirken mit Weiden bepflanzte Wehre. Auf jedem dunklen Pfahl sitzt unbeweglich eine weiße Möwe; ein phantastisches, dekoratives Motiv.

Plötzlich gießt es, leichtsinnigerweise liegt mein Regenmantel zu unterst in einer Tasche; während ich auspacke, weht ein plötzlicher Windstoß das Boot mitten in ein Gewirr von Wasserlilien hinein. Es ist gar nicht so leicht, bei der scharfen Brise, bei dem pfeifenden Regen sich aus den Blättern und Blüten herauszuarbeiten. In diesem Augenblick sind Wasserlilien mir verhaßt.

Es hellt sich wieder auf. Ein Dampfer aus Brandenburg kommt mit einer Überfülle von geputzten Ausflüglern vorbei; als die „Formosa" in dem aufgeregten Kielwasser tanzt, herrscht helle Freude an Deck. Dann gießt es wieder, es stürmt sogar, und ich suche Windschutz im Schilf. Ein wundervoller Schlupfwinkel, diese zehn Fuß hohe, dichte, rauschende, knisternde Halmenwildnis. Hoch über mir rast der Wind. In der Nähe nisten Schwäne, und weiße Flaumfedern treiben umher. Gegenüber liegt Paretz, von Bäumen umgeben. Ich gedenke meiner verschiedenen Besuche: das erste Mal radelte ich mit einem Bekannten hin; in der Laube des „Krugs" nahmen wir Kümmel und Schwarzbrot zu uns, andres konnte man nicht bieten. Vor uns blühten Vergißmeinnicht und Goldlackrabatten; ich las einen Brief meines Großvaters vom Jahre 1828: in alten Familienbriefen kramend, war ich am Tage vorher darauf gekommen. Von Friedrich Wilhelm III. war er dort eingeladen worden; er schilderte das einfache Familienleben des Hofes, seine langen Gespräche mit Alexander v. Humboldt, während sie dort im Park auf und ab gingen. Das zweite Mal hatte ein Bekanntenkreis — Ernst v. Wildenbruch war dabei — einen Dampfer gemietet, und zur Fliederzeit legten wir dort an. Schließlich fuhr ich im vorigen Jahre im Automobil eines Bekannten hin; ein Benzinuntier war noch nie dort gewesen. Nach der Besichtigung des so ungewöhnlich ansprechenden Schlößchens hatten wir uns im Park unter jener Baumgruppe gelagert, Tee gekocht, Kuchen und Kirschen gegessen.

Der Regen hört auf, der Wind bläßt jedoch so stark, daß ich nicht gegen ankommen konnte. Da ich verdurste, rudere ich im Uferschutz nach einer Ziegelei. Als ich landen will, finde ich den Boden naß und sumpfig und fahre etwas weiter hinauf. Da sehe ich plötzlich Stop, den winzigsten aller Black and Tan-Terrier, mit angsterfüllten Augen mir nachschwimmend. Er war dort ans Ufer gesprungen; als er mich abstoßen sah, packte ihn die Verzweiflung, und das wasserscheue Tierchen stürzte sich in den großen Strom, seiner

Herrin nach. Rasch greife ich zu, er konnte kaum noch weiter. Die Anhänglichkeit rührt mich; er war mir geliehen worden, und wir kannten uns erst seit vier Tagen. Auch ist er ungewöhnlich intelligent. Als hochherrschaftliches Hündchen durfte eine tadellose Kinderstube vorausgesetzt werden; daß er jedoch, wie dies der Fall war, sofort einsah, daß ein Boot „Zimmer" sei, war doch anerkennenswert. Mit Hilfe einiger Ufersteine lande ich jetzt und frage die umstehende Bevölkerung, wo ich Trinkwasser bekommen könne. Wie vermutet wird, in jener Ziegelbrennerei. Ein schmutziger Hof, vernachlässigte Gebäude; ich denke an die verächtlichen Vergleiche, die viele unsrer Landsleute in Italien mit Vorliebe anstellen. Schließlich findet sich auch bei uns Ordnung und Sauberkeit nicht allüberall. Eine kleine, verschrockene Magd, die in Holzpantoffeln herumschlürft, bringt mir ein Glas Wasser; dann rudere ich mühsam an das andre Ufer, um, fern vom Anblick der häßlichen Schornsteine, in einer kleinen Schilfbucht mein Mittagessen zu bereiten: Eier, Zunge, Pumpernickel und Käse, Johannisbeermarmelade und Biskuite. Nachher schwarzen Usambarakaffee, eine ägyptische Zigarette und ein Buch.

Als der Wind ein klein wenig nachläßt, rudere ich weiter nach Ketzin. Das Städtchen liegt freundlich am Wasser, längs des Ufers eine Menge gewaltiger Kähne. Auf der fattgrünen Kajüte der einen Zille sitzt in Hemdsärmeln der Schiffer und angelt, um ihn herum hellblaue Emailleeimer, eine entzückende koloristische Note. Unter einer großen Linde schaukeln sich sonntäglich angezogene Kinder. Nicht weit davon lande ich an einer Anlegeplanke. Sechs Knaben stellen sich erwartungsvoll auf derselben in Reih und Glied. Ich frage, wer der Schlaueste von ihnen sei; sie grinsen sprachlos, ich suche mir den Größten aus, gebe ihm die Aufsicht über die „Formosa", erkundige mich nach einem Briefkasten, werfe meine Karten hinein und kaufe in einem Wirtshaus Verschlußflaschen mit Trinkwasser.

In Berlin hatte ich mir gesagt, das lohne sich nicht, schmackhaft und kühl ließe Wasser sich doch nicht halten. Man wird jedoch genügsam, und ich habe beim Rudern den schlichten Inhalt der Flaschen mit Hochgenuß getrunken.

Der Wind war stärker als je, draußen war ein richtiger Seegang; aber Ketzin langweilte mich, und ich löste den „schlauesten" der sechs Ketziner Knaben ab. Seelenvergnügt stand er auf der Bootsbank und wippte, an seiner Stelle hätte ich das ebenfalls getan.

Mit Anstrengung aller Kräfte ruderte ich nun weiter, um bald im Schilf Zuflucht zu suchen. Ziemlich ermattet ließ ich mich auf den Planken nieder, gegen den gerollten Jagdsack gelehnt, und las „Die Hosen des Herrn v. Bredow". Dieses in der Havelgegend spielende Buch war mir in Berlin indiziert erschienen, doch fürchtete ich, einem klassischen historischen Roman gegenüber zu unterliegen. Keineswegs. Wie das beim Wasser auch der Fall, erschien das Buch hier draußen „schmackhaft und frisch". Fast jede Stadt oder Ortschaft auf meinem Wege wurde hier oder in den „Quitzows" erwähnt, die verschiedenen Gestalten der Ritter, Fürsten und Prälaten erfüllten die Landschaft, all die Kämpfe entspannen sich vor mir auf dem historischen Boden.

Nachdem ich im Laufe dieses Tages vier verschiedene Male durchnäßt gewesen war, nahm das Wetter, anscheinend endgültig, eine heitere Wendung. Jene tintigen Wolken, von denen sich die Ziegeldächer und hohen Bäume Ketzins leuchtend abhoben, sie rollten sich teppichartig auf, der Wind flaute ab, alles war in Sonne gebadet. Ich ruderte weiter, kam dann auf ein schmales, mit Weiden und Erlen bestandenes Wehr, das einen toten Flußarm von der Havel trennte. Hier verbrachte ich die Nacht.

Montag, den 30. Juli.

Die Nacht war schön, aber nicht ganz gemütlich.

Als ich in meinem Sack auf den Planken lag und die ersten Sterne durch Weidenlaub funkelten, scharrte plötzlich unmittelbar neben mir, nur durch das etwa drei Fuß breite Wehr getrennt, ein Kiel auf den Strand, schwere Ketten rasselten hernieder, mehrere Männer sprachen untereinander. Das gefiel mir weniger. Die durch den Wind hin und her geworfene „Formosa" brauchte nur einmal zu knarren, Stop brauchte nur einmal zu bellen, so kamen diese Leute natürlich herüber, um nachzusehen. Mir lag aber gar nichts am nachbarlichen Verkehr. Als ein Dampfer mit roten und grünen Lichtern vorbeirauschte und plantschte, richtete ich mich auf, ergriff Stop, den ich zu meinen Füßen untergebracht hatte und nahm ihn zu mir in den Jagdsack. Dies war ihm zu seinem Schmerz bisher versagt worden; nun lag er in meinen Arm geschmiegt, überaus weich und warm, leckte mir dankerfüllt die Hand und gab keinen Ton von sich.

Nebenan wurde es ganz still, aus weiter Ferne erklang sonntägliche Musik.

Zum Schlafen kam ich wenig, jede Bewegung des fest, aber unruhig schlafenden Hündchens weckte mich auf. Anfänglich sah ich über mir den großen Bären . . . unsre Vorfahren nannten ihn den Wagen, tote Kinder führte er in den Himmel hinauf . . . später leuchteten dort, an der nämlichen Stelle, die großen Andromedasterne. Natürlich weiß man, daß unser Firmament sich scheinbar verschiebt; aber noch niemals war mir die grandiose nächtliche Sternenprozession so gegenwärtig geworden. Als ich nach einer Weile wieder aufwachte, war das Glitzern und Leuchten verschwunden. Hat es sich umwölkt? Nein, aber die Sterne waren erloschen, weil es dort im Osten glüht.

Bald darauf huschen rosa Wölkchen über die blauer werdende Luft, die Lerchen singen, einige Wasservögel setzen mit schrill klagenden Tönen ein. Dann rasselt nebenan der Anker, Männer sprechen und lachen, Wasser wird ausgeschöpft, dann ist es still. Der Kahn ist nach Ketzin weitergezogen; nie werde ich Näheres über die Nachbarn wissen, nie werden diese erfahren, wer neben ihnen, durch einige Weiden und Erlen getrennt, die Nacht über lag.

Schon um fünf stehe ich auf, ehe ich jedoch fertig bin, ist es halb acht geworden. Sind auch die täglichen Bedürfnisse auf das Mindestmaß beschränkt worden, mit dem Ausschöpfen des Bootes, dem Aus- und Einpacken, dem Zubereiten des Frühstückes, dem Abwaschen des Geschirrs vergeht doch einige Zeit.

Boote kommen indessen vorüber. Immer wieder der erstaunte Ausruf: „Eine Dame, und ganz allein!“ Es muß ja schließlich auch den Fischern und Schiffern etwas ungewohnt vorkommen, gegen sechs Uhr morgens ein weibliches Wesen zu erblicken, das, mit einem roten Schlafrock angetan, im Boote Kakao kocht oder gewissenhaft ihre braunen Schuhe mit Schuhsalbe einreibt. Endlich ist alles so weit, und ich rudere weiter; der nasse Badeanzug flattert am Bug, stört weder mich noch andre.

Störend ist jedoch der Wind. Den großen Trebelsee finde ich mit Schaumspritzern bedeckt; es ist ausgeschlossen, gegen anzukommen. Mühsam rudere ich auf eine kleine Bucht; laut weißer Tafel ist hier die „Anlage von Schmergow; Schiffe unter vierzig Meterlänge zahlen dreißig Pfennige, größere mehr“. Hier binde ich also die „Formosa“ fest; die unvermeidliche Ziegelei ist in der Nähe, und ich mache mich auf den Weg, um dort Wasser und Eier zu holen. Dieses Mal eine Ziegelei, wie sie sein sollte: saubere Gebäude und Brennöfen, Schienenwege, ordentliche, höfliche Arbeiter. Man verweist mich auf das Dorf Schmergow, und ich muß zur Anlage zurück. Vom Ufer gesehen, war es Havellandschaft gewesen; gleich dahinter beginnt die echteste Mark. Ein dünenartiger Sandhügel, darauf eine Windmühle, hager und ernst. In der Luftlinie halten dürftige, aber malerische Birken, wie Schutz suchend, gruppenweise zusammen. Obwohl August noch nicht da ist, dehnt sich ein Stoppelfeld aus. Das will man im Juli nicht sehen, ebensowenig als die Astern und Georginen, die in Berlin schon angeboten wurden. Ein Bauer pflügt; wahrscheinlich ist er nur in den fünfziger Jahren, aber die schwere Arbeit hat den Rücken gewölbt. Auf der Landstraße begegne ich einem Knaben, der dem Vater das Mittagbrot bringt; er grüßt höflich, wie das hier durchgängig der Fall ist. Nun beginnt das Dorf; das alte war vermutlich abgebrannt, denn dieses schien kürzlich ganz neu aufgerichtet zu sein. Erfahrene werden den Unterschied eines neuen und alten märkischen Dorfes ermessen. Hat man das Glück, noch auf ein nicht kürzlich eingeäschertes Dorf zu geraten, sieht man zu beiden Seiten die lange, von Linden oder Kastanien beschattete Straße und niedrige Häuser. Diese haben weiße Wände, oft noch graue Strohdächer mit leuchtend smaragdgrünen Moosflecken, Pferdekopfstirnbalken kreuzen sich oben. Das Staket, die Türen und Fenster und Pfosten sind blau oder grün gestrichen; im Obst- und Gemüsegarten blühen freundliche Blumen. Gibt es auch in andern Teilen Deutschlands architektonisch interessantere Dörfer, so sind diese doch so heimlich und ansprechend wie irgendwo anders; sie sind ein Schmuck des Landes, ein Ausdruck seines Wesens, seiner Lebensbedingungen. Nun aber ein neues, wie dieses, das ich eben betrat. (Ein so einheitlich Schlimmes kam übrigens nicht wieder vor.) Viereckige Vorortshäuser mit billigen Stuckornamenten, mit schwächlichen Dächern, gußeiserne Gitter, kleine, verkümmerte Anlagen mit gewundenen Kieswegen und Begonien. (Alle Greuel des entarteten, des gebildeten Gartens.) Die unnötig breite Straße ist schattenlos, in der Mitte ein schmaler Schuppen, wohl Spritzenhaus oder Brunnen.

Ich frage eine Frau, wo ich Eier bekommen könne; nach längerem Besinnen meint sie, beim Kaufmann. Andre Frauen, eine Menge Kinder stehen umher; niemand schlägt mir vor, einige zu verkaufen, und doch hätten wahrscheinlich alle es vermocht, wäre ihnen etwas mehr Schlagfertigkeit zuteil geworden. Ich komme zum nüchternen Gasthof: der Gastwirt ist ebenfalls Kaufmann. Eine schmutzige Spelunke: Petroleum, Süßigkeiten, Seilerwaren, Nordhäuser und überaus viele Ansichtskarten sind aufgestapelt. Eier sind zu haben; ich frage den mürrischen Besitzer, ob sie wohl frisch seien. „Reingesehen habe ick ooch nich!" (Von einer halben Mandel mußten zwei fortgeworfen werden, die andern waren knapp genießbar.)

Ein Trupp Schulkinder kommt des Weges, lauter Blondköpfe, alle gesund, ein erfreulicher Anblick. Wahre Prachtgestalten auch einige zu Mittag heimkehrende junge Burschen, gutmütig, frisch. Gewiß dienen sie bald oder haben sie bereits bei der Gardekavallerie gedient, mit „eignem Zeug", mit einer Zulage, die bei solchen wohlhabenden Bauernsöhnen manchmal hundert Mark monatlich beträgt.

Nach dem Mittagsmahl im Boot lagere ich mich und warte auf das Abflauen des Windes. Die schneeweißen Wolken, die scharfen Brisen geben eine merkwürdige Färbung. Bei einem Gemälde spräche man von einem überaus subjektiven Kolorit; Bäume, Schilf und Gräser sind strahlend beleuchtet, haben ein kaltes graues Grün; über dem verwitterten Gebälk der Ablage blühen Mohnblumen wirr durcheinander, auch diese haben ein raffiniertes, blasses Rot. Die Wolken schweben dahin, Luftgebilde, lebend und doch unwirklich, Phantome im ewigen Sichformen, im ewigen Verfließen. Als erklängen in voller Kraft C-dur-Akkorde, so türmen weiße, gewaltige Massen sich auf, dann ist alles verweht, vernichtet, es flattern graue, zerrissene Fetzen kläglich vorbei. Hier scharfe Gegensätze von Licht und Schatten, hier Übergänge von unsagbarer Feinheit. Zarte, traumhafte Verschleierungen und das leuchtendste Blau, matte Triften vom weichesten Weiß bis zum sanftesten Perlmuttergeflimmer.

Da fällt mein Blick auf den See, kein Wellchen ist zu sehen, blank und blau liegt er da.

Schleunigst packe ich ein und rudere weiter. Eine besonders anziehende Havelgegend; friedlich dort am Abhang unter Bäumen das Dorf Dreetz, daran schließt sich eine langgezogene Höhe, bildet den Hintergrund zu leuchtend grünen Wiesen. In den verschiedenen Flußarmen finde ich mich nicht zurecht und rudere einige vergeblich hinauf. Ich suche nämlich einen kleinen, nach Roskow zur K.schen Besitzung führenden Kanal. Hier verirrt man sich jedoch ganz gern; zwar ein sehr heißer Tag, aber alles strahlt und schimmert und blüht. Überall Wasserlilien, Weiden, Federnelken, Winden und Libellen. Dann treffe ich Fischer in ihren schwerfälligen Schuten mit uralten Netzformen; sie weisen mich auf den rechten Weg, und immer von Wasserlilien begleitet, rudere ich bis in die Nähe der großen Baummassen des Parks. Ich binde die „Formosa" fest; weit und breit ist niemand zu sehen, es kommt wohl nichts fort. Stop anzubinden habe ich nicht das Herz; er würde mich lieblos finden und sich langweilen. Über Wiesen und Stoppeln führt ein Fußweg; dann komme ich

durch das Tor in den Hof. Ich habe Glück. Frau von K. ist weder in Kissingen noch im Engadin, noch sonstwohin gereist, steht mit ihrem Sohn, dem jungen Besitzer der Herrschaft, dort vor dem blumenumwachsenen Inspektorhaus. Sie begrüßen mich ebenso überrascht als freundlich, und wir gehen im Park umher. Uralte Bäume, Blicke auf die Havelwiesen, auf das ferne Waldufer; im Gemüsegarten, an den Gewächshäusern, mit Liebe von der Hausherrin gepflegte Blumenbeete und Blumenrabatten.

Der Erbauer des Schlosses, ein Verwandter des unglücklichen Jugendfreundes Friedrichs des Großen, stand im sächsischen Heere unter August dem Starken. Als er mit seiner Gattin, einer sächsischen Hofdame, sich in die havelländische Heimat zurückzog, ließ er auf dem Wasserweg den Elbsandstein herbringen, grub zu diesem Zwecke den soeben von mir befahrenen Kanal und ließ das Schloß in der ausgesprochenen Tonart des sächsischen Rokoko errichten. An der Terrasse stehen gefällige Beispiele jener naiven, treffsicheren Gebäude- und Gartenplastik; sie stimmt etwas wehmütig, denn seit über hundert Jahren ist diese Kunst ausgestorben; erst in allerneuester Zeit beginnt man wieder einzusehen, wie wundervoll Statuen und Vasen eine Besitzung schmücken (bedeutend mehr als der so beliebte, zwecklose, nie benutzte Turm). Dort, von der pathetischen Bellona, dem selbstbewußten Mars eingerahmt, trank unzweifelhaft das Ehepaar nach Tisch oft seinen schwarzen Kaffee aus Meißner Porzellan und erzählte sich aus der bewegt vergnügten Dresdener Zeit. Unter seinem Enkel hausten die Franzosen hier schlimm. Die junge Tochter eines Gutsbeamten versteckte sich in ihrer Todesangst in ein großes Abzugsrohr, holte sich das Fieber, entging jedoch ihren Verfolgern. In den Sälen und Zimmern gibt es manches zu sehen. Hier zeigt ein Bild die Großmutter, jene liebliche Hedwig v. Stägemann, der wir Wilhelm Müllers „Schöne Müllerin" verdanken. Als Greisin erzählte sie uns noch, wie sie als kleines Kind Heinrich v. Kleist gesehen hätte. Aufgeregt kam er in das Haus, am Tag seiner verhängnisvollen Fahrt nach Wannsee, wünschte ihre leider in Anspruch genommene Mutter dringend zu sprechen. Da ist das Bild des ernstblickenden Grafen Yorck: in einer Winternacht in Peking vernichteten die Dämpfe eines chinesischen Kohlenbeckens sein bedeutendes, noch so vielversprechendes Leben. Gleichfalls ein naher Verwandter des Hauses ist der Maler des Bildes, Graf Leo Kalckreuth, der wie wenige unsrer Künstler die technischen Errungenschaften bahnbrechender Franzosen mit herber, urdeutscher Eigenart verquickt.

Obwohl mein Äußeres recht aus dem Rahmen fällt, folge ich der liebenswürdigen Einladung zu Tisch. Mein Durst nach einem so heißen Rudertag wird, fürchte ich, überraschend gewirkt haben. Wir plaudern noch lange, und es ist ganz dunkel, als sie mich an die „Formosa" geleiten. Das offene Boot, der aufsteigende Nebel, die einsame Nacht, scheint unsympathisch zu berühren; nachdrücklich werde ich wieder eingeladen, statt im Kanal, ein, wenn auch alltägliches, so doch behaglicheres Nachtquartier im Schloß zu beziehen. Ich lehne jedoch dankend ab, taste in der Dunkelheit nach dem Riemen und rudere den schweigsamen Wasserweg bis kurz vor der Mündung herunter.

Dienstag, den 1. August.

Es war eine wundervolle Nacht. Als ich erwachte, lag ich im weißen Nebel; ringsumher glitzerte der Tau auf den hell magentaroten Weidenröschen und auf den starren, schlanken Binsen.

Glücklicherweise war ich schon fast angezogen, als unerwartet, schon um 6 Uhr, ein Schleppdampfer mit Kähnen herankam, um sich Roskower Ziegelerde zu holen. Überrascht besahen sie sich die fremde, sich das Haar bürstende Dame. Als der Dampfer zurückkehrte, boten die Leute freundlich an, mich nach Brandenburg zu schleppen. Dies hatte ich vorhin als Reiseziel angegeben; es erschien mir zu protzig, Hamburg zu nennen. Als ich dankte, fragte der eine Hüne, ob ich denn da auf dem kleinen Kahn mir was ordentlich Warmes kochen könne, sie hätten sonst gerade Kaffee.

Bald war ich klipp und klar und bog in die Havel. O Wonne! Es ist Ostwind. Ich hißte das Segel, und bis nach Brandenburg segelte ich glatt durch.

Noch nie war mir bisher als Emotion der Fortbewegung, der Wanderung, etwas so Schönes begegnet. Ich saß am Stern, mit der einen Hand steuernd, mit der andern die Schote führend, bald anziehend, bald lockerer lassend. Wie ein lebendes Wesen blähte sich das Segel, gehorchte das Boot; eine frische Brise umspielte den ganzen Körper; es schluchzten und plätscherten die kleinen Wellen, während der Kiel das Wasser durchschnitt. Ein Dahinfahren, mühelos, doch alle Aufmerksamkeit bedingend, eine ausfüllende Empfindung fraglosen, wunschlosen und doch aufregenden Glücks.

Auf den saftigen Havelwiesen wird gemäht, der Klang des Dengelns zieht herüber mit dem Duft des frischgemähten Heus. Dann erscheinen die Türme von Brandenburg, der heißumstrittenen Feste, der Verkörperung des slawischen und deutschen Kampfes um die Herrschaft. Neunmal von uns erobert, neunmal von uns verloren. Dort auf dem Harlunger Berg stand jahrhundertelang das Triglawidol; dann erhob sich dort die ebenso berühmte Marienkirche — jetzt ein Kriegerdenkmal.

Merkwürdig, wie geringfügig die Spuren, welche die ein halbes Jahrtausend währende Wendenzeit im norddeutschen Volksbewußtsein zurückgelassen hat. Fast verschollen die Kunde all der Kriege, erloschen der gegenseitige, anscheinend unlösliche Haß. Wendische Geschlechter sind unter unsern vornehmsten Adelsfamilien, wie unter den einfachsten Leuten zu finden. Wer fragt darnach? Wem ist die Tatsache wendischer Abstammung ein bedeutungsvoller Moment? Vielleicht zieht man den deutschen Klang vor; keiner ereifert sich über eine Stammzugehörigkeit, welche lange Zeiten hindurch als schlimmster Makel galt. Noch zur Hohenzollernzeit sträubte sich die bescheidenste Handwerkergilde, einen Wenden aufzunehmen, er war „unehrlicher Geburt". Abgesondert wohnten sie in ihrem Kietz, abgesondert saßen sie in der Kirche, wurden in einer abgesonderten Kirchenecke begraben.

Wie waren denn eigentlich die so andauernd von uns Bekämpften, welche noch immer einen beträchtlichen Teil des preußischen Volkes ausmachen? Nur unsre Seite vernehmen wir, niemals die andre; was jedoch unsre Gewährs-

männer zugeben, was zwischen den Zeilen zu lesen ist, wirft kein so ungünstiges Licht auf den Feind.

Alles in allem genommen, hat wohl der bedeutendere Stamm gesiegt, das wertvollere, weil für höhere Kultur, für größere Staatsgedanken empfänglichere Volk. Am bemerkenswertesten erscheint mir die Tatsache, daß es den Wenden an großen Männern, bedeutenden Anführern gebrach; sie empfanden dies selbst, sahen mit leidenschaftlicher Bewunderung auf die Ausnahmemenschen ihrer Feinde. Nüchtern wirkt das fast gänzliche Fehlen jeder Erwähnung persönlicher Schönheit, die in der ganzen Welt so übliche Einleitung eines Zwistes . . . „ein junger Häuptling entflammte in heftiger Liebe zu einer schönen Tochter" usw. — Ähnliches kommt in den wendischen Geschichten nicht vor. Angesichts ihrer nicht ganz unbeträchtlichen Kultur — man gedenke der blühenden Handelsstädte, der Vineta-Jumne und andrer an der Ostsee — wirkt die Schilderung ihrer Götterbilder recht roh. Ihre Mythologie, ihre Sagen und Legenden scheinen den germanischen nicht ebenbürtig gewesen zu sein. Dennoch hat man schwerlich das Recht, sie weniger tüchtig noch selbst weniger sympathisch zu nennen. Unzweifelhaft fest steht die Tapferkeit der Wenden, und sie waren bis zum Übermaß gastfrei. Falsch, treulos und grausam waren beide; einen so empörenden Verrat als jenen des Markgrafen Gero, die Niedermetzelung der dreißig eingeladenen wendischen Häuptlinge, sucht man vergebens auf der feindlichen Seite. Ihr fast spurloses Verschwinden im Volksbewußtsein wäre ohne das stete Vorhandensein vieler deutscher Kriegsbezwungenen, eines starken Restes von Zurückgebliebenen nicht denkbar gewesen. Gerade hier an der Elbe und an der Havel lebten während der jahrhundertelangen wendischen Herrschaft Deutsche als Unterworfene, wahrscheinlich unfrei und rechtlos. So erhielt sich jedoch die deutsche Überlieferung; so konnte die Wendenzeit als eine vorübergehende Episode in unsrer Erinnerung verblassen.

Brandenburg rückt immer näher. Die zunächst liegende Dominsel ist erkennbar. Hier auf diesen Wiesen hat der erste Kaiser Heinrich mit dem siebzehnjährigen Otto, dem späteren Otto dem Großen, in Schnee und Eis gelegen, bis er die Feste bezwang. Hier focht auch der junge, sympathische, komplizierte Otto III., entsetzte die Burg und zog unter dem Kyrie-Eleison-Gesang ein.

Brandenburg kommt mir heute besonders gelegen, denn die „Formosa" „zieht" in unliebsamer Weise. Etwas darf ein Boot ziehen; dieses grenzte schon an das Lecken. Ich fragte netzwerfende Fischer nach einem Bootsbauer, und gleich in der Dominsel finde ich den Gesuchten. Er verspricht binnen drei Stunden die „Formosa" seefest zu machen, und ich wandere nach der eigentlichen Stadt. Mittagessen, Post, Besorgungen (diese in Berlin lästige Beschäftigung wird fast reizvoll), vor allem die Sehenswürdigkeiten von Brennaborg.

Im großen, stattlichen, backsteinernen Dom sind einige gute Grabdenkmäler, auch Tierkapitelle des Chors sind interessant; feierlich ist die alte romanische Krypta, aber den poetischsten Eindruck machte mir die Sakristei. Oben, ab-

gelegen liegt der weißgetünchte stille Raum, er ist gewölbt; die Pfeiler zeigen romanische Ornamente, zu Füßen sind ausgetretene, verblaßte Fliesen. Durch die tiefen Fenstereinschnitte fällt der Blick auf die alten Stiftsgebäude, in denen seit über zweihundert Jahren die Ritterakademie sich eingenistet hat. Die Wände sind mit dem dichtesten Efeu bekleidet, sie umgeben einen lindenbeschatteten Spielplatz. Viele unsrer bekannten Feldherren und Staatsmänner haben hier Unfug getrieben, hier von der Zukunft geträumt.

Kein Ton dringt von der Außenwelt in den verlassenen Raum. Alte Truhen, alte Stühle stehen umher; auf den ungefügen, eichenen Tischen liegen vergilbte Pergamente, Prachtbände mit reich ziseliertem Schmuck. Einer der Wandschränke hat eine musterhafte, konstruktive Schlichtheit der Form, ist mit kühn geschwungenen Arabesken bemalt; ein andrer, flottgotisch, zeigt Wimperge mit Krabben und Fialen. Seine Türen werden geöffnet, aus der Dunkelheit schimmert es märchenhaft von alten Meßgewändern, von gedämpft leuchtendem, sattfarbenem Damast, von verblaßtem goldenen Brokat.

Ein andrer Raum birgt, von wenigen beachtet, einen merkwürdigen Schatz, das Modell der Marienkirche auf dem Harlunger Berg. Es war ein überaus eigenartiger, byzantinisch wirkender Zentralbau mit Kuppeln. Vielleicht etwas barbarisch, aber geschlossen und kühn in der Wirkung, muß er fast die interessanteste Kirche Norddeutschlands gewesen sein. Friedrich Wilhelm I. fand den Unterhalt der Kirche überflüssig; er ließ sie abbrechen und verwandte die Steine zum Militärwaisenhaus in Potsdam. Die Brandenburger waren außer sich; der Magistrat erbot sich, die benötigten Ziegelsteine unentgeltlich nach Potsdam zu liefern. Verschiedene Interessen spielten jedoch mit; der dort kommandierende, beim König gut angeschriebene Oberst v. Massow und andre durften sich bereichern. Dem Rektor Christian Herms — möge sein Name erhalten bleiben — verdanken wir eine genaue Aufnahme und dieses Modell.

An die nutzlose Zerstörung zu denken, tut nicht gut; kann man es trotzdem nicht unterlassen, tröstet man sich am besten, indem man sich klarmacht, wie es der Kirche im neunzehnten Jahrhundert ergangen wäre. König Friedrich Wilhelm IV. hätte sich ihrer mit romantischer Begeisterung angenommen, sie wäre von Grund auf instand gesetzt worden. Historische Maler hätten sie mit zahm pathetischen Fresken ausgemalt, Professoren hätten süßliche Glasfenster, schlecht-gotische Kanzeln, Altäre und Stühle entworfen. In den achtziger Jahren wäre dies alles unleidlich geworden. Man hätte den ganzen Schmuck, der doch damals gewaltige Summen verschlungen, entfernt; alles wäre weit korrekter, aber ebenfalls unecht und langweilig wiederhergestellt worden. Selbst wenn noch etwas Altes vorhanden gewesen wäre, hätte man unweigerlich die ehrwürdige Patina, die Lebenszeichen früherer Generationen, Motivbilder, Kränze, Pastorenbildnisse, „unbedeutende" Inschriften, „überflüssige" Schnitzereien und Denkmäler zugunsten des „reinen, architektonischen Eindruckes" entfernt. Eine alte Kirche ist ein Lebens- und Kunstdenkmal all der vergangenen Generationen; sie wird von den restaurierenden Behörden als lehrreiches Stilexempel ihrer Gründungsepoche behandelt. Selbst im zwanzigsten

Jahrhundert haben maßgebende Kreise noch nicht eingesehen, daß überkommene Baudenkmäler erhalten, nicht gefälscht werden sollten. Nur sogenannt stilvolle Restaurationen des neunzehnten Jahrhunderts dürften entfernt werden, jede ihrer Zeit moderne, daher lebensvolle, wertvolle Zutat und Änderung müßte man sorgsam hüten. Und ist der frühere Farbenschmuck verschwunden, fehlen Teile an den Skulpturen, so verschone man uns um Gotteswillen mit jeder auch noch so sorgfältigen Erneuerung, einer irreleitenden Täuschung, und lasse Stein und Holz durch die eindrucksvolle Schönheit der Linien, durch den echten Reiz des Alters auf uns wirken.

Das steht vollkommen fest; keine verständnislose Mißachtung, ja keine rohe Zerstörungswut hat den architektonischen Herrlichkeiten Europas so verhängnisvoll geschadet als die gelehrten, liebevollen, kostspieligen Restaurationen des neunzehnten Jahrhunderts.

Und diese diskrete, wohlwollende Vernichtung der alten Schönheit geht noch seelenruhig vor sich; namhafte Summen werden, in der besten Absicht, von allen Parlamenten der Welt bewilligt.

Die Marienkirche auf dem Harlunger Berg war aber nicht nur ein architektonisch interessanter Bau. Es ist nicht unmöglich, daß sie „ohne wesentliche Umgestaltung" aus dem 982 errichteten großen Triglawheiligtum hervorging! Ganz bestimmt stellte man das Götterbild in der etwa 1140 geweihten Marienkirche, in einer Seitenkapelle auf. Dort blieb der Götze, allen sichtbar, fast vierhundert Jahre. Er war von Menschengröße, hatte drei versilberte Köpfe, ein goldnes Band um Augen und Lippen, da er alle Sünden übersah und verzieh, trug in seinen Händen einen gehörnten Mond. Ich kenne kein treffenderes Beispiel für die religiöse Gelassenheit der Mark, des Landes ohne religiöse Verfolgungen, das weder Ketzer noch aber auch Heilige hervorgebracht. Sonderbar ist auch die letzte Kunde vom Wendengott. Etwa um 1530 hielt sich der landesflüchtige Christian II. von Dänemark in Brandenburg auf. Ein gewalttätiger und grausamer Herr, aber auch aufgeklärt, für Gesittung begeistert, der Beschützer von Bürgern und Bauern. Mit Genehmigung des Landesherrn nahm er als Kuriosum das Triglawbild an sich. Weiteres ist nicht bekannt . . .

Architektonisch reicher als der Dom ist die Katharinenkirche. Durch enge Gassen komme ich auf einen friedlichen, kleinen Platz. Ringsumher altmodische Häuser, vor den Türen sind Tische und Bänke, im Schatten der Linden, im Schatten der ehrwürdigen Mauern sitzen nähende Frauen.

Die Portale gehören zu den Glanzstückchen norddeutscher backsteinerner Gotik. Gewährt die Kirche auch nicht die fast geheimnisvolle Befriedigung der einfacheren, logisch zwingenderen Bauwerke einer früheren Zeit, so freut man sich doch an der Anmut jener schlanken Fenster, an den reizvollen kleinen Heiligengestalten in der Zeittracht, an der liebevollen Mannigfaltigkeit der fast spitzenartigen Verzierung. Ein hellblondes, zartes Küstertöchterchen führte mich herum. Bemerkenswert der würdeausstrahlende Schöppenstuhl sowie ein Schnitzaltar, künstlerischer als ähnliche im Dom.

Nah an der starren, steinernen Rolandssäule steht das neue Rathaus langweilig da; immerhin trete ich näher, gelange in einen Hof und sehe vor mir die Rückseite des alten Gebäudes. Verkrümelnder Backstein, verwitterte Tonornamente in den berückendsten himbeerfarbenen, mattvioletten Tönen. Auf den Gesimsen ruhen Tauben, meine Nähe scheucht sie auf, und ringsum flattern schillernde, zart weißgraue, purpurbläuliche, rötlich-metallische Flügel. Wie dieses Farbenbild zu der uralten Rathauswand stimmt; es läßt sich nicht beschreiben.

Durch den Obstgarten, mit seinen Phlox und Ringelblumen und Zinnien kehre ich zum Bootsbauer zurück. Er hat nach Kräften mit Werg und dergl. ausgebessert; jetzt würde ich schon trocken sitzen, meint er.

Einer glücklichen Eingebung folgend, biete ich ihm meine Büchse mit der nur halb verzehrten Zunge an. Nachdem ich meinen Hunger drei Tage lang an ihr gestillt habe, kann ich sie nicht mehr sehen; doch wäre es unmoralisch gewesen, sie über Bord zu schleudern; er nimmt sie freundlich entgegen.

Nun rudere ich durch die von verschiedenen Flußarmen durchzogene Stadt. Vom Wasser gesehen, wirkt sie überraschend gut. Im Vordergrund Wiesen mit ankernden Zillen, dann der richtige wendische Kietz. Bis in das späte Mittelalter mußten die Wenden, auf das Fischergewerbe beschränkt, am Uferrand eine abgeschlossene Ghettoexistenz führen. Kaum gibt es eine märkische Stadt, Berlin und Potsdam nicht ausgenommen, in denen diese alten Ansiedlungen nicht erkenntlich wären. Noch heute ein malerisches Gewirr von aufgespannten Netzen verschiedenster, meistens archaischer Form, Kähne, Schuten, Prahme, Stege, Fischkasten, Reusen, Pfosten und Bollwerke, kleine Häuschen mit kleinen Gärten. Dann ragt aus Bäumen und unregelmäßigen Ziegeldächern der Dom. Vor fünf Jahrhunderten war das Bild schwerlich anders.

Jetzt naht sich die Schleuse; ich komme mir sehr interessant und wichtig vor. Erst muß ich mir beim Kaufmann nebenan Formulare holen, diese fülle ich dann im Schleusenhause unter dem fürsorglichen Beistand der Behörde aus: „Anmeldung zur Entrichtung von Schiffahrtsabgaben für einen Fischerkahn, Fischerdröbel, Gondel, Sportfahrzeug oder ähnliches kleines Schiffsgefäß . . .“ Der Schleusenmeister besieht sich die „Formosa“ aus dem Fenster und schlägt „Gondel“ vor. Dies mißfällt mir natürlich; es klingt nicht gediegen, es klingt nach Ausflüglern, welche kichern und wippen. So unterstreiche ich „Sportfahrzeug“ und trage mich selbstbewußt in die Rubrik „Schiffseigentümer“ und „Schiffer“ ein. So 'ne rudernde Dame wäre noch nie dagewesen, meinte die Behörde. Diese selbe bedauerte auch die Unkosten; wenn ich nur warten wollte, könnte ich zugleich mit einer Zille für fünfzig Pfennig durchschleusen, so aber würde es sich (mit erhobener Stimme) auf zwei Mark stellen. Mir blutet das Herz, aber es hilft nichts, ich muß schon den Staat bereichern. Die großen Tore öffnen sich; ich rudere in den Schleusenraum und halte mich, auf Weisung des vollständig versammelten Schleusenpersonals, an die eisernen Sprossen einer Wandleiter. Schon nähern sich wieder die Tore, da stakt mit frenetischer Hast ein im kleinen Boot stehender Fischer heran. Ich bitte, einen Augenblick auf ihn warten zu wollen; er schlüpft noch eben durch und wird kostenlos be-

fördert. Das Wasser schwillt an, es hebt sich die „Formosa“, dann schieben sich langsam die andern Tore auseinander; der Schleusenknecht reicht einen Klingelbeutel herunter, in den meine Nickel fallen, und ich rudere weiter.

Seeartig buchtet die Havel sich aus; ich komme an mehreren Schwimmanstalten vorbei; wundervoll schimmert der helle Fleischton der Badenden in der sonnigen Nachmittagsluft. Ein anscheinend beliebter Scherz wird versucht. Heulend reckt ein Knabe die Arme aus dem Wasser: „Hilfe! Retten Sie mir doch, junge Frau!“ Hohnlächelnd und gefühllos ziehe ich weiter, gelange in einen unglaublich malerischen Seitenarm. Ringsumher alte hölzerne Verschläge, Bollwerke, Stufen und Stege, ein Durcheinander von Lauben, Büschen und Bäumen. Schmale Gärtchen, schmale Häuschen mit hohen Ziegeldächern, weißen Fenstern und Türen. Hierhin gehören Bürgerfrauen mit Schauben und Schapeln, wasserschöpfende, schwatzende Mädchen in ihren bunten Röcken, biedere Meister in Gugelhüten und Kappen, die am Feierabend Mumme trinken und zur Laute Volkslieder singen.

Dann fahre ich unter der langen Brücke hindurch; hier im Havelstrom hat während fünf Jahrhunderten der „Schöppenstuhl“ getagt. In der Mitte dieser Brücke, die Altstadt und Neustadt teilend, erhob sich ein großes Gittertor, mit Wappen und Emblemen geschmückt. Hieran schloß sich der Schöppenstuhl, ein in den Fluß hineinragendes, auf Pfählen ruhendes Gebäude. Unter Leitung des Seniors sprachen die Schöppen hier Recht, nach ungeschriebenen Gesetzen, nach bestem Wissen und Gewissen, nach Gewohnheit und Brauch. Die kleine, dem Verkehr dienende Seitentür der Brücke, die mit einer Türklinke geöffnet wurde, gab dem Gerichtshof den Namen; er wurde die „Dingestätte zu der Klinke bei Brandenburg“ genannt. Dieser Dingestätte war der Königsbann verliehen; sie hatte Gewalt über Leib und Leben und über das höchste „Gewedde“. So durfte die Stadt Brandenburg sich eine „rechtsreiche“ nennen. Von weit und breit wurde sie um Rechtsgutachten angegangen, so von der Königin Christine von Schweden, so vom Vater Klopstocks; erst 1817 ist die „Dingestätte“ aufgehoben worden. Jetzt flutet die Havel über der Stelle; einige der alten, windschiefen Fachwerkhäuser haben noch den Aufzug der Schöppen erlebt; hier an dem Ufer drängte sich die Menge, sah auf die steif würdigen Gestalten, die des Sonntags im geschnitzten Stuhl der Katharinenkirche saßen und dann hier im Stromhäuschen nach Gewohnheit und Brauch das Recht versahen.

Dann verlasse ich Brennaborg; die von Weidenbäumen beschattete Havel verengt sich und führt nach dem Plauer See. An einer Wiese unter großen Bäumen lege ich an, lasse Kähne und Dampfer an mir vorüberziehen. Es ist ein reger Verkehr. Eine Zille wirkt ganz allerliebst. Die Frau steuert, zwei kleine Mädchen stricken zu ihren Füßen, der Schiffer und ein Gehilfe staken, und sieben — ich schreibe sieben — kleine Söhne „helfen“. Auf jeder Seite staken drei, sie kriechen wie die Großen, gebückt, an dem Bordrand entlang, die kleine Schulter an den kleinen Staken gedrückt; ist der Gang zu Ende, geht es zurück, und wieder gebückt schieben sie von neuem. Der Jüngste, ein etwa dreijähriger Knirps, „tut nur so“ mit dem Bootshaken und ruft: „Mutter, siehst du mich

auch?" Wahrscheinlich ist den andern Brüdern erst jetzt am Feierabend erlaubt worden, mitzumachen, sonst wären sie schwerlich so eifrig bei der harten Arbeit; es strahlen die feuchten, runden kleinen Gesichter unter dem feuchten gelben Haar. Jeder dieser großen schwerfälligen Kähne hat ein anheimelndes Stillleben an Bord; Kinder treiben sich umher, Hunde kläffen, die aufgezogene Wäsche flattert im Wind, in einem Kasten blühen Begonien und Kapuzinerkresse. Die eigentliche Havelzille ist an Bug und Heck grün oder grün und weiß gestrichen; die von der Elbe kommenden zeigen oft buntere Bemalung, und behördliche Deichkähne haben würdigen schwarz und weißen Schmuck. Dann gibt es weiße, mit Petroleum gefüllte, vorsichtig isolierte Tankkähne; unter schwarzem Teerdeckenverschlag sind Tonnen in Bierbooten aufgestapelt, und wie eine Jahrmarktsbude wirkte dicht an der Brandenburger Schleuse ein Verproviantierungskahn für uns Schifferleute. Verlockende Regenröcke, Wasserstiefel, Hüte hingen rings umher; Kolonialwaren und Getränke wurden angepriesen.

Die verschiedensten Typen sind mir schon vertraut; ich weiß auch so ungefähr, was mir die Schifferkollegen zurufen werden, sie werden sich wundern über die „Dame, die so ganz allein ist"; sie schlagen manchmal vor, „Fräulein, nehmen Sie mich doch mit", und sie stoßen sich an die Handschuhe, die ich allerdings, wenn nicht gerade badend, ausnahmslos trage.

Der Abend am Wiesenrand ist frisch und duftend nach der Hitze, und ich kann mich noch nicht entschließen, weiter zu rudern. Jetzt kommt ein Dampfer, der eine lange Reihe schwerbeladener Kähne zieht. In der lautlosen Abendstille höre ich schon von weitem, über der Wasserfläche, die erzählende Stimme eines jungen Mannes. Er erzählt ruhig, aber eindrucksvoll, als von einer Sache, die ihn nah berührt . . . „Und da gefiel sie mir, und ich sage ihr, Fräulein, wir könnten uns doch Sonntags bei Hagemüllers treffen. Und ich mach mich sehr fein, und wir tanzen zusammen, und wir mögen uns sehr gut, und ich sage ihr so allerlei. Und sie sagt: Wie soll ich nun wissen, ob das wirklich wahr ist." . . . Jetzt kam der Kahn, einer der letzten an der Reihe, an mir vorüber. Hinter der Kajüte saß der erzählende junge Schiffsknecht, um ihn drei oder vier lauschende Kameraden . . . „Da sagte ich: Fräulein, sehen Sie mich an, so bin ich doch nicht! Und nachts bringe ich sie nach Hause. Da steht ihre Mutter unter der Türe und sagt: Minna, wo bist du nur so lange geblieben, und mit wem kommst du da? Und sie sagt: Mutter, ich weiß nicht, wie mir heute ist; heute habe ich mein Herz verloren."

Dann hörte ich nur noch die Stimme, ohne die Worte zu verstehen.

Ganz eigenartig wirkte dieses Bruchstück. Mir war zumute, als säße ich im ersten Rang-Balkon des ehemaligen Deutschen Theaters, als hörte ich eines der damals üblichen naturalistischen Stücke, als vernähme ich den warmen Klang, den wohlbekannten Tonfall der Rittnerschen Stimme.

Ich raffte mich auf und fuhr weiter; denn hier in der eingeengten Havel war keine geeignete Nachtunterkunft zu finden. Es dämmerte bereits, als ich am Plauer See ankam. Links erhob sich ein Leuchtturm, das war zu zivilisiert; mich nach rechts wendend, fand ich eine kleine Weidenbucht, mit einem ver-

lassenen Schwanennest, mit blühenden Violen und Schilf. Dies entsprach ganz meinen Wünschen; ich befestigte die „Formosa", zog mich aus und schwamm aus dem Bereich der Wasserlilien herein in den dunklen See.

Mittwoch, den 2. August.

Nach einigen Stunden weckt mich der Klang leiser, auf das Zeltverdeck fallender Tropfen. Ich mache alles möglichst dicht und hoffe das Beste. Bald erhebt sich ein Wind und schleudert das Boot bedenklich gegen das steinige Ufer. Sorgenvoll gedenke ich der eben stattgefundenen Ausbesserung, hülle mich in den Regenmantel, steige barfuß umher, löse die „Formosa" vom Weidenstamm und bugsiere sie in den dichten Schilf.

Es gießt ziemlich andauernd. Gegen sechs benütze ich eine Pause, in der es nur nieselt, um mich anzuziehen. Dann rudere ich heraus, finde den See jedoch mit Schaumwellen bedeckt und kehre schleunigst um. Ein Boot mit Fischern kommt an; erstaunt betrachten diese mich, die im nassen Mantel, im nassen Boot Sitzende, und fragen, ob so etwas denn wirklich Vergnügen mache.

Hieran knüpft sich ein längeres Gespräch. Einer sagt, ja, er übernachte auch manchmal draußen; es sei doch schön in der freien Natur. Der andre meint, sein Bett wäre ihm lieber. Ein zweiter Kahn bringt das Ende des mit kleinen Tönnchen und Korkstückchen befestigten Netzes heran. Nun ziehen die sechs Männer in ihren hohen Wasserstiefeln das Netzseil an einer Winde ein. Trotz des Regens ist es hübsch, diesem zuzusehen. Endlich haben sie das Netz hereingebracht und lesen es aus; etwa zwanzig silberne, springende Bleie und Barsche zappeln in den mit Seetang gefüllten Schlingen.

In Brandenburg hatte ich den guten Einfall, mir einige Geschenkzigarren anzuschaffen, und ich biete sie den Fischern an. Wir werden sehr gute Freunde. Sie sagten, ich hätte mir den allerschlechtesten Platz am ganzen See zum Übernachten ausgesucht; wäre Westwind gewesen, wäre das Boot vermutlich zerschellt. Dies die poetische Schwanenbucht, die mir gestern abend so besonders gefiel.

Einstimmig warnen sie mich vor dem Durchqueren des Sees bei so unruhigem Wasser; ich täte gut, etwas zurückzurudern, um in einer der Havelwirtschaften auf den Dampfer zu warten, der würde mein Boot schon bis Plaue ins Schlepptau nehmen. Freundlich schieben sie mir die „Formosa" ab und wünschen glückliche Reise.

Die Wirtschaften sind anscheinend nicht nur Ausflugspunkte, sondern dienen auch als Sommerfrischen. Hinter Weidengebüsch baden Kinder und junge Mädchen; auf der Landungsbrücke angelt ein Vater. Der Strom geht stark; erst nach dreimaligem Versuch gelingt es mir anzulegen. Regungslos, mit gekreuzten Armen, verfolgt der einigermaßen, mehr oder minder den gebildeten Ständen angehörende Angler das Schauspiel. Hätte er mir nur die Hand gereicht, die Landung wäre sofort geglückt. Wie anders einfache Leute, so z. B. ein Schiffer gestern an der Schleuse, der mir bei dem Betreten der glibrigen Uferstufen so liebenswürdig half, daß ich mich auf freundlichen Dank beschränkte, mir nicht getraute, ihm einige Nickel zu geben.

Eine recht schmuddelige Wirtschaft; ich flüchte mich in einen Verandaschuppen. Wieder überraschten mich die unverhältnismäßig großen Ausgaben der „kleinen Leute“ auf Ausflügen und Reisen. Obgleich es kurz vor der Mittagsstunde war, obgleich der Tag kühl war, holten sich diese recht einfachen Sommerfrischler in einem fort Bier, „Weiße mit“ und andre Getränke; Ansichtspostkarten und Schokolade wurden massenhaft aus Automaten geholt. Wieviel öfter bekommen in unsern Kreisen Kinder das heilsame „Das braucht ihr nicht, das ist nicht nötig“ zu hören.

Freudig begrüßte ich den Dampfer; der Kapitän ist einverstanden; die Taschen werden sorgfältig auf der „Formosa“ verschnürt; nun geht es bei Sonnenschein und frischer Brise über den See. Er hat eine sehr mannigfache Gestaltung, und obgleich die Ufer meistens flach sind, haben sie abwechslungsvollen Reiz. Hier ein dünenartiger Absturz mit Kiefern, dort ein Gehöfte mit Baumgruppen, hier eine Insel mit weichfarbenem Laub der Weiden. Noch immer ist der Harlunger Berg, ist die Spitze des Brandenburger Doms zu sehen, und schon kommt das feindliche Plaue, die Stätte der gefürchteten Quitzowburg, in Sicht. Von hüben und drüben wurde jahrhundertelang stramm gekämpft, geschmäht, verraten, verhandelt, bis schließlich die Raubburg — ja, das ist doch wohl der rechte Name — zugrunde gerichtet wurde.

Stattlich, inmitten herrlicher Bäume, liegt dort am See das jetzige, dem Grafen K. gehörige Schloß. Ein ansprechender Barockbau mit Terrassen und Park; daran schließt sich ein Havelstädtchen mit dem bekannten Vordergrund von Kähnen und Netzen. Erstreckte sich nicht statt der guten alten Brücke ein Eisenscheusal über den Strom, wäre das Bild selten harmonisch, und auch so ist Plaue das schönst gelegene, imposanteste Schloß an der Havel.

Zwei Wirtshäuser werden mir genannt: der „Schwarze Adler“ ist dicht am Ufer und hat einen Garten. Selbstverständlich wähle ich also dieses und fahre dabei gut. Alles ist sauber und nett; die Wirtsleute haben erst eben das Haus übernommen und geben sich alle erdenkliche Mühe. Sportsmenschen scheinen ihnen zu liegen; sie erzählen beglückt von den Ruderern, welche, nach Neu-Ruppin wollend, gestern hier schliefen. In der Dämmerung war das lange Boot mit der schneeweißen Mannschaft in beneidenswerter Raschheit an mir vorübergesaust. Die „Formosa“ hatten sie wohl auch gesehen; denn ich wurde im „Schwarzen Adler“ mit den Worten begrüßt: „Ach, Sie sind wohl die Dame, die heute draußen im See übernachtete.“

Ich mache mich so schön, wie es unter den äußerst beschränkten Umständen möglich ist, die weiße Sportsbluse und die dazu gehörige weißwollene Mütze sind aus London. Sportskleidungsstücke sind auf dem ganzen Festland, die besten Wiener Jagdsachen ausgenommen, entweder unpraktisch oder exzentrisch. Im Schloß werde ich sehr freundlich empfangen. Es war ordentlich spaßhaft, wie wohl sich Stop dort fühlte; mit seinen zierlichen Beinchen tänzelte er über das Parkett, schnupperte bewundernd mit seinem feingeschnittenen Köpfchen an den mit Schildpatt eingelegten, bronzebeschlagenen Kommoden. Wie beklagenswert, einer Herrin anzugehören, welche rauhe Bootplanken liebt.

Ungewöhnlich einheitlich wirkte ein Vernis-Martin-Zimmer mit vorzüglichen Möbeln, gutem Stuck und geschmackvoll eingelassenen Frauenporträts. Peter der Große war gleichzeitig mit Friedrich Wilhelm I. bei den Vorfahren des Besitzers zu Gast gewesen; dort, vor diesem Marmorkamin, soll der kleine, später so große Fritz zum Hauptmann ernannt worden sein. Zum Andenken an jenen Fürstenbesuch wurden die Medaillons gemalt; da prangt in ihren kostbaren Gewändern die stolze Sophie Dorothea, es folgen die gepuderten, anmutigen Prinzessinnen, sowie einige der gefeiertsten Damen des Hofes. In andern Räumen sind Familienbilder in unheimlicher Menge vorhanden; bis hoch hinauf bedecken sie die Wände. Oben ist der große Rittersaal, welcher mit Fresken, Szenen aus der Familiengeschichte darstellend, bemalt worden ist. Erzbischöfe und Kreuzritter ziehen vorüber; zwei Bilder haben ein besonderes Interesse. Es war ein Königsmark, der als Befehlshaber im Morea jene unselige Bombe schleudern ließ, die den Parthenon zerstörte; ein andrer des Namens ist der sympathische Held jener tragischen Liebesgeschichte, die in der Ermordung des jungen Grafen, in der lebenslänglichen Gefangenhaltung der Gemahlin Georgs I. von England ihren Abschluß fand. Vor kurzem hatte ich die letzte, ausführliche Darlegung des Falls in Wilkins „Uncrowned Queen“ gelesen; so packte es mich, als Graf K. mir erzählte, hier im Schloßarchiv lägen noch unentzifferte Bündel ihrer Liebesbriefe. Ich beschwor ihn, sich einen jungen Historiker zur Verarbeitung der Papiere einzuladen. Da erwachsene, unverheiratete Töchter nicht vorhanden seien, fiele der allerdings schrecklich oft novellistisch ausgenutzte Anlaß zu neuen Herzensverwicklungen ja fort.

Wir treten auf den Altan, unter uns die Terrasse mit der Seemauer und beschnittenen Bäumen, vor uns der breite, flimmernde See. Gegenüber, unter den Bäumen, ist die Stelle, von der die Wasserburg vom Nürnberger Burggrafen beschossen worden war. Als Kind hatte der Graf K. eine große Steinkugel im Park gefunden.

Während wir oben plauderten, nahten sich zwei Kähne mit je drei Fischern; es sind meine Freunde vom Morgen. Aber sie kennen mich nicht; denn ich möchte nicht annehmen, daß sie mich absichtlich verleugnen. Als ich dem Hausherrn mein letztes Nachtquartier beschreibe, meint er, das wäre ja die bekannte „Schiffsbruchecke“.

Nun geht es in den großen, alten Park. Ehrwürdige Silberpappeln, von Steinbänken umgeben; das Denkmal eines Lieblingspferdes; in einer kleinen Bucht liegt verträglich ein nagelneues Motorboot neben altfränkischen, grün angestrichenen Jagdkähnen vor Anker. Unter hohen Ulmen und Buchen ein poetischer Tennisplatz und überaus malerisch am Gärtnerhaus eine Reihe verschnittener Bäume mit einer Rabatte von üppig blühendem lila und weißem Phlox.

Im „Schwarzen Adler“ bestelle ich mir Abendbrot und Lampe in eine Laube des großen Gartens, lese und schreibe, während hinter einer dunklen Mühle die Sonne verglüht. Rings umher erstrecken sich lange Hintergärten, unter den mit blauen Pflaumen und grünen Äpfeln beladenen Obstbäumen sprießen Sonnenblumen empor.

Donnerstag, den 3. August.

Vom Postamt hole ich mir Briefe. Das Städtchen ist nett, Bänke vor den Häusern, Rosen an den Wänden, einige geradezu ausgesuchte Blumen in Töpfen hinter den Scheiben. Auf Anraten des gefälligen Kapitäns hatte ich gestern die „Formosa“ nach einer Werft bringen lassen. Als ich jetzt dort ankomme, verblüfft mich die Bemerkung: „Ach, Sie sind wohl die Dame, welche den zehn rudernden Herren von gestern nach will.“

Oh, unbeschreibliches Glück, der Wind hat sich gedreht, ich kann segeln. So war es denn wieder ein herrlicher Tag.

Zum ersten Male zieht die Havel zwischen Wäldern dahin; es sind Königsmarksche Forsten. Was ist es schön, durch das leise zischelnde Wasser dahinzusegeln und in die Baumdunkel hineinzusehen. Dann kommt ein süßer Duft über das Wasser; der Wald hat aufgehört, und gelbe Lupinenfelder erstrecken sich am Ufer. Wäre diese wohlriechendste aller Feldblumen früher eingeführt worden, unzählig oft hätte man sie besungen ... „Wenn abends die Lupinen duften“ ... „Wir lagen am duftenden, goldgelben Feld“ ... usw. Sie hat ihre Gelegenheit versäumt; trotz ihrer schwülen Reize, ihrer sonnigen Farbe ist sie mit einem modern landwirtschaftlichen Nebenklang behaftet. Noch einer andern Feldblume geschieht Unrecht. Nennt man sie Wegwart, so klingt dies ja sinnig und hübsch; den meisten ist die anmutige, zartblaue Rainblume nur unter dem Namen Zichorie bekannt, und die Erinnerung zaubert Dämpfe schlechtesten Kaffees empor. Gerade jetzt stehen die dichtesten Mengen des hellblauen Wegwartes mit weißer Schafgarbe zusammen am Ufer; hinter ihnen, in der schimmernd hellen Luft, die ausdrucksvollen Linien einer verwitterten Mühle. Das Bild hat bestrickende Farben. Eine alte Fähre bringt einen Heuwagen herüber; die mit Birken bestandene Schneuse führt durch den wieder beginnenden, tiefen Wald. Dort an der Anlegestelle wartet ein Hausierer; auf seinem Rücken trägt er eine hohe Hucke mit baumwollenen und leinenen Tüchern, Unterröcken und Schürzen.

Ehe ich es mich versehe, liegt Pritzerbe vor mir. Das Rittergut erhob ehemals gewaltsam den Zoll; beherrscht es doch die Biegung des Stroms. Jetzt sehe ich eine gotische Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts. Wirtschaftsgebäude und schöne alte Bäume. Das kleine Städtchen Pritzerbe liegt am andern Ufer. An einer Gartenmauer sind Landungsstufen; die Besitzer gestatten mir dort anzulegen und helfen bereitwilligst beim Anlegen und Festmachen.

Mein Matrosenhut gibt zu wenig Schatten; nach all der Sonne und all dem Wind brennt mein Gesicht. Ein „Helgoländer“, wie ihn meine steuernden Zille-Kolleginnen, auch die auf den Wiesen heuenden Frauen benutzen, wird das einzige sein. Man weist mich nach einem Schnittwarengeschäft, und dort kaufe ich, für eine Mark, das Gewünschte. Ein „Helgoländer“ ist der traditionelle, oft besungene „milkmaids sunbonnet“, welcher aus England nach Helgoland kam und sich von dort aus über ganz Norddeutschland eingebürgert hat. Wenn er noch nicht für sportsmäßig gilt, tut es mir leid. Er ist es jedoch; er gibt Schutz und Schatten, sitzt fest, ist waschbar, weiß und kühl, in seiner konstruktiven Richtigkeit auch stilvoll und kleidsam.

Auch von einem „Hôtel“ hatte man mir gesprochen; ich finde dasselbe richtig, aber trotzdem es gerade eins ist, kann ich kein Mittagessen erhalten. „Ach nein, das wird niemals verlangt; hierher kommt ja kein Mensch.“ Immerhin wird man von Eiern, Schinkenbutterbrot, Kaffee und Kuchen ja so einigermaßen satt.

Der Nachmittag war überaus genußreich. Mehr als Wiesen, Violen, Wasserlilien, Baumgruppen und Fischerdörfer war allerdings nicht zu sehen. Es genügte.

In Milow landete ich, d. h. ich versuchte dieses; aber erst als ein gefälliger Zillenbesitzer mir ein Brett hinlegte und die „Formosa“ an seine braunrote Ankerkette befestigte, gelang es. Hart am Ufer sind alte Wassermauern, und zwischen großen Baummassen sieht man das rote Ziegeldach eines richtigen märkischen Schlosses. Solches Schloß ist eigentlich keins, ist ein altmodisches Landhaus, ästhetisch befriedigend, wie Schlösser des neunzehnten Jahrhunderts es nicht sind, sie, die zwischen Theaterromantik, nüchterner Krämerbehaglichkeit und gefallsüchtig schmucker Villenplattheit hin und her pendeln. Das Dorf ist ganz hübsch, nicht zu viel vorstädtische Häßlichkeit, freundliche Gärten, zwei stattliche Baumreihen, im Hintergrund ein ansteigender Laubholzwald. Aus diesem Dorf zog vor einem halben Jahrhundert ein Maurergeselle, Carl Bolle. Im frühen Mannesalter hatte er sich bereits ein Vermögen erworben, stand an der Spitze verschiedener Unternehmungen. Er leitete den Hausbau meines Vaters, und meine Eltern hatten eine wahre Hochachtung für den wohlmeinenden Mann, der seitdem als Gründer der gewaltigen Molkerei, als „Milchbolle“, eine stadtbekannte Persönlichkeit, den Sozialdemokraten ein Dorn im Auge geworden ist. Schon vor langer Zeit hat er im Heimatsdorf — ein sympathischer Zug — sich angebaut; ich hätte ihn gern begrüßt und erkundige mich nach dem Haus des Herrn Kommerzienrats. Leider war er abwesend; er hat die stattliche Villa in eine Ferienkolonie für erholungsbedürftige junge Mädchen verwandelt, und den ganzen Sommer über treffen immer neue, bleichsüchtige Gäste dort ein. Ich sehe in den Versammlungssaal hinein, Stuhlreihen, ein Harmonium, das Bild der Kaiserin und Sprüche an der Wand.

In dem Gasthaus zur „Alten Quelle“ (welch anheimelnder Name!) trinke ich etwas Kühles und plaudere mit dem zuvorkommenden Wirt. Er spricht von der „bemalten Kirche“, und so bitte ich die in ihrem Garten befindliche Frau Pastor um Erlaubnis, dieselbe mir anzusehen. Sie gibt zweien ihrer Kinder den Auftrag, mich zu führen. Ein schlichtes, weißgetünchtes Fachwerkgebäude mit einem bescheidenen Turm. Türe und Fenster einfach und niedrig. Um so größer die Überraschung, als ich eintrete: Kanzel, Altar, Kirchenstühle, alles ist farbig verschnörkelt. Überall Bilder, Wappen und Epitaphien. Auf dem Milower Schloß hausten während Jahrhunderten kampfesfreudig die von Treskow (jetzt gehört das Gut dem Herzog von Anhalt). Einen Bischof Hennig von Bredow, welcher von Havelberg nach seinem Lustschloß Ziesar ritt, schleppten sie auf diese Wasserburg, hielten ihn ein halbes Jahr lang gefangen; den charakteristischen drei Entenköpfen ihres Wappens

war ich schon in Brandenburg begegnet. Verschiedene Sandsteindenkmäler erzählen vom Geschlecht. Dieser breite Kriegsmann hatte mit dem Plauener Nachbar, dem Königsmark, in der Morea vor Athen gekämpft; dicht daneben ist ein kleines Fräulein von Treskow, sehr artig schaut sie in ihren Puffärmeln und Spitzenkragen drein, hat einen Blumenstrauß in jeder zierlichen Hand. Das Eigenartigste der Kirche sind jedoch die Gemälde. Alles ist bemalt, in jeder Kassette der niedrigen Decke ist eine biblische Gestalt, an den Täfelungen des Altars sind Engel, die Embleme der Kreuzigung, Essigschwamm, Nägel u. dgl. Rings an der Empore herum Propheten, Könige, Simson mit der Eselskinnlade und andre alttestamentliche Gestalten. An der Kanzel sind die Evangelisten, am Kirchenstuhl des Küsters St. Peter mit dem Schlüssel u. dgl. m. Diese kleine Kirche mit ihrer einfachen, aber zweckmäßigen, nicht ungefälligen Architektur, ihren Inschriften und Denkmälern, ihrem gemeinverständlichen, ansprechenden Bildschmuck schien mir dem Ideal einer protestantischen Kirche merkwürdig nahe zu kommen. Sie hat Beziehungen zu der verkündeten Lehre wie zum Leben der Gemeinde. Früher — so erzählte der frische, wohlerzogene Führer, der so zweckmäßig und kleidsam im leichtesten Matrosenanzug und barfuß herumgehen durfte — wurde das Taufbecken von oben heruntergelassen. Wahrscheinlich war es ein großer, bemalter, schwebender Engel, der die Taufschale hielt. In der Gegend Berlins, in Ferch am Schwielowsee, in Falkenhagen bei Segefeld habe ich solche gesehen.

Nun ruderte ich weiter bis zu einer verlockenden kleinen Bucht. Die Nacht war mild und weich. Zauberhaft schön die dunkle, reine Stille der taufeuchten Wiesen und Weiden, der ruhig dahinfließenden Flut. Als ich um Mitternacht aufwachte, leuchtete über mir ein Planet, spiegelte sich im dunkeln Gewässer.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Italien und Frankreich in Nordafrika (Tunesien).

Von

Theobald Fischer.

Der Erdteil Afrika hat zu allen Zeiten durch die Rätsel, die er enthielt und noch enthält, neuerdings als Gegenstand der wettbewerbenden Ausbeutung seitens der Kulturvölker Europas diese immer und immer wieder in Spannung versetzt und gefahrdrohenden Reibungen ausgesetzt. Bildet Marokko in neuester Zeit eine besonders heiße Reibungsfläche zwischen Frankreich und Deutschland, der die Marokko-Konferenz gewiß nur vorübergehend Entzündung verhindernde Kühlung zugeführt hat, besonders wenn man weiß, mit wie bewundernswerter Rührigkeit die Franzosen seit der Konferenz besonders in Südmarokko ihre Ziele verfolgen, so ist anderseits auch Tripolitanien und Tunesien eine solche Reibungsfläche zwischen Italien und Frankreich, die allerdings nur gelegentlich durch rasch wieder erlöschende Funken beleuchtet wird, und die auch beide Teile nicht gern als solche erscheinen lassen möchten. Der Streit um die Oase Djanet, einen der kleinen Stützpunkte des Verkehrs vom Mittelmeere durch die große Wüste nach dem Sudan, den noch 1904 der französische Forscher de Mathuisieulx als türkischen Posten bezeichnete, wenn auch ohne Besatzung und von Tunis verwaltet, war ein solcher Funke. Die Türkei sucht sich dieses Punktes als Ergänzung der wichtigeren von ihr besetzten Knoten- und Rastpunkte des Karawanenverkehrs durch die Wüste Rhadames und Rhat zu bemächtigen; Frankreich verwahrt sich dagegen, wahrscheinlich mit Erfolg, da es sich dort nach dem französisch-englischen Vertrage um französischen Einflußbereich handle; Italien beklagt sich bitter über die geliebte Schwester, die Tripolitanien wertlos zu machen suche, noch ehe es italienisch sei, was es doch nach angeblich zwischen beiden Staaten geschlossenem Abkommen über kurz oder lang als Erbstück des kranken Mannes am Bosporus werden soll. Von großer Bedeutung ist auch, daß die Franzosen im Sudan dem noch immer recht ansehnlichen Handel der in Tripolis ansässigen arabischen Kaufleute nach dem Sudan über das noch türkische Rhat und das im französischen

Einflußbereiche gelegene Air vom Sudan aus vollen Schutz gewähren. Französische Truppen geleiten die Karawanen bis an die Grenzen von Air. Durch Besetzung von Rastpunkten zwischen Rhat und Air, wie das eben genannte Djanet (Ghanet), könnte diese Straße namentlich gegen Überfälle der Tuareg, die noch 1901 eine Karawane tripolitanischer Kaufleute an der Grenze des Sudan vernichtet haben, trotzdem sich die Karawanen in Rhat und in Air zu großen Zügen zu vereinigen pflegen, geschützt und dem Handel dadurch ein großer Aufschwung ermöglicht werden. Erzielen doch europäische Seidenstoffe, Baumwollenstoffe, Tuche, Drogen u. dgl. im Sudan drei- und vierfache Preise! Auch empfindet es Italien schmerzlich, daß die Türken, die jahrzehntelang keinen Europäer in das Innere von Tripolitanien eindringen ließen, neuerdings einen französischen Archäologen, den Vicomte de Mathuisieulx, drei wissenschaftlich außerordentlich erfolgreiche Forschungsreisen haben ausführen lassen, während die Italiener nach wie vor rücksichtslos ferngehalten werden. Nur einen italienischen Dichter, Tumiati, hat man 1905 einen kleinen Ausflug ins Innere machen lassen, offenbar nachdem man sich überzeugt hatte, daß solche Leute Italien mehr schaden als der Türkei. Einer eben in Ausführung begriffenen italienischen Unternehmung, die, rein wissenschaftlich, eine genaue Ortsbestimmung von Tripolis selbst bezweckt, wird die Türkei wohl keine Schwierigkeiten bereiten. Die amtlichen Kreise Italiens werden auch wohl genau unterrichtet sein, daß Tripolitanien der Türkei zu entreißen, von politischen Bedenken ganz abgesehen, nicht entfernt so leicht sein würde, wie es unverantwortliche Zeitungsschreiber und ähnliche Leute glauben.

Der Wert Tripolitaniens ist sowohl an und für sich, namentlich wenn Barka hinzu kommt, ein recht bedeutender, vor allem aber als Italien gegenüber gelegenes Zugangstor zum Sudan und zum Tschad-Becken, das freilich schon unter Franzosen, Engländer und Deutsche aufgeteilt ist. Barka, das heute von höchstens 250000 Menschen bewohnt ist, beherbergte deren in seiner Blütezeit als griechisches Siedlergebiet mindestens eine Million, die sich großen Wohlstandes und hoher Gesittung erfreuten und die Kulturentwicklung der Menschheit durch Geistestaten gefördert haben. Tripolitanien war in römischer Zeit, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, längs der Küste, wo sich Oase an Oase reihte, und in einem allerdings kaum mehr als 15 km breiten Landgürtel, dem heute sogenannten Djebel, dem Gebirge, dem afrikanischen Gegenstück der Landstufe der Rauhen Alb Schwabens, dicht bevölkert. Und an diesen durch die Meteorwasser reich gegliederten Steilrand, mit dem hier die aus Kalk- und Sandsteinen der Kreideformation aufgebaute große Wüstentafel zum Einbruchbecken des Mittelmeeres abbricht, schloß sich ein dritter, in römischer Zeit dicht besiedelter Landgürtel an, gebunden an die breiten Betten von Flüssen, namentlich Wadi Sofedjin und W. Semsem, die diese in der Pluvialzeit der Sahara, die ungefähr der Eiszeit Europas entspricht, auf der sich nicht nur nach Süden, also nach dem Innern, sondern auch nach Osten hin, gegen den Kessel der großen Syrte neigenden Tafel ausgearbeitet hatten. Flüsse waren sie zwar schon in römischer Zeit nicht mehr,

aber sie führten in ihrem Bette große, hier und da an die Oberfläche tretende Massen von Grundwasser, die sich in dem großen, heute auch trocken liegenden Küstenhaff Taorgha an der großen Syrte sammelten. So lagen hier zahlreiche, nach den architektonisch reich geschmückten Trümmern zu schließen, wohlhabende römische Siedlungen auf den hohen Rändern der bis 200 km langen Täler, deren 5—15 km breite Sohlen mit Getreidefeldern, hier und da wohl auch mit Fruchthainen bedeckt waren. Heute fehlt es, abgesehen von den kleinen als Rastorte auf dem Karawanenwege nach Fezzan wichtigen Oasen von Misda und Beni Ulid, hier völlig an festen Ansiedlungen; nur kleine Flächen der breiten Talsohlen sind da, wo die Feuchtigkeit der Tiefe die Oberfläche beeinflußt, mit dürftigen Gerstenfeldern bedeckt. Die Nomaden, die seit dem Altertum hier hausen, brauchten keine Häuser. Daher sind hier die römischen Bauwerke ziemlich gut erhalten, während sie in Djebel und an der Küste den Bewohnern als Bezugsquellen fertiger Bausteine dienten. Wird man die Bewohnerzahl Tripolitaniens in der besten Zeit, als es dem Römerreiche Herrscher lieferte, auf weit über eine Million annehmen müssen, so dürften es heute nur etwa 1/4 Million sein. Da sich die geographischen Bedingungen, namentlich das Klima, kaum und sicher nicht so wesentlich geändert haben, daß es den Hilfsmitteln der Neuzeit nicht gelingen sollte, das nötige Wasser zu beschaffen, so böte sich also hier im Angesichte Süditaliens und unter klimatischen Verhältnissen, die von denjenigen Süditaliens nur wenig abweichen, ein Siedlungsgebiet, das für eine Reihe von Jahren die ganze so riesig angewachsene italienische Auswanderung aufnehmen könnte. Barka würde dabei zugleich eine starke Stellung zur Beherrschung des Mittelmeeres bilden, Tripolis die besten Wüstenstraßen in die Hände Italiens legen. Freilich, mit Tripolitanien und Barka allein, würde Italien, das Herzland des Mittelmeergebietes, die ihm nach seiner Lage und seiner Geschichte zukommende Stellung als Vormacht im Mittelmeere weder zu erreichen noch zu behaupten vermögen.

Man hat sich in Italien völlig in den Gedanken eingelebt, daß in möglichst naher Zukunft dieser Teil des türkischen Reiches Italien zufallen wird, und sucht dem Widerstand der Türken zum Trotz in jeder Hinsicht diesen Zeitpunkt vorzubereiten. Bisher noch mit geringem Erfolge. Von der wissenschaftlichen Erforschung sind die Italiener, von kleinen Reisen an der Küste abgesehen, ferngehalten worden, ebenso völlig von der Erwerbung von Grundbesitz, von der Ansiedlung von italienischen Landwirten und von irgendwelchen größeren wirtschaftlichen Unternehmungen überhaupt. Wohl aber laufen italienische Dampfer regelmäßig Tripolis und Bengasi an, und der italienische Handel beginnt, so geringfügig er auch an sich ist, die erste Rolle zu spielen. Vor allem läßt es Italien sich angelegen sein, seine Staatsangehörigen sich durch Unterhaltung von Schulen, die einen Staatszuschuß von 80000 Francs jährlich erhalten, zu sichern, Malteser, Griechen und andre Europäer zu gewinnen. Auch auf diesem Gebiete bekämpfen sich Franzosen und Italiener, hier speziell die italienischen Kapuziner und die französischen Marianisten, die seit 1882, also unmittelbar nach der Besetzung Tunesiens, hier eine französische

Schule eingerichtet haben. Wie überall in der Welt, arbeitet auch hier die Alliance Israélite, die mindestens der Hälfte der jüdischen Kinder in ihrer Schule auch Nahrung und Kleidung gewährt, für Frankreich.

Stimmt dies Verhalten Frankreichs auch wenig mit den angenommenen Verträgen überein, die Italien den dereinstigen Anfall Tripolitaniens zusichern sollen, so geschieht doch sonst von französischer Seite alles, um die Italiener diese schöne Hoffnung hegen und pflegen zu lassen und sie den Verlust Tunesiens, das sie schon in der Hand zu haben glaubten, verschmerzen zu machen. Das erklärt wohl auch in erster Linie das eigenartige Verhalten Italiens gegenüber seinem Verbündeten auf der Marokko-Konferenz. Bei dieser handelte es sich, da wir ja Frankreich an der Ostgrenze von Marokko von vornherein eine Vorzugsstellung eingeräumt hatten und ohne eigenen Schaden einräumen konnten, lediglich um die atlantische Abdachung, wo Italien weder wirtschaftlich noch politisch irgendwelche Belangen zu schützen hat. Statt seinen Verbündeten, der ja im Grunde nicht für sich allein, sondern für alle handeltreibenden Völker eintrat, zu unterstützen, stellte sich Italien vielmehr auf Seite Frankreichs! Freilich entsprach das den Anschauungen der großen Mehrheit des italienischen Volkes, dessen Herz trotz allem und allem der großen romanischen Schwester gehört. Nur eine dünne Schicht der politisch Weitsehenden und Höchstgebildeten, die Politik mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen macht und vorläufig noch die Oberhand hat, hält das Bündnis mit Deutschland noch für unentbehrlich. Auch die namentlich in Norditalien weit verbreiteten republikanischen Neigungen sind Frankreich förderlich, nicht zu wenigst aber die in außerordentlich geschickten und rührigen, allezeit offenen! Händen liegende diplomatische Vertretung Frankreichs in Italien. Diese Umstände erklären wohl, daß ein großer Teil der italienischen Presse die öffentliche Meinung in Italien in deutschfeindlichem Sinne beeinflußt, daß in derselben das verlorene Tunesien und das bedrohte Tripolitanien verhältnismäßig selten erwähnt werden, daß das Stammland der Dynastie (Savoyen) und die Geburtsstätte des Nationalhelden Garibaldi (Nizza), die die große Schwester an sich genommen hat, vergessen wird, und daß man gar nicht zu wissen scheint, daß das nach allen seinen geographischen Verhältnissen und seiner Geschichte italienische Korsika zu Frankreich gehört. Rasch verraucht auch stets das Strohfeuer, das auflodert, wenn italienische Arbeiter, welche die allerdings unerträglich gesteigerten Forderungen der französischen unterbieten, in Frankreich von diesen in der schmählichsten Weise mißhandelt werden. Schrieb doch noch vor kurzem Tumiati von den Italienern in Tunis: „Diese große italienische Kolonie wird von den Franzosen behandelt wie Sklaven, als ob sie einer untergeordneten Rasse angehörten, die für die Bedürfnisse der Herren zu sorgen hat.“ Um so lauter und um so häufiger wird aber, nicht etwa nach dem völlig italienischen Tessin, sondern nach dem erst in den letzten Jahrhunderten und noch immer nur zum Teil italienisch gemachten Südtirol bis zum Brenner, das auch in der Geschichte, geographisch wohl begründet, niemals zu Italien gehört hat, und nach Triest geschrien! Triest, das Mittelmeertor des deutschen Hinterlandes, das Österreich ebenso-

wenig entbehren kann wie Rußland die baltischen Provinzen, das in dem Augenblicke verkümmern muß, wo es durch eine Zollgrenze von seinem Hinterlande geschieden ist!

Diese Erscheinungen sind doch sehr merkwürdig und müssen zum Nachdenken anregen. Ich bin selbstverständlich der letzte, der Frankreich dieses kluge, weitausschauende, zielbewußte, tatkräftige Vorgehen verargt. Im Gegenteil, ich bewundere es, wie ich Tatkraft und zielbewußtes Handeln überall, wo ich es finde, bewundere. Ich bedaure nur, daß bei uns dergleichen vermißt wird und daß unser ganzes Verhalten die teils vertragsmäßig bestehende, teils auf stillschweigendem Übereinkommen beruhende Koalition sozusagen der ganzen Welt gegen uns gezeitigt hat, wie das auf der Marokko-Konferenz so deutlich in die Erscheinung getreten ist. Da es nur wenige Staaten gibt, die wir nicht einmal vor den Kopf gestoßen haben, so ist es durchaus begreiflich, daß alle Mächte im Trieb der Selbsterhaltung es für notwendig erachten, einen solchen und über so gewaltige Machtmittel verfügenden Staat nicht noch weiter mächtig werden zu lassen, auch wenn jeder Unbefangene, jeder, der der Wahrheit die Ehre geben will, die Überzeugung gewinnen muß, daß tatsächlich diese Machtmittel ehrlich und selbstlos nur der eigenen Erhaltung, nicht der Vergewaltigung andrer zu dienen bestimmt sind.

Diese schon im Charakter des deutschen Volks begründete und durch das tatsächliche Verhalten Deutschlands seit 1871 erhärtete Wahrheit muß allerdings für alle diejenigen schwer anzuerkennen sein, deren Handeln von ganz andern Grundsätzen geleitet wird wie in England und Frankreich. Wie England unermüdlich und erfolgreich, wenig wählerisch in den Mitteln, bemüht ist, über die ganze Welt hin, weit vorausschauend und die fernsten Zukunftsmöglichkeiten in Rechnung stellend, daran arbeitet, seinen Landbesitz zu sichern und zu erweitern, die die einzelnen Teile des Weltreichs verbindenden Straßen unter seinen Einfluß zu bringen, so hat sich auch Frankreich, getragen von dem Glauben an eine große Zukunft des französischen Volkes und einem stolzen Nationalbewußtsein, allen innern, wahrlich nicht geringen Schwierigkeiten zum Trotz, die Sozialismus und Klerikalismus bieten, bei nicht mehr wachsender Volkszahl und stillstehender Handelsmarine ein gewaltiges Kolonialreich geschaffen, das es unter den größten Opfern mit zähester Folgerichtigkeit zu befestigen, abzurunden, nach seinen geographischen Verhältnissen, seinen Hilfsquellen zu erforschen bemüht ist, um es zu einer immer reicheren Machtquelle des Mutterlandes zu machen. Dies gilt ganz besonders von Nordafrika, das man gern zu einem Frankreich jenseits des Mittelmeers machen möchte, das ja in der Tat von Marseille aus ebenso rasch zu erreichen ist wie die nördlichsten Punkte Frankreichs selbst.

An Nordafrika mit seinen denen Südfrankreichs ähnlichen klimatischen Verhältnissen und allein an Nordafrika im ganzen französischen Kolonialreiche knüpft sich vor allem auch die Hoffnung einer Verjüngung, einer Vermehrung des französischen Volkstums, der Zufuhr neuer Säfte und neuer Kräfte, wie sie junge Länder zu zeitigen pflegen. Auf diese Hoffnung muß namentlich das Beispiel der Römer, als deren Nachfolger sich die Franzosen in Nordafrika zu

betrachten pflegen, hinweisen. Der Erforschung der römischen Altertümer in ganz Nordafrika schenken die Franzosen heute die größte Aufmerksamkeit. Offiziere, Beamte, Topographen, Archäologen, Techniker der verschiedensten Art arbeiten da Hand in Hand. Aber nicht etwa mit lediglich wissenschaftlichen Zielen, nein, praktische Gesichtspunkte überwiegen! Es gilt die Bedingungen, die Grundlagen, die Verfahren kennen zu lernen, unter denen es den Römern gelang, das heutige Tripolitanien, Tunesien, den größten Teil von Algerien und den Nordwesten von Marokko nicht bloß zu Provinzen des Römerreichs, zu Kornkammern, zu Machtquellen desselben zu machen, sie mit Lateinisch sprechenden, von römischer Kultur durchtränkten Menschen zu besiedeln, die wirklich Römer waren oder sich als solche ansahen, sondern vor allem auch zu ergründen, mit welchen Mitteln und wie weit es gelang, die kraftvolle, eigenartige, einheimische, berberische Bevölkerung zu romanisieren, auch hier fremdes Volkstum zu Millionen im römischen aufgehen zu machen, im römischen Karthago auf afrikanischem Boden einen der Brennpunkte geistigen Lebens im römischen Weltreiche zu schaffen, wo ein Tertullian, ein Apulejus, der heilige Cyprian und Augustinus wirkten! Wenn irgendwo im großen französischen Kolonialreiche, so kann man nur hier in Nordafrika hoffen, auch in dieser Hinsicht nach römischem Vorbilde Erfolge zu erzielen und eine Schwäche des eignen Volkstums unschädlich zu machen.

Frankreich zeugt, im Gegensatz zu früher — denn noch vor hundert Jahren gab es soviel Franzosen wie Deutsche und weit mehr Franzosen als Engländer — keine Kinder mehr. Das ist eine feststehende und, wie es scheint, unabänderliche Tatsache, auf deren Ursachen einzugehen hier nicht der Platz ist. Diese Tatsache unwirksam zu machen, indem man verfährt wie einst die Türken, die ihre Siege meist mit zum Islam bekehrten, aus den tüchtigsten ausgewählten und den Janitscharen einverleibten Christenknaben erfochten, widersteht natürlich einem so hochstehenden Kulturvolke wie das französische. Solcher Mittel bedarf es auch nicht. Seine Machtstellung, sein Reichtum, seine Kulturhöhe, seine große Geschichte, die Anmut seiner leicht zu erlernenden Sprache und andre Vorzüge lassen jahraus, jahrein in Frankreich selbst, aber namentlich in Paris Glieder fremder Völker zu Tausenden im französischen aufgehen.

Eine ähnliche Aufgabe, aber unter sehr viel schwierigeren Bedingungen, gilt es nun in Nordafrika zu lösen. Aber eine Aufgabe, wie sie eine Mehrheit englisch sprechender Ansiedler in einer ursprünglich englischen Kolonie, in den Vereinigten Staaten, im wesentlichen gelöst hat und noch täglich im großen löst, allerdings unter Bildung eines neuen, sich immer schärfer trotz der Sprachgemeinsamkeit vom englischen scheidenden Volkstums. Für jetzt kommt nur Algerien und Tunesien in Frage. Es handelt sich dort um die Anähnlichung und Auffaugung, nicht nur nach Sprache und Kultur, einerseits der berberischen Urbevölkerung, also derselben Menschen, die die Römer zu einem beträchtlichen Teile aufgesaugt hatten, anderseits der eigentlichen Träger der Feindschaft gegen europäische Kultur, der eingewanderten Araber, die mit Hilfe des Islam und mehrere Jahrhunderte hindurch als Herren des Landes dem größten Teile der Bewohner ihre Sprache und vieles von ihren Sitten und

Anschauungen aufgeprägt haben. Dazu kamen aber mit den Franzosen, wenn wir von wenigen Tausend Deutschen absehen, Spanier und Italiener, zu denen wir die den hier besonders in Betracht kommenden Sizilianern nahestehenden Malteser, also englische Staatsbürger, rechnen können. Die Spanier spielen heute besonders im westlichen Algerien, die Italiener in Tunesien als Kolonisten eine derartige Rolle, daß man sich fragen kann: ja, haben denn die Franzosen diese Länder mit dem Opfer von Hunderttausenden französischer Soldaten erobert, mit Milliarden französischen Geldes aufgeschlossen, um daraus spanische oder italienische Kolonien zu machen? Diese Frage muß sich jedem im Lande aufdrängen. Ihre Beantwortung wird sofort ein gerechtes Urteil über die Behandlung ermöglichen, die die Franzosen diesen Einwanderern aus den romanischen Schwesternationen angedeihen lassen. Größere Schwierigkeiten bieten nur die Italiener wegen ihrer großen Zahl in Tunesien und der eigenartigen staatsrechtlichen Stellung Tunesiens als französisches Protektorat. Etwas eingehender werde ich mich daher nur mit der italienischen Frage in Tunesien beschäftigen, die allein eines Tages eine internationale politische Bedeutung erlangen kann. Die Eingebornen und die Spanier sollen hier vom Standpunkte ihrer Auffaugung des Franzosentums nur flüchtig beleuchtet werden.

Über die Frage der Anähnlichung der Eingeborenen, ihre Gewinnung für Frankreich liegt eine reiche Literatur vor, denn sie ist sozusagen eine brennende. Ich betone auch ausdrücklich, daß ich hier nur wiedergebe, was ich aus der französischen Literatur geschöpft habe, die ich gründlich zu kennen glaube, daß ich nur die Anschauungen der besten französischen Kenner Nordafrikas vortrage, obwohl ich selbst diese Länder fünfmal und länger zu wissenschaftlichen Forschungen, noch im Frühling 1906, bereist habe. Eine Scheidung von Arabern und Berbern, so groß ihre ethnischen Unterschiede ursprünglich waren und, abgesehen von überall vorhandenen Übergängen, noch sind, soll hier nicht gemacht werden. Von den reichlich 6 Millionen Bekennern des Islam in Algerien und Tunesien sind wohl sicher $^5/_6$, wenn auch zum Teil mehr oder weniger arabisiert, zu den Berbern zu rechnen, trotzdem nur ein Bruchteil (wohl nicht mehr eine Million) noch Berberisch spricht.

Frankreich hat in der Behandlung der Eingeborenen zahlreiche und große Fehler gemacht. Die Anschauungen haben beständig gewechselt; bald zielte man auf vollständige Vernichtung derselben, bald dachte man an die Einrichtung eines wesentlich arabischen Reiches. Statt Araber und Berbern zu trennen und verschieden zu behandeln, warf man beide aus Unkenntnis in einen Topf, ja man kann behaupten, es habe die französische Herrschaft in Algerien vielfach dazu beigetragen, beide Rassen einander zu nähern, die Berbern zu arabisieren und dem Islam zu gewinnen, der bei ihnen meist nicht tief gedrungen ist. Die mechanische Anwendung der französischen Gesetze über Forstwesen zu der als dringend notwendig erkannten Erhaltung der Wälder den hier ganz anders gearteten Verhältnissen gegenüber, die Beraubung der Eingeborenen, um ihren Grundbesitz, oft auf durchaus gesetzlichem, aber diesen unverständlichem Wege, die sehr begreifliche Verwendung öffentlicher Gelder

zum Besten der französischen Kolonisten, Schaffung von Wegen, Bewässerungsanlagen und dergleichen lediglich für diese, vor allem aber die Behandlung, die die Eingeborenen von den französischen Kolonisten selbst erfahren haben, sind wenig geeignet gewesen, die Eingeborenen den neuen Herren zu nähern. Typisch für die Anschauungsweise der Kolonisten ist, was einer derselben einem mit Land und Leuten gründlich vertrauten französischen Militärarzte sagte: „L'indigène est une bête mauvaise; j'éprouve un vive regret de ce qu'il ne nous sait pas permis de le détruire à coups de fusil." Den Eingeborenen in Algerien gerecht zu werden, dazu gehört Mut! Das amtliche Frankreich hat namentlich in den letzten Jahrzehnten unter großen Opfern die ernstesten Anstrengungen gemacht, mit allen nur denkbaren Mitteln, durch Auszeichnung einflußreicher Eingeborner, durch Sorge für Schulen, durch ärztliche Pflege, in diesen Ländern ein ausgezeichnetes Mittel zur Erwerbung des Vertrauens, und dergleichen mehr, die Eingebornen zu gewinnen. Das Endergebnis der nunmehr dreiviertel Jahrhundert umfassenden französischen Herrschaft in Algerien ist, daß sich beide Rassen nach wie vor fremd, ja feindlich gegenüber stehen. Die Zahl der Eingeborenen ist unter der Fürsorge Frankreichs, das den Stammesfehden ein Ende gemacht hat, Hungersnöte und Seuchen fern hält, beständig gewachsen; aber sie sind mehr und mehr verarmt; das beste Land ist ihnen entzogen, sie sind als besitzlose Masse zu proletarischen Lohnarbeitern der französischen Kolonisten herabgesunken; und sie sind sich, dank einer gewissen Bildung, die bei dem entwickelten Verkehr auch sie beeinflußt hat, dessen bewußt; sie fühlen das Drückende ihrer Lage; die Eingeborenen stehen heute enger als je zueinander in Beziehungen, namentlich auch durch große und einflußreiche religiöse Gesellschaften. Sie bilden daher eine große Gefahr für Frankreich, und alle Kenner Algeriens sind sich darin einig, daß in dem Augenblick, da Frankreich die etwa 75000 Mann, die jetzt Nordafrika besetzt halten, zurückziehen müßte, die Eingebornen sich wie wilde Bestien auf die über das Land verstreuten Kolonisten stürzen und in kurzer Zeit das Werk von Jahrzehnten in Blut und Asche ersticken würden. Ein scharfsinniger Beobachter und besonnener Urteiler drückte sich ganz neuerdings so aus: „sich selbst überlassen, würden die Kolonisten wahrscheinlich bald im Kampfe mit den Eingeborenen sein, einem Vernichtungskampfe, in dem es ihnen schwer halten würde, sich mit Erfolg zu verteidigen." Selbst jetzt, wo seit einem Vierteljahrhundert kein größerer Aufstand gewesen und ein solcher in gewöhnlichen Zeiten überhaupt nicht denkbar ist, beleuchten von Zeit zu Zeit örtliche, meist durch ganz geringfügige Ursachen veranlaßte Aufstände die Lage blitzartig. So vor wenigen Jahren der Aufstand von Margueritte, mitten im europäisch besiedelten Teil, und Ende April 1906 ein solcher in Mitteltunesien in der Gegend von Thala und Kasserin auf dem Gebiete des ganz arabisierten Berberstammes des Freschisch, dessen Gastfreundschaft ich ebendort 1886 genossen habe. Von diesem Aufstande dürfte kaum etwas in die europäische Presse gedrungen sein; die algerische — ich befand mich damals in Algier — beschäftigte sich eingehend damit. Es wurden drei Ansiedler ermordet, ihre Häuser zerstört, mehrere andre, die sich nicht

rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten, gefangen. Im Handumdrehen schwoll die Zahl der Aufständischen zu Tausenden an, aber ebenso rasch wurde die Bewegung unterdrückt. Dergleichen wäre vor zwanzig Jahren unmöglich gewesen und gibt auch heute zu denken. Denn mögen auch einzelne Franzosen und Vertreter von Siedelungsgesellschaften, indem sie sich, wie berichtet wird, über Recht und Gesetz hinweggesetzt und die einheimischen Behörden vergewaltigt, Franzosenhaß großgezogen haben, im großen und ganzen ist das französische Protektorat für die Bewohner Tunesiens ein Segen gewesen, wenn auch vielleicht nicht für die oberen, teilweise selbst die mittleren Schichten. An Stelle von Willkür ist Recht und Gesetz getreten, Personen und Eigentum ist Sicherheit gewährleistet, Häfen, Verkehrswege sind geschaffen, für Trinkwasser und andre gesundheitliche Einrichtungen ist gesorgt, die Finanzen geordnet und alles dies ohne fühlbare größere Belastung der Bewohner. Frankreich macht hier in Tunesien eben die gleichen Erfahrungen, die wir Deutschen mit den Polen machen. Welcher Segen die deutsche Herrschaft und die preußische Verwaltung für die preußischen Polen gewesen ist, kann jeder mit Händen greifen, der die Zustände in dem seit einem Dritteljahrhundert der polnischen Selbstbestimmung überlassenen und von deutsch-österreichischem Gelde befruchteten Galizien kennt. Der Dank wird uns in wütendem Hasse dargebracht.

Eine Zeitlang, als der Rachegedanke in Frankreich alles beherrschte, beschäftigte man sich viel mit der Frage, die Eingeborenen von Algerien, die in der Tat ausgezeichnete soldatische Eigenschaften besitzen und mehrere Hunderttausend Mann stellen könnten, in Menge dem französischen Heere einzuverleiben, um sie in dem demnächstigen Rachekriege zu verwenden. Man hat auf diesen schönen Traum verzichten und sich mit den etwa 15000 begnügen müssen, die jetzt im französischen Heere dienen, da immer mehr die Überzeugung durchdrang, daß man sich damit nur in Algerien selbst ein gefährliches feindliches Heer groß ziehen würde und selbst auf die Treue der jetzigen ausgedienten Soldaten nicht bauen könne.

Von einer Aufsaugung der Eingeborenen, die ja auch den Römern nur im Laufe von Jahrhunderten und, wenn auch in beträchtlicher Ausdehnung, so doch immer nur teilweise gelungen war, von einer Verstärkung des französischen Volkstums durch dies fremde ethnische Element kann also nach fünfundsiebzig Jahren und für eine gar nicht abzusehende Zukunft keine Rede sein. Die Hauptscheidewand bildet wohl der Islam, der auch am meisten dazu beiträgt, daß mit einer Französierung namentlich der Frauen leider auch noch nicht die bescheidensten Anfänge gemacht sind. Hat man doch wiederholt festgestellt, daß nicht nur ausgediente Soldaten und Unteroffiziere, sondern selbst Offiziere, ja Stabsoffiziere und junge Leute, die in Algier oder Marseille ein französisches Gymnasium durchgemacht hatten, wieder völlig unter ihren Glaubensgenossen aufgingen. Die auf Erfahrungen begründete allgemeine Anschauung geht dahin, daß, je unterrichteter ein Eingeborener ist, um so gefährlicher ist er für Frankreich.

Der Gegensatz der Eingebornen zu der europäischen Bevölkerung ist annähernd gleich groß, einerlei, ob es Spanier, Franzosen oder Italiener sind. Es möge daher folgendes für das Jahr 1902 gültige Zahlenbild dies Verhältnis beleuchten:

In der Provinz Oran, der westlichsten, vorzugsweise von den Spaniern aufgesuchten, zählte man

	257 000	Europäer,	wovon	114 000	Nichtfranzosen,	gegen	826 000 Eingeborene, also 1 : 3
in Algier . . .	238 000	=	=	70 000	=	=	1 393 000 Eingeborene, also 1 : 5
in Constantine	137 000	=	=	33 000	=	=	1 846 000 Eingeborene, also 1 : 13

Die ganze europäische Bevölkerung kann also jetzt in Algerien auf 630000 Köpfe geschätzt werden, wovon 220000 Nichtfranzosen wären.

Tatsächlich ist das Verhältnis kein so günstiges, wie noch näher zu zeigen ist, da zu den Franzosen ein sehr bedeutender Prozentsatz von Leuten gerechnet wird, die als in Algerien geboren, wenn auch von nichtfranzösischen Eltern, französische Staatsbürger geworden sind, wofern sie nicht ausdrücklich die Staatszugehörigkeit des Vaters für sich in Anspruch nahmen — durch dies Gesetz allein soll die Zahl der „Franzosen" in zwölf Jahren um 48000 vermehrt worden sein —, oder Leute, die durch äußern Druck, ohne wirklich angeähnlicht zu sein, sich haben naturalisieren lassen. Dies gilt namentlich von vielen Tausenden italienischer und spanischer Fischer, die dazu gezwungen wurden, indem ein 1888 erlassenes Gesetz nur Franzosen das Fischen an den Küsten Algeriens gestattet. Wirkliche französische Fischer anzusiedeln ist immer, so oft es auch versucht worden ist, gescheitert. Es ist also für die französische Verwaltung die Aufgabe gestellt, mit allen ihr zur Verfügung stehenden, wahrlich nicht geringen Machtmitteln, mit Zuckerbrot und Peitsche und mit Hilfe einer nicht sehr großen Mehrheit wirklicher Franzosen diese Nichtfranzosen sich anzuähnlichen und sie im französischen Volkstum aufgehen zu machen. Daß Frankreich dies mit allen Mitteln, solange diese nur eines Kulturvolks würdige bleiben, anstrebt, ist nicht nur sein gutes Recht, sondern fast seine Pflicht, denn das Mutterland, das so ungeheure Opfer an Geld und Blut gebracht, hat das doch nicht getan, um eine spanische oder italienische Kolonie groß zu ziehen. Erschwert wird die Aufgabe aber dadurch, daß, was Frankreich an Kolonisten geliefert hat, wohl überwiegend Gesellschaftsschichten angehörte, die nicht zu den besten, zu den gebildetsten, zu den am meisten befähigten, Fremde anzuziehen, gerechnet werden können. Es war vielfach der Abhub der großen Städte und verkommene Existenzen. Geringe Neigung zur Arbeit, um so größere zum Alkoholgenuß, Unsittlichkeit, Mangel an Voraussicht, Parteiwut wird diesen Kolonisten vielfach vorgeworfen. Erst nach 1870, wo eine Periode besonders energisch betriebener Kolonisation einsetzt, und seit vor allem die Verwüstungen der Reblaus in Frankreich viele Tausende französischer Weinbauern nach Algerien hinüber trieben, die dort den Weinbau zur Blüte brachten, hat sich das gebessert. Man schätzt jetzt die jährliche Zunahme der

europäischen Bevölkerung durch natürliche Vermehrung (2—3000) und Einwanderung, davon 3000—3500 Franzosen, auf rund 10000 Köpfe, und erst etwa seit den achtziger Jahren kann man von einem Überwiegen des französischen Elements sprechen, das namentlich auch durch Heiraten, bei denen stets der französische Teil das Übergewicht gab, viel fremdes Blut aufsaugt. Und Heiraten von Franzosen mit Spanierinnen und Italienerinnen sind außerordentlich häufig. Das französische Element überwiegt in jeder Hinsicht in der von der Regierung in jeder Weise geförderten Stadt Algier und ihrer nächsten Umgebung, die, abgesehen von dem immer mehr einschrumpfenden arabischen Viertel, durchaus den Eindruck einer französischen Stadt macht. Doch stößt man nach Osten wie nach Westen bald überall auf Spanier und Italiener, und zwar jetzt in höherem Maße als noch vor zwanzig Jahren. Um das Übergewicht der Franzosen zu erhalten, erscheint aber jedwede Förderung französischer Einwanderung als ganz unerläßlich, zumal von den angenommenen 400000 Franzosen, von denen aber vielleicht ein Viertel nur naturalisierte, nicht wirkliche Franzosen sind, noch ein weiteres Viertel, wenn nicht mehr, auf Beamte der verschiedensten Art mit ihren Familien kommt, also Leute, die nur zeitweilig in Algerien wohnen. Dazu das Heer und alles, was an Lieferanten, Wirten und dergleichen mit ihm in Verbindung steht. Die wirklichen französischen Kolonisten dürften so den nichtfranzösischen an Zahl kaum überlegen sein.

Wenn es die Reblaus gewesen ist, welche eine wertvolle französische Einwanderung und durch Entwicklung des Weinbaues eine außerordentliche Förderung des Anbaues veranlaßt hat, so ist die spanische Einwanderung zuerst durch eine einheimische Pflanze in Fluß gekommen, die Halfa. Diese Graminee (Stipa tenacissima L.), spanisch Esparto, ist zuerst und zwar schon in karthagischer und römischer Zeit in den trockensten Gegenden Südost-Spaniens zur Herstellung von Schiffstauen, Flechtwerk u. dgl. verwendet worden, und das Steppenland der Umgegend von Cartago Nova (Cartagena) hieß damals geradezu Campus spartarius. Größere wirtschaftliche Bedeutung erlangte diese Pflanze erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als man sie in England zur Herstellung von (Zeitungs-)Papier zu verwenden begann. In Murcia und Almeria waren durch Raubwirtschaft die Bestände bald erschöpft, als man auf die ungeheuren Flächen aufmerksam wurde, in denen sie auf dem innern Steppenhochland von Algerien, besonders von Oran, bis dahin geringwertiges Weideland bildend, vorkommen. Zur Ausbeutung dieser Bestände wurden nun Spanier als bereits geschulte Arbeiter herangezogen; es wurden Eisenbahnen gebaut und damit das Land auch für Besiedlung erschlossen. Die spanische Einwanderung nach Oran, das man ja kannte und das erst 1791 von den Spaniern geräumt worden, auch von Cartagena in wenigen Stunden zu erreichen ist, wuchs rasch an; die Halfaarbeiter ließen sich, sobald sie eine kleine Summe erspart hatten, als Landwirte nieder, und es wurden in der Provinz Oran ganze Gegenden derartig mit Spaniern besiedelt, daß in der Umgebung von Oran in ganz spanischen Dörfern selbst die Franzosen Spanisch sprechen müssen und es schon ganz

spanische Gemeindevertretungen gibt. Das ist natürlich nur durch mechanische Naturalisation möglich. Sind doch in der Provinz Algier 14 %, in Oran 19,2 %, in Constantine 20 % der Wähler Naturalisierte! Von 1881 bis 1891 stieg die Zahl der Spanier von 112 000 auf 152 000 — jetzt mögen es etwa 160 000 sein — und in der Provinz Oran hatten sie mit 110 000 Köpfen das Übergewicht über die 79 000 Franzosen. Auch hier ist es vorzugsweise das französische Großkapital, das, neuerdings für den Weinbau, die fremden Ansiedler heranzieht, und von ganz Algerien kann man sagen, daß alles, was an Kulturarbeiten ausgeführt worden ist — und das ist wahrlich nicht wenig —, durch fremde Hände geschaffen worden ist. Seit langem hat man in Algerien Nichtfranzosen nicht mehr an den mancherlei Erleichterungen beim Landerwerb oder gar an Freiland teilnehmen lassen; ja man hat Mittel und Wege gefunden, um auch dem namentlich seitens der Spanier sehr beliebten Verfahren, abzuwarten, bis Franzosen auf ihrem Freiland abgewirtschaftet hatten, um dann den Besitz billig zu erwerben, einen Riegel vorzuschieben. Sollen doch in dieser Weise in der Zeit von 1871—1895 allein in der Provinz Oran $^3/_5$ aller französischen Ansiedlern billig oder gar umsonst überwiesenen Besitzungen in spanische Hände übergegangen sein!

Trotz alldem ist die spanische Gefahr nicht zu überschätzen. Das kulturelle Übergewicht der Franzosen, namentlich gegenüber den Spaniern, ihre wirtschaftliche Überlegenheit, die Machtmittel, die dem Staate zur Verfügung stehen, der Einfluß der gerade für diese Aufgaben sorgsam gepflegten Schule, der katholischen Kirche, deren Priester Franzosen sein müssen, der Heiraten u. dgl. ist so groß, daß die Aufsaugung der Spanier, die allerdings dem Franzosentum neue ethnische Züge hinzufügen wird, ja bereits hinzugefügt hat, nur eine Frage der Zeit ist. Schwer fällt dabei ins Gewicht, daß das Königreich Spanien selbst, namentlich solange ein englisch-französisches Einvernehmen besteht, wirtschaftlich und politisch in geradezu sklavischer Abhängigkeit von Frankreich steht.

Wesentlich anders liegt die Sache bezüglich des italienischen Volkstums, sowohl weil Italien eine ganz andre wirtschaftliche und politische Stellung einnimmt als Spanien, das italienische Volk kulturell auch immerhin höher steht als das spanische, vor allem aber wegen der eigenartigen staatsrechtlichen Stellung Tunesiens. Es gilt daher zunächst die Lage der Italiener in Algerien zu untersuchen.

Auch die italienische Einwanderung nach Algerien beginnt erst nach der französischen Eroberung; sie bleibt aber, im Gegensatz zu der spanischen, soweit es sich um dauernde Ansiedlung handelt, bei weitem überwiegend an den Küsten hängen, wenn es auch Straßen-, Eisenbahn-, Hafenbauten, Bergwerke u. dgl. sind, die den ersten Anstoß zur Einwanderung gaben. Es waren 1855 erst 9000 Italiener in Algerien ansässig, 1872: 18 000, 1886: 44 000. Dann folgt ein Rückgang, denn 1896 waren es nur noch 35 000, 1901 wieder 39 000. Freilich mag diese Verlangsamung bezw. Rückgang mit der seit 1888 mit großem Nachdruck betriebenen mechanischen Naturalisation der Fischer an den Küsten Algeriens sowie mit dem lange Zeit infolge des Zollkrieges

gespannten Verhältnis zwischen beiden Staaten zusammenhängen. Doch liegt nach wie vor die Fischerei an den Küsten Algeriens (und Tunesiens) in italienischen Händen. Man findet in allen Küstenorten, so weit nach Westen wie in Mers el Kebir bei Oran, größere oder kleinere italienische Gruppen, ja ganze italienische Fischerdörfer, wie das nach dem heimatlichen Cefalu in Sizilien benannte Dorf Tschifalo westlich von Algier und im Sommer während der Fangzeit der Sardinen an geeigneten, oft sonst menschenleeren Buchten zeitweilige Niederlassungen italienischer Fischer in Zelten. In Algier und Umgebung zählt man 10000 Italiener; von 21000 in der Provinz Constantine wohnen 12000 an der Küste. Italiener bilden in den einzelnen Küstenplätzen nicht nur die Fischer-, sondern die ganze Seemannsbevölkerung, die Hafenarbeiter usw. Philippeville ist durch die Italiener der Mittelpunkt der ganzen Küstenfischerei in Algerien geworden. Von der seemännischen Bevölkerung Algeriens sind 50% Italiener, 30% Franzosen, in Wirklichkeit naturalisierte Italiener, 15% Spanier. Einer ländlichen Bevölkerung gehörten nur 7500 Italiener an, wovon nur 568 Grundbesitzer. Abgesehen von etwa 1000 Italienern, die in Guyotville nahe westlich von Algier Gemüsebau und Traubenzucht treiben, wohnen diese als Landwirte fast immer verstreut. Das läßt sie überall französischen Einflüssen unterliegen, und namentlich die allerdings nicht zahlreichen wohlhabend gewordenen Italiener finden es stets vorteilhaft, sich naturalisieren zu lassen und mit ihren Kindern im Franzosentum aufzugehen. Sehr bezeichnend ist ja, daß man 1899 unter 3913 Mittelschülern Algeriens nur 110 Nichtfranzosen zählte! Dies zeigt ganz deutlich, daß eben *allen* zur Wohlhabenheit gelangten Nichtfranzosen, nicht bloß den Italienern, die Überzeugung beigebracht wird, daß es besser für sie sei, zum Franzosentum überzugehen. Doch ist diese Erscheinung, daß gerade Wohlhabende, deren materielle Interessen durch das Gegenteil leiden würden, eher in dem herrschenden Volke aufgehen, selbst wenn es kulturell tiefer steht, eine bei allen Völkern ohne kräftiges Nationalbewußtsein häufige. Am häufigsten wohl bei den Deutschen! Birgt die zwangsweise erfolgte Naturalisation auch Gefahren in sich, das Gute hat sie jedenfalls, daß diese „Franzosen" dem Einflusse der französischen Schule und des französischen Heeres, in dem sie natürlich auch dienen müssen, gleichfalls unterliegen.

Noch eher als die der Spanier ist also die Aufsaugung der Italiener in Algerien zu erwarten. Es ist also dort bereits jetzt *ein neues romanisches Volkstum* mit französischer Sprache und überwiegend französischem Wesen in Bildung begriffen. Die in Algerien geborenen Franzosen fühlen sich nach dem Ellenbogenraum, den ihnen das neue weite Land bietet, mit Eingeborenen als fast rechtlosem Arbeiterproletariat, mit ihrem Stolz als Schöpfer eines neuen Frankreich jenseits des Mittelmeeres schon vielfach gegensätzlich zum Mutterlande, namentlich seit dasselbe angefangen hat, mit den Millionen zur Förderung der Kolonisten etwas zu knausern. Man wirft den Algeriern schon vielfach Neigung zur Absonderung und Selbständigkeit vor. Sie lehnen es schon jetzt ab, nach Gesetzen zu leben, die nicht für sie und ihre Verhältnisse gegeben sind. Der Algerier ist in gewissem Sinne energisch,

intelligent, sehr befähigt, sich neue Gedanken anzueignen, nicht geneigt, sich Zwang anzutun, in vieler Hinsicht von weiten sittlichen Grundsätzen. Ein Algerier würde sich in Frankreich nur schwer einleben können.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse in Tunesien[1]). Tunesien steht in so engen Beziehungen zu Italien, daß eine dreitausendjährige Geschichte lehrt, daß Vorgänge in Italien stets Tunesien beeinflussen und umgekehrt und daß eine starke Macht in Tunesien, in den Händen welches Volkes, welcher Rasse immer sie liegen mag, eine Bedrohung Italiens, eine Verlockung ist, nach Sizilien, wohl auch nach Sardinien hinüberzugreifen, nicht bloß, um die beiden reichen Inseln zu besitzen, sondern sich die Herrschaft über die Straßen zu sichern, die durch das Mittelmeer führen, das Nordwestbecken desselben mit dem Südostbecken verbinden. Man denke an die Phöniker, die Utika und Karthago auf der einen, Motye auf der andern Seite besetzen; an ihre Nachfolger, die Karthager, die jahrhundertelang mit den Griechen, dann mit den Römern um den Besitz Siziliens ringen. Von Sizilien aus greifen die Römer dann nach Afrika hinüber; an Stelle des zerstörten punischen Karthago tritt bald ein neues römisches, das bald zu den Weltstädten des Römerreiches gehört und zu einem der Brennpunkte römischer Macht und Gesittung, zu dem Punkte wird, von dem längs der Küsten nach Westen und Süden und durch das Tal des Medjerda weit nach Westen und ins Innere ausgreifend der größte Teil der Atlasländer romanisiert wird. Umgekehrt bedrohen die Vandalen als Herren Tunesiens Italien und erobern Sizilien, ebenso die Araber nach dem ebenfalls beide umfassenden byzantinischen Zwischenspiele. Wie die sizilischen Griechen schon in Zeiten besonderer Machtentfaltung Karthago selbst bedroht hatten, so die Normannen von Sizilien aus die mohammedanischen Herrscher von Ifrikija. Die italienischen Seestädte machen im Mittelalter wiederholt erfolgreiche Angriffe auf Tunesien; die Insel Djerba ist jahrhundertelang italienischer Besitz; umgekehrt ist Tunesien seit dem 16. Jahrhundert der Hauptsitz des die Küsten Siziliens, Sardiniens, Kalabriens bis auf wenige natürlich feste Punkte völlig verödenden Seeräuberunwesens. Die Besetzung Tunesiens durch Frankreich mußte naturnotwendig Italien, das damit nicht nur einer Hoffnung beraubt, sondern in seinem eigenen Besitz bedroht und von Frankreich fast ganz umfaßt wurde, in die Arme der mitteleuropäischen Mächte treiben und müßte es, sollte man meinen, dauernd in denselben festhalten. Die der Vollendung nahe gewaltige Seefestung Biserta ist mit den Seefestungen auf Korsika und Toulon eine furchtbare Bedrohung Italiens. Allerdings ist diese dadurch etwas gemindert, daß eine dritte Seemacht, England, im Mittelmeere gebietet und von Malta aus im eigenen Interesse als natürlicher Verteidiger Italiens auftreten muß.

---

[1]) Ich spreche auch hier aus eigener Erfahrung, möchte aber Kolonialpolitiker und Politiker zu eingehenderem Studium der tunesischen Frage auf drei ganz neue ausgezeichnete Werke verweisen: 1. Gaston Loth, Le peuplement italien en Tunisie et en Algérie. Paris 1905. — 2. G. Saint-Paul, Souvenirs de Tunisie et de l'Algérie. Paris 1904. — 3. Wermert, Die Insel Sizilien. Berlin 1905.

Diese so bedeutsam die Geschicke der Bewohner der Gestadeländer zu beiden Seiten der Meerenge von Pantellaria beeinflussenden engen Beziehungen erklären sich schon aus der räumlichen Nähe. Vom hohen Kap Bon sieht man bei hellem Wetter jenseits der nur 150 km breiten Meerenge die blauen Linien der Gebirge Siziliens. Es wird also den Bewohnern des einen Landes leicht gemacht, in Menge nach dem andern überzusetzen, und in den verschiedensten Zeiten hat daher ein Austausch von Menschen über die Meerenge hinweg stattgefunden. Daß die Kluft zwischen Sizilianern und Eingeborenen Tunesiens, wie sich jetzt zeigt, viel geringer ist als zwischen Franzosen und Eingeborenen, beruht auf diesen Austauschen. Namentlich sind in der Zeit des Seeräuberunwesens ungezählte Tausende von Sizilianern, Männer und Frauen, in den Tunesen als Sklaven und Renegaten aufgegangen, wie man anderseits in Sizilien in den Bevölkerungen ganzer Städte, Alcamo z. B., die Nachkommen arabischer und berberischer Einwanderer erkennen will.

Auch in den Zeiten des Seeräuberunwesens waren friedliche Beziehungen zwischen Italien und Tunesien nicht völlig erloschen. In allen Küstenstädten gab es, wenn auch in ihre Kaufhöfe eingeschlossen und beständig bedroht, italienische Kaufleute. Die Lomellini von Genua hatten von 1553—1741 die lohnende Korallen- und Sardinenfischerei an dem kleinen Inselchen Tabarka an der Nordküste in Pacht; auch sonst erschienen, wenn auch meist verstohlen, italienische Fischer an den fischreichen Küsten. Mit der Beseitigung des Korsarenwesens und der Besetzung Algeriens durch die Franzosen mehrten sich die friedlichen Beziehungen, namentlich seit das geeinte Italien immer größeren politischen und wirtschaftlichen Einfluß auf das in heilloser Mißwirtschaft immer mehr verkommende Tunesien auszuüben begann. Der italienische Handel hob sich; immer mehr Italiener traten in den verschiedensten Stellungen in tunesische Dienste. Von den 8000 Köpfen, auf welche man 1834 die europäische Bevölkerung in Tunesien schätzte, war gewiß die große Mehrzahl Italiener, der Rest ihnen nahestehende Malteser. La Goletta und Porto Farina am Golfe von Tunis wurden mehr und mehr italienische Siedlungen, ersteres besonders von Fischern, Hafenarbeitern u. dgl., letzteres auch von Gemüsezüchtern bewohnt. So fand ich beide noch 1886, wo Porto Farina ganz italienisch war. 1856 schätzte man die Europäer auf 15000. Höher dürfte ihre Zahl auch 1870 nicht gewesen sein, da die üble wirtschaftliche Lage des mißregierten verschuldeten Staates Einwanderern wenig verlockend erscheinen mußte, während in der letzten Zeit der Unabhängigkeit der überwiegende europäische Einfluß der Einwanderung förderlich war. Einen beträchtlichen Bruchteil derselben bildeten, ähnlich wie heute in der spanischen Bevölkerung von Marokko und besonders von Tanger, Leute, die irgendwie gegen die Gesetze der Heimat verstoßen hatten. Diese entzogen sich natürlich auch in Tunesien der Überwachung durch Konsuln und Behörden. Immerhin schätzte man 1881 bei der Errichtung des französischen Protektorats die Zahl der Italiener auf etwa 25000, gegenüber nur etwa 300 Franzosen.

Die französische Besetzung von Tunesien hat sofort ihre Rückwirkung auf das nahe Gegengestade von Sizilien gehabt. Sizilien hat dadurch erst

wieder ein anthropogeographisches Gegengestade erhalten, das es seit Jahrhunderten, ja seit der Verdrängung der „Araber" aus Sizilien nicht mehr gehabt hatte. Daß die Afrika zugekehrte Seite Siziliens, wo im Altertum Groß- und Prachtstädte wie Agrigent und Selinunt lagen, von kleineren blühenden Gemeinwesen abgesehen, im Mittelalter bis heute die dünn bevölkerte und in jeder Hinsicht zurückgebliebene Rückseite Siziliens ist, wo ich 1876 noch eine Stadt von 20000 Einwohnern, Sciacca, fand, die am Meere gelegen hafenlos und im Winter wochenlang unnahbar war, aber auch zu Lande von keinem Wagen erreicht werden konnte, ist vorzugsweise der Ausdruck des mangelnden Gegengestades. Die dreieckige Insel Sizilien hat nämlich im Laufe der Geschichte stets ihre Stirnseite dahin gekehrt, von wo ethnisch, staatlich, wirtschaftlich die Sonne schien. In griechischer Zeit war es die Ostseite, wo Syrakus eine Zeitlang wohl überhaupt die größte Stadt der griechischen Welt war, daneben Leontinoi, Katana, Tauromenion, Messana. Seit der römischen Zeit und ganz besonders seit dem Mittelalter, am auffälligsten aber in der Gegenwart, ist die Nordseite, wo sich heute die Menschen drängen und in dem Höhengürtel von 0—50 m 1000 Menschen wohnen, die Stirnseite Siziliens, die von dem wirtschaftlich übermächtigen Palermo und von Trapani aus heute auch den Verkehr mit Tunesien in der Hand hat. In wenigen Stunden quert man von dort die Meerenge, und die Überfahrt kostet, was bei der Mittellosigkeit der Auswanderer schwer ins Gewicht fällt, nur 5 Franks auf den Kopf, ja mit Segelschiffen nur 2 bis 3 Franks, und die Fischer haben sie in ihren eigenen Booten so gut wie umsonst.

Seit 1881 wuchs die italienische Einwanderung nach Tunesien rasch. 1890 schätzte man die Italiener in Tunesien — eine genaue Zählung ist bei den herrschenden Zuständen und der Zusammensetzung dieser Einwanderung bis heute nicht möglich gewesen — auf 30000, Ende 1898 wurde die Zahl der in Tunesien lebenden Fremden zu 79000 ermittelt, wovon 64000 Italiener waren. Ende 1903 zählten diese 81000 bei überhaupt 97000 Fremden. G. Loth, der diese Frage sehr sorgsam untersucht, glaubt, daß die Zahl 81000 für 1903 der Wahrheit sehr nahe komme, während andre sogar bis 130000 glauben gehen zu sollen. G. Loth nimmt die Zahl der in Tunesien und Algerien angesiedelten Italiener zusammen nur zu 130000 an. Die Zahl der nur über Sommer als Fischer, Seeleute, Waldarbeiter u. dgl. nach Tunesien kommenden Italiener schätzt G. Loth auf 2500 und die dauernde jährliche italienische Einwanderung in der Gegenwart auf 3500 Köpfe. So kann man für Ende 1906 die ganze italienische Bevölkerung Tunesiens zu 94000 annehmen[1]). Es ist das gewiß eine untere Grenze. Daß der Zustrom aufhören wird, wenn die großen Kulturarbeiten vollendet sein werden, ist kaum anzunehmen. Wann werden diese vollendet sein? Werden sich nicht immer neue aufdrängen? Höchstens verlangsamen wird sich die Bewegung zeitweilig, aber die Möglichkeit des Landerwerbs, der Gegensatz zu den heimischen Verhält-

[1]) Nach einer eben erschienenen amtlichen Veröffentlichung waren es 1904: 86360 und 12068 Malteser gegenüber 28800 Franzosen.

nissen wird noch lange andauern. Auch in Tunesien steigen die Arbeitslöhne unablässig.

Es verteilen sich die Italiener über das ganze Land, bis tief ins Innere und weit nach Süden. Ich fand schon 1886 im Innern von Mittel-Tunesien, allerdings nur zu vorübergehendem Aufenthalte, italienische Maurer, die einem bis dahin zeltbewohnenden Stammesoberhaupte der Freschisch einen festen Hof gebaut hatten, und Italiener waren es vorzugsweise, welche damals die mit Recht Coquinville genannte, sich rasch entwickelnde, wenn auch erst aus wenigen Häusern und zahlreichen Bretterbuden bestehende Ansiedlung am Meere bei Gabes, dicht neben dem festen Lager der Franzosen, bewohnten und schufen. Die italienische Bevölkerung von Tunis und Umgebung ist von 1889—1900 von 22000 auf 40000 gestiegen, in Susa von 1800 auf 3800, in Sfax von 500 auf 3800, in Biserta von 200 auf 4700, selbst in Gafsa, der Oasenstadt Süd-Tunesiens, zählte man ihrer 1899 schon 700. In dem erst 1895 gegründeten Ferryville, der Arbeiterstadt neben dem großen französischen Marine-Arsenal am See von Biserta, zählte man ihrer 1904 schon über 5000. Noch überwiegen naturgemäß die Männer; aber die Frauen kommen nach, und die natürliche Vermehrung ist eine rasche, wenn auch anscheinend weniger rasche wie in Italien selbst. 75% aller Italiener stammen aus Sizilien und zwar fast ausschließlich aus den beiden westlichen Provinzen Trapani und Palermo. Schon diese Angaben zeigen, daß die Italiener überwiegend in großen Gruppen beieinander wohnen; selbst die ländlichen Ansiedler streben das an, eine Tatsache, die natürlich für Erhaltung im italienischen Volkstum von größter Bedeutung ist. In Tunis und ebenso in Susa und Biserta gibt es „Das Kleine Sizilien" genannte Stadtteile, in Susa auch einen, der Capacci heißt. Es bevölkern also bisher die Italiener vorzugsweise die Städte; aber rasch wächst der Prozentsatz der ländlichen Siedler, die, wenn auch nicht in geschlossenen Dörfern, doch in Gruppen, so daß einer dem andern im Falle der Not helfen kann, wenn auch jeder in seinem Häuschen, auf seinem Besitz beieinander wohnen, besonders in der Umgebung von Tunis und an den dorthin führenden Eisenbahnen.

Diesen 94000 Italienern schließen sich die ihnen in jeder Hinsicht, namentlich auch sprachlich nahestehenden Malteser an, also englische Staatsbürger, deren Zahl und wirtschaftliche Bedeutung gegen früher eher zurückgegangen ist, wohl höchstens 12000. Was an Griechen, Deutschen, Spaniern vorhanden ist, fällt in keiner Weise ins Gewicht.

Dem stehen nun die Franzosen als herrschendes Volk mit 28000 Köpfen gegenüber, den 40000 Italienern in Tunis 10000 Franzosen. Von diesen ist etwa ein Viertel von Beamten gebildet, die ja in allen französischen Kolonien eine besondere Rolle spielen, hier ganz besonders gut gestellt sind, hohe Gehälter und Gratifikationen beziehen und auf drei Monate Urlaub im Jahre Anspruch haben. Sie sind natürlich ein wechselndes Element und nicht eigentlich angesessen, so wichtig sie neben den 15000 Mann französischer Soldaten als eigentliche Träger der Macht Frankreichs sind und so eifrig sie sich aller Franzosen und aller französischen Interessen annehmen. Daran schließt

sich eine gewisse Zahl von Großkapitalisten und großkapitalistischen Gesellschaften, die Grundbesitz, besonders durch Weinbau und Olivenzucht, Erz- und Phosphatvorkommen und dergleichen ausbeuten. Dann die Vertreter des mit allen Mitteln geförderten französischen Handels, während die für eine wirkliche Besitzergreifung des Landes wichtigste Berufsgruppe, die der mittleren und kleinen Landwirte, trotz aller nur denkbaren Mühe, die man sich gegeben hat und noch gibt, gerade sie heranzuziehen, noch sehr schwach vertreten ist. Von 1624 französischen Grundbesitzern mit etwa 600000 ha Land sind nach Bahar nur etwa 800 wirkliche Landwirte mit etwa 50—60000 ha Besitz. Ja, Saint-Paul, ein gründlicher Kenner Tunesiens, der mit großer Wärme einige vorzügliche französische Musterwirtschaften in Tunesien schildert und voll Lobes des kolonisatorischen Werks Frankreichs in Tunesien ist, ruft (1904) aus: „Es gibt keine fünfzig französischen Bauern in ganz Tunesien!“ Und dies, obwohl überall zuerst Franzosen berücksichtigt und begünstigt werden. Namentlich gilt dies beim Verkauf von Staatsländereien. Auch den Handel hat man überwiegend in französische Hände zu bringen verstanden, obwohl der italienische 1860 in lebhaftem Aufschwunge und 1881 dem französischen weit überlegen gewesen war. Während die italienische Einfuhr in letzter Zeit auf etwa 5 Mill. Franks, die Ausfuhr auf 6 Mill. jährlich stehen bleibt, ist die französische Einfuhr von 1896—1903 von 26,6 Mill. Franks auf 66, die Ausfuhr von 34,5 Mill. auf 71,4 Mill. Franks gestiegen. Der größten wirtschaftlichen Unternehmung Italiens in Tunesien, der Eisenbahnlinie von Tunis nach La Goletta, wurde durch Grabung des Schiffahrtskanals von La Goletta bis Tunis die Lebensader unterbunden, und so war die italienische Gesellschaft schließlich gern bereit, sie an eine französische zu veräußern. Auch die Aufhebung der italienischen Postanstalten 1896 stärkte den französischen Einfluß. Aus der Staatsverwaltung, aus der Gemeindevertretung hat man es verstanden, überall die Italiener zu verdrängen.

Als erfolgreichstes Mittel der Aufsaugung fremden Volkstums benutzt Frankreich auch hier die Schule, und so läßt man sich allenthalben angelegen sein, französische Schulen einzurichten, und man kann sagen, daß ein zwar im stillen, aber mit großem Eifer geführter Kampf um die Schulkinder in Tunesien zwischen Franzosen und Italienern stattfindet. Dem höheren Schulwesen der Italiener wurde das Todesurteil dadurch gesprochen, daß fremde Advokaten in Tunis nur zugelassen werden, wenn sie ihre Prüfungen an einer französischen Universität bestanden haben. Trotz der großen Opfer, die der italienische Staat und die italienische Kolonie den italienischen Schulen bringt, was sich in der Tat auch in einem gewissen Fortschritte ausprägt, besuchen doch schon 5000 italienische Kinder französische Schulen, die jährlich etwa 1000 Aufnahmegesuche italienischer Kinder abweisen müssen, und 7000 andre bleiben ohne allen Unterricht, weil weder in den italienischen noch in den französischen Schulen für sie Raum ist.

Um die Aufgabe ganz zu verstehen, die dieser allerdings durch alle Machtmittel des Staats, durch große Geldmittel und auch höhere geistige Bildung verstärkten französischen Minderheit in bezug auf Aufsaugung der Italiener

gestellt ist, müssen wir auf den Charakter und die Ursachen dieser italienischen Einwanderung eingehen. Die Ursachen sind, um es kurz zu sagen, in den traurigen, die ungeheure italienische Auswanderung überhaupt bedingenden wirtschaftlichen Verhältnissen Italiens und anderseits in dem Bedarf an Arbeitskräften und der Aussicht auf eine bessere wirtschaftliche Lage in Tunesien zu suchen.

Daß die Auswanderung aus Italien seit Jahren mehr und mehr anschwillt und in manchen Provinzen geradezu den Charakter einer Massenflucht annimmt, ist wohl als bekannt anzusehen. Im Süden handelt es sich überwiegend um dauernde und überseeische Auswanderung, die 1905 die für 32 Millionen Einwohner ungeheure Zahl von 368000 Köpfen erreichte, im Norden mehr um eine zeitweilige in die mitteleuropäischen Staaten, Sommerarbeiter und dergleichen, 1905 fast ebensoviel, so daß die gesamte Auswanderung zu rund $^3/_4$ Millionen geschätzt werden konnte. Die gepriesene finanzielle Lage Italiens ist eben durch unerträglichen Steuerdruck, durch Versäumung großer wirtschaftlicher und kultureller Aufgaben, wie z. B. der Pflege des namentlich im Süden so darniederliegenden Schulwesens, teuer, zu teuer erkauft. Das zeigt sich heute schon in der Auswanderung, und wird sich in Zukunft noch verhängnisvoller geltend machen. In Sizilien, das, wie wir sahen, bei weitem überwiegend als Heimat der italienischen Einwanderung nach Tunesien in Frage kommt, ist bei übergroßem, seiner sozialen Pflichten sich in keiner Weise bewußtem Großgrundbesitze, bei ungeheurem Rückgange der Preise für Wein, Apfelsinen, längere Zeit auch für Schwefel, die wirtschaftliche Lage der großen Masse der Bevölkerung die denkbar traurigste. Es fanden dort von 1885—1897 18637 Zwangsverkäufe statt, auf 189 Einwohner einer, in Piemont 128, auf 27416 Einwohner einer. Auch in den Gemeinden werden, soweit es nur irgend geht, alle Lasten den ärmeren Schichten aufgebürdet, und der Staat verkauft erbarmungslos auch den Besitz des Ärmsten, wenn er die unerschwinglichen Steuern nicht bezahlen kann. Der Tagelohn der Weinbergsarbeiter, der früher 2 Franks mit Kost und Wein betragen hatte, sank auf 0,70—0,90 Franks ohne Kost und Wein. Damit kann selbst in Sizilien niemand leben! Dazu auch sonst die sklavische Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern bezw. was noch weit schlimmer, von deren Großpächtern. Dem gegenüber in Tunesien seit der französischen Besetzung ein neues Land, wo es gilt unter Aufwendung großer staatlicher und privater Geldmittel alles Kulturgerät eines Kulturstaats, Häfen, Eisenbahnen, Straßen, Wasserleitungen zu bauen, Bergwerke zu erschließen, Wein, Öl, Getreide zu bauen, reiche Fischereigründe auszubeuten und dergleichen mehr. Selbstverständlich war und ist der französische Staat und ist das französische Kapital bemüht, nur französische Arbeitskräfte heranzuziehen. Aber da diese schon in Frankreich nicht hinreichend vorhanden sind, so können sie noch weniger an Tunesien abgegeben werden, wo die schon in Frankreich unerträglichen Ansprüche noch mehr wachsen. So muß man, mag man wollen oder nicht, Italiener heranziehen, selbst Mitglieder der Gesellschaft zur Förderung der französischen Einwanderung müssen dies tun und fördern so tatsächlich die italienische Einwanderung.

Vor allem gilt dies vom französischen Großkapital. Die tunesischen Weingüter sind von Sizilianern angelegt; alle großen staatlichen Bauten, die riesigen Anlagen des in erster Linie gegen Italien gerichteten großen Kriegshafens von Biserta nicht ausgeschlossen, sind nur möglich gewesen mit Hilfe italienischer Arbeitskräfte. Namentlich die Bauhandwerker, Maurer und dergleichen, sind fast ausschließlich Italiener, die ganz ansehnliche Löhne erhalten. Diese italienischen Arbeiter sind auch vielseitiger, zu den verschiedensten Arbeiten zu brauchen, nicht nur billiger, sondern vor allem auch williger als die Franzosen. Mit Löhnen, bei denen ein Franzose verhungern würde, macht der nüchterne, sparsame Italiener noch Ersparnisse. Brot und Zwiebeln in geringen Mengen sind seine tägliche Nahrung, im Herbst Opuntien und andre Früchte, Makkaroni und Fisch die seltene Festspeise.

Nicht nur die im Vergleich zur Heimat höheren Löhne, auch die größere persönliche Freiheit, der geringere Steuerdruck und vor allem die Möglichkeit, selbständig zu werden, ein Stück Land sein eigen zu nennen, das sind die Lockmittel der italienischen Einwanderung. Sie findet dort auch die gleichen klimatischen Verhältnisse und die Möglichkeit, mit der Heimat in Beziehungen zu bleiben. Ohne einen Soldo in der Tasche, nur über seine gesunden Arme als einzigen Besitz verfügend, landet der Sizilianer in Tunesien. Er unterzieht sich jeder Arbeit; er *will* vorwärts kommen, und nach wenigen Wochen hat er schon einen sicheren Verdienst. Überall ist er gesucht und unentbehrlich, überall setzt er sich, bescheiden, geduldig, bedürfnislos, wie er ist, fest. Sein nächstes Ziel ist, ein Stück Land zu erwerben, was in Sizilien so gut wie unmöglich ist, während es in Tunesien das französische Großkapital für vorteilhaft hält, nicht nur italienische Landarbeiter heranzuziehen, sondern ihnen auch kleine Stücke der übergroßen Besitzungen abzutreten, wenn auch jetzt alles geschieht, um italienische Ansiedelung zu erschweren. Einzelne französische Unternehmer — die landwirtschaftliche Ausbeutung Tunesiens seitens der Franzosen geschieht ja fast durchaus in großkapitalistischer Spekulation — haben bis zu vierzig italienische Familien angesiedelt. Das italienische Kapital hat nur vereinzelt schwache Versuche zu solchen Spekulationen gemacht, die leider keinen Erfolg gehabt haben. Die italienische Einwanderung wird also keineswegs durch italienisches Geld hervorgerufen oder gefördert. Noch viel weniger steht der italienische Staat, wie von französischer Seite behauptet worden ist, fördernd und leitend dahinter!

Hat sich der Sizilianer im Laufe einiger Jahre durch harte Arbeit und unter Entbehrungen ein Stück Land erworben, so errichtet er zuerst, oft in der Weise der Eingeborenen, eine Hütte aus Reisig oder aus Kistenbrettern, aus Blech von Petroleumkisten u. dgl., oder er sucht Unterschlupf in einer Felshöhle. Dann säubert er sein Land mit unermüdlichem Fleiße, in Sonnenbrand und Regen, von dem vorhandenen Gestrüpp, pflanzt Gemüse, die er sorgsam aus einem Brunnen bewässert, und Reben, die hier oft schon nach achtzehn Monaten Ertrag geben. Um bis zur ersten Ernte leben zu können, aber auch noch jahrelang nachher, bis er seinen eigenen Besitz soweit vergrößert hat, daß er seine und seiner Kinder Arbeitskräfte ganz in Anspruch

nimmt, arbeitet er auf dem Gute des französischen Großgrundbesitzers, an Wegen, an Eisenbahnen u. dgl. Kein Mißerfolg entmutigt ihn. Mit der Zeit ersetzt er die Hütte durch ein sauberes Häuschen, und in spätestens zehn Jahren ist er so weit, daß er sich nach seinen Verhältnissen für wohlhabend ansehen kann, was er in Sizilien nie erreicht hätte. Er fühlt sich glücklich! Dies Beispiel wirkt, diejenigen, die zugrunde gegangen sind, vergißt man. An Stelle eines selbständig Gewordenen tritt ein neu Herübergekommener.

Die ersten italienischen Grundbesitzer in Tunesien waren Mitglieder der alten, geistig und an Besitz hochstehenden Kolonie livornesischer Juden. Schon 1890 wurde dieser Besitz auf 8 Mill. Franks bewertet. Aber sie bearbeiteten ihn nicht selbst. Um diese Zeit bereits hatten einzelne Sizilianer soviel erspart, um Grundbesitz anzukaufen, und 1898 zählte man 366 wirkliche italienische Grundbesitzer mit etwa 18000 ha; 1902 waren es bereits 740 mit 36000 ha, und für Ende 1903 glaubt Loth 1500 italienische Grundbesitzer mit etwa 7000 Köpfen annehmen zu können, zu denen noch 3—4000 Landarbeiter hinzu kommen, so daß die ganze ländliche italienische Bevölkerung etwa zu 11000 Köpfe geschätzt werden konnte, wesentlich höher natürlich Ende 1906.

Die große Masse der Italiener besteht also nach wie vor aus Arbeitern, die sich in Massen von einer Arbeitsstätte zur andern bewegen, und wenn Arbeit mangelt, auch wieder aus dem Lande verschwinden werden. Nicht wenige kommen auch nur nach Tunesien, um dort das Reisegeld für die Fahrt nach den Vereinigten Staaten zu verdienen. 1905 waren auch die Verhältnisse für Land- und Handarbeiter so schlechte, daß amtlich vor der Auswanderung nach Tunesien gewarnt wurde. Diese beweglichen Mengen sind nicht gefährlich.

Einen dritten und zwar den wichtigsten Bestandteil der italienischen Kolonie in Tunesien machen die gebildeteren und wohlhabenderen Elemente aus: Kaufleute, Bankiers, Rechtsanwälte, Ärzte, Beamte u. dgl., die eigentliche Grundsäule der Kolonie, die sich zunächst an die amtliche Vertretung Italiens angliedert. Unter ihnen zeichnen sich die livornesischen Juden ganz besonders durch patriotische Gesinnung und Opferwilligkeit aus. Diese Kreise pflegen das italienische Volkstum mit Eifer und Erfolg; Überläufer zu den Franzosen kommen da kaum vor. Sie geben den Anstoß zur Feier der patriotischen Feste, stehen an der Spitze des außerordentlich entwickelten Vereinswesens, in dem die allerverschiedensten Kreise der Kolonie zusammengefaßt werden, und die in engsten Beziehungen zu den ähnlichen Vereinen des Mutterlandes stehen: Vereine nicht nur zu geselligen und patriotischen Zwecken, sondern auch zu gegenseitiger Hilfeleistung, für Hospitäler, in denen arme Italiener unentgeltlich aufgenommen und von italienischen Ärzten behandelt werden usw. Sie erhalten auch eine vorzüglich geleitete Zeitung, die „Unione“. So bilden die Italiener fest zusammengeschlossen fast einen Staat im Staate. Diese Kreise lassen sich auch vor allem die Pflege der italienischen Schulen angelegen sein. Italienische Schulen bestehen in Tunis schon seit 1831. 1891 schritt man sogar zur Einrichtung eines Gymnasiums und einer Handels-

schule, wozu als Ausdruck der rühmenswerten Opferwilligkeit der gebildeten und wohlhabenden Kreise der italienischen Kolonie drei Mitglieder allein 50000 Franks beisteuerten. Es bestehen jetzt, unter Überwachung des Ministeriums des Äußeren in Rom, außer in Tunis in allen großen Städten in Tunesien 6 Knaben-Elementarschulen, 6 Mädchenschulen, 4 Kindergärten und 3 Abendschulen, deren Besucherzahl 1901 auf 5500 gestiegen war. Diese Schulen sind um so wichtiger, als mindestens 45 % der einwandernden Sizilianer Analphabeten sind, aber bald die Nachteile der mangelnden Schulbildung fühlen. Vermögen die italienischen Schulen deren Bedürfnis nicht zu genügen, so vertrauen sie ihre Kinder den französischen an. Und so gibt es schon viele französische Schulen in Tunesien, die nur von italienischen Kindern besucht werden. Und der französische Lehrer vermag einen um so größeren Einfluß auszuüben, wenn er klug und tüchtig ist, als er auch die Post und den Telegraphen zu verwalten pflegt. Ebenso die Lehrerinnen, welche die halb wild aufgewachsenen kleinen Mädchen der Sizilianer überhaupt erst der Kultur, der Ordnung, der Reinlichkeit zu gewinnen haben und dadurch auch auf die Familien einen großen Einfluß auszuüben vermögen. Auch der Besuch des französischen Gymnasiums in Tunis durch Italiener steigt unter dem oben angedeuteten Drucke beständig, und die Zahl der italienischen Schüler ist schon größer als die im italienischen.

Bedenklich ist auch für die Erhaltung der Jugend beim italienischen Volkstum, daß die in Tunesien geborenen Italiener sich fast regelmäßig dem Heeresdienste in der Heimat entziehen und damit natürlich überhaupt alle Brücken zu derselben abbrechen, freilich ohne damit unmittelbar für Frankreich gewonnen zu sein. Denn zum französischen Heeresdienste, wie in Algerien, wo alle dort geborenen Söhne fremder Staatsangehöriger, die nicht ausdrücklich diese auch für sich in Anspruch nehmen, als Franzosen gelten, kann man sie in Tunesien nicht heranziehen. Diese Leute fühlen sich dann aber auch nicht mehr als Italiener, sondern ähnlich wie die in Algerien geborenen als Tunesier. Überhaupt ist man dort außerordentlich vorsichtig mit Naturalisationen ohne wirkliche vorangegangene innere Anähnlichung, denn man würde rasch das Übergewicht zugunsten der Italiener verschieben und diesen alle Einrichtungen der Selbstverwaltung in die offene Hand geben. So sind von 1888—1900 überhaupt nur 500 Italiener als französische Bürger aufgenommen und mehr Gesuche zurückgewiesen als bewilligt worden. Lockmittel, sich als Franzose naturalisieren zu lassen, gibt es ja genug: feste Anstellungen mit regelmäßigem Aufrücken und Pensionen bei Eisenbahnen, Häfen u. dgl. Schon die Zugehörigkeit zu dem herrschenden Volke und die mancherlei Vergünstigungen, die dessen Angehörigen zuteil werden, muß in hohem Grade anziehend wirken. Jedenfalls empfiehlt es sich für die Franzosen, den Italienern in jeder Weise entgegenzukommen, um sie zu gewinnen; denn die Erfahrungen, die anderweitig, vor allem in Frankreich selbst und besonders in Marseille, mit den Italienern gemacht werden, sprechen dafür, daß diese auch in Tunesien mit der Zeit, trotz ihrer großen Zahl und vorzüglichen Organisation, im Franzosentum aufgehen werden. Das französische Interesse

verbietet, richtig verstanden, durchaus, die Italiener vor den Kopf zu stoßen und sich ihren Haß zuzuziehen. Namentlich die unteren Schichten dürften bei ihrem niedrigen Bildungsstande dem französischen Einfluß am meisten unterliegen und am leichtesten zu gewinnen sein, da auch bei ihnen das Nationalbewußtsein am wenigsten entwickelt ist und sie die Vorzüge Tunesiens, wo die Möglichkeit gegeben ist, wirtschaftlich vorwärts zu kommen, wo sie nicht mehr der Allgewalt der Großgrundbesitzer und ihrer Vertreter unterliegen, wo die Abgaben nicht vorzugsweise von den Ärmsten erpreßt werden, Personen und Eigentum geschützt sind, gegenüber der gedrückten Lage, die sie in Sizilien hatten, bald voll zu würdigen wissen. Die Sünden, vorzugsweise Unterlassungssünden, die alle italienischen Regierungen, freilich infolge des Land und Leute verderbenden parlamentarischen Systems, sich gegen Sizilien haben zuschulden kommen lassen, werden sich auch so rächen. Jedenfalls ist trotz des unablässig, aber in friedlicher Weise vor sich gehenden Kampfes beider Völker das Verhältnis, wohl in erster Linie dank der Klugheit der französischen Behörden, ein durchaus freundliches. Vorschläge, die Einwanderung durch Nachweis der Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, durch Belege für ein gesichertes Fortkommen durch Barmittel oder Arbeitsnachweis zu unterbinden, haben kein Gehör gefunden. Festsetzung von Mindestlöhnen u. dgl. würde viele Unternehmungen der Franzosen überhaupt unmöglich machen, namentlich auch landwirtschaftliche. Das beste Mittel, der italienischen Gefahr vorzubeugen, wäre natürlich massenhaftes Heranziehen von Franzosen, Ansiedlung ausgedienter Soldaten, Unteroffiziere u. dgl. mit Hilfe billiger, schließlich zu Eigenbesitz führender Pachtungen. Aber da treten immer wieder die in Algerien gemachten Erfahrungen in den Vordergrund und macht sich wie im ganzen Wirtschaftsleben Frankreichs der Mangel an Kindern geltend. Damit fehlen die Arme, die jüngeren Söhne, die sich in den Kolonien erst durch Wagemut und Tatkraft ein gesichertes Dasein oder Wohlstand erwerben müssen. Der eine Sohn der französischen Familie wird eben in das fertige, warme Nest gesetzt, wenn sich der Vater möglichst früh als Rentner zur Ruhe gibt. Vielleicht ist die germanische Art, jährlich Milliarden zum Großziehen von Kindern zu verwenden, doch schließlich, nicht bloß, weil es gesund und natürlich ist, besser, sondern auch weltpolitisch und weltwirtschaftlich lohnender als die französische, diese Milliarden dem nationalen Barvermögen hinzuzufügen, das dann in Panama- und Russenwerten verloren geht. Nach meiner Ansicht wird sich schließlich zeigen, daß Frankreich trotz des Protektorates auch in Tunesien nicht eine italienische, sondern eine französische Kolonie groß zieht, falls nicht große politische Umwälzungen den eingeleiteten Vorgang unterbrechen und schließlich Italiens Hoffnungen doch noch erfüllen. Jedenfalls ist der italienische Einfluß in Tunesien seit dem französischen Protektorat beständig und bedeutend zurückgegangen.

Naturerkennen.

Von
J. Reinke.

Man hört oft vom Gegensatz zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften sprechen. Ist dieser Gegensatz begründet? Gehört der Geist etwa nicht zur Natur, sondern schwebt über ihr, wie die Möwe über einer grünen Insel?

Die Antwort lautet, wie es dem Menschen beliebt; denn der Mensch ist frei in seinem Denken und Dichten. Wenigstens glauben viele, es zu sein. Doch jene Freiheit ist keine unbeschränkte, und die Entschließungen des Denkens zeigen sich abhängig von mancherlei Umständen. So wird das Ergebnis einer Gedankenreihe bestimmt durch ihren Ausgangspunkt und ihre Voraussetzungen. Lassen wir z. B. das erfahrungsmäßig Sichergestellte als alleinige Voraussetzung gelten, so müssen wir einräumen, daß ein Getrenntsein des Geistes von einem menschlichen Körper uns unbekannt ist, und daß wir mit Sicherheit wissen, der Geist habe sich in langsamem Fortschritt zusammen mit dem Körper entwickelt. Weil aber der Körper des Menschen unzweifelhaft zur Natur gehört, so ist auch der Geist unmittelbar aus der Natur entsprungen, entwickelt, und die Wissenschaft vom Geiste kann in diesem Zusammenhange nur ein Stück der Naturwissenschaft sein.

Zu einer ganz andern Auffassung werden wir aber gelangen, sobald wir die weitere Frage stellen: Was wissen wir überhaupt von der Natur? Wie kommen wir dazu, eine Natur zu denken und von ihr zu sprechen? Denn es wird schwerlich geleugnet werden können, daß unmittelbar gegeben dem Menschen nur das *Wissen* ist, und daß das *Sein* erst aus dem Wissen gefolgert wird. In diesem Sinne kann überhaupt nur von Geisteswissenschaften die Rede sein, und die Naturwissenschaft ist ihnen zuzurechnen. Wir dürften also guttun, jenen Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft nicht allzusehr zu betonen.

Wir wollen indes die Berechtigung unsres zweiten Ergebnisses, daß unser Wissen das Primäre, das unmittelbar Gegebene sei, und daß erst eine Schlußfolgerung daraus das Sein ableitet, etwas eingehender prüfen.

Was ist Wissen? so müssen wir daher fragen.

Unser Wissen ist die Summe und das Ergebnis zahlreicher *Empfindungen*, die sich seit kürzerer oder längerer Zeit, seit Bruchteilen einer Sekunde oder seit Jahrzehnten unserm Gedächtnis und damit unsrer Vorstellungswelt eingefügt haben. Sie können anscheinend unmittelbar und fast zeitlos zur Geltung gelangen; sie können, aus langem Schlummer erwachend,

als Erinnerungsbilder gleichfalls mit ziemlich großer Deutlichkeit auftreten. Von allen diesen Empfindungen *wissen* wir nur dann etwas, wenn sie wie Figuren, wie Marionetten über jene helle Bühne hinwegschreiten, die wir *Bewußtsein* nennen. Unser Bewußtsein ist der Tummelplatz jener Empfindungen, mögen sie ganz frisch entstanden oder nach langer Verborgenheit aus den geheimen Kammern des Gedächtnisses gleichsam vor die Kulisse getreten sein. Erst im hellen Lichte des Bewußtseins gelangen die Empfindungen zur Geltung; erst dann *wissen* wir von ihnen; dann aber sind sie es, die unser Wissen ausmachen. Wenn in einer Ohnmacht oder im Schlafe die Bühne des Bewußtseins sich verdunkelt, so wissen wir von nichts; nur in den Traumbildern huschen leise Schatten auch dann hin und her; doch dürfen sie dem Wissen kaum zugezählt werden.

Die Empfindungen treten in unser Bewußtsein als verschiedene Qualitäten. Das Grün der Blätter, das lachende Rot einer Erdbeere, die Bläue des Himmelsgewölbes — das liebliche Flöten der Nachtigall, das harmonische Geläute eines fernen Glockenturms, die Erinnerung an den Knall einer vor Jahren gehörten Explosion — der süße, der bittere, der sauere Geschmack verschiedener Früchte, der Geruch von Vanille, von Schwefelwasserstoff — die Härte des Steins, die Weichheit eines seidenen Gewebes — alle diese jeweilig in unser Bewußtsein tretenden Empfindungen werden fortwährend gekreuzt von einer nie aufhörenden obersten Empfindung, der Empfindung des eigenen Ich. Wir sprechen dann von Selbstbewußtsein.

Wie verschiedene Empfindungen vereint auftreten können, z. B. in einer Frucht süß-säuerlicher Geschmack verbunden mit gelber Farbe, so können sie mit der Ich-Empfindung sich darin kombinieren, daß sie ein Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen, der Lust oder Unlust erzeugen. Der Flötenton wird im allgemeinen mit einem Lustgefühl, der heftige Knall mit einem Unlustgefühl verbunden sein; doch kann auch die Flöte beim Übermaß und bei etwaiger Wiederholung uns unerträglich dünken.

Abgesehen von solcher Kombination mit der Ich-Empfindung, kann man elementare Empfindungen von komplexen Empfindungen unterscheiden. Für eine einfache Empfindung halte ich einen einzelnen musikalischen Ton, der sich durch eine bestimmte Schwingungszahl definieren läßt. Eine komplexe Empfindung dagegen ist das Grün, da es Lichttöne von sehr verschiedener Schwingungszahl umfaßt. Wir brauchen nur das Grün eines recht weit auseinandergezogenen Spektrums zu betrachten; es setzt sich zusammen aus schier unzählbaren Arten von Grün, die miteinander eine ganze Tonleiter des Grün bilden. Die wirkliche Elementarempfindung hierbei festzustellen, ist praktisch kaum möglich; es würde das eine Aufgabe der experimentellen Psychologie bilden. Aber nehmen wir einmal an, wir hätten es mit zwei Arten des Grün, einer dunklen und einer hellen, zu tun, die etwa den Schwingungszahlen zweier Fraunhoferscher Linien des Sonnenspektrums entsprechen, so steht zur Frage, wie aus diesen beiden oder aus mehr Arten der Grünempfindung eine *allgemeine* Grünempfindung zustande kommt.

Die Analyse des Vorganges führt uns auf zwei Weisen, durch die dies geschieht.

Die Beschaffenheit unsres Geistes befähigt uns, mit den elementaren Empfindungen eine Art von Rechenexempel zu veranstalten. Indem wir das helle und das dunkle Grün zusammen auf uns einwirken lassen, ergibt sich eine Art von Resultante, das Grün einer mittleren Wirkung. Aber unser Geist versteht auch zu subtrahieren; indem er von den beiden Empfindungen des Grün die Eigenschaften hell und dunkel abzieht, entsteht eine allgemeine Grünempfindung. Das ist der bekannte Weg der Abstraktion, durch die wir von elementaren, einfacheren zu allgemeineren Begriffen der Empfindung gelangen.

Kombinierbar sind nicht nur homogene Empfindungen, wie Farben, sondern auch heterogene, wie z. B. Grün und Sauer; hier bewährt sich mehr die additive Methode, indem die subtraktive Methode zu rasch vorwärts schreitet und in letzter Instanz einen jeder Farbe und jeden Geschmacks entkleideten allgemeinen Empfindungsbegriff übrig läßt.

Unsre Empfindungen handeln aber auch gegeneinander wie die Marionetten des Theaters. Zunächst tritt das Ich handelnd auf, indem es die übrigen Empfindungen studiert; dann auch leidend, indem es durch sie erschreckt oder erfreut werden kann. Das Ich kann die andern Empfindungen verändern bis zur Vernichtung; und umgekehrt wird das Ich durch jene in seinem Bestande, in seinem Wissen beeinflußt. Rechnet man überhaupt das Ich zu den Empfindungen, so muß man auch die übrigen in der Arena des Bewußtseins auftretenden Empfindungen in gewissem Sinne personifizieren. Dann sehen wir auch die Nicht-Ich-Empfindungen gegeneinander reagieren; so zeigen sie nicht nur Beziehungen einer besonderen Abhängigkeit zum Ich, die wir mit dem Worte „Kausalität" bezeichnen, sondern auch die Beziehungen der Nicht-Ich-Empfindungen zueinander können kausaler Natur sein.

So unzweifelhaft voneinander verschieden die Empfindungen sind — sprechen wir von Empfindung schlechthin, so ist dies der relativ allgemeinste, durch Abstraktion gewonnene Begriff — so besteht doch ein ganz besonderer Gegensatz zwischen der Ich-Empfindung und allen übrigen Empfindungen. Wir können diesen Gegensatz auf verschiedene Weise zum Ausdruck bringen, am einfachsten wohl dadurch, daß wir das Ich Subjekt, die Nicht-Ich Objekte nennen; was nicht ausschließt, daß das Ich in jeder Selbstbeobachtung sein eigenes Objekt wird. Allein Subjekte im Sinne des Ich werden wir die übrigen Empfindungen nicht nennen; darum hat auch das Ich allein ein Recht, als Person zu gelten. Durch seine Persönlichkeit wird es zum Herrscher aller übrigen Empfindungen. Es ist ihnen nicht gleichwertig, es steht über ihnen.

Was aber ist das Bewußtsein? Darauf eine Antwort zu geben, ist schwierig, wenn nicht unmöglich. Es ist etwas allein für sich Dastehendes; es fehlt an jeder Vergleichsbasis, an jedem Maßstabe, um es zu beschreiben, zu definieren. Auch wenn man sagen wollte, es sei der Inbegriff unsres Wissens, wäre damit wenig gewonnen. Ich bediente mich eines Gleichnisses, als ich es Bühne nannte, und war völlig im klaren darüber, wie sehr dies Gleichnis hinkt. Doch ich fand kein besseres als das einer offenen, hellen Bühne. In der Ohnmacht, im traumlosen Schlafe schwindet das Bewußtsein; dann wissen wir von nichts. Im Tode dürfte es nicht anders sein

eilt ihm doch oft schon die Bewußtlosigkeit voraus. Mit dem Erwachen aus der Ohnmacht ist das Bewußtsein wieder da; es war nicht vernichtet, sondern nur verdunkelt gewesen; nur der Vorhang war herabgelassen, jetzt erhebt er sich von neuem. Und woher stammt diese Merkwürdigkeit, dies Bewußtsein? Langsam hat es sich mit den Zellen des Nervensystems aus dem Ei und dem zuerst pflanzenähnlichen Keime entwickelt; wann die ersten Lichtblitze über die Bühne fuhren, ist unbekannt. Um so sicherer wissen wir, daß das Bewußtsein in der Zeugung und in der Geburt aus andern mit Bewußtsein ausgerüsteten Wesen seinen Ursprung nahm.

Kehren wir zum Inhalt des Bewußtseins, zu den Empfindungen, zurück. Unter ihnen nehmen die Raum- und Zeitempfindungen eine wichtige Stelle ein, da sie sich mit den meisten übrigen Empfindungen kombinieren und zugleich mehr oder weniger auf das Ich zentrieren, dem Ich zugeordnet sind. So ist die Geometrie ein System von Raumempfindungen, während im Unterschiede eines Knalls und eines langgezogenen Tons die Zeitempfindung zu uns spricht. In jeder Bewegungsempfindung sind Zeit- und Raumempfindung schon als elementare Empfindungen enthalten.

Unter den Beziehungen der Empfindungen aufeinander und auf das Ich drängt sich jene Abhängigkeit vor, die wir Kausalität nennen. Jede Empfindung erscheint uns bedingt durch andre, die ihre Ursache heißen. Eine Empfindung oder ein Empfindungskomplex bedingt wieder andre, die wir als Wirkung jener bezeichnen. Schon durch die Kausalität treten die Empfindungen in ein *System von Beziehungen* zueinander; von andern Beziehungen mag abgesehen werden, um den Gedankengang möglichst einfach zu halten. Die Beispiele genügen, um darzutun, daß unser Wissen keine ordnungslose Schar, kein Chaos von Empfindungen ist, sondern ein harmonisches System mit Subordination unter das Ich, und dadurch empfinden wir uns als *Persönlichkeit*.

Aus allem Gesagten folgt, daß für uns *unmittelbar* erkennbar ist nur der Inhalt unsres eigenen Bewußtseins. Ihn *erleben* wir, indem wir die übrigen Empfindungen sammeln im Brennpunkte des Ich. Eine Summe von Erlebnissen bildet unsre *Erfahrung*.

Sind nun Erleben und Geschehen, Wissen und Sein einander gleich? Das scheint mir die Grundfrage der Lehre vom Naturerkennen zu sein. Hier spalten sich die Geister in zwei Parteien. Die eine, die Anhänger des sogenannten Idealismus, antwortet mit Ja: esse est percipi! Die andre, die Realisten, antworten mit Nein; für letztere weist das Erkennen über unsern Bewußtseinsinhalt hinaus, und es gibt ein Geschehen, das wir nicht erleben.

Es führt die Erkenntnislehre in der Tat nicht weiter als zur Wahl zwischen zwei *Hypothesen*. Der Idealismus begnügt sich mit dem Bewußtseinsinhalt als dem Inbegriff alles Seins. Er stellt die Behauptung auf, daß es eine Außenwelt nicht gibt, oder behauptet wenigstens, daß kein Grund zu deren Annahme vorliege. Das ist eine negierende Hypothese, denn der Idealismus muß zugeben, daß es auch anders sein könnte; ein objektiv gültiger Beweis für seine Annahme ist nicht zu erbringen. Der Realismus zieht aus der im Bewußtseinsinhalt gegebenen Erfahrung den Schluß, daß

außer uns noch eine Welt existiere, und daß diese Außenwelt unsre Empfindungen oder wenigstens einen Teil derselben errege. Das ist auch eine Hypothese, und zwar eine positive. Es fragt sich daher nur, welche der beiden Hypothesen uns wahrscheinlicher dünkt.

Ich will ganz davon absehen, daß es dem Idealismus schwer wird, zwischen einem wachen und einem träumenden oder ohnmächtigen Bewußtsein zu unterscheiden, wenn er eine Außenwelt in Abrede stellt und alles Geschehen in unser Inneres verlegt, in unsern Vorstellungsbildern sich erschöpfen läßt. Diese Vorstellungen sind zweifellos kausal erregt; ob die Hervorbringung nur durch andre Vorstellungen, durch andre Empfindungen geschieht, das ist die Frage. Gewiß ist die Natur unsre Vorstellung; aber ob sie lediglich unsre Vorstellung ist, oder ob jener Vorstellung auch noch etwas außer uns entspricht, darum handelt es sich.

Nach dem Idealismus kann eine Empfindung nur aus einer andern Empfindung entstehen; der Realismus nimmt an, daß Empfindungen durch etwas hervorgerufen werden können, das nicht selbst Empfindung ist. Damit fällt das die Empfindungen und Vorstellungen Erregende aus dem Rahmen des Bewußtseins heraus. Ein Äußeres beeinflußt den Bewußtseinsinhalt, und damit haben wir das Dasein einer vom Bewußtsein verschiedenen Außenwelt gewonnen; wenn auch nur nach einer nicht strenge beweisbaren Vermutung.

Kant, den ich den Realisten zurechne, nannte jene Außenwelt die „Dinge an sich". Diese Dinge sollten durch die Vermittlung der Sinnesorgane unser Erkenntnisvermögen „affizieren" und dadurch im Bewußtsein die Welt der Erscheinungen hervorrufen. Erscheinung, Vorstellung, Empfindung sind eng zusammenhängende Begriffe. Aus der Empfindung erwächst im Bewußtsein die Vorstellung, die Kant als Erscheinung eines „Dinges an sich" gelten ließ.

Der Idealismus kann die Mannigfaltigkeit und den Wechsel unsrer Vorstellungen nur durch eine auf das Bewußtsein eingeschränkte Kausalität erklären, die niemals die Grenzen jener Bühne überschreitet. Der Naturforscher aber wird fragen: Welche Hypothese dünkt wahrscheinlicher — daß Vorstellungen von einer Außenwelt abhängen, die fortbesteht, auch wenn unser Bewußtsein im Tode zur Ruhe gegangen ist; oder daß sie nur innerhalb des Bewußtseins ihren Ursprung finden können, daß selbst der Vorstellung von Mitmenschen und von fremden, doch den unsern wesensgleichen Bewußtseinen außerhalb unsres Bewußtseins keine Wirklichkeit entspricht?

Ich meinerseits kann diese letzte Konsequenz des Idealismus (des sogenannten Solipsismus) nicht für wahrscheinlich halten; sie erscheint mir absurd und darum als Irrweg. Wenn in meinem Bewußtsein Vorstellungen von konkreten Gegenständen, wenn die Vorstellung eines Tisches, eines Baumes, eines andern Menschen entsteht, so ist es mir wahrscheinlicher, daß solche Vorstellungen von außenher in meinem Bewußtsein als Empfindungskomplexe erregt wurden. Derartige Erscheinungen halte ich, um einen treffenden Ausdruck E. v. Hartmanns zu gebrauchen, für die Bewußtseinsrepräsentanten von Gegenständen, die eine von der meinigen unabhängige Existenz besitzen, und die als „Außenwelt" auf mich einwirkten.

Wenn somit die Vorstellungen mir als Wirkungen der Dinge auf mein Erkenntnisvermögen erscheinen, so ist damit natürlich noch lange nicht gesagt, daß ich jene Dinge selbst erkennen könne. Erkennen kann ich nur die Spuren, die sie in mein Bewußtsein eindrücken; wie weit diese Zeichen den Dingen selbst gleichen, ist unentscheidbar. Nur *mittelbar* können wir daher aus unsern Vorstellungen einen Schluß ziehen auf das Dasein entsprechender „Dinge an sich", auf ihre Mannigfaltigkeit, ihre Beziehungen zueinander, ihren Wechsel, ihr Werden und Vergehen. Wie jene Dinge wirklich beschaffen sind, bleibt dem Verstande verborgen. *Unmittelbar* wissen wir nur etwas von der Beschaffenheit unsrer Vorstellungen.

In dieser Gestalt ist der erkenntnis-theoretische Realismus zulässig. Wir können ihn als wissenschaftlichen Realismus dem unwissenschaftlichen oder naiven Realismus gegenüberstellen, der vermeint, die Dinge unmittelbar zu sehen, zu erkennen, wie sie wirklich sind. Der naive Realismus ist ein Irrtum; es gibt nur mittelbare Erkenntnis der Außenwelt durch Schlüsse aus unsern Vorstellungen auf jene. Da auch unser eigener Körper und unser eigener Geist nur als Vorstellung in unserm Bewußtsein existieren, so gehören auch diese in gewissem Sinne, d. h. sofern es „Dinge an sich" sind, zur Außenwelt; in dieser Beziehung ist die Außenwelt identisch mit der Natur.

Der Realist vermag also die Natur nur indirekt, nur durch Schlüsse und bei Annahme gewisser Voraussetzungen zu erkennen. Demgegenüber sucht sich der Idealismus gerade dadurch der Naturforschung zu empfehlen, daß er geltend macht, die Forschung könne ganz ruhig beim naiven Realismus stehen bleiben, weil dessen Objekte identisch sind mit der Welt unsrer Vorstellungen; man brauche nur auf eine Außenwelt zu verzichten und die Natur als Inbegriff unsres Bewußtseinsinhaltes gelten zu lassen. Wir überschreiten dann nirgends die Sphäre des uns unmittelbar Gegebenen.

Wem solcher Subjektivismus zusagt, der mag ihm huldigen. Doch auch der wissenschaftliche Realismus kann so verfahren, als ob der naive Realismus zu Recht bestünde, und tausendfältige Erfahrung lehrt, daß die Naturforschung wie das praktische Leben hiermit auskommen. Wir brauchen nur eine hinreichende Übereinstimmung unsrer Vorstellungsbilder, unsrer Bewußtseinsrepräsentanten mit den Dingen anzunehmen, meinetwegen an sie zu glauben, um praktisch dem naiven Realismus entsprechend zu verfahren. Und da das Wunder der Sprache in Wort und Schrift uns belehrt, daß in den verschiedenen Bewußtseinen verschiedener Menschen die gleichen Vorstellungen wiederkehren, so erhält jener Glaube einen nicht geringen Grad von Berechtigung, von Wahrscheinlichkeit. Über eine prinzipielle Wahrscheinlichkeit reicht dann unser Naturerkennen allerdings niemals hinaus; aber solche Wahrscheinlichkeit scheint mir größer zu sein als die andre, daß nur unserm Bewußtseinsinhalt wirkliche Existenz zukomme.

Weil Idealismus und wissenschaftlicher Realismus *praktisch* auf eins und dasselbe hinauslaufen, darauf nämlich, daß der Naturforscher richtig verfährt, wenn er dem naiven Realismus gemäß beobachtet, denkt und handelt, so ergibt sich daraus die Gleichgültigkeit der erkenntnis-theoretischen Spekulationen für die Naturforschung.

Wenn sich der Naturforscher aber dem wissenschaftlichen Realismus anschließt, so hat es für ihn den Wert, zu wissen, daß alles Naturerkennen auf Schlüssen von höherer oder geringerer Wahrscheinlichkeit beruht. Dies erhöht den Wert der Wahrscheinlichkeiten für ihn um ein bedeutendes. Er weiß nun, daß wir durchweg nicht hinauskommen über ein: „Es scheint, als ob —". Aus Wahrscheinlichkeitselementen setzt sich dann das Gebäude der Wissenschaft zusammen, und Wahrheit wird damit zum höchsten und letzten Grade von Wahrscheinlichkeit. Die Erkenntnis der Wahrheit ist aber das Ziel der Naturforschung; das Ideal, dem sie zustrebt. Sie bleibt freilich, strenge genommen, ein unerreichbarer Grenzwert.

Wenn der Chemiker in den kleinsten Teilen der Verbindungen eine bestimmte Stellung stofflicher Atome annimmt, so ist ihm dies wahrscheinlich. Wenn der Geologe Bilder früherer Erdperioden entwirft, wenn er die Entstehung von Gebirgen, von Meeren und Flüssen schildert, so beansprucht er bei Innehaltung streng wissenschaftlicher Grenzen für seine Lehren einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Ein gleiches gilt von der Biologie. Die Abstammungslehre dünkt uns so wahrscheinlich, daß ich es wagte, sie für ein biologisches Axiom, d. h. für ein unerläßliches Postulat der Wissenschaft, zu erklären. Tun wir das nicht, so bleibt uns nichts übrig, als alle deszendenz-theoretischen Spekulationen auf das wissenschaftliche Niveau historischer Romane herabzudrücken. Denn kein Zeuge war dabei, als ein organischer Typus aus einem andern sich entwickelte.

In der Naturwissenschaft werden die Wahrscheinlichkeiten vielfach so groß, so einleuchtend, daß wir sie im Glauben für Gewißheiten halten. Solcher Glaube ist wissenschaftlich berechtigt, weil es dem Menschen nicht beschieden ist, über ihn hinauszukommen. Darum ist es auch Sache des Glaubens und eines gewissen Taktgefühls, wie groß man sich die Übereinstimmung zwischen der wirklichen Welt und ihren Bewußtseinsrepräsentanten, den Vorstellungen, denken will; falls man nicht vorzieht, auf jede Spekulation in dieser Frage zu verzichten.

Wir empfinden die Natur in uns, das ist unzweifelhaft. Empfinden ist Offenbarung. Hätten wir kein Bewußtsein, wir könnten nichts empfinden, wir würden von der Natur nichts wissen. Daß aber, solange es kein menschliches Bewußtsein gab, auch die übrige Natur nicht existiert hätte, wird schwerlich ein Naturforscher zu glauben vermögen. Allerdings blieb die Natur so lange stumm, bis bewußtseinsbegabte Wesen auftraten, sie zu empfinden. Dann erst ward ihre Offenbarung möglich in einer Weise, die der gleicht, in der wir erkennen, oder in einer ähnlichen.

Nicht wir sind es, die von unserm Verstande aus die Wahrheit in die Welt hineintragen, sondern unser Verstand ist ein Werkzeug, nach den Wahrheitsschätzen der Natur zu suchen und zu schürfen. Nicht in uns liegt der Ursprung dessen, wonach wir suchen, sondern außer uns. Und so schließe ich mit einem Ausspruche des alten „Wandsbeker Boten":

„Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, wir müssen uns nach ihr richten."

Marie von Olfers.

Es ist etwas Eigentümliches um das Alter. Alt werden möchte jeder, altern niemand. Das ist ein Gemeinplatz! Aber alt werden ohne zu altern, das ist eine so feine Kunst, daß es nur die Lieblinge der Götter fertig bringen. Seltene, begnadete Geschöpfe, denen die ewige Jugend der Seele beschieden ist, auch wenn der Körper schon hin und wieder den Dienst versagt!

Zu diesen seltenen Geschöpfen gehört unsre Freundin Marie v. Olfers. Am 27. Oktober hat sie ihr achtzigstes Jahr vollendet.

Aber unter den weißen Locken wohnen helle, lebhafte, frische Gedanken; aus den leicht umschleierten Augen, die fern blicken, als suchten sie hinter der Gegenwart etwas, was der Zeit nicht gehört, leuchtet eine fein besaitete, empfängliche, schaffensfreudige Seele, und in der etwas vornüber gebeugten Brust schlägt ein Herz menschenfreundlich und menschenfreudig, hilfsbereit und warm. So ist Marie v. Olfers der jüngsten eine; aber hinter ihr liegt ausgebreitet wie ein herrliches Bilderbuch die lange Folge von Jahren, die sie durchpilgert, und in denen sie Sonnenschein und Frühling festgehalten und die schweren Schatten ihrem Gedächtnis hat entgleiten lassen. Nicht wie herzlose Menschen, die die Trauer fliehen, nein, wie jene zartorganisierten Naturen, für die die Last der Trauer so groß ist, daß sie nur ertragen werden kann im Glanz der Verklärung — so gestaltet sich ihr Lebensbild, und verklärt sieht Marie v. Olfers alles. Dieser verklärende Blick, diese himmlische Gottesgabe barmherziger Augen ist vielleicht der Hauptgrund ihrer grenzenlosen Popularität.

Solche überirdisch veranlagte Menschen, so selten sie auch vorkommen mögen, sind meist recht langweilig, wird man mir einwerfen. Aber das trifft bei Marie v. Olfers nicht zu. Ihr sitzt der Schalk im Nacken, und der unverwüstliche Humor sowie die Freude an der Fröhlichkeit und am eigenen wie am fremden Witz geben dieser idealen Persönlichkeit ihre herzgewinnende Frische und Lebendigkeit.

Schwarz kann sie nicht leiden — mit der seltenen Ausnahme von Druckerschwärze — und so sieht man sie meist in feine graue oder violette Töne gekleidet einherwandeln: der Sonne zugekehrt und dem Licht, an allem und jedem immer das Gute und Schöne sehend, mit barmherzigen Augen blind für Schäden und Fehler der Mitwelt.

In unsrer hastenden, stürmischen, grellen, hart-realistischen Zeit ist sie ein Unikum. Eingesponnen in einen schillernden Traum, geht sie ihren Weg mit der Sicherheit der Schlafwandlerin und erfüllt ihre Mission, mit leisen Händen zu glätten, mit vollem Herzen zu erfreuen, mit leuchtender Seele Trübsal zu verscheuchen.

Ihr Leben ist kein äußerlich begünstigtes gewesen. Als Tochter eines preußischen Diplomaten geboren, verlebte sie die ersten bewußten Kinderjahre in Bern, wo ihr Vater Gesandter war; die Freude an der Natur, das innige Zusammenleben mit Wiese und Wald prägten ihrem Wesen unvergängliche Spuren ein. Die zarte Mutter konnte das Klima der Schweiz nicht vertragen, und so kehrte die Familie 1833 nach Berlin zurück, wo Herr v. Olfers Generaldirektor sämtlicher Museen wurde. Als solcher stand er in unmittelbaren Beziehungen zu allen Künstlern. Seine hochbegabte Frau, eine geborene Stägemann, mit ihrem feinen Gefühl für jeden geistigen Genuß zog alle hervorragenden Geister, die in Berlin lebten oder auch nur als flüchtige Durchzügler Berlin berührten, in ihren Kreis.

Die nahen Beziehungen der Familie zu Bettina von Arnim und ihren genialen Töchtern trugen nicht wenig dazu bei, das Leben zu bereichern und zu verschönen. Der Verkehr im Olfersschen Haus war eine Art Auszug aus einem Lexikon berühmter Zeitgenossen und dem Almanach von Gotha: hier sah man Humboldt und Fouqué, Geibel und Kaulbach; Felix Mendelssohn musizierte, die Sonntag arrangierte spanische Quadrillen, und die erste Aufführung des Radziwilschen Faust fand dort statt. Der nachmalige große Kaiser Wilhelm war ein häufiger Gast, und die Hofgesellschaft ging ein und aus. So war dieses einzig geartete Milieu ein echter Sammelplatz intersozialen Verkehrs.

Dieser Verkehr hatte im Grunde noch sehr einfache, anspruchslose Formen. Die unzähligen von dem Olfers-Bettina-Kreis veranstalteten Aufführungen, bei denen weder unter den Darstellern noch unter den Zuschauern die größten Namen der Zeit fehlten, waren von harmlosester Art. Aber die Phantasie baut goldene Brücken, schlagfertiger Witz schoß unschädliche Pfeile, der Geist warf mit vollen Händen seine Perlen umher, und rosigste Laune verschönte jedes Unternehmen.

Wo dürfte man ähnliches in dem Berlin von heute suchen? Damals war Berlin Spree-Athen — heute ist es beinahe Deutsch-Neuyork. Damals war es arm an irdischen Gütern und reich an Zeit und Genußfähigkeit. Heute ist es reich an allem äußeren Besitz, luxusbedürftig und so arm an Zeit, daß es gerade nur mit knapper Not dazu kommt, von dem geistigen Überfluß, der ihm geboten wird, in fliegender Hast Notiz zu nehmen.

Für die damalige Zeit war das Olfersche Vermögen ein sehr bedeutendes. Aber Herr v. Olfers kaufte ein großes Herrengut in Ostpreußen, Medgeten, das Marie schwärmerisch liebte, und auf dem sie noch nach dem Tode des Vaters die Sommer mit ihrer vergötterten Mutter in der Familie ihres Bruders verbrachte. Dieser Besitz, den die Familie mit großen Opfern hielt, bis er nicht mehr gehalten werden konnte, hat wohl den größten Teil des Olfersschen Vermögens verschlungen.

Die Trennung von Medgeten war für Marie ein großer Schmerz. In so vielen ihrer Novellen fühlt man die Liebe zu der ostpreußischen Scholle. Ihre rührenden Naturschilderungen mit dem treffenden Wort für die Besonderheiten der nordischen Welt, ihr Verständnis für die etwas klobigen Landbewohner, ihr Empfinden für das eigentümliche Licht, das schräg über die Düne und die rollenden Wellen der Ostsee fällt, alles legt Zeugenschaft ab von dem engen Verhältnis, das sie mit Land und Leuten ihrer ländlichen Heimat verband. Und die Trennung davon war ihr ein Stich ins Herz.

Sie lebte sich nun ganz in Berlin ein — ohne eine Spur von Bitterkeit — und wieder kam ihr die Fähigkeit zugute, alles zurecht zu leben.

Anfang der neunziger Jahre starb ihre Mutter; dieser Verlust beugte sie tief, aber lange, ehe sie diesen idealen Kameraden, um den die Sorge ihr Leben auszufüllen schien, hingeben mußte, hatte sie in der Novelle „Eigentum" (Rundschau, März 1875) ihr Credo über die Trauer niedergelegt. Sie läßt eine Tochter nach dem Tode des Vaters an dessen Grab mit einem Freund sprechen:

„... Sie erwiderte mit den Erinnerungen aus den seligen Tagen ihrer Kindheit, bis zuletzt aus tausend kleinen Zügen des Verlorenen liebenswürdige Gestalt zwischen ihnen emporstieg — wirklich lebendig, als wäre er in irdischer Gegenwart zu ihnen getreten.

„Das Mädchen hörte auf zu weinen, ja dann und wann strich bei der Erinnerung wonniger Zeiten ein scheues Lächeln über ihre Züge, die Gedanken an ihn weckten den sonnigen Schein, den er immer, wo er auch war, über das Leben gebreitet hatte.

‚Crescentia,' sagte Adam, ‚fühlst du, daß er uns jetzt näher ist als im Schmerz?'

‚Ja, ich fühl's,' antwortete sie.

‚Wo Macht und Reichtum sonst ein Ende hat,' fuhr Adam fort, ‚hat sein Geist noch Fülle und Macht, zu beglücken ... wer mit ihm gelebt, kann ihn nicht verlieren.'

‚Ich verstehe,‘ sagte sie, ‚aber es ist doch nur ein Schatten von dem, was mein war.‘

‚Selbst solch ein Schatten,‘ rief er, ‚ist oft wirklicher, näher, beglückender als manches Dasein, welches in vollem Leben neben uns hergeht, hohl und stumm wie ein Schemen. Das Grab ist es nicht, wo ich ihn suche — mit uns in jedem Herzschlag, in jedem Gedanken, da will ich ihn finden. Ihm nach wollen wir, Crescentia, auf demselben Weg zusammentreffen — scheinbar arm — wirklich reich — los vom Besitz — los vom Irdischen und doch festgewurzelt auch schon auf Erden, in dem, was wirklichen Wert hat — mit heißem Begehr das Gold suchend, das in der Seele geprägt wird, sei es durch Lust oder durch Schmerz, aber echt in Beidem.‘“

Und dieses Credo hat sie in ihrem schönen Leben betätigt bis zur äußersten Konsequenz. Es hat sie getröstet in den schweren Verlusten, die ihr einen ihrer Lieben nach dem andern geraubt, da der äußere Glanz ihrer Existenz mehr und mehr schwand. An die innersten heiligsten Güter ihrer Seele konnte nichts tasten. Die Gabe, immer und allem die beste, schönste Seite abzugewinnen, war ihr angeboren.

Ihre künstlerische Entwicklung ging stetig weiter. Die zahlreiche Familie ihres Bruders war für ihre „unverbrauchte Mütterlichkeit“ ein unerschöpfliches Feld der Betätigung und eine durch nichts zu ersetzende Schule. Hier fand sie ihre Modelle und gleichzeitig ihre Kritiker. Sie selbst nennt sich „die geborene Kindermuhme“, und ihr größtes Talent ist das: der kleinen Welt zu erzählen mit Feder und Stift.

Marie v. Olfers ist die deutsche Kate Greenaway, nur ist ihre Produktion nie von einem literarischen Unternehmer so vor das Publikum gestellt worden, wie sie es verdient hätte, und nie haben Pauken und Trompeten der Reklame ihren Namen in alle vier Winde hinausgetragen, bis die Reklamewellen, in gemünztes Gold verwandelt, in die Taschen des Autors und Verlegers hätten zurückrollen können.

Ihre ersten Bücher wurden, wie sie selbst sagt, an die Verleger „mit Haut und Haaren“ verkauft. Seither haben die alten Firmen oft ihre Namen gewechselt, die Bücher sind verschollen, und die Autorin kann nicht einmal ergründen, wem das Recht zustände, eine neue Auflage zu veranstalten. Ihre späteren Kinderbücher hat sie im Selbstverlage publiziert, und zwar durch ein eigenes Verfahren, wonach der Druck direkt nach ihren Zeichnungen erfolgt. Text und Illustrationen sind beide ihr Werk. Einen ganz eigenen Zauber erlangen diese Büchelchen dadurch, daß sie Marie v. Olfers persönlich koloriert, und zwar auf die denkbar einfachste und eigenartigste Weise.

In diesen merkwürdigen kleinen Schöpfungen regt sie die Phantasie des Kindes immer wieder aufs neue und immer in edler, idealer Richtung ohne einen Schimmer von Pedanterie an. Sie gibt den Kindern, was die kleinen Köpfe verlangen und verbrauchen können. Sie belebt die stumme Natur, beflügelt die Einbildungskraft, erregt das Mitleid und löst das gesunde Lachen aus. Denn jedes ihrer Bücher ist voll Humor, der sich oft bis zum Grotesken steigert.

Es ist ein Raub an der deutschen Volksseele, daß diese urdeutschen Kinderbücher nicht in tausend und abertausend Exemplaren in die Welt fliegen und jeder Mutter helfen, an stillen Winterabenden die kleinen Geister zu beschäftigen und zu lenken. Es sind Bücher, die in Volksausgaben um wenige Pfennige zu erwerben sein sollten; denn sie bedeuten eine Bereicherung und Vertiefung für alle die kleinen, hungrigen Gemüter, die durch nichts zu ersetzen ist. Aber an dieser feinen, echten Stimmungs- und Seelenkunst geht die modesüchtige Zeit verständnislos vorüber, und nur ein ganz kleiner Kreis treuer Verehrer wartet alljährlich mit Ungeduld auf die Eröffnung der Weihnachtsmesse der Künstlerinnen, wo das neue „Olfers-Buch“ erscheint. Dort ist es nie möglich, die Nachfrage zu decken; denn die kolorierten Exemplare sind meist in den ersten Tagen ausverkauft, und Marie ist nicht imstande, die Nachbestellungen vor dem Feste zu erledigen. Würden statt solcher einmaliger Ausgaben von tausend Exemplaren Ausgaben in Buntdruck von 50 000 Exemplaren veranstaltet, entsprechend angepriesen und zur richtigen Zeit auf den Markt geworfen, dann würde wohl kein Christbaum im Deutschen Reiche über einem Tisch aufflammen, wo diese Perlen fehlen.

Übrigens möchten wir die Sache nicht verloren geben. In den ruhigen und verständigen Gemütern der Gegenwart macht sich ein Zug nach Vereinfachung und Gemütsvertiefung in Kunst und Literatur geltend. Sie sind in der Minorität, aber im allgemeinen kehren wir zur bürgerlichen Heimkunst zurück, und wenn wir diese Richtung in der Kinderstube zu Wort kommen lassen wollen, dann sind es die Olfers-Bücher mit ihrer schlichten Innigkeit und primitiven Kunstform, die uns alles geben, was sonst zu finden recht schwer sein dürfte.

Auch in den größeren literarischen Arbeiten von Marie v. Olfers ist es dieser Zug inniger Schlichtheit und wärmster Herzenstiefe, der uns entzückt. Was sie uns erzählt, darauf kommt es gar nicht an; aber wie sie es uns erzählt, das kann ihr wohl niemand nachmachen.

Immer ist es ein Menschenkind, das mit den Lockungen der Welt auf irgendeine Weise in Konflikt kommt, für dessen Schicksal sie uns interessiert. Es guckt sich die Welt an und nascht daran — aber es kann sich nicht hineinfinden, und nachdem es die praktischsten Vorsätze ausgeheckt und zu verwirklichen gesucht, wirft es die sogenannte Vernünftigkeit über den Haufen wie ein ungeduldiges Kind sein Kartenhaus und flüchtet zu den unveräußerlichen Gütern, die da heißen: Gemütsleben, Seelenverfeinerung, Kunstfreude und Freude an der Natur.

Manchmal ist es noch Hingabe und Aufopferung, die hinzu kommen. Für gewöhnlich aber klingen ihre Geschichten nicht nur resigniert versöhnlich aus, sondern heiter und frisch, und der Goethesche Spruch, den sie als Motto über eine ihrer Novellen gesetzt, könnte als Motto für alle dienen:

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

So wird sie jedem gerecht. Das Weltkind kommt zu Geld und Macht und wird nur durch einen schlechten Magen gekränkt, und die Kinder der seelenfreudigen Idylle finden ihr warmes, bescheidenes Plätzchen an Gottes Sonne, wo sie ihre Freuden ganz ausgenießen können. Dazwischen streut sie so viel Humor und frisch zugreifende Beobachtung, daß man sich nicht klar wird, wie weltfremd ihre Anschauung im großen ganzen ist. Dieser versöhnliche Zug, der alles und jedes gelten läßt, liegt tief in ihrer innersten Natur und ist der Widerhall ihrer grenzenlosen Güte.

In der kleinen Wohnung der Regentenstraße, in der sie ihre Heiligtümer um sich gesammelt hat, in der hier ein schönes Bild, dort ein Stück alten Porzellans, der ganze gediegene alte Hausrat von der schönen Vergangenheit zu reden scheint, ist es uns manchmal, als klänge ein Echo heiteren Lachens herüber aus den Tagen, da der große Kaiser sich noch gern zwischen diesen Dingen bewegt hat. Wenn sie doch erzählen könnten!

Viel hat sich dort verändert; der alte Kreis ist zusammengeschmolzen, nur noch selten hält eine Hofequipage vor der Tür, und die großen Männer von heute haben mit wenigen Ausnahmen wichtigere Geschäfte als das, der letzten Vertreterin einer verklungenen Zeit ihre Aufwartung zu machen. Um so treuer halten die Freunde fest an der Hüterin alter Tradition, die ihnen in Marie v. Olfers geblieben ist — und unverändert. Sie werden mit der gleichen unwandelbaren, herzgewinnenden Freundlichkeit begrüßt, wenn sie sich an dem Teetisch in der Regentenstraße einfinden wie dazumal in dem glänzenden gelben Salon der Kantianstraße. Und wenn einer die neueste weltbewegende Broschüre, die frappierendste moderne Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur, ein eben erschienenes Gedicht, einen geistreichen Zeitungsartikel oder einen alten vergilbten Brief aus der Tasche zieht, um eins oder das andre der Gesellschaft vorzulesen, da wird die Stimme der neuesten Zeit mit der gleichen Freude begrüßt wie das diskrete Echo verklungener Tage. Und so geht sie weiter durch die bunte Welt der Gegenwart mit ihren barmherzigen Augen, die weit über diese Welt hinausschauen wie zwei blaue Sterne, von denen wir nur wünschen, daß sie noch lange leuchten mögen!

Marie Kirschner.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Der Zusammentritt der Parlamente von England, Frankreich und Deutschland zu ihrer Herbst- und Wintersaison, ein Ministerwechsel in Frankreich, die Entlassung des Grafen Goluchowski in Österreich-Ungarn und allerlei Diplomatenreisen haben die allgemeine Politik nach der sommerlichen Stille wieder in lebhaftere Bewegung gebracht und beschäftigen die öffentliche Meinung mit Gerüchten, Phantasien und Hypothesen. Nach dem Siege der ungarischen Opposition und der Ernennung des Ministeriums Wekerle galt die Stellung des Grafen Goluchowski für gefährdet. Schon bei der Frühjahrssitzung der österreichisch-ungarischen Delegationen in Wien begegnete ihm Mißtrauen und Übelwollen von seiten der Ungarn; für die bevorstehende Sitzung in Pest erwartete ihn ein offenes und scharfes Mißtrauensvotum. Er hat es darum vorgezogen, durch sein Entlassungsgesuch unliebsamen Erörterungen zuvorzukommen. Sachliche Beschwerden hatten die Ungarn gegen die Amtsführung des Grafen Goluchowski kaum vorzubringen; zwölf Jahre lang hat er auch mit ihrer Zustimmung die auswärtigen Angelegenheiten des Gesamtstaates mit Geschick und Glück geleitet und das Ansehen und die Stellung Österreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel zu bewahren und zu befestigen verstanden. Wenn ihm jetzt, bei seinem Abschiede, der Vorwurf gemacht wird, er habe wenig zur Erhaltung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Österreich-Ungarn und Italien getan, so war doch während seiner Amtsführung niemals von einem ernsthaften Konflikt zwischen den beiden Staaten die Rede: die gegenseitigen journalistischen Anklagen und Beschwerden wird kein Minister weder in Österreich-Ungarn noch in Italien verstummen lassen. Die Italiener im Königreich werden stets ihrem Wunsch nach dem Besitz Triests und Trients und der dalmatinischen Küste bald einen gemäßigteren, bald einen heftigeren Ausdruck geben, und die Deutschen und Slawen in Österreich-Ungarn ihrer nationalen Abneigung gegen die Italiener gelegentlich Luft machen. Wenn der Graf Goluchowski den Kaiser Franz Josef nicht bewegen konnte, dem italienischen Königshause in Rom einen Besuch abzustatten, sein Nachfolger wird es ebensowenig vermögen. Es waren denn auch nicht die auswärtigen, sondern die inneren Verwicklungen, die den Grafen Goluchowski stürzten. Die siegreiche ungarische Opposition unter Kossuth und dem Grafen Apponyi vergibt es ihm nicht, daß er ihren Plänen entgegenarbeitete und zu den Stützen des Ministeriums Fejervary gehört hatte. Sein Nachfolger, der Baron Lexa von Aehrenthal, aus altböhmischem Adel, ist in den Augen der Ungarn von dem Makel, ein Gegner ihrer Absichten und Ansprüche zu sein, bis jetzt noch frei; er hat keine Gelegenheit gehabt, an den inneren Wirren der österreichisch-ungarischen Monarchie teilzunehmen. Er ist seit 1888 nacheinander Botschaftsrat in Petersburg, Gesandter in Bukarest und seit 1896 Botschafter in Petersburg gewesen. Die Politik Österreich-Ungarns ist durch seine Stellung auf der Balkanhalbinsel und den Dreibund festgelegt; sie zu ändern, fehlt bei dem Erfolg, den sie bisher gehabt hat, trotz der inneren Schwäche des

Gesamtstaates jeder Grund. In Rußland wie in Deutschland findet darum die Ernennung Aehrenthals freundliche Zustimmung, und mit dem italienischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Tittoni, hat er Versicherungen, die bestehenden guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu pflegen, ausgetauscht. Trotzdem ist nicht ausgeschlossen, daß die Ungarn ihn wie seinen Vorgänger mit Mißtrauen beobachten. Um so mehr, da auch der gemeinsame Kriegsminister, der Ritter von Pitreich, seine Entlassung eingereicht und erhalten hat. Daß er der Ungarn wegen aus dem Amte geschieden, ist ein öffentliches Geheimnis. Die Ungarn lehnen die Erhöhung im Bestande des Heeres, die dem Kriegsminister für die Schlagfertigkeit der Armee unerläßlich und nicht länger aufschiebbar erscheint, ab oder knüpfen ihre Bewilligung an die Erfüllung ihrer nationalen Forderungen, wie der Einführung der ungarischen Kommandosprache, die bisher von der Krone mit großer Entschiedenheit verweigert wurde. An Pitreichs Stelle ist der Feldzeugmeister Franz von Schönaich getreten, der für die Ungarn wie der Freiherr von Aehrenthal ein noch unbeschriebenes Blatt ist. Bei ihnen klingen jetzt Glocken und Trompeten in den lautesten patriotischen Tönen. Die Gebeine des Fürsten Franz Rakoczy, seiner Mutter, des Grafen Emmerich Tököly und ihrer Genossen sind aus der türkischen Erde feierlich nach Ungarn zurückgeführt worden. Sie waren die letzten Ungarn, die in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in hartnäckigen, aber vergeblichen Verschwörungen und Aufständen die Herrschaft des Hauses Habsburg in Ungarn bekämpften und, schließlich aus dem Lande getrieben und geächtet, in der Türkei ein Asyl fanden. Noch Graf Stephan Tisza hatte während seines Ministeriums die Erlaubnis des Königs zur Überführung der Gebeine des „großen Patrioten" erhalten, in der Hoffnung, dadurch die Opposition ein wenig zu beruhigen; jetzt fand am 28. Oktober unter der Leitung der zur Macht gelangten Opposition die Einholung der Särge in Budapest und die Trauerfeier im festlichen Pompe statt. Aus allen Teilen des Landes waren Abordnungen gekommen, zwischen den einzelnen Gruppen des Zuges ritten hundert Männer in der Tracht der Soldaten Rakoczys unter den Klängen des berühmten Sturmmarsches. Vor dem Dom bekränzten die vornehmsten Damen in nationaler Galakleidung den Sarg der Mutter des Rakoczy. Von Pest wurden die Särge am 29. Oktober nach Kaschau übergeführt und in der dortigen Kathedrale beigesetzt.

In Österreich hat das Ministerium des Freiherrn von Beck einige parlamentarische Erfolge zu verzeichnen. Das Gesetz über die Verstaatlichung der Nordbahn ist durchgegangen und die Wahlreform in den Verhandlungen des Ausschusses zu einem günstigen Abschluß gekommen, der die Hoffnung erweckt, daß sie auch im Plenum des Hauses, trotz der Opposition der Partei der Alldeutschen und der tschechischen Radikalen, die Zustimmung der Mehrheit finden wird. Nach einer fünftägigen Generaldebatte ist denn auch das Abgeordnetenhaus am 12. November in die Debatte über die Einzelheiten der Wahlreform eingetreten. Mit Serbien besteht die wirtschaftliche und handelspolitische Spannung in alter Schärfe fort, und die wetterschwüle Atmosphäre über den Balkanstaaten hat noch keine Erleichterung erfahren. In Sofia ist die bulgarische Sobranje zusammengetreten und hat in einer Adresse auf die Thronrede ihre Teilnahme für die unglücklichen Brüder in Mazedonien und ihre Unzufriedenheit mit der Unzulänglichkeit der dort eingeführten Reformen betont. Das Ministerium Petrow hat dem Fürsten Ferdinand ein Entlassungsgesuch überreicht, und die Krisis ist mit dem Rücktritt Petrows von seinem Amt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten beendigt worden. An seine Stelle ist der bisherige Agent Bulgariens in Petersburg, Stanciow, und an die Spitze des neuen Kabinetts Petkow getreten, der bisher die inneren Angelegenheiten verwaltet hat. Aber welcher Minister könnte die Ansprüche der bulgarischen Chauvinisten befriedigen, ohne das Land in einen Krieg mit der Türkei und vielleicht auch mit Griechenland zu stürzen? Durch den vierjährigen barbarischen Bandenkrieg in Mazedonien sind alle populären Triebe und Instinkte bis in ihren Tiefen aufgewühlt, so daß nur die

Furcht vor einem Einschreiten Rußlands und Österreich-Ungarns das Scheinbild des Friedens noch aufrecht erhält.

Der Rücktritt des Ministeriums Sarrien in Frankreich und die Neubildung der Regierung durch Georges Clemenceau hat niemand überrascht. Nach dem Ausfall der allgemeinen Wahlen im April und Mai dieses Jahres, die er als Minister des Innern geleitet hatte, war er das tatsächliche Haupt der Regierung. Mit Bedauern sieht das Ausland den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Bourgeois aus seinem Amte scheiden, der sich während der Konferenz von Algesiras das Vertrauen aller erworben hatte. Sein Nachfolger Stephan Pichon, der zur Zeit des Boxer-Aufstandes in Peking der Gesandte Frankreichs war, verspricht die Geschäfte in dem friedlichen Geist und den verbindlichen Formen seines Vorgängers fortzuleiten; aber man empfängt den Eindruck, als ob er nicht seine, sondern nur Clemenceaus Politik ausführen werde. Die klerikale und nationalistische Partei bezeichnet Clemenceau als den eigentlichen Diktator Frankreichs. Unter den neuen Ministern erregt besonders der Kriegsminister, der General Georges Picquart, der vor Jahren so tapfer und standhaft für die Unschuld des verurteilten Hauptmanns Dreyfus eintrat, ihren Unwillen: sie sieht in seiner Ernennung eine Beleidigung des Heeres und bedroht ihn schon im voraus mit den heftigsten Angriffen. Die Erklärung, die das neue Ministerium — Clemenceau in der Kammer, der Justizminister Guyot Dessaigne im Senat — am Montag, den 5. November, den Vertretern des Landes machte, ist ein durchaus radikales Programm. Die entschiedene Durchführung des Trennungsgesetzes, allen Umtrieben und Machenschaften der Klerikalen zum Trotz, die Verweltlichung aller Schulen, die Einkommensteuer, die Altersversorgung der Arbeiter, die Beschränkung der Kriegsgerichte und die Verweisung aller Verbrechen und Vergehen militärischer Personen gegen das gemeine Recht vor das Zivilgericht werden versprochen. Die Absicht der Regierung ist es, die Demokratie endgültig auf allen Gebieten festzusetzen und zu regeln und eine Politik der Beruhigung zugleich mit einer Politik der Tat zu verbünden. Dem Auslande gegenüber sollen der Frieden und die alten und neuen freundschaftlichen Beziehungen aufrecht erhalten werden. Dies Programm mit so vielen und so großen Versprechungen wurde von beiden Kammern mit lebhaftem Beifall aufgenommen und gebilligt, eine Tagesordnung, die der Regierung die Zustimmung der Abgeordneten ausspricht, gelangte mit 376 Stimmen gegen 94 Stimmen zur Annahme. Es ist klar, daß die Verhandlungen nicht lange in diesen friedlichen Gleisen verlaufen werden. Materielle Schwierigkeiten und erhitzte Leidenschaften bedrohen das Fahrzeug mit Klippen und Stürmen. Der Finanzminister Poincaré schied aus seinem Amte, weil er an die Wirksamkeit der Hilfsmittel, die der Finanzausschuß der Kammer zur Beseitigung des drohenden Defizits vorschlägt, nicht glaubt; der neue Finanzminister Caillaux hofft, durch die Einkommensteuer und die Erhöhung der Erbschaftssteuer der Verlegenheiten Herr zu werden. Schon aber stellen sich die Forderung der Marine nach dem Bau von sechs Linienschiffen und die Beschaffung schwerer Geschütze für die Feldartillerie als neue Belastungen des Budgets ein. Und daß der Fanatismus der Klerikalen vor der bloßen Drohung der Regierung, das kirchliche Vermögen mit Sequester zu belegen und die Kirchen am 12. Dezember — an diesem Tage ist der Zeitpunkt für die Bildung der im Trennungsgesetz vorgesehenen Kultusgemeinden abgelaufen — den Gemeinden zu überlassen, den Widerstand und die Verhetzung der Massen aufgeben werde, ist doch nicht anzunehmen. Ohne Gewalttätigkeit auf beiden Seiten wird es so wenig wie bei dem Kampf gegen die Kongregationen abgehen. Clemenceau ist wie seine Vorgänger Waldeck-Rousseau und Combes auf die Gefolgschaft und die Treue der Sozialisten angewiesen. Ohne sie besitzen die Radikalen allein keine sichere Mehrheit im Parlament, und die Sozialisten sind herrische und unsichere Verbündete. Selbst Jaurès, der doch die Mäßigung und die Rücksicht auf das Erreichbare in dem sozialistischen Lager vertritt, hat dem Ministerium nur von Fall zu Fall eine bedingte Unterstützung ver-

sprochen. Dieser Fall war bei der Rede des Kultusministers Briand über das Trennungsgesetz eingetreten. Die äußerste Linke hätte sie schärfer gewünscht, entschloß sich aber doch, ihr zuzustimmen. Briand erklärte, daß die Kirchen am 12. Dezember 1906 von den Gemeinden in Anspruch genommen werden könnten, daß sie aber am 12. Dezember 1907 erst tatsächlich in ihren Besitz übergehen würden, ebenso könnten die Kirchengüter am 12. Dezember 1906 den Wohltätigkeitsanstalten überwiesen werden, am 12. Dezember 1907 müßten sie es. Dadurch hat die Regierung die für die Durchführung des Gesetzes nötige Zeit zur Beruhigung der Leidenschaften gewonnen.

Hypnotisch wie einst auf das Loch in den Vogesen, starrt Frankreich seit zwei Jahren auf Marokko. Je mehr Schwierigkeiten ihm in der sogenannten „friedlichen Durchdringung" dieses Landes gemacht wurden, desto brennender ist seine Begierde danach geworden. Die Konferenz in Algesiras ist seinen Wünschen durch eine Art europäischen Mandats, indem sie ihm und Spanien die Einrichtung der Polizei in den Hafenstädten übertrug, soweit es mit der Einheit und Unabhängigkeit Marokkos und mit den Handelsinteressen der andern Staaten verträglich erschien, entgegengekommen. Mit der Organisation dieser Polizei fängt die Regierung sich jetzt eifriger zu beschäftigen an; aber nach wie vor legt sie und die öffentliche Meinung den Schwerpunkt der Beziehungen zwischen den beiden Ländern auf die unmittelbare Nachbarschaft Algeriens. Daß Frankreich in der Regelung der Grenzverhältnisse freie Hand gelassen werde, hat die Konferenz zugestanden, und die Franzosen sind daran, durch einen Vorstoß nach Süden, nach den Tuat-Oasen und dem Tafilelt, den Vorzug ihrer Stellung auszunutzen. Es ist der Traum der Franzosen, durch ein Netz von Straßen und Eisenbahnen, von Burgen und Bahnhöfen eine feste Verbindung zwischen Algerien und ihren Besitzungen in Senegambien und am Tschadsee herzustellen. Den Nomaden in der Wüste, den Bewohnern der Oasen, den Stämmen im Süden Marokkos ist dies Unternehmen ein Dorn im Fleische, es beschränkt ihre Freiheit und schädigt ihren Karawanenhandel. Von Zeit zu Zeit suchen sie ihm durch Raubzüge, Überfälle der kleinen Festen, Niedermetzelung der Patrouillen, die sich zu weit vorgewagt haben, zu begegnen. Augenblicklich sind die französischen Zeitungen wieder einmal mit solchen Berichten erfüllt. Und wenn man auch billig die Übertreibungen, die mit unterlaufen, in Abzug bringt, so ist doch die Steigerung der Unruhen und der Gärung in den Volksmassen in Marokko unverkennbar. Die Macht des Sultans erweist sich von Tag zu Tag schwächer, er hat den Prätendenten noch immer nicht zur Unterwerfung zwingen können und muß dem alten Räuberhauptmann Raisuli die Herrschaft im Weichbild von Tanger überlassen. Die kleine Hafenstadt Arzila halbwegs zwischen Tanger und Larasch war von Räubern überfallen, geplündert und besetzt worden. Der Vertreter des Sultans in Tanger, Si Torres, der von dem diplomatischen Korps zur Wiederherstellung der Ordnung aufgefordert wurde, wußte keinen andern Ausweg als den, Raisuli mit der Aufgabe zu betrauen. Der hat sich nun nach der Verjagung der Räuber häuslich in Arzila eingerichtet. Mit der fortschreitenden Anarchie wächst natürlich die Unbotmäßigkeit der Stammeshäupter und der Fremdenhaß des Volkes. Daß aber, wie aus Madrid gemeldet wird, die Sicherheit der Europäer in Marokko, ihr Leben und Eigentum, ernstlich gefährdet sei, kann man getrost als einen Angstruf aus Melilla bewerten, wo der spanische General seine kleine Truppe täglich vor den Toren der Stadt kriegerische Übungen vornehmen läßt. Die Marokkaner versehen sich bei ihrem Stolz und Fanatismus von den Franzosen und Spaniern nichts Gutes und erwarten von ihnen nicht Ordnung, sondern Gewalttat und Beeinträchtigung. Von dieser unfreundlichen Stimmung aber bis zur Predigt des heiligen Krieges und einem wirklichen Aufstand gegen die Fremden ist doch noch ein langer Weg; nur die Notwendigkeit der baldigen Einrichtung der spanischen und französischen Polizei, die durch die Zustimmung des Sultans zu den Beschlüssen der Konferenz bestätigt ist, um wenigstens in den Hafenstädten die Sicherheit zu verbürgen, macht sich immer stärker fühlbar.

In Rußland dagegen ist die Zunahme der Beruhigung trotz der Behauptung der revolutionären Partei nicht mehr zu leugnen. Auch wer mit den strengen Mitteln der Regierung zur Bekämpfung der Anarchie nicht einverstanden ist, kann ihre Wirkung nicht bestreiten. In den verschiedensten Schichten der Bevölkerung haben sie zu einer vernünftigeren Beurteilung der politischen Lage und zu einer richtigeren Abschätzung der Macht des Staates gegenüber der Revolution geführt. Daß Ordnung und Frieden nach unserm Begriffe in dem Reiche herrschten, daran ist selbstverständlich nicht zu denken; nur durch den kleinen oder den großen Belagerungszustand, die je nach der Aufsässigkeit der Bezirke verhängt sind, wird der offenen Empörung und dem Barrikadenkampfe vorgebeugt. Aber auch dies ist schon ein außerordentlicher Fortschritt, wenn man sich der Zustände Rußlands vor einem Jahr erinnert. Die schlimmste Gefahr für die Besserung der Verhältnisse und die Durchführung der verheißenen Reformen droht zurzeit nicht von den Nihilisten und Sozialisten, sondern von dem Bunde der russischen Leute, die von einer Erneuerung der Verfassung, von einer Erziehung des Volkes zur politischen Tätigkeit nichts wissen wollen. Vom Großfürsten bis zum Türhüter ist der Bund durch alle Stände, in Städten und Dörfern verbreitet, gut organisiert, mit Geldmitteln reich versehen und zum Losschlagen gegen die Juden, die Wohlhabenden und Gebildeten stets bereit. Er wurzelt im Altrussentum, in der Orthodoxie und dem Panslawismus und teilt mit den Revolutionären dieselbe Skrupellosigkeit in der Anwendung der Kampfmittel. Schon hat sich die Regierung genötigt gesehen, in der Provinz gegen einzelne Gruppen des Bundes vorzugehen, die eine neue Judenhetze vorbereiteten. Auf der andern Seite unterstützt sie selbst aber die Bestrebungen der Reaktion. Eine Beschränkung des Wahlrechts zur Duma steht in Aussicht. In den Städten sollen alle diejenigen, die keine eigene geschlossene Wohnung haben, sondern nur einzelne Zimmer und Schlafräume bewohnen, nicht in die Wahllisten aufgenommen werden. Auch die unteren Eisenbahnbeamten und Arbeiter, wie Lokomotivführer und Kondukteure, Heizer und Weichensteller, werden des Wahlrechts beraubt. Wie gerechtfertigt im Hinblick auf ihren geringen Bildungsstand der Ausschluß dieser Gruppen von der Teilnahme an den Dumawahlen nach den Erfahrungen bei den ersten sein mag, er wird neue Unzufriedenheit erzeugen und die radikale Stimmung verschärfen. Daß die Radikalen trotz der Kriegsgerichte und des Belagerungszustandes noch eine große Macht besitzen, beweist vielleicht noch überzeugender als das Räuberunwesen das Beispiel der Universitäten. In Moskau, Petersburg, Kasan und andern Hochschulen waren zahlreiche Studenten zur Wiederaufnahme der Studien geneigt; sie wollten in den Räumen der Universität fortan keine politischen Versammlungen und Klubs dulden. Kaum aber waren die Hochschulen geöffnet, so begannen die Radikalen unter den Studenten ihr altes Spiel mit politischen Reden und Verhandlungen, mit der Störung der Vorlesungen der ihnen verhaßten Professoren, so daß die Universitäten wieder auf Tage, Wochen und Monate geschlossen werden mußten und von ihrem regelmäßigen Betrieb noch immer nicht gesprochen werden kann. Sogar die Schließung der militärisch-medizinischen Akademie hat der Kriegsminister am 14. November in Petersburg anordnen müssen.

In den Vereinigten Staaten haben am 6. November die Kongreßwahlen und in der Mehrzahl der Staaten zugleich die Gouverneurswahlen stattgefunden. In dem führenden Staate der Union, in New York, schwankte die Entscheidung zwischen Republikanern und Demokraten so gefährlich, daß der Präsident Roosevelt noch in der zwölften Stunde mit einer scharfen Erklärung gegen den Kandidaten der Demokraten, Randolph William Hearst, vorging. Im Auftrage des Präsidenten sprach sich der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten in einer Wahlrede gegen Hearst als einen unaufrichtigen und selbstsüchtigen Demagogen aus, der für den Gouverneurposten völlig unfähig sei; der Präsident hielte die Wahl dieses Mannes für eine Beleidigung und Verachtung der ehrlichen Arbeit, des ehrlichen Kapitals und der Bemühungen des Präsidenten, die Auswüchse der Trusts zu bekämpfen. William Hearst ist ein reicher Mann und Zeitungsbesitzer, der in der amerikanischen chauvi-

nistischen Presse eine hervorragende Rolle spielt: seine Gegner hatten ihn schon wiederholt mit Marat verglichen, ohne seinen Einfluß auf die breiten Volksmassen der Hauptstadt brechen zu können. Erst der offene Angriff Roosevelts hat ihn zu Fall gebracht. Mit einer Mehrheit von 55 000 Stimmen ist Charles Evens Hughes zum Gouverneur gewählt worden. Die Gruppierung der Parteien im Lande hat keine Änderung erfahren; wie seit einer langen Reihe von Jahren, hat auch diesmal der Süden demokratisch und der Norden und die Mitte republikanisch gewählt, andern Parteien neben diesen beiden ist es nicht gelungen, größere Erfolge zu erringen; nur in Pennsylvanien haben die „vereinigten Bergarbeiter von Amerika" die Wahl von zweien ihrer Führer zum Kongreß durchgesetzt, aber auch sie werden sich den Demokraten anschließen. Hinsichtlich der politischen Vertretung der Arbeitermassen im Kongreß ist die Union weit hinter Frankreich und Deutschland, England und Italien zurückgeblieben; selbst in der ersten russischen Duma bildeten die Arbeiterdeputierten eine geschlossene Gruppe. Die republikanische Mehrheit im Kongreß hat indessen eine empfindliche Einbuße erlitten; während sie bis jetzt hundertzwölf Stimmen zählte, wird sie künftig nur noch siebzig zählen; immerhin ist sie noch immer stark genug, um jede tiefer gehende Änderung des Hochschutzzollsystems abzuwehren.

Die englische Admiralität hat beschlossen, eine besondere Heimatsflotte mit Sherneß als Hauptquartier zu errichten, die aus Schiffen und Mannschaften im Dienst der Flotten des Kanals, des Mittelmeeres und des Atlantischen Ozeans und aus Reservefahrzeugen gebildet werden soll. Diese Nachricht hat in Deutschland patriotische Besorgnisse erregt, denn es ist offenbar, daß die neue Einrichtung sich gegen uns richtet. Zu dem Unmut über unsre inneren Zustände, die Kolonialskandale, die Fleischteuerung und die Unbotmäßigkeit der polnischen Kinder in den Volksschulen Posens gegen den Religionsunterricht in deutscher Sprache gesellt sich so die Unzufriedenheit über die Reichspolitik, um der am 13. November eröffneten Sitzung des Reichstages stürmische Tage vorauszusagen. Die allgemeine Stimmung findet plötzlich, daß sich der Reichstag bisher zu wenig um die auswärtige Politik bekümmert und dem leitenden Staatsmanne gegenüber zu große Vertrauensseligkeit bewiesen habe. Aber die gegenwärtige Lage Deutschlands in der Weltpolitik ist nur eine Folge unsres Auftretens in der marokkanischen Angelegenheit, die Frankreich und England verstimmt und ihr Einverständnis gerade durch den Gegensatz, den es erfahren, herzlicher gestaltet hat, als es beabsichtigt war, und dieses Auftreten des Kaisers und seiner Regierung hat im vergangenen Jahre überall Billigung und Anerkennung gefunden. Damals scheint niemand bedacht zu haben, daß dieses Vorgehen gerade wie die Schwärmerei für die Buren für unsre Zukunft verhängnisvoll werden könnte. Wir haben in glühende Kohlen gegriffen und wundern uns, daß wir uns die Hand verbrannt. Dem schärfsten Angriff gegen die Regierung war durch die Entlassung des bisherigen Ministers der Landwirtschaft, von Podbielski, am 11. November die Spitze abgebrochen, aber der lang angesammelte Verdruß und Unmut suchte und fand in der Interpellation des Abgeordneten Bassermann, des Führers der nationalliberalen Partei, an den Reichskanzler über die Lage Deutschlands dem Ausland gegenüber am 14. November seinen Ausdruck. Den Sorgen und der Unzufriedenheit des Volkes über das Unstete und Sprunghafte unsrer Politik, die Bassermann beredt zur Darstellung brachte, begegnete der Fürst Bülow in einer langen und eingehenden Rede mit dem Hinweis auf die friedlichen und höflichen Beziehungen, in denen wir zu allen Großmächten stehen. In der Tat liegt kein greifbarer Grund zu irgendeinem ernsthafteren Konflikt vor. Was Deutschland beunruhigt, sind unbestimmte Möglichkeiten. Wenn wir auf alle überseeischen Geschäfte, politische und wirtschaftliche, verzichten wollten, würden alle mit uns in Frieden leben; da wir nicht darauf verzichten können, unsrer Zukunft wegen, wird uns die ganze Welt nach wie vor beneiden und beargwöhnen. Davor würde uns auch, in der gegenwärtigen Lage, weder die abgeklärte Ruhe und die weise Zurückhaltung unsres alten Kaisers noch das Genie Bismarcks zu bewahren vermögen.

Literarische Rundschau.

Schiller und Frankreich.

Etudes sur Schiller. Bibliothèque de Philologie et de Littératures modernes. Paris, Alcan. 1905.

Die vorliegende Sammlung von französischen Essays über Schiller zur Feier seines Zentenariums war uns nicht zugänglich, als wir versuchten, den Dichter in englischer Beleuchtung zu zeigen. Diese Beiträge meist geschulter Philologen sind von der Gesellschaft für das Studium der modernen Sprachen und Literaturen und von der Gesellschaft für moderne Geschichte veranlaßt und veröffentlicht worden: „Interpretative Studien über Schillers Einfluß, über das, was nach hundert Jahren in seiner Gedankenwelt noch lebendig auf die Gegenwart wirkt und hervorragende Geister zu neuen Schöpfungen angeregt hat", so werden sie in der Vorrede bezeichnet. Manche der Mitarbeiter sind uns auf verwandten Gebieten bereits rühmlich bekannt. H. Lichtenberger, der Biograph Nietzsches und Richard Wagners, gibt des letzteren Beurteilung Schillers; F. Baldensberger, der Autor von „Goethe in Frankreich", beschäftigt sich mit der Beziehung zwischen Schiller und Camille Jordan; A. Lévy, der Verfasser der Philosophie Feuerbachs, spricht über Schiller und Heinrich von Stein. Weniger oder nicht bekannt dürften in Deutschland die Verfasser der Abhandlungen, „Le pessimisme de Schiller", „De deux sources médiévales de la Fiancée de Messine", „Schiller et Fichte", „Schiller et Novalis", „Schiller et la Jeune Allemagne", „Schiller et Hebbel", „Schiller et l'Autriche", A. Fauconnet, Ch. Andler, X. Léon, E. Speulé, J. Dresch, A. Tibal, A. Ehrhard sein. In „Schiller et F. A. Lange" äußert sich eine Frau, Mme Talayrach d'Eckardt.

Das reichhaltige Programm nötigt zur Auswahl. Um so mehr, als ein sehr fleißiges Studium deutscher Quellen die meisten der Mitarbeiter dazu geführt hat, Schillers Wert nach dem Urteil seiner Landsleute festzustellen. Eine Ausnahme bildet die fein und erschöpfend durchgeführte Studie über das Problem zwischen Schillers Ästhetik und Fichtes Philosophie. Hier veranlaßt der Vergleich zwischen den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" und der „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre" den Verfasser, X. Léon, zum Schluß, daß der Dichter den Denker beeinflußt habe. Sie begegneten sich darin, die Zeit, in der sie lebten, zu verurteilen und auf die Notwendigkeit einer Reformation zu bringen. In bezug auf die Mittel zur Heilung stimmten sie nicht überein, Schiller bekämpft den rationalistischen Purismus, zu dem, seiner Ansicht nach, der formalistische Rationalismus Kants mit Fichte führen mußte. Der Versuch, die Menschen nach dem Vorbild des absoluten Geistes zu modeln, dem empirischen Ich die Verwirklichung des absoluten Ich, der absoluten, reinen Identität zur Aufgabe zu stellen und diesem Zweck die empirische Natur so vollständig unterzuordnen, bis endlich diese Natur eins mit

dem reinen Ich, dem Geist werde, dieses übrigens unerreichbare Ideal betrachtete Schiller als gefährliche Chimäre, weil sie um jeden Preis die Form von der Materie zu scheiden unternahm, weil sie vergaß, daß angesichts der Vernunft das Gefühl seine Rechte behaupte und hier die vielleicht buchstäbliche Auslegung dem Geist des Kantschen Systems widersprach. Denn weder Philosophie noch Wissenschaft werden die Menschheit zu retten vermögen. Wenn die Vernunft die Gesetze entdeckt hat, so ist ihr Anteil an dem Werk erschöpft: sie genügt nicht, es zu realisieren; dazu bedarf es des Gefühls, bedarf es der Tugend. Um über die in Konflikt mit der Wahrheit befindlichen Mächte zu siegen, bedarf es der Macht der Wahrheit selbst; in der Welt der Erscheinungen ist Neigung die bewegende, treibende Kraft. Wenn bisher die Wahrheit so geringe Erfolge aufzuweisen hatte, so trägt nicht mangelnde Einsicht die Schuld: ihr hat das Herz sich verschlossen, die Neigung ist nicht auf ihrer Seite wirksam gewesen. Wie aber kann das Ideal in wirksamer lebendiger Weise in der sinnlichen Welt zum Ausdruck kommen? Schiller antwortet: durch die Kunst. Die Kunst ist das Bindeglied zwischen der Welt der Sinne und der Welt der Ideen; sie ist zugleich Gefühl und Reflexion, sie liefert den Beweis, daß der Mensch, um seine Geistigkeit zu erweisen, der Materie nicht zu entsagen braucht. Ihre erziehende Macht beruht darauf, daß sie den einzigen Weg vom Gefühl zur Vernunft bahnt, um nach ihrem eigensten Gesetz „Freiheit durch Freiheit zu geben".

Fichtes für die „Horen" bestimmter Aufsatz „Über Geist und Buchstaben in der Philosophie", die Abwehr gegen Schillers Angriff, wurde zum Ausgangspunkt einer Polemik zwischen ihnen, trübte jedoch ihre Freundschaft nicht. Ob Fichtes Behandlung des Problems zwischen Natur und Freiheit von da an durch Schiller beeinflußt wurde, wagt der Verfasser nur als Hypothese zu bieten, die den Gegensatz zwischen ihnen nicht aufhebt, aber ermäßigt. Welche Aufgabe, so fragt er, stellte sich Fichte im praktischen Teil seiner Philosophie? Er suchte das vermittelnde Glied zwischen den zwei Welten, die Kant künstlich und willkürlich voneinander geschieden hatte: Die Welt der Phänomene, in welcher Notwendigkeit herrscht, die intelligible Welt, in der Freiheit Gesetz ist. Diese Vermittlung erfaßt Fichte nicht nach der Art Schillers unter dem Begriff der Kunst, sondern als Kategorie der Moralität, als praktische Aufgabe, als die Pflicht, die zugleich den Widerstreit und die Verbindung zwischen Natur und Freiheit in sich begreift: den Widerstreit, weil die Natur das Hindernis zur unmittelbaren Verwirklichung der intelligiblen Freiheit ist, die Verbindung, weil Fichte nicht mehr wie Kant in der Pflicht die rein formelle Kausalität der Vernunft, sondern die effektive Verwirklichung derselben durch unendlichen Fortschritt, die Ausübung der Freiheit unter den Forderungen des Ideals im empirischen Gewissen, im sensiblen Ich erkennt. Dieser unendliche Fortschritt ist das Wesen der Moralität; am Tag, an welchem das Ideal verwirklicht, der Endzweck erreicht, die intelligible Freiheit das allgemeine Willensgesetz wäre, würde die Moralität zu sein aufhören, um der Heiligkeit Platz zu machen. „Frei sein ist nichts, frei werden ist der Himmel", wiederholt Fichte, während dagegen Schiller die in Besitz der reinen Freiheit gelangte Moralität Heiligkeit nennt. Nach Fichtes Definition ist somit Moralität Bedingung der Verwirklichung der Freiheit in der Natur. Nicht in der ästhetischen, sondern in der ethischen Erziehung findet der Mensch die Bedingungen seiner Befreiung, den Übergang von der Natur zum Geist; aber ob ethisch wie nach Fichte, ob ästhetisch wie nach Schiller, bleibt es die Aufgabe der Erziehung, den Menschen zur Freiheit heranzubilden und die Harmonie zwischen Natur und Vernunft herzustellen.

Vom philosophischen Gesichtspunkt aus ist Schiller diesen modernen Franzosen interessant. Mit Ausnahme der Untersuchung Andlers über die historischen Quellen der „Braut von Messina", als welche Anna Comnena und Otto v. Freising im Anschluß an des Dichters historische Studien für die Jenaer Vorträge von 1789—1790 angegeben sind, hat sein poetisches Werk als solches in der vorliegenden Sammlung kaum Berücksichtigung gefunden. Während der englische Kunstkritiker, mit dem wir

uns in einer früheren Anzeige beschäftigt haben, in frischer Unmittelbarkeit und mit besonderer Bezugnahme auf Schillers „Don Carlos“ die Rückwirkung französischer Vorbilder, insbesondere des Theaters von Voltaire, auf die dramatische Entwicklung des deutschen Klassikers nachweist, lassen seine französischen Kollegen diese Seite der Frage gänzlich unberücksichtigt, wenn sie nicht statt dessen, wie unter andern Lichtenberger, das gerade Gegenteil behaupten. In seinem Essay über Richard Wagners Beurteilung von Schiller erscheint ihm der Anspruch Wagners, sein Werk direkt vom Idealismus der großen deutschen Klassiker abzuleiten, „mehr als die paradoxale These eines Neurers, der bestrebt ist, sich Ahnen zu geben“. Wenn Lichtenberger auch nicht so weit gehen will, zuzugestehen, „daß Goethe und Schiller wissentlich über dem ausschließlich poetischen Kunstwerk das integrale Kunstwerk suchten, nach dem Wagner kraft der Vielseitigkeit seiner polyphonen Natur“ strebte, so findet er dennoch bedeutungsvolle Analogien zwischen Wagner und Schiller. Über das schöpferische Kunstvermögen waren sie gleicher Anschauung; für sie beide war der Dichter der „Wissende des Unbewußten“; sie verfolgten das gleiche Ziel der Schaffung eines zugleich nationalen und allgemein menschlichen Dramas; sie suchten, der eine wie der andre, die griechische Tragödie wieder zu erwecken und ihre großartige Wahrheit dem konventionellen Pomp der französischen Tragödie entgegenzusetzen; sie bekämpften beide den Naturalismus im Namen einer idealistischen, symbolischen Kunst, sie erkannten die Schwierigkeiten historischer Stoffe, die Vorteile mythischer und sagenhafter Stoffe. Sie beschränkten ihren Ehrgeiz nicht darauf, Literaten zu sein, sondern sie sprachen von der Bühne aus zum Publikum als seine Erzieher in Ästhetik und Moral. Sie waren beide glühende Revolutionäre, von der Überzeugung der tiefen Immoralität ihres Zeitalters und der Notwendigkeit einer politischen und sozialen Erneuerung durchdrungen. Ihnen galt die Kunst als Priestertum und die ästhetische Reform, an der sie arbeiteten, als gleichbedeutend mit der religiösen und moralischen Reform der Menschheit.

Unter diesen „Analogien“ sind nicht wenige, die zum Widerspruch herausfordern. Untrügbar aber spricht Lichtenberger im Sinne des herrschenden Geschmacks und seines Glaubens an die Religion der Schönheit, zu deren Gunsten A. Lévy sich auf Heinrich von Stein beruft. Aus dessen „Vorlesungen über die Ästhetik“ zitiert er die Stelle: „Nicht das Dogma, sondern die Kunst ist der wahre Ausdruck des christlichen Geistes ... Die sixtinische Madonna, der heilige Antonius Murillos, die Märtyrer Riberas, die Matthäuspassion“ besitzen, trotz aller ihrer Verschiedenheiten denselben fundamentalen Charakter, dieselbe Tiefe des Gefühls und Kraft der Innigkeit.“ Diese Auffassung deckt sich mit Schillers Wort: „Das Christentum ist die einzige ästhetische Religion“.

Vor mehr als hundert Jahren huldigte Frau v. Staël dem edlen Geist des Dichters durch den bekannten Ausspruch, dessen schlichte Redeweise der weit ausholenden modernen Kritik fast dürftig erscheinen muß: Schiller n'écrivit rien qui ne lui fut dicté par sa conscience; il ne savait pas mentir, même en vers“. Seine Muse, sagt sie, war das Gewissen. Alles, was seitdem hinzugefügt wurde, steigert den Wert der Anerkennung nicht.

Lady Blennerhassett.

Schiller und Berlin.

Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin geschichtlich und rechtlich untersucht von Adolf Stölzel. Berlin, Franz Vahlen. 1905.

Im Jahre der großen Schiller-Feier sind aus sehr nahe liegendem Interesse mehrfach wieder die Verhandlungen untersucht und dargestellt worden, die im Frühling 1804 in Berlin mit Schiller geführt wurden, um ihn hierselbst in irgendeiner Art zu fixieren, ihm die Möglichkeit zu schaffen, als dramatischer Dichter in Verbindung mit einer bedeutenden Nationalbühne noch erfolgreicher als bisher zu wirken, und seine Einkommensverhältnisse den Bedürfnissen seiner wachsenden Familie gemäß zu verbessern. Es liegt darüber ein ziemlich umfängliches Berliner und Weimarer Material vor, das für Berlin die Beteiligung Ifflands, Beymes und des Königspaares, für Weimar die Goethes und des Herzogs Karl August erkennen läßt. Indessen dies zwiefache Material ergänzt sich nicht bloß, es widerspricht und verwirrt sich auch, so daß Julius Rodenberg im Maiheft der „Deutschen Rundschau" vorigen Jahres mit Recht urteilte, daß Schillers Berliner Angelegenheit bis jetzt keinenfalls ganz geklärt sei. Diese Sachlage veranlaßte Adolf Stölzel, als Juristen, die geschichtlich bezeugten Vorgänge einmal unter dem rechtlichen Gesichtspunkte zu betrachten und die Akten wie ein Richter oder Staatsanwalt durchzunehmen, und man muß gestehen, daß diese bisher nicht geübte Art der Betrachtung sowohl für die allgemeine Beurteilung wie für die Entscheidung einzelner Streitfragen sich recht fruchtbar erwiesen hat. Es ist zum Verwundern, aus welchem Material unter Umständen Schlüsse gezogen und Ergebnisse gewonnen werden können. So verwertet Stölzel selbst die preußischen Hofküchenrechnungen, um aus ihnen zu folgern und zu bestätigen, daß das Schillerpaar wirklich am 17. Mai 1804 in Sanssouci vom Königspaar zum Frühstück gezogen wurde. Recht hat der Verfasser auch darin, daß bei der Berufung Schillers nach Berlin von Treue oder Untreue auf irgendeiner Seite nicht die Rede sein könne. Schiller ist auch früher keineswegs aus Liebe oder Treue nach Jena und Weimar gegangen, sondern einfach aus dem Grunde, weil er in der Weimarischen Welt am ehesten ein dichterisches und wirtschaftliches Vorwärtskommen erhoffen durfte. Nicht anders stand es 1804, beim möglichen Wechsel von Weimar nach Berlin; der moralische Gesichtspunkt scheidet ohnehin bei Berufungen oder sonstigen Veränderungen erfahrungsgemäß meistens aus. Ein Vierteljahrhundert später hat Goethe, als er seine und Schillers Korrespondenz dem Könige von Bayern zueignete, doch etwas wie eine Schuld angedeutet, in einer Weise, daß Beyme, in dem Gefühle, König Friedrich Wilhelm III. sei zu unrecht verletzt, Goethe öffentlich berichtigte. Stölzels Untersuchungen ergeben deutlich und klar, daß die Berliner leitenden Kreise keine Schuld trifft, daß sie sich im Gegenteil sehr wohlwollend, förderlich und korrekt in der Angelegenheit verhalten haben: 3000 Taler jährlich und der Gebrauch einer Hofequipage waren Schiller, falls er sich in Berlin niederließe, zugesagt. Schiller schrieb ab und kam nicht. Der „moralische Nachteil" liegt, wenn von einem solchen die Rede sein kann, auf seiten der Weimarer, nicht der Berliner. Daß Goethe natürlich, als Schiller von der Reise zurückkam, alles, was in seiner Macht lag, tat, um Schiller in Weimar zu halten, ebenso der Herzog Karl August, hängt außer ethischen Gründen auch damit zusammen, daß Goethe als Theaterdirektor sich seinen Berliner Konkurrenten Iffland nicht über den Kopf wachsen lassen mochte. Dieser Fall aber wäre eingetreten, wenn Iffland seinem Theater Schiller ausschließlich gewonnen hätte. Solche Realpolitik zu treiben, war Goethe von seinem Standpunkte aus nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet. Ein Niedergang des Weimarischen

Theaters hätte auch für den kleinen Staat eine sehr fühlbare finanzielle und allgemein politische Einbuße bedeutet. Fraglich aber kann sein, wie Schiller, nach Weimar heimgekehrt, mündlich Goethe berichtet hat. In aller Ehrlichkeit fällt jede Berichterstattung verschieden aus, je nach der Stelle, an die sie sich richtet. Goethe und dem Herzoge gegenüber stellten sich die Dinge fast notwendig so dar, als ob Schiller der von Berlin aus angegangene sei, nicht umgekehrt, und unberührt blieb am liebsten, wie tief sich etwa Schiller in die Berliner Sache eingelassen habe. Für Goethe läßt sich anführen: er wußte von den Verhandlungen, an denen er unbeteiligt war, nur durch mehr oder weniger vollständigen Bericht; zweitens hatte er ein bewußtes Interesse daran, die Einzelheiten nicht durchaus kennen zu lernen. Um so leichter ließ sich eine ihm erwünschte Wendung der Angelegenheit herbeiführen. Die Widmung des Briefwechsels zwischen ihm und Schiller entstand aus Attachement an den König Ludwig und aus nicht zu großer Vorliebe für das offizielle Preußen und Berlin, was auch sonst nicht unbekannt ist. Für unsre Betrachtung fallen freilich alle mündlichen Beredungen der Angelegenheit mit Schiller fort, und insofern steht der heutigen Auffassung immer ein gewisser Spielraum offen. Aber was sich aktenmäßig gewinnen läßt, das findet man vortrefflich bei Stölzel zusammen, und sein Buch wird fortan die Grundlage für die Stellungnahme zu dieser Schiller-Frage sein.

Reinhold Steig.

ɛσ. **Crone Ständlin.** Roman von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1905.

Wer die mannigfachen, reichen Ernten eines von der blühenden Jugend bis ins hohe, frische Alter unermüdeten Schaffens überschaut, wer Heyses als Lebensurkunde wie als Kunstbekenntnis gewichtige Vita hinzunimmt, der erkennt mit einem dem Genuß gleichen Respekt die große Beständigkeit im Wechsel, die sichereren, heilig gehaltenen ästhetischen und ethischen Überzeugungen. Von dieser Treue gegen reine Form und reinen Gehalt hat Heyse sich niemals etwas abdingen lassen. Darin ist er innerlich so stark wie irgendeiner. Wir aber freuen uns des noch Jahr für Jahr wachsenden Besitzes. Denn wie viel ärmer wäre die Kunst, wenn nicht neben dem Gewaltigen und dem scharf ausgeprägten Eigensinn die geklärte Harmonie zu Recht bestände. Der „Merlin", in dessen polemischen Übereifer gegen moderne Triebe wir uns nur mit Vorbehalt finden konnten, hat kleinere Romane nach Art der „Stiftsdame" im Gefolge gehabt; von der isolierenden Novelle dadurch unterschieden, daß ein ganzes Leben, kein Ausschnitt, aufgearbeitet wird oder ein Einzelmotiv, an andern, verschiedenen, gegensätzlichen gemessen, die nötige Gattungsbreite gewinnt. Dies macht, mit einem Aufgebot charakteristischer Nebenfiguren, „Crone Ständlin" zum Roman, denn eine Novelle hätte sich wesentlich auf drei Personen, den Arzt, den trefflichen schweizerischen Maler und seine überaus fein gestaltete halbitalienische Tochter konzentriert, um zu zeigen, wie ein schuldig-unschuldiges Vorleben des Mannes verhängnisvoll nachwirkt, das plötzlich eingeweihte zarte Mädchen aus allem Gleichgewicht reißt und es erst nach geraumer Zeit sich mit dem Geliebten vereinen läßt. Heyse verehrt das Goethesche Evangelium: „Alle menschlichen Gebrechen heilet reine Menschlichkeit". Nicht lax, meidet er Unsühnbares. Sein menschliches Problem hat er nun hier erweitert, indem, abgesehen vom Unterschied zwischen männlicher und weiblicher, knabenhafter und reifer Empfindung, dem freien Ringen um das Eheglück andre Welten zur Folie dienen müssen: die Frivolität der — leider recht kunst- und lieblos abgetanen — komödiantischen Gräfin, die religiöse Gewissenspein der bisher mit dem Doktor im Halbgeheimnis verbundenen Witwe, die herbe Resignation der Rätin und ihres auf seinen Landsmann Kant eingeschworenen alten Freundes. Ein paar Unwahrscheinlichkeiten, z. B. den Wassertod des armen Hänsel, muß man dem Hauptmotiv zuliebe hinnehmen, das im letzten Abschnitt durch eine etwas stockende Konstruktion ans Ziel gelangt. Und wenn unserm lieben Dichter Philine nicht mehr lächeln wollte — sein Gröneli macht ihm alle Ehre.

ɛσ. **Hermann Kurz' sämtliche Werke** in zwölf Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer. Mit drei Bildnissen und einem Gedicht nach der Handschrift. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

„Vorzüglich freut mich die Aussicht, daß die schönen, gediegenen Sachen von Kurz endlich in das verdiente Licht gehoben werden", heißt es in einem ungedruckten Briefe Mörikes. Paul Heyse, der an dem Freunde die reinste Güte und Treue geübt hat, ist mit einer Gesamtausgabe vorangegangen; nun folgt ihm der beste Kenner schwäbischer Sprache und Literatur. Gerade jetzt, wo die Tochter dem Vater, die Dichterin dem Dichter ein unsern Lesern wohlvertrautes biografisches Denkmal gegründet, müssen diese billigen Bände doppelt willkommen sein. Für die spröde Lyrik ist darin nach Heyses Vorbild eine gute Auswahl getroffen. Unter den Erzählungen werden „Die beiden Tubus" kraft ihres köstlichen bodenständigen Humors immer die stärkste Anziehungskraft behalten, andre nicht sowohl durch den Reiz der Fabel und Technik, denn damit hapert es, als durch die intime Vergegenwärtigung Alt- und Neuwürttembergs wirken. In Schillers Reich weisen die beiden großen Romane, das bunte, mit historisch-poetischer Gewalt ausgeführte Zeitbild der „Heimatjahre" und die meisterhafte, leider auf der letzten Strecke von Gerichtsakten erdrückte so psychologisch tiefe wie abenteuerliche Entwicklung des „Sonnenwirts", jenes Schillerschen Verbrechers aus verlorener Ehre.

ɛσ. **Wilhelm Müller. Gedichte.** Vollständige kritische Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen besorgt von James Taft Hatfield. Nebst Porträt und einer Faksimilebeilage. Berlin, B. Behrs Verlag. 1906.

„Meine Muse liebt das Wandern", singt der frühvollendete, aber jung und frisch fortlebende Schöpfer der Müller- und Griechenlieder und so mancher andern uns werten lyrischen oder balladenhaften Gaben. Nun kommt diese Muse, die freilich gern zu lange Stationen machte und zu volle Sträuße flocht, gar von einer amerikanischen Universität heim, wo ein schon mehrfach um Müllers Andenken verdienter, auch noch durch den Sohn, den berühmten Max Müller, und die Seinen geförderter Liebhaber und Forscher ihre ganze reiche Habe gemustert und mit einer Nachlese zu den „Lyrischen Reisen" und „Epigrammatischen Spaziergängen" ausgestattet hat, weitere Ähren beifügend. Man erschrecke nicht vor dem Worte „kritisch": es bezieht sich auf unsichtbare Revisionsarbeit und ein Häuflein Angaben und Varianten am Schluß. Müllers leichte, manchmal allzu leichte und freigebige Hand griff selten zur Feile, und die sanghaften Strophen, bequem halbgereimt, flossen ihm improvisatorisch von den Lippen. Sie rühren kaum in Tiefen der Menschenbrust, aber ihr Bestes bleibt so liebenswürdig, wie der Dichter uns hier aus dem Bildnis Freund Hensels anschaut. Hat doch Heine an „die lieben Müllerschen Lieder" und ihren echten Volkston eines der wichtigsten Bekenntnisse über seine eigene Jugendlyrik dankbar angeknüpft. So empfange auch Hatfield deutschen Dank.

ɛσ. **Kaiser Wilhelm der Große** und des Deutschen Reiches Erneuerung. Heldenlied in vier Gesängen von Hermann Schreyer. Berlin, Christlicher Zeitschriftenverein. 1906.

Aus dem Schwall einer zum allergrößten Teil wertlosen „patriotischen“ Spekulantenliteratur verdient diese von jedem Byzantinismus freie, schwung- und zugleich durchweg taktvolle Dichtung des in Kunst und Wissenschaft bewährten Professors der ehrwürdigen Pforta nachdrücklich herausgehoben und nicht bloß der deutschen Jugend aus Herz gelegt zu werden. Es ist keine gereimte Geschichtklitterung mit einem Schulgeschmäckchen, sondern in wohlerlesener Folge und in wechselnden sauberen Rhythmen ziehen die Hauptabschnitte dieses großen gesegneten Daseins an uns vorüber. Was poetischer Fassung widerstrebt, z. B. der Militärkonflikt, wird kurz abgemacht. Das Ende bestreitet der Verfasser mit einer Prophezeiung, die würdig Maß hält.

ρσ. **Ältere Liedersammlungen.** Bearbeitet von Arthur Kopp. Leipzig. G. Schönfeld. 1906. (Beiträge zur Volkskunde. Im Auftrage des „Vereins für Sächsische Volkskunde“ herausgegeben von Professor Dr. E. Mogk. Viertes Heft.)

Im Volksliede und Volksgesange treibt eine unverwüstliche Jugend und Anziehungskraft. Wer einmal aus poetischer, musikalischer oder geschichtlicher Neigung in diesen Bann geraten ist, der kommt so leicht nicht wieder los. Das hat noch ein jeder seit den „Stimmen der Völker“ und dem „Wunderhorn“ erfahren. Die Volksliteratur dehnt sich bereits über weite Gefilde aus, die niemand mehr ohne ernste Mühe durchmessen kann; wer gar mittun will, darf nicht Hand anlegen, ehe er sich nicht gründlich eingelernt und heimisch gemacht hat. Auf diesem Gebiete wird heute an Kenntnis und Sorgfalt der Behandlung Arthur Kopp von niemandem übertroffen, wie jeder weiß, dem seine Veröffentlichung der Crailsheimischen Liederhandschrift, die Ausgabe der von Görres zuerst benutzten Heidelberger Handschrift u. a. m. bekannt sind. Wieder bietet uns Kopp in dem oben vorgemerkten Bande zwei Volksliedersammlungen dar, eine gedruckte und eine ungedruckte. Die erstere ist das sächsische Bergliederbüchlein (1700—1710), aus dessen Reichtum schon mehrfach geschöpft worden ist, von dem aber, bei seiner ausgezeichneten Seltenheit, ein authentischer Neudruck zwingende Notwendigkeit war. An zweiter Stelle empfangen wir eine von Frau Sophie Margarete v. Holleben, geb. v. Normann, durch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts handschriftlich angelegte Liedersammlung, die bisher öffentlich nicht bekannt war. Kopp sucht bei jedem einzelnen Liede die historische Genesis auf, wodurch sich entscheidet, ob ein Lied im ganzen Wortlaute oder nur in den Anfängen unter Verweisung auf die ursprüngliche oder eine bessere Druckstelle mitzuteilen ist. Es wird somit in dem Buche neben den Texten eine reiche Fülle kritischen und literargeschichtlichen Wissens aufgespeichert, und wer gelehrte Auskunft über das Volkslied braucht und Kopps Bücher darum angeht, der wird nun für sich die alte Erfahrung machen: ‚Vor den Wissenden sich stellen, sicher ist's in allen Fällen.“

ρβ. **Sprachvergleichung und Urgeschichte.** Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Von O. Schrader. Erster Teil. Zur Geschichte und Methode der linguistisch-historischen Forschung. Jena, Costenoble. 1906.

Als das vorliegende Buch zum ersten Male erschien (1883), belebte es ein Gebiet der Sprachwissenschaft, das gegenüber andern Fragen in den Hintergrund gedrängt war: die Erschließung vorgeschichtlicher Zustände aus der Sprachgeschichte. Das Buch wurde zunächst mit freudiger Zustimmung begrüßt, erfuhr aber bald heftige Angriffe, die sich gegen die Methode der Forschung richteten. Durch die Art und Weise, wie manche Gelehrte den Verfasser von oben herab schulmeisterten und ihm am Zeuge flickten, hat man die unleugbaren Verdienste verdunkelt, die der kenntnisreiche Forscher sich um die Belebung und energische Förderung eines wichtigen Teils der europäischen Altertumskunde erworben hat. Daß man das wagemutige und doch nicht unbesonnene Beginnen des Gelehrten auf seine methodischen Grundlagen prüfte, war selbstverständlich: die Kritik der Methoden konnte einsetzen, als die Forschung selbst durch neue Hypothesen und Gesichtspunkte gefördert worden war; aber in der Kritik ist man doch wieder zu weit gegangen: auf die Überschätzung der linguistisch-historischen Ergebnisse folgte in den neunziger Jahren eine totale Skepsis, die erst in neuerer Zeit wieder positiver Arbeit Platz gemacht hat. Hierin wie in der Ausbildung der Methoden ist auch Schrader unablässig tätig gewesen, wie z. B. sein „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde“ (Straßburg 1901) zeigt, zu dem die neue Auflage unsers Buches eine glückliche Ergänzung bildet Im Inhalt mit den früheren Auflagen im wesentlichen identisch, führt es die Geschichte des Forschungsgebietes bis auf die jüngste Zeit fort (Kap. 1) und erörtert hierauf (Kap. 2) Methode und Kritik der linguistischen Urgeschichte, mit den neueren, manchmal hyperklugen Arbeiten teils in ruhiger Diskussion, teils mit berechtigtem Spott sich auseinandersetzend. Die Vereinigung von Sprach- und Sachforschung wird von Schrader nicht weniger energisch als von seinen Gegnern gefordert und angewendet; anderseits betont der Verfasser mit Recht die unzulängliche Methode derer, die mit Hilfe der prähistorischen Archäologie allein aus Topfformen und Topfornamenten die Urgeschichte Europas rekonstruieren und mit überlegenem Lächeln auf den Vertreter der linguistischen Forschung herabsehen. — Die Ergebnisse, die die verschiedenen Forscher auf unserm Gebiet erzielen, entfernen sich nicht so weit voneinander, daß ihre Meinungsverschiedenheiten zu einem prinzipiellen Gegensatz gestempelt werden müßten. Schraders Buch kann daher durchaus als eine Zusammenfassung des gegenwärtigen Standes der Forschung empfohlen werden. Der Verfasser behandelt die Probleme in so fesselnder und verständlicher Sprache, daß auch der Fernerstehende, der sich für die Urgeschichte Europas interessiert, gewiß mit Vergnügen von dem Buch Kenntnis nehmen wird.

βλ. **Albrecht Dürer.** Von R. Wustmann. (Aus „Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen.) Leipzig und Berlin, Teubner. 1906.

Wir sind so anspruchsvoll in bezug auf Buchschmuck geworden, daß auf die hundert Seiten Text in Kleinformat, die Dr. R. Wustmann für eine knappe Erzählung von Albrecht Dürers Schaffen zur Verfügung standen, nicht weniger als 32 Abbildungen entfallen, die doch höchstens dazu dienen können, berühmte Stiche und Bilder des Künstlers recht schwach in die Erinnerung zu rufen. Obwohl einige derselben so gut gelungen sind, als die Spärlichkeit des ihnen zugewiesenen Raumes es irgendwie gestattete, wäre mehr biographisches Detail von so kundiger Hand doch wohl vorzuziehen gewesen.

ϱ. **Allgemeines Künstler-Lexikon.** Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler Dritte, umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Nachträge und Berichtigungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1906.

In sehr willkommener Weise berichtigt oder ergänzt, wo dies erforderlich war, dieser Nachtragsband das im Jahre 1901 abgeschlossene fünfbändige „Allgemeine Künstler-Lexikon" und führt es in einem Nekrolog für 1905 bis zur Gegenwart weiter. In seinem Schlußwort macht uns der Herausgeber mit den Schwierigkeiten bekannt, die sich bei der Bearbeitung eines solchen Werkes namentlich den korrekten Angaben der Daten in den Weg stellen. Er mahnt daher nach dieser Seite hin zur Vorsicht und gibt in abweichenden Fällen beachtenswerte Winke zu Vergleichen. Jedenfalls erhalten wir, soweit Fleiß und Umsicht es ermöglichten, zuverlässige Resultate, und wir können dem Herausgeber, der in unermüdlicher Arbeit gesammelt und gesichtet hat, sowie denen, die ihm hilfreich zur Hand gingen, nur dankbar dafür sein. Ein Werk wie dieses vermag man nur durch den Gebrauch richtig kennen zu lernen; und jeder, der in der Lage war, es als Nachschlagebuch zu benutzen, wird ihm das Zeugnis nicht versagen, daß es ihm gute Dienste geleistet hat; und aus diesem Grunde nehmen wir gern Gelegenheit, es unsern Lesern wiederholt zu empfehlen.

ες. **Comment Émile Zola composait ses romans.** D'après ses notes personnelles et inédites. Par Henri Massis. Paris, Charpentier. 1906.

Es ist heute nicht bloß in Frankreich Mode, den zyklopischen und pedantischen Baumeister der Rougon-Macquart, der zuletzt eine tapfere Tat getan, aber schwache „Evangelien" geschrieben hat, herabzusetzen; was auch mit der eingerissenen reaktionären Strömung des Romans und der Kritik zusammenhängt. Die ungeheure Leistung bleibt. Wer L'Assommoir, L'Œuvre, Germinal schaffen, wer z. B. die Einfahrt in den Ventre de Paris mit impressionistischer Meisterschaft malen konnte, ist so leicht nicht abzutun wie mancher starre Unsinn seiner Theorien. Vor Jahren schon hat uns P. Alexis als treuer Eckermann in Zolas Werkstatt eingeführt. Jetzt gibt, kurz nachdem Le Breton die Comédie humaine vorzüglich entwickelt und analysiert hat (Balzac, L'homme et l'œuvre. 1905), Massis auf Grund des Zolaschen handschriftlichen Nachlasses zuverlässigste Kunde von dem schon 1868 entworfenen Gesamtplan der Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire, und legt die neben Taine prinzipiell maßgebenden Exzerpte aus Letourneaus „Physiologie der Leidenschaften" und aus Lucas' „Natürlicher Vererbung" vor. Im festen Glauben an die erkannten Gesetze arbeitet Zola; diese Arbeitsweise verfolgen wir durch alle Stadien und können sie an Massis' Hand im besonderen Schritt für Schritt, Kapitel für Kapitel aus dem dossier de l'Assommoir, samt treu benutzten Quellenwerken zum Leben und zur Sprache der Handwerker, studieren. Die Details wachsen. Allerlei Verschiebungen treten hervor. Man sieht das amasser des notes, man belauscht kritische Selbstgespräche. Ein ungemein fesselndes und lehrreiches Buch.

γ. **L'Ombrie. L'âme des cités et des paysages.** Par René Schneider. Paris, Hachette. 1905.

Unter Umbrien versteht man heute das reiche Tal, das sich von Perugia bis Spoleto hinzieht und auf der einen Seite von dem Apennin, auf der andern von den Berghängen begrenzt ist, die das untere Tibertal umgeben. Das Land ist ebenso schön als unbekannt; die große Fremdenstraße von Florenz nach Rom läßt es zur Linken liegen, und die Eisenbahn stellt ihm nur einen Zug von vorsintflutlicher Langsamkeit zur Verfügung. Schneider hat es durchreist, und er gibt seine Beobachtungen und Eindrücke in vortrefflicher Weise wieder. Zuerst schildert er die Ecke Toskanas, die an Umbrien stößt, Cortona und den Trasimener-See, wobei er der Anschaulichkeit der livianischen Erzählung, wie es scheint, ohne Kenntnis der polybianischen, großes Lob spendet und sie, wohl mit Recht, auf Selbstschau der Gegend zurückführt, durch die Livius sicher mehr als einmal gekommen ist. Dann folgen Schilderungen von Perugia, Assisi, Spello, Montefalco, vom Clitumnusquell und -tempel und von Spoleto. Überall ist die Landschaft lebendig und anschaulich gezeichnet und auf die Werke der Kunst und die geschichtlichen Erinnerungen gebührend eingegangen; das merkwürdige Ländchen ist sozusagen aus seinem Schlummer erweckt und der Literatur und allgemeinen Kenntnis gewonnen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ackermann. — Percy Bysshe Shelley. Der Mann, der Dichter und seine Werke. Nach den besten Quellen dargestellt von Richard Ackermann. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.

Alles um Liebe. — Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens. Herausgegeben von Ernst Hartung. Geschmückt von Käte Vesper-Waentig. Düsseldorf und Leipzig, Wilhelm Langewiesche. 1906.

Alpinismus und Wintersport. — Illustrierte allgemeine Alpenzeitung mit Ski. 1906. Nr. 1. München, Basel und Wien, H. A. Tanner.

Arnold. — Europäische Lyrik. Übersetzungen und Eigenes. Von Robert Franz Arnold. Zweite vermehrte und völlig erneute Auflage. Leipzig u. Wien, C. W. Stern (L. Rosner). 1905.

Ay. — Es sei! Betrachtungen über Ehrgeiz und Nächstenliebe oder Gibt es einen Satan und gibt es einen Gott? Von Robert Ay. Dresden, E. Pierson. O. J.

Baumgarten. — Ikariden. Von Lili v. Baumgarten. Straßburg i. E. und Leipzig, Joseph Singer. 1907.

Beihefte zum Botanischen Zentralblatt. — Originalarbeiten. Herausgegeben von O. Uhlworm und F. G. Kohl. Bd. XX. Erste Abteilung, Heft 2, und Zweite Abteilung, Heft 2. Dresden, C. Heinrich.

Bildbetrachtungen. — Arbeiten aus der Abteilung für Kunstpflege des Leipziger Lehrervereins. Herausgegeben vom Leipziger Lehrerverein. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Björnson. — Mary. Roman von Björnstjerne Björnson. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Clare Greverus-Mjöen. München, Albert Langer. 1907.

Blumner. — Grubs Morgenrot und andere Erzählungen. Von Marie Blumner. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1906.

Bode. — Rembrandt in Bild und Wort. Herausgegeben von Wilhelm Bode. Unter Mitwirkung von Wilhelm Valentiner. Bis zur fünfzehnten Lieferung. Berlin, Richard Bong.

Boelicke. — Über Freiheit und Liebe, Freude und Freundschaft. Zwei Essays. Von Walter Boelicke. Berlin u. Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Bölsche. — Was ist die Natur? Von Wilhelm Bölsche. Berlin, Georg Bondi. 1907.

Böttcher. — Drei menschliche Tragikomödien. Einakterzyklus von Karl Böttcher. Leipzig-Stötteritz, Max Zieger. O. J.

Braß. — Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit. Von Arnold Braß. Stuttgart, Max Kielmann. 1906.

Brockhaus' kleines Konversationslexikon. Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage in zwei Bänden. Zweiter Band L—Z. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1906.

Brosswitz. — Heinrich Laube als Dramatiker. Von F. Brosswitz. Mit einem Bildnis des Dichters. Breslau, H. Fleischmann. 1906.

Brunegg. — Der Kantor von Streufdorf. Epische Dichtung in fünfzehn Gesängen. Ein Stein zum Völkerschlachtdenkmal von Olgerd v. Brunegg. Dresden, E. Pierson. O. J.

Budde. — Geschichte der althebräischen Literatur. Von Karl Budde. Apokryphen und Pseudoepigraphen von Alfred Bertholet. Leipzig, C. F. Amelang. 1906.

Camerer. — Philosophie und Naturwissenschaft. Von J. W. Camerer. Mit doppelseitiger Tafel und zwei Abbildungen im Text. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung.) O. J.

Cartlidge. — Ölmalerei. Anleitung für Anfänger. Von E. J. Cartlidge. Autorisierte Übersetzung von Otto Marpurg. Dritte Auflage. Ravensburg, Otto Maier. O. J.

Castelli. — L'insegnamento commerciale in Italia. Brevi note presentate dal prof. Giuseppe Castelli. Roma, G. Bertero & C. 1905.

Chevrillon. — Un crépuscule d'Islam. Maroc. Par André Chevrillon. Paris, Hachette & Cie. 1906.

Cléry. — Tagebuch über die Vorgänge im Turm des Temple während der Gefangenschaft Ludwig XVI. Von Cléry. Übertragen von L. Koehler. Leipzig, Schmidt & Günther. 1907.

Damen-Kalender für gute und für schlimme Damen. — Halle a. S., Carl Marhold. O. J.

Dennert. — Die Weltanschauung des modernen Naturforschers. Von E. Dennert. Stuttgart, Max Kielmann. 1907.

Deutsche Seebücherei. — Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See. Für Jugend und Volk. Neunter Band. Die Unterwesermarschen und das Heldenvolk der Stedinger. Natur- und Geschichtsbilder aus unserem Nordseegebiete. Von J. W. Otto Richter. Vollbild und Buchschmuck von R. Starcke. — Zehnter Band: Die erste deutsche Flotte und ihr Admiral. Erinnerungsblätter aus der Zeit deutscher Zerrissenheit. Von J. W. Otto Richter. Vollbild und Buchschmuck von R. Starcke. — Elfter Band: Prinz Adalbert von Preußen und die Begründung der neuen deutschen Flotte. Ein Bild des Ringens und Strebens. Von J. W. Otto Richter. Vollbild und Buchschmuck von R. Starcke. — Zwölfter Band: Tätigkeit der deutschen Marine bei Niederwerfung des Araberaufstandes in Ostafrika 1888/90. Eine Erzählung nach amtlichen Quellen und Privataufzeichnungen. Von J. W. Otto Richter. Vollbild und Buchschmuck von R. Starcke. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1905.

Doberenz-Eberlein. — Goldhaar. Roman von M. Doberenz-Eberlein. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1905.

Douais. — L'inquisition, ses origines, sa procédure. Par Mgr. Douais. Paris, Plon. 1905.

Dupré. — Nach dem Kriege. Erzählungen eines alten Advokaten. Von Eduard Dupré. Leipzig, Duncker & Humblot. 1905.

Ebner-Eschenbach. — Agave. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Edel. — Berlin W. Ein paar Kapitel von der Oberfläche. Von Edmund Edel. Berlin, Boll & Pickardt. 1906.

Ehrenberg. — Handbuch der Kunstgeschichte. Sechste Auflage, mit 314 in den Text gedruckten Abbildungen, vollständig neu bearbeitet von Hermann Ehrenberg. Leipzig, J. J. Weber. 1906.

Eisler. — Geschichte der Wissenschaften. Von Rudolf Eisler. Leipzig, J. J. Weber. 1905.

Engel. — Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Von Eduard Engel. Zwei Bände. Mit Handschriften und Bildnissen. Leipzig und Wien, Freytag-Tempsky. 1906.

Esmein. — Gouverneur Morris. Un témoin américain de la révolution française. Par A. Esmein. Paris, Hachette & Cie. 1905.

Evers. — Auch ein Franzose. Historische Erzählung aus Lübecks Vergangenheit von A. Evers. Volksausgabe. Zwei Teile in einem Bande. Breslau, E. Schottlaender. 1907.

Falk. — Blüten. Von Freya Falk. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1905.

Fellner. — Verkauft! Lebensbild in vier Aufzügen. Von Bruno Fellner. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Feucht. — Wegwarte. Neues Fabel-A.B.C. Von Paul Feucht. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1905.

Findlator. — Sujan Crawford. Roman von Mary Findlator. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von E. von Kraatz. Berlin, Albert Goldschmidt. 1907.

Fischer. — Kants Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Drei Vorträge. Von Kuno Fischer. Zweite, unveränderte Auflage. Heidelberg, Carl Winter. 1906.

Fischer. — Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen. Von Kuno Fischer. Dritte Auflage. Heidelberg, Carl Winter. O. J.

Florenz. — Geschichte der japanischen Literatur. Von Karl Florenz. Zweiter Halbband. Leipzig, C. F. Amelang. 1906.

Fontana-Russo. — Trattato di politica commerciale. Per il prof. Luigi Fontana-Russo. Milano, Ulrico Hoepli. 1907.

Frey. — Der Tiermaler Rudolf Koller 1828—1905. Von Adolf Frey. Mit 13 Heliogravüren und zwei Originalradierungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Fridell. — Emerson. Sein Charakter aus seinen Werken. Bearbeitet und übersetzt von Egon Fridell. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Friedrich. — Studien über Gobineau. Kritik seiner Bedeutung für die Wissenschaft. Von Fritz Friedrich. Leipzig, Eduard Avenarius. 1906.

Fries. — Gedichte. Von Carl Fries. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Fuchs-Liska. — Blinde Scheiben. Ein Skizzenbuch in Vers und Prosa. Von Robert Fuchs-Liska. Berlin u. Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Galland. — Die Perleninsel. Eine nordische Mär von Georg Galland. Buchschmuck von Franz Staffen. Leipzig, Abel & Müller. O. J.

Ganghofer. — Gesammelte Schriften. Von Ludwig Ganghofer. Volksausgabe. Erste Serie. Bis zur 31. Lieferung. Stuttgart, Adolf Bong & Co.

Gaultier. — Le sens de l'art. Sa nature, son rôle, sa valeur. Par Paul Gaultier. Préface par Émile Boutroux. Ouvrage contenant 16 planches hors texte. Paris, Hachette & Cie. 1907.

Germanus. — Die soziale Entwicklung Deutschlands im 20. Jahrhundert. Ein Vortrag aus dem Jahre 2000 von Germanus. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläums-Ausgabe. 29. Band: Aus einer Reise in die Schweiz 1797. Am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815. Mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Heuer. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1907. — Zu Weihnachten 1906 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Mit Schmuck von E. R. Weiß, einer Dreifarbenwiedergabe eines Jugendbildnisses von Goethe, sowie mehreren Holzschnitten und Ätzungen nach alten Vorlagen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher).

Goetz. — Das Zentrum, eine konfessionelle Partei. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Von Leopold Karl Goetz. Bonn, Friedrich Cohen. 1906.

Grelle. — Bühne und Welt. Schauspiel in vier Akten von Frido Grelle. Berlin u. Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Griebens Reiseführer. — Rom und Umgebung. Praktischer Führer. Zweite, neubearbeitete Auflage von W. Schultz-Rieksberg. Mit sieben Karten und neun Grundrissen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1907—1908.

Groskopf. — Sternbahnen. Ein Epos von Walther Groskopf. Dresden, P. Pierson. O. J.

Gumppenberg. — Das teutsche Dichterroß in allen Gangarten vorgeritten. Von Hans von Gumppenberg. Mit einem Titelblatt von Victor Frisch. Fünfte Auflage. München, Georg D. W. Callwey. 1905.

Gurlitt. — Erziehung zur Mannhaftigkeit. Von Ludwig Gurlitt. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, H. Ehbock. 1906.

Hatzfeldts Briefe. — Briefe des Grafen Paul Hatzfeldt an seine Frau. Geschrieben vom Hauptquartier König Wilhelms 1870—71. Mit Vorwort der Gräfin Helene Hatzfeldt. Autorisierte Ausgabe mit Illustrationen. Leipzig, Schmidt & Günther. 1907.

Heimatstimmen. — Ein baltisches Jahrbuch. (Mit Illustrationen) herausgegeben von Karl Humus und Viktor Wittrock. Zweiter Jahrgang. Reval, Franz Kluge. 1906.

Henningsen. — Aus fernen Zonen. Originalberichte berühmter Forscher und Reisender. Herausgegeben von Johannes Henningsen. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer. 1907.

Hermann. — Jettchen Gebert. Roman von Georg Hermann. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1906.

Hesse-Risch. — Hans von Degenberg. Historischer Roman aus dem XV. Jahrhundert von Marie Luise Hesse-Risch. Marburg, N. G. Elwert. 1907.

Heyse. — Victoria regia und andere Novellen. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Höcker. — Die Belagerung von Breslau. Ein Volksbuch zur hundertjährigen Wiederkehr der Tage vom November und Dezember 1806 und Januar 1807. Von Gustav Höcker. Mit Karten und Illustrationen aus der Zeit der Belagerung. Kattowitz und Leipzig, Carl Siwinna. 1907.

Hoensbroech. — Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit. Vom Grafen v. Hoensbroech. Volksausgabe. Zweiter Band: Die ultramontane Moral. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Hohenlohe-Ingelfingen. — Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Vierter (Schluß-)Band. 1870—71. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1907.

Hohlfeld. — Die arme Josefa. Roman von Dora Hohlfeld. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1906.

Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 55. Ausgabe für das Jahr 1906. Herausgegeben von Franz von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Humboldt. — Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna v. Sydow. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1907.

Jacobsen. — Im Dienst. Roman von Friedrich Jacobsen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1907.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Achtzehnte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1906.

Jeppe. — The Kaleidoscopic Transvaal. By Carl Jeppe. London, Chapmann & Hall. 1906.

Kasten. — Pommersche Dichtung der Gegenwart. Festgabe zur 33. Pommerschen Provinzial-Lehrerversammlung. Im Auftrage der literarischen Kommission des Kösliner Lehrervereins herausgegeben von Hermann Kasten. Mit Bild, Buchschmuck und Musikbeigaben. Köslin, Verlag des Kösliner Lehrervereins. 1905.

Kiefer. — Feucht-fröhlicher Kling-Klang. Von Wendel Kiefer. Magdeburg-N., R. Zacharias. O. J.

Kielland. — Sämtliche Novellen. Von Alexander L. Kielland. Noch unter Mitarbeit des inzwischen † Verfassers übersetzt von Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. Buchschmuck von H. Schittenhelm. Leipzig, Georg Merseburger. 1906.

Kilényi. — Ein wiedergefundenes Bild des Tizian. Studie von Hugo von Kilényi. Budapest, Buchdruckerei Aktiengesellschaft. 1905.

Kirchner. — Kindheitsglaube und Liebesglück. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des schlesischen Dichters J. Chr. Günther. Von J. Kirchner. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Kirstein. — Die da leiden. Von Paul A. Kirstein. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Klaußmann. — „Schlagende Wetter." Episoden aus dem Leben eines jungen Bergmanns. Für die reifere Jugend erzählt von A. Oskar Klaußmann. Mit vier Dreifarbendruckbildern von Richard Knötel. Leipzig und Kattowitz, Carl Siwinna. 1907.

Klaußmann. — Vesuvius, der Feuerberg. Szenen von der letzten Vesuv-Katastrophe. Für die reifere Jugend erzählt von A. Oskar Klaußmann. Mit vier Dreifarbendruckbildern und einem Umschlagbild von Richard Knötel. Leipzig und Kattowitz, Carl Siwinna. 1907.

Klingebeil. — Höchste Güter. Streiflüge eines Wahrheitsuchers. Von Hermann Klingebeil. Berlin, Conrad Skopnik. 1905.

Knötel. — Die eiserne Zeit vor hundert Jahren. Heimatbilder aus den Tagen der Prüfung und der Erhebung. 1805—1813. Bild und Wort. Von Richard Knötel. Leipzig und Kattowitz, Carl Siwinna. O. J.

Knötel. — Oberschlesische Sagen. Nacherzählt von Paul und Hildegard Knötel. Leipzig und Kattowitz, Carl Siwinna. 1907.

Konrad. — Eninchli. Götter- und Heldenlieder. Von Karl Konrad. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Kont. — Geschichte der ungarischen Literatur von J. Kont. Leipzig, C. F. Amelang. 1906.

Kraft. — Runen. Dichtungen von Frida Erika Kraft. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. O. J.

Krause. — Eine gefangene Seele. Roman von H. von Krause. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1906.

Kremnitz. — Eine Hilfloje. Roman von Mite Kremnitz. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Kuh. — Biographie Friedrich Hebbels. Von Emil Kuh. Zwei Bände. Zweite, unveränderte Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1907.

Kultur, Die, der Gegenwart. — Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneburg. Erster Teil, erste Abteilung. Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Von W. Lexis, Fr. Paulsen, G. Schippa, A. Matthias u. a. Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Kurz. — Gedichte von Isolde Kurz. Vierte und fünfte Auflage. Mit dem Porträt der Dichterin. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Lahler. — Kling-Klang-Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder. Ausgewählt und in Musik gesetzt von W. Lahler. Illustriert von H. Lessler und J. Urban. Wien und Leipzig, Tempsky-Freytag. 1907.

Langmesser. — Arnold Bovet. Sein Leben und sein Wirken. Von Dr. August Langmesser. Bern, Agentur des „Blauen Kreuzes". Basel, Kober (C. F. Spittler's Nachf.). 1906.

Lankester. — Natur und Mensch. Von Edwin Ray Lankester. Mit einer Vorrede von Konrad Günther. Leipzig u. London, A. Owen & Co. S. a.

Lanson. — Voltaire. Par Gustave Lanson. Paris, Hachette & Cie. 1906.

Lanzac de Laborie. — Paris sous Napoléon. La cour et la ville. La vie et la mort. Par L. de Lanzac de Laborie. Paris, Plon. 1905.

Lasson. — Hegel. Ein Überblick über seine Gedankenwelt in Auszügen aus seinen Werken. Zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen von Georg Lasson. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Lechat. — Phidias et la sculpture grecque au Ve siècle. Par Henri Lechat. Paris, Librairie de l'art ancien et moderne. S. a.

Leyen. — Deutsche Universität und deutsche Zukunft. Betrachtungen von Friedrich von der Leyen. Jena, Eugen Diederichs. 1905.

Lipps. — Die ästhetische Betrachtung und die bildende Kunst von Theodor Lipps. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1905.

Litzmann. — Meine Ziele im akademischen Lehramt. Eine Antwort an Herrn Professor Schmidt. Von Berthold Litzmann. Dortmund, Fr. Wilhelm Ruhfus. 1905.

Lombard. — Betrachtungen eines amerikanischen Tonkünstlers. Von Louis Lombard. Einzig berechtigte Übersetzung des amerikanischen Originals. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Marlow. — Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abschnitten. Von F. Marlow (Ludwig Hermann Wolfram). Neu herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Otto Neurath. Nebst drei Registern, einem faksimilierten Brief und einer Stammtafel. Berlin, Ernst Frensdorff. O. J.

Marti. — Die Schule der Leidenschaft. Roman von Fritz Marti. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Massenbach. — Schicksal. Dramatische Dichtung von M. v. Massenbach. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Meinhardt. — Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von Adalbert Meinhardt. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Mentschel. — Elbklänge. Ein Lieder-Zyklus. Von Theo Mentschel. Berlin u. Leipzig, Curt Wigand. 1905.

Mielke. — Schillers Demetrius. Nach seinem szenischen Aufbau und seinem tragischen Gehalt. Von Adolf Mielke. (Schriften der literarhistorischen Gesellschaft Bonn, herausgegeben von Berthold Litzmann. II.) Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 1907.

Moesonyi. — Religion und Wissenschaft. Eine Studie über deren Verhältnis von Alex. von Mosconyi. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1905.

Möbius. — Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie. Von P. J. Möbius. Halle a. S., Carl Marhold. 1907.

Möbius. — Über Scheffels Krankheit. Mit einem Anhang: Kritische Bemerkungen über Pathographie. Von P. J. Möbius. Halle a. S., Carl Marhold. 1907.

Mörike. — Gedichte. Von Eduard Mörike. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Montaigne. — Journal de voyage. Par Montaigne. Publié avec une introduction, des notes, une table des noms propres et la traduction du texte italien de Montaigne par Louis Lautrey. Paris, Hachette & Cie. 1906.

Münz. — Friedrich Hebbel als Denker. Von Bernhard Münz. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1906.

La Nation Belge, 1830—1905. — Conférences jubilaires faites à l'exposition universelle et internationale de Liège en 1905. Liège, Charles Desoer. S. a.

Nieritz. — Ausgewählte Volkserzählungen. Von Gustav Nieritz. Mit einer Einleitung herausgegeben von Adolf Stern. Mit des Dichters Bildnis. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Oertzen. — Aus den Papieren eines Grüblers. Von Georg von Oertzen. Freiburg (Baden), J. Bielefeld. 1906.

Oertzen. — Memoiren des Zufalls. Von Georg von Oertzen. Freiburg (Baden), J. Bielefeld. 1906.

Ostwald. — Lieder aus dem Rinnstein. Gesammelt von Hans Ostwald. Drittes Bändchen. Berlin, Verlagsanstalt „Harmonie". O. J.

Palten. — Vom „Dr. Hons" und andere Wiener Gschichteln und Gedichteln für alle Freunde echten Wiener Humors. Von Robert Palten. Erster und zweiter Band. Zweite Auflage. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Pichler. — Über die Arten des Seins. Von Hans Pichler. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1906.

Pierson. — Preußische Geschichte. Von William Pierson. Neunte, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von John Pierson. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Poll. — Liebe und Leben. Glossen von Karl Poll. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1907.

Popper. — Kleine Münze. Skizzen und Parabeln. Von W. Popper. Berlin u. Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Prybyl. — Das gelobte Land. Roman von Alvilde Prybyl. Allein berechtigte deutsche Ausgabe von Heinrich Zichalig. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Puttkamer. — Im Panzer-Automobil. Erzählung einer Weltreise von Jesco v. Puttkamer. Mit vier Dreifarbendruckbildern und einem Umschlagbild von Richard Knötel. Leipzig und Kattowitz, Carl Siwinna. 1907.

Rabelais. — Des François Rabelais Pantagruel. Erstes Buch. Verdeutscht von Engelhart, Hegaur und Dr. Owlglaß. München, Albert Langen. 1907.

Reimer. — Grundzüge deutscher Wiedergeburt. Von Josef Ludwig Reimer. Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt. 1906.

Revel. — Ihr Problem. Die Geschichte des sexuellen Problems Einer. Von H. A. Revel. Leipzig, Scholz & Maerter. 1905.

Richter. — William Blake. Von Helene Richter. Mit 13 Tafeln in Lichtdruck und einem Dreifarbendruck. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1906.

Richter. — Kunst und Philosophie bei Richard Wagner. Akademische Antritts-Vorlesung von Raoul Richter. Leipzig, Quelle & Meyer. 1906.

Röhrig. — Unter der Fahne des ersten Napoleon. Jugendgeschichte des Hunsrücker Dorfschullehrers Johann Jakob Röhrig, von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von seinem Enkel Karl Röhrig. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1905.

Rose. — Napoleon I. Unter Benutzung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv von John Holland Rose. Autorisierte deutsche Übersetzung von K. W. Schmidt. Mit vielen Karten und 4 Tänen, einem Faksimile-Briefe und einem Bildnis Napoleons in Photogravüre. Zwei Bände. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1906.

Rudloff. — Vom Wege. Gedichte. Von Erich Rudloff. Magdeburg-N., N. Zacharias. O. J.

Salter. — Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer. Von Siegbert Salter. Zweiter Band: Die Rothschilds. — Dritter Band: Ferdinand Lassalle. Berlin, Arnold Heyne. O. J.

Schäfer. — Kolonialgeschichte. Von Dietrich Schäfer. Zweite, revidierte und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1906.

Scheffel. — Joseph Victor von Scheffels Briefe an Karl Schwanitz. (Nebst Briefen der Mutter Scheffels.) 1845 bis 1886. Leipzig, Georg Merseburger. 1906.

Scherer. — Führer durch die Strömungen auf dem Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften, zugleich ein Ratgeber für Lehrer und Schulbeamte bei der Einrichtung von Bibliotheken. Herausgegeben unter Mitwirkung von Gelehrten und Schulmännern von H. Scherer. Erstes Heft: Religionsunterricht. Leipzig, Ernst Wunderlich. 1907.

Schillings. — Der Zauber des Elelejcho. Von C. G. Schillings (Verfasser von „Mit Blitzlicht und Büchse"). Mit 318 Abbildungen, meist photographischen Original-Tag- und Nachtaufnahmen des Verfassers, urkundtreu in Autotypie wiedergegeben. Leipzig, M. Voigtländer. 1906.

Schkopp. — Kameruner Bananen. Von Eberhard von Schkopp. Berlin, Winckelmann & Söhne. 1906.

Schlaf. — Kritik der Taineschen Kunsttheorie. Von Johannes Schlaf. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1905.

Schleiff. — Nasreddin Hadscha, de türkische Uhlenspiegel. Türkische Snacken und Snurren von B. Schleiff. Magdeburg-N., N. Zacharias. O. J.

Schlicht. — Mobil. Roman von Freiherrn von Schlicht. München, Albert Langen. 1907.

Schmitt. — Hebbels Dramatechnik. Von Saladin Schmitt. (Schriften der literarhistorischen Gesellschaft Bonn, herausgegeben von Berthold

Litzmann. I.) Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 1907.

Schröder-Wilde. — Oskar Wildes Ballade vom Zuchthause zu Reading. Übersetzt und aus dem Zusammenhange seines Lebens erklärt von D. A. Schröder. Mit einem Bildnis des Dichters. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Seewald. — Geschick und Wille. Morena. Familientragödie in fünf Aufzügen von Wilhelm v. Seewald. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Semmig. — Silhouetten. Von Berta Jeanne Semmig. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1906.

Sieburg. — Verlorene Spiele. Drei Studien von Erich Sieburg. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Sinclair. — Der Industriebaron. Geschichte eines amerikanischen Millionärs. Von Uptan Sinclair. Autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen. Hannover, Adolf Sponholz. 1906.

Sommer. — Am Abend. Roman von Fedor Sommer. Leipzig, Arthur Cavael. 1907.

Sommer. — Heimweh. Roman von Anna Sommer. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Spemanns Alpen-Kalender. (Für 1907.) — Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Spemanns historischer Medizinal-Kalender. (Für 1907.) — Bearbeitet von J. Pagel und J. Schwalbe. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Spemanns Kunst-Kalender. (Für 1907.) — Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Spielhagen. — Auf der Düne. Von Friedrich Spielhagen. Illustriert von M. v. Barasewitsch. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Spieß. — Von den Ufern des Lebens. Von Karl v. Spieß. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. O. J.

Staudinger. — Wirtschaftliche Grundlagen der Moral. Von Franz Staudinger. Darmstadt, Eduard Roether. 1907.

Steffen. — Sternschnuppen. Hundert Bilder, Skizzen und Gedanken. Von E. Steffen. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Storm. — Aquis submersus. Novelle von Theodor Storm. Siebente Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Storm. — Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Dreiundsechzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Storm. — Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. Zehnte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel 1906.

Sutro. — Das Doppelwesen der menschlichen Natur als Einführung in die Religion der Vernunft. Von Emil Sutro. Berlin, Berliner Druckerei- u. Verlagsgesellschaft m. b. H. O. J.

Thode. — Goethe, der Bildner. Von Henry Thode. Heidelberg, Carl Winter. 1906.

Thumm-Kintzel. — Wie erkennt man eines Menschen Wert aus seiner Handschrift. Von Magdalene Thumm-Kintzel. Leipzig, Paul List. O. J.

Tronchin. — Théodore Tronchin (1709—1781). D'après des documents inédits par Henry Tronchin. Avec un portrait en héliogravure et une gravure hors texte. Paris, Plon. 1906.

Unser Kaiser und sein Volk! — Deutsche Sorgen. Von einem Schwarzseher. Freiburg i. Br. und Leipzig, Paul Wantzel. 1905.

Vademecum für Phantasiestrategen. — Kattowitz und Leipzig, Carl Siwinna. O. J.

Vesper. — Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik. Gesammelt von Will Vesper, geschmückt von Käte Waentig. Düsseldorf und Leipzig, W. Langewiesche-Brandt. 1906.

Volland. — Eigner Herd. Eine Sittengeschichte von Hans Volland. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Vollbrecht. — Im Reiche des Negus Negesti Menelik II. Eine Gesandtschaftsreise nach Abessinien. Von Hans Vollbrecht. Mit 29 Abbildungen und einer Karte. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Volker. — Das Natur-Evangelium. Von Robert Volker. Riga, Alexander Grosset, in Firma F. Deutsch. O. J.

Wackernagel. — Poetik, Rhetorik und Stilistik. Von Wilhelm Wackernagel. Dritte Auflage. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1906.

Wehberg. — Wie stellt sich Düsseldorf zu den Reformbestrebungen seines Schauspielhauses? Ein Beitrag zur modernen Decadence und der Geistesfreiheit der katholischen Kirche. Von Hans Wehberg. Köln, M. Du Mont-Schauberg. 1907.

Wehrmann. — Willi Alten. Einer, der den Frieden fand. Roman von Hans Wehrmann. Schwerin i. M., Fr Bahn. 1907.

Weitz. — Gott und die Götter. Ein nordisches Lied, gesungen von Hans Weitz. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Welt-Panorama, Das große. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Band VI. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Wettstein. — Die Strafverschickung in deutsche Kolonien. Von K. A. Wettstein. Zürich, Zürcher & Furrer. 1907.

Wilms. — Dietwald Vrischemai. Von Wilhelm Wilms. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1907.

Wolff-Hamburg. — Die Meisterin. Schauspiel in vier Akten. Von Johanna Wolff-Hamburg. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler. 1906.

Wolff-Hamburg. Susannens Rosengarten. Schauspiel in vier Akten. Von Johanna Wolff-Hamburg. München, Georg D. W. Callwey. 1906.

Wormstall. — Der Tempel der Tanfana. Ein altgermanisches Heiligtum in neuer Beleuchtung. Von Joseph Wormstall. Münster i. W., Aschendorff. 1906.

Wulffen. — Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers „Räubern". Von Erich Wulffen. Halle a. S., Carl Marhold. 1907.

— Ibsens „Nora" vor dem Strafrichter und Psychiater. Von Erich Wulffen. Halle a. S., Carl Marhold. 1907.

Zabel. — Meine Hochzeitsreise durch Korea während des russisch-japanischen Krieges. Von Rudolf Zabel. Mit Titelbild, einer Karte und 200 Abbildungen im Text, zumeist nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1905.

Zillenius. — Der Wille. Von Zillenius. Berlin u. Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Zobeltitz. — Die Tierbändigerin. Von Fedor v. Zobeltitz. Illustr. v. E. Heilemann. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.129

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY